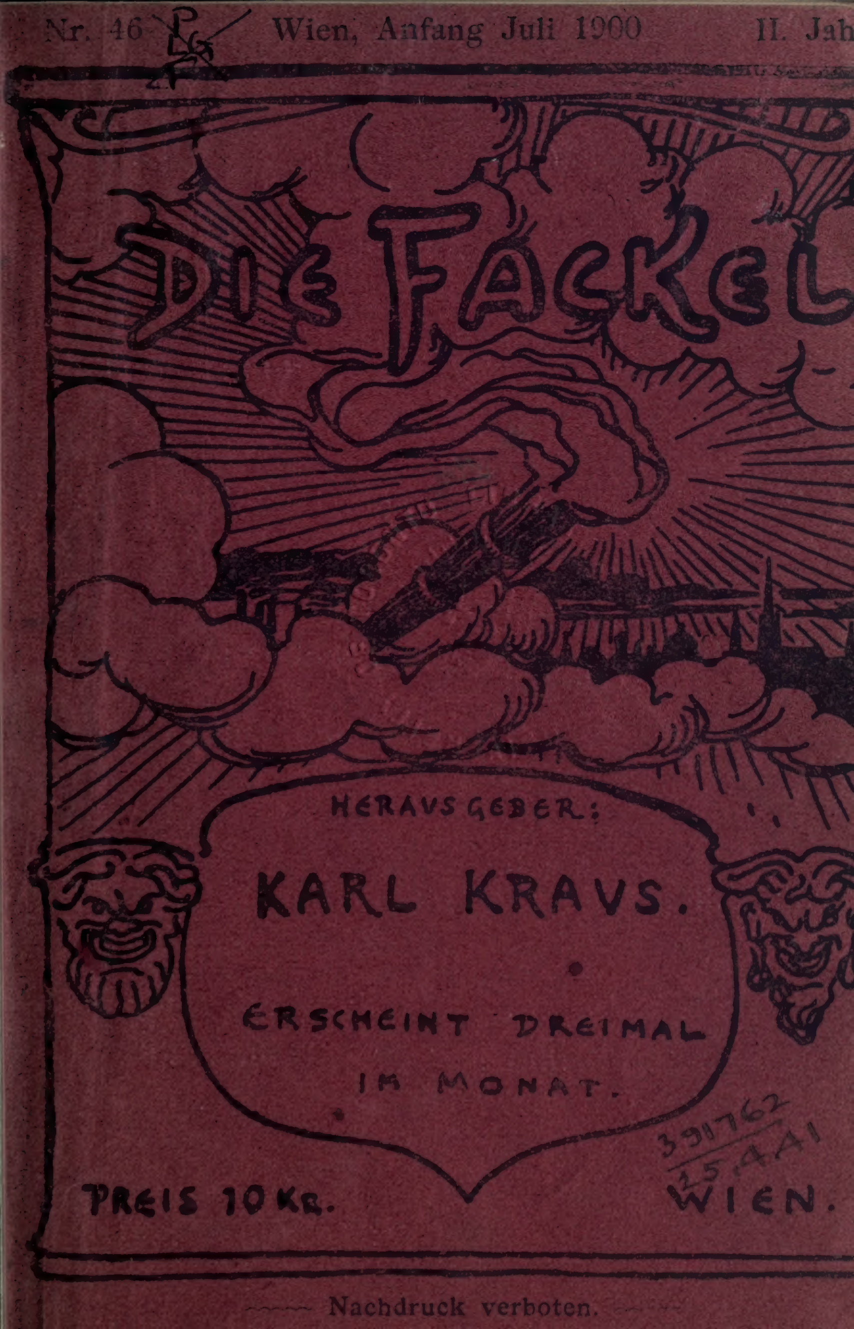

3 1761 08098017 0

Nr. 46 Wien, Anfang Juli 1900 II. Jah



Nachdruck verboten.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K 7.—
» » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M. 7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		» 8.20
» » » » » halbjährig, »		» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

DIE FACKEL

NR. 46 WIEN, ANFANG JULI 1900 II. JAHR

FEUERLÄRM.

Wer es etwa bedauern mag, dass die Wiener Theater schon geschlossen sind, wird sicherlich reiche Entschädigung in den immer geöffneten Theaterrubriken unserer Zeitungen finden. Ich will gar nicht davon sprechen, dass wir jedesmal, wenn der Sommer ins Land kommt, verlässliche Auskunft über die Reisepläne der Frau Kopaczi und die Mittheilung erhalten, dass Herr Natzler nunmehr definitiv das Ampezzothal für seine Radtour in Aussicht genommen hat. Der Theil der Sommerarbeit unserer Theaterreporter tritt heuer ohnedies weniger in Erscheinung. Es ist noch vom Winter, von der Zeit der Bälle her mancher Groll nicht verwunden, und da die Meldung, »ein« Hofschauspieler habe sich zur Erholung nach Fanö, »ein anderer« Hofschauspieler nach Sulden begeben, auf allgemeine Heiterkeit stoßen würde, haben die Blätter sich freiwillig einige Zurückhaltung auferlegt. Aber es gibt noch Nachrichten, die uns auch am heißesten Tage in die verödete Bühnensphäre zu bannen vermögen. Und solche Nachrichten durchziehen seit mehr als vier Wochen die unterschiedlichen Theaterrubriken.

Es handelt sich um eine Komödie, über die noch nach Schluss der Saison referiert werden musste. Die Theater sind geschlossen, aber die Theaterlandescommission hatte zu spielen begonnen, und da ihr Spiel — mit der Sicherheit des Publicums, mit der Existenz von Bühnenleuten — einen vollen Monat währte,

so gab's alle Hände voll zu thun. Wenn ich von Händen spreche, so will ich sagen, dass die Theaterjournalisten mit Erregung, mit der bei »großen« Premièren der Saison gehandhabten, ihres Amtes walteten. In solcher Gemüthsverfassung vergaßen sie freilich, die Leser über Tendenz und Wesen der aufgeführten Komödie zu unterrichten. Sie warfen das Wort »Theaterlandescommission« in die Debatte und überließen es dem Publicum, sich über seine Bedeutung klar zu werden. Und das Publicum gieng mit dem Eindruck nachhause, jene Theaterlandescommission sei ein zum Schutz einer gewinnsüchtigen Librettistenclique geschaffenes Departement der niederösterreichischen Statthalterei. Wie es kam, dass dieser Eindruck schließlich auch die richtige Beurtheilung der Komödie enthielt, will ich in raschen Zügen zu erklären versuchen.

Anfang Juni erwachte die sogenannte Theaterlandescommission aus ihrem Schlafe, der nicht einen, sondern recht viele Winter gedauert hatte. Die ältesten Theaterbesucher erinnerten sich ihrer Existenz nur aus jenen Tagen, da sie nach den Bränden des Ring- und Stadttheaters zur nachträglichen Beruhigung des Publicums in flüchtigen Sitzungen zusammengetreten war. Ein Theater nach dem andern brannte ab, aber wir hatten die Genugthuung, dass nicht nur »Alles gerettet«, sondern auch die Theaterlandescommission uns unversehrt erhalten war. Seit Jahrzehnten beschäftigt sie sich damit, für die noch nicht von einer Katastrophe ereilten Theater Wiens bauliche Adaptierungen zu »verlangen«. Und in diesem oft geäußerten, nie gestillten Verlangen ward sie fast sentimental. Nie hat sie sich — sie ist ja eine österreichische Behörde — bis zu jener seelischen Höhe verstiegen, die man Energie nennt, und wenn sie eines Morgens aus den Zeitungen von einem großen Feuerbrand erfahren hätte, der an der Wien oder in der Praterstraße gewüthet, so hätte sie erstaunt gerufen:

»Seht ihr, ich habe es immer prophezeit«, und wäre mit der heimlichen Sehnsucht nach baulichen Adaptierungen wieder eingeschlafen. Neulich erfuhr sie, dass zwei der ältesten Wiener Theatergebäude ihre Besitzer wechseln sollen. Herrn v. Jauner, den Branddirector, hatte sie im Carltheater, Frl. v. Schönerer im Theater an der Wien wirtschaften und abwirtschaften lassen. Pietätvoll hatte sie jenem, dessen Brandroutine ihrem Laienurtheil zweifellos überlegen war, nachsichtig hatte sie der Directrice, die wohl hohe Protection besaß, nicht ins Handwerk pfuschen wollen. Und in der That: — künstlerisch und finanziell waren die beiden Theater zusammengekracht, die morschen Gebäude standen. Nun ward ein Wechsel der Besitzer angekündigt; es wäre die Zeit gewesen, artig und in Ruhe »bauliche Adaptierungen zu verlangen«. Statt dessen ließ unsere vortreffliche Commission die neuen Männer alle Vorbereitungen für die neue feuergefährliche Aera treffen, alle Engagements abschließen und das Publicum mit verheißungsvollen Zeitungsnotizen verlocken. Als aber die neuen Schauspieler sich den neuen Directoren, diese sich den neuen Eigenthümern verpflichtet und alle Brücken für ein künstlerisches und materielles Fortkommen hinter sich abgebrochen hatten, begann sich die Theaterlandescommission mit einem Male zu räkeln, rieb sich den Schlaf von Jahrzehnten aus den Augen und schrie den vor Schreck erstarrten Theaterleuten die Frage entgegen, warum man sie nicht früher geweckt habe. Der Wunsch, alles Versäumte nachzuholen, gab ihr die lange vermisste Energie wieder, und mit Stentorstimme sprach sie das Verlangen nach baulichen Adaptierungen aus.

Diesmal forderte sie, und so decidiert, dass alles, was in Wien an Theaterfragen interessiert ist, mit Zittern und Bangen der kommenden Saison entgegensah. Man begann nämlich die Theaterlandescommission ernst zu nehmen. Die Vernünftigen freuten sich der neuen Thatkraft und fanden es ganz natürlich, dass

eine Behörde, wenn auch spät genug, Maßnahmen für die körperliche Sicherheit des Theaterpublicums zu treffen gewillt ist. »Niederreißen!« — zu dieser Parole hat sich längst die Pietät für die zwei altberüchtigten Menschenfallen: Carltheater und Theater an der Wien bekehrt. Wer je mit Schaudern daran gedacht hat, dass die alten Operettenschätze durch den Einbruch jener Horde von tantièmengierigen Redacteuren verwüstet wurden, der hat auch mit Schaudern an die Möglichkeit gedacht, beim Anhören eines Librettos von Landesberg oder Stein und einer Melodie von Weinberger des gräßlichen Feuertodes zu sterben. Offenbach's reizvolle »Hoffmanns Erzählungen«, bei deren zweiter Darstellung das Ringtheater in Flammen aufgieng, wurden in Wien seit jenem Abende nicht mehr gespielt. Wollten wir's so weit kommen lassen, dass der Theateraberglaube uns auch die Werke unserer Bauer, Leon, Buchbinder und Landesberg entrückt? Die Commission stellte Bedingungen, deren Erfüllung mit dem Niederreißen der alten Gebäude identisch war. Bis zum Aufbau der neuen konnte sich die Operette erholen. Längst war ein autoritativer Befehl herbeizuwünschen, der die Production etwa mit dem Jahre 1885 abschlösse und das Anfertigen von Libretti in Wiener Redactionen bei Strafe der Ausweisung des Autors in die jeweilige ungarische Heimatsgemeinde verböte. Nun waren's die Einsichtigen zufrieden, dass die Reform der Vorstadtbühne wenigstens vom Architekten angebahnt werden sollte. Was aber thaten die Operettenjobber? Wenn das Börsengebäude vor der Demolierung stünde, die betheiligten Kreise würden den Markt in die benachbarten Kaffeehäuser verlegen. Unsere Librettisten brauchen ihr Haus. Und so geberdeten sie sich, da der Wille der Commission ruchbar wurde, wie eine Mutter, der man ihr Schmerzenskind entreißen will:

Da die Herren insgesammt in Redactionen sitzen, so war die Stellung der liberalen Presse in diesem

Kampf um einen von feindlicher Macht bedrängten ›Platz« von vornherein gegeben. Die Theaterlandescommission wurde ob ihrer bisherigen Lethargie belobt, ihr erster Versuch zur Thatkraft mit hohnvoller Empörung zurückgewiesen. Es war ein ganz merkwürdiges Schauspiel. Manchmal musste man sich fragen, für wen da eigentlich gekämpft, in wessen Interesse diese gesträubten Federn geführt werden. Dienen sie den Wünschen des Publicums, das gläubig und in fast hypnotischer Verzückung jedem ihrer Züge folgt? Nein; denn dieses Publicum ist doch berufen, in den Theatern, deren Reconstruction sich die Journalistik tapfer widersetzt, zu verbrennen. Also verrichten sie Arbeit im privaten Wirkungskreise, indem sie schnöde Interessen des materiellen Eigennutzes vertreten? So muss es wohl sein. An der ununterbrochenen Existenz der beiden Theater haben ausschließlich die Parasiten ihrer Tantièmencassen ein Interesse. Heuchlerisch verbrämen sie die selbstgesuchten, selbstsüchtigen Argumente mit jener ranzigen »Pietät« für die ehrwürdigen Kunststätten, die man nicht dem Verfall preisgeben dürfe. Aber was sonst hat den Verfall dieser ehrwürdigen Kunststätten — lange vor dem Wunsch der Theatercommission — zur That gemacht, als dieses schuftige Cartell journalistischer Unterhändler, das von den Directionen durch kritische Bedrohung jahraus jahrein die Annahme seiner elenden Stücke erpresste? Wer sonst, als diese klebrigen Coulissiers, die gesticulierend heute im Zwischengang des Parquets die Theatercourse ausmachen und morgen vor der Rampe als beseligt lächelnde Autoren erscheinen? Die Leiterin des Theaters an der Wien hat, von dieser Bande vollständig ausgeraubt, in einer Anwandlung von Ekel ihrem Amte entsagt. Herrn v. Jauner im Carltheater drückten die Herren eines Tages ihren Revolver in die Hand. So starb die Operette. Wenn jetzt die alten Mauern, hinter denen sie einst gelebt und Generationen erfreut, fallen sollen, so ist es wahrlich kein Anlass, Trauer anzulegen.

Ich will zugunsten der Herren annehmen — und soweit sind sie sich auch ihrer Verantwortlichkeit bewusst —, dass nicht die bloße Aussicht auf eine Serie von Sensationsberichten für den Fall eines Theaterbrandes ihren Standpunkt in dieser Frage bestimmt hat. Der Wunsch nach Erhaltung zweier gefährlicher Ruinen ist — zur Ehre der Wortführer unserer öffentlichen Meinung sei es gesagt — lediglich dem Selbsterhaltungstriebe entsprungen. Wien könnte sich eine Zeitlang ohne Operettenbühne durchfretten, aber in dem Budget seiner kritischen Berather würde der entfallenden Post »Tantièmen« die — finanztechnisch gesprochen — »Bedeckung« fehlen. Das Publicum mag sehen, wie es bei ausbrechender Panik durch die engen Corridore des Theaters an der Wien ins Freie gelangt; — die Kritik hat auf ihren von allen Seiten freien Plätzen nichts zu fürchten . . . .

Aber wenn man so die unwürdigsten Schmierer für ehrwürdige Kunststätten, wenn man die Zerstörer aller Tradition für die Erhaltung eines Kunstgenres sich ereifern sah, so durfte man darum nicht glauben, dass sie bloß in eigener Sache die Feder führten. Auch die Capitalistenconsortien, die an der kostenlosen Uebernahme der beiden Bühnen interessiert sind, mussten jeden Auftrag der Theatercommission als einen argen Strich durch die eben abgeschlossene Rechnung empfinden. Und wann hätte sich unsere Presse geweigert, den Wünschen einer capitalskräftigen Gruppe, deren Interessen zum Ueberfluss noch den eigenen parallel liefen, als Sprachrohr zu dienen? Eine der beiden alten Bühnen — oh über die dreimalig geheiligte Tradition eines Kunstgenres! — geht in den Besitz des Prager Kattundruckers Kubinzky und jenes Herrn Simon über, der einst in Prag Holzhändler war und nun mit der alten Sehnsucht nach Brennmaterial sich für das Theater an der Wien zu interessieren begann. Hier gab's mit Aussicht auf ein gutes Trinkgeld gerechte Ansprüche zu vertreten, und Herr Julius Bauer, dem die

Aufführungsmöglichkeit seiner jährlichen Operette — da gibt's gar nichts zu lachen! — eine ernste Lebensfrage bedeutet, gieng mit gutem Beispiel voran, indem er Herrn Simon als »Wiener Patricier« lancierte.

Mit jenem gewissen Geschrei, das bei uns von altersher unbotmäßige Behörden einschüchtert und das an einem unseligen Tage auch die Aufhebung des Zeitungsstempels durchgesetzt hat, stürzte sich die Rotte der für ihre Domänen besorgten Merkantilliteraten und Buchmacher auf die Theatercommission, und wie sonst oft in Fragen des öffentlichen Interesses, so konnte man auch diesmal die strammsten Antisemiten mit den prononciertesten Herren von der Schachergilde an einem Strange ziehen sehen. Das ‚Deutsche Volksblatt', das als einziges Gegengewicht zu seinen verdächtigen Bankinseraten eine verschwenderische Fülle von anticorruptionistischen Ausrufungszeichen hinter verdächtigen Eigennamen bietet, hat in der Frage des Advocatenwuchers den Herren vom ‚Barreau' treue Gefolgschaft geleistet. Und da es in der Theaterfrage zwischen einer Gefahr für das Leben der Wiener Theaterbesucher und einer für die Taschen der Herren Kubinzky (!) und Simon (!) zu wählen galt, hat sich das Blatt keinen Moment besonnen, welcher von beiden Gefahren im öffentlichen Interesse kräftiger zu wehren sei. In einem langen Artikel klagte es am 6. Juni über die Begehrlichkeit der Commission, deren Verfügungen »einen Sturm des Unwillens« in Wiener Theaterkreisen erregt hätten, dem sich »eine gewisse Berechtigung« nicht absprechen ließe. Es sehe zwar selbst ein, dass die beiden Häuser »den idealen Anforderungen an ein modernes Theater nicht entsprechen«. Aber da die Commission so viele Jahre unthätig dem alten Schlendrian zugesehen, so dürfe sie sich jetzt nicht einer so »krassen Inconsequenz« schuldig machen, und »wenn eine Frau die genügenden Garantien für die Sicherheit des Publicums im Theater an der Wien bot«, dann werde man jene »erst recht« in der Person

eines ob seiner Energie bekannten männlichen Theaterleiters finden dürfen. Zum Schlusse bittet der wackere Anticorruptionist »um Rücksicht auf die wirtschaftlichen Interessen der Männer, die es gewagt haben, in den beiden fraglichen Theatern Wien zwei Kunstinstitute erhalten zu wollen«, also vor allem der Herren Kubinzky (!) und Simon (!). Und da hat man noch befürchtet, die Antisemiten würden für die Niederreißung der alten Häuser Stimmung machen, um die Chancen des Jubiläumstheaters und noch zu gründender christlicher Bühnen zu steigern. Dass unser Blatt ein »Volksblatt« ist, glaube ich bewiesen zu haben; dass es »deutsch« geschrieben ist, mögen Wendungen wie »der Erlass der Theatercommission, mittelst welchem« und »nach dem Bau eines eisernen Dachstuhles dringen« beweisen. Andere Antisemitenblätter, die die Wiener Theaterfrage, bevor sie eine brennende ward, in richtigerem Sinne zu lösen wussten, unterließen es leider, die christlichsociale Parteileitung nach dieser Probe auf die Gefahren und Missdeutungen aufmerksam zu machen, denen sie bei einer ferneren publicistischen Vertretung durch das ‚Deutsche Volksblatt' fraglos ausgesetzt wäre, unterließen es, eine entschiedene Desavouierung des Blattes durch eine Gemeinderathsdebatte anzuregen.

Die Theaterbehörde hatte Feuerlärm geschlagen. Dass es ein blinder war, hat kein Kenner der beiden Oertlichkeiten, wofern er nur uninteressiert und aufrichtig ist, zu behaupten gewagt. Aber dass es Lahme waren, die das Signal gegeben, sollte sich nur zu bald erweisen. Ich hatte keinen Moment an die Entschlossenheit dieser Commission geglaubt, nur an ihre Ungeschicklichkeit, die sie voreilig Befehle aussprechen ließ, deren Ignorierung sie nachträglich compromittieren muss. Die ganze Energie war nichts als — Theaterfeuer, und die Interessentengruppen haben einen Erfolg aufzuweisen, der sie selbst noch mehr überraschen dürfte, als jene, die so naiv waren, einer Theateraufsichtsbehörde Sorge für die körperliche

Sicherheit der Theaterbesucher zuzumuthen. Jetzt sehen wir, dass sie nicht dazu erschaffen ward, das Gefühl der Sicherheit zu mehren, sondern: ein Gefühl der Unsicherheit zu erzeugen. Dass das Carltheater und das Theater an der Wien lebensgefährliche Orte sind, haben bisher so manche schon gefühlt, aber sie konnten nichts dagegen thun. Klar ausgesprochen hat es erst die löbliche Theatercommission, die — auch nichts dagegen thut. Ein beschämenderes Schauspiel ward seit langem nicht der Oeffentlichkeit geboten, und weit mehr als die kecke Resolution eines Stadtrathes in Sachen Heine könnte uns das zage Zurückweichen einer Landesbehörde vor dem Gekläff einer feilen Presse und vor den Wünschen etlicher einflussreicher Geldmänner im »Ausland« compromittieren.

Eine Behörde hat die Oeffentlichkeit allarmiert, indem sie unter fachmännischem Beirathe den Zustand zweier großer Schauspielhäuser als eminent sicherheitsgefährlich bezeichnete und den vollständigen Umbau als die einzige Bedingung der Spielerlaubnis gelten lassen wollte. Auch die Opernredouten konnten durch zwanzig Jahre »anstandslos« abgehalten werden; als aber irgend ein bis dahin unbekannter Architekt im Wege der Zeitung auf ihre Gefährlichkeit hinwies, zögerte das Hofamt nicht, die Faschingsfreuden ein für allemal aus den geräumigen Hallen des Operngebäudes zu verbannen. Jetzt hat eine Staatsbehörde ihr Machtwort gesprochen, und sie steht nicht an, es sofort zurückzuziehen, da sich die Herren Kubinzky und Simon ungehalten zeigen und die Herren Bauer und Landesberg eine Schmälerung ihres jährlichen Einkommens befürchten. Etliche geringfügige »Adaptierungen«, die von den Besitzern großmüthig zugestanden werden, sollen der Landesbehörde die Schmach völliger Demüthigung ersparen, sollen das Publicum über die nun einmal ins Land gerufene Gefahr beruhigen. Es gibt indes nur einen Ausweg: Das Publicum wird die beiden Stätten, die mit ämtlicher Genehmigung

wieder ehrwürdig sein dürfen, meiden, so dass die Möglichkeit einer Panik auf das von der Behörde gewünschte Minimum reduciert sein wird.



EINE TAUSSIG-BAHN.

Von einem Fachmann erhalte ich die folgenden Mittheilungen:

Die Zustände auf den Strecken der Staatseisenbahngesellschaft sind nicht minder lebensgefährliche als auf der famosen Südbahn. Bei einer Begehung gewisser Streckentheile, die ich kürzlich vornahm, konnte ich mich von dem grenzenlosen Leichtsinn überzeugen, den die maßgebenden Organe der Staatseisenbahngesellschaft in Ausübung ihres Berufes walten lassen. Ein verwerfliches Sparsystem (das seinen Zweck verfehlt, weil es nur an den untersten Bediensteten zur Anwendung kommt, während man gewissen Nichtsthuern, die Herr Taussig an seine Krippe gestellt, das Leben versüßt) hat es mit sich gebracht, dass der Oberbau der Strecke Wien—Brünn in einem Zustande ist, der nach fachmännischer Ansicht die Sicherheit der Passagiere und des Fahrpersonales arg gefährdet.

Es sind zum großen Theile vermorschte Holzschwellen, auf denen die Schienen ruhen. Zudem sind diese nicht genügend fest gebettet, — wovon man sich am besten überzeugen kann, wenn man den Bahnkörper in dem Moment, da ein Zug darüber hinwegsaust, beobachtet: Es bietet sich der entsetzensvolle Anblick eines förmlich schwingenden Geleises; die vermorschten Schwellen ruhen auf der Unterlage des

billigsten und schlechtesten Schotters und stöhnen — die Eisenbahner nennen dies »Stoßseufzer« — unter der Last der schweren Frachtzüge, die den Großen der Staatseisenbahngesellschaft so reichen Segen bringen. Nach fachmännischer Ansicht ist es geradezu ein Wunder, dass auf der Strecke Wien—Brünn Entgleisungen nicht an der Tagesordnung sind. Die Ingenieure und untergeordneten technischen Beamten wissen natürlich ganz genau, dass der größte Theil der Holzschwellen durch neue ersetzt werden müsste; allein sie wagen dies schon gar nicht mehr zu beantragen, weil sie wissen, wie wenig Aussicht vorhanden ist, sich mit solchen Anträgen bei den maßgebenden Herren vom Schwarzenbergplatz, denen die geschilderten Zustände seit Langem bekannt sind, beliebt zu machen.

Außerdem herrscht auf jener Strecke ein solcher Mangel an Oberbauarbeitern, dass es den technischen Beamten selbst für den Fall, dass die Gesellschaft mit dem Materiale nicht geizen würde, unmöglich wäre, auch nur die allerdringendsten Arbeiten durchzuführen. Auch an diesem Arbeitermangel trägt die Schmutzigkeit und Profitgier der Taussig-Gesellschaft Schuld. Achtzig Kreuzer per Tag wagt man einem Oberbauarbeiter für die unsäglich schwere Arbeit zu bieten. Alle Vorstellungen der Bahnmeister, den Lohn dieser armen Teufel zu erhöhen, begegneten tauben Ohren. Selbstverständlich traten gerade die tüchtigsten Arbeiter aus. Ein Zuzug findet bei diesem Schandlohn auch nicht statt, und die wichtigsten Streckenarbeiten bleiben zum Schaden des reisenden Publicums ungethan. Was die saubere Gesellschaft den armen Arbeitern entzieht, schanzt sie einigen von Taussig ihrer Gefügigkeit halber protegierten Oberbeamten zu. Ein kleines Beispiel: Da meldet ein Bahnmeister dem Streckenchef, dass einzelne Holzschwellen seiner Strecke unbedingt ausgewechselt werden müssen. Der Streckenchef meldet dies

nach Wien. Er muss eben dem Drängen des Bahnmeisters, der für den Fall eines Unglücks jede Verantwortung ablehnt, Rechnung tragen. Nach vielem Ach und Weh kommt endlich von Wien ein Oberbeamter und besichtigt die schadhaften Schwellen; nur wenn sie schon ganz vermorscht sind, bewilligt er die Auswechslung. Da nützen alle Einwendungen des Bahnmeisters nichts: — halbverfaulte Schwellen müssen liegen bleiben. Geschieht aber ein Unglück, so lehnt der Herr Oberinspector die Verantwortung ab, wälzt sie auf die Schultern des Bahnmeisters, obwohl dieser pflichtgemäß auf Ausbesserung der schadhaften Stellen bestand. Der Bahnmeister ist in jedem Fall der Prügeljunge. Von 20 beanständeten Schwellen werden zwei ausgewechselt. Diese repräsentieren einen Wert von 16 Kreuzern per Stück. Bei 20 Schwellen würde es sich also um 3 fl. 20 kr. handeln. Um diesen kleinen Betrag zu ersparen, schickt man einen Oberbeamten, der vom Oberbau keinen blauen Dunst hat, an Ort und Stelle und gibt ihm — 9 fl. Diäten. So »sparen« die Herren vom Schwarzenbergplatz.

Ist es der Generaldirection der Staatseisenbahngesellschaft bekannt, dass die Bahnmeister wegen Materialmangels gezwungen sind, bei schadhaft gewordenen Schienen nur den beanständeten Theil der Schiene zu entfernen und durch ein neues Schienenstück zu ersetzen? Wissen die Herren vielleicht, dass dieses »Anstückeln« Achsen- und Federnbrüche sowie Entgleisungen zur Folge haben kann? Ist es der k. k. Generalinspection der österreichischen Eisenbahnen, der doch die staatliche Controle über die Privatbahnen obliegt, bekannt, dass auf der Strecke Wien—Brünn (Section 1) »angestückelt« wird und dass das Geleise auf halbverfaulten und schlecht gebetteten Holzschwellen ruht? Weiß diese Behörde, dass täglich neue Meldungen von Maschinführern und Bahnmeistern über den gefährlichen Zustand der bezeichneten Strecke einlaufen, ohne dass die Gesellschaft darangeht, dem Oberbau

jene Sorgfalt zuzuwenden, auf die das reisende Publicum — das müssen auch die Beschützer des Herrn Taussig zugeben — immerhin einen gewissen Anspruch hat? Pflicht der k. k. Generalinspection wäre es, die Staatseisenbahngesellschaft dazu zu zwingen. Oder werden bei uns wieder einmal erst dann »Erhebungen gepflogen«, wenn eine Katastrophe eingetreten ist, wenn, wie an den Ehrentagen der Südbahn, das Blut der Opfer solch verbrecherischen Leichtsinns zum Himmel schreit? Oder kennen vielleicht die Herren Inspectionsbeamten des Eisenbahnministeriums den verwahrlosten Zustand der Strecke Wien—Brünn nicht? Es muss wohl so sein. Die Herren fahren I. Classe von Wien nach Bodenbach, unterbrechen die Fahrt meist nur zum Zwecke des Uebernachtens, nehmen vielleicht ab und zu an einer Commission theil, deren hauptsächlichste Aufgabe es ist, gut zu frühstücken und zwei bis drei Streckenchefs »anzuhören«, kehren dann befriedigt nach Wien zurück, reichen ein Reiseparticulare ein und nennen das eine Inspectionsfahrt. Sonst kann, wenn einer eine Reise thut, er immerhin »was erzählen«; an einer Inspectionsreise wird das Sprichwort zu Schanden. Passiert dann zum höchsten Erstaunen der Herren einmal etwas, so muss irgend ein armer Weichenwächter die Sünden der Taussig und Consorten büßen.

Also weniger Rücksicht für diese Leute, Herr v. Wittek, und etwas mehr für Ihre capitalistenfeindliche Vergangenheit! Machen Sie sich doch einmal den Spass, unangesagt die Strecke Wien—Wolkersdorf zu inspicieren — bis Bodenbach wollen wir Sie gar nicht bemühen —, stechen Sie versuchsweise — etwa bei Gerasdorf, wo zum Zeichen der Thätigkeit der technischen Section zwischen den Schienen bereits Unkraut fast so üppig wie Herr Taussig wuchert — mit Ihrem Spazierstock in eine der Schwellen, und Sie werden die Erkenntnis gewinnen, dass sowohl auf der Strecke wie im Verwaltungsrathe der Staatseisenbahngesellschaft manches faul und dass es wieder einmal höchste Zeit ist, den

Nutznießern der Privatbahnen energisch auf die morsche Schwelle ihres Gewissens zu treten.

*

An dem Tage, da ich die vorstehenden Mittheilungen erhielt, las ich im volkswirtschaftlichen Theile des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ von einem »ebenso geistvollen als formvollendeten Vortrag«, den der Director der Staatseisenbahngesellschaft, Hofrath Ritter v. Grimburg, kürzlich in Budapest gehalten hat. Der Herr sprach über — Eisenbahnunfälle. Bei der Staatseisenbahngesellschaft scheint dies die einzige Art zu sein, wie man ihnen vorbeugt: man hält über sie Vorträge. Beschwichtigungshofrath Grimburg verglich die Eisenbahnunfälle mit Krieg und Elementarereignissen, vor denen sie aber eine »Lichtseite« voraus haben: »Die Menschenleben sind nicht ohne Nutzen für die Allgemeinheit verloren«. Unter Allgemeinheit sind hier offenbar die Verwaltungsräthe und Actionäre der Staatseisenbahngesellschaft verstanden; anders lässt sich der tiefsinnige Spruch nicht deuten. Allerdings fügte Herr v. Grimburg erklärend hinzu, dass »nach jeder Katastrophe die Technik, die Administration und die Gesetzgebung gemeinsam an den Vorkehrungen arbeiten, welche geeignet erscheinen, eine Wiederholung derselben zu verhüten.« Nun, mit der Gesetzgebung gegen die Raubzüge der Privatbahnen sieht's bei uns noch recht windig aus. Auch dass die Technik je von Herrn Taussig herangezogen würde, ist nach den obigen Enthüllungen nicht zu erwarten. Bliebe höchstens noch die Administration, nämlich die der Tagesblätter, die in der That nach jeder Katastrophe, aber auch vor jeder Generalversammlung an gewissen »Vorkehrungen« arbeitet. Dass man aber darum den Verlust von Menschenleben nicht bedauern soll, ist doch eine etwas übertriebene Forderung. Der Director der Taussig-Bahn bittet das verehrliche Publicum, ohne Misstrauen in den Zug zu steigen; denn »die Gefahren der Eisenbahn sind im Vergleich mit den Gefahren, welchen wir im gewöhnlichen Leben auf Schritt und Tritt ausgesetzt sind, weitaus geringer, als es den Anschein hat«. Das ist ganz richtig; nur darin unterscheiden sich die Gefahren auf der Strecke zwischen Wien und Brünn von den Gefahren des »gewöhnlichen« Lebens, dass das Eisenbahnministerium die Uebergriffe des Taussig mit Sequestration bestrafen kann, während es gegen die Uebergriffe des Zufalls einfach machtlos ist.

Die Behauptung des Herrn v. Grimburg, dass sich »bei Football, Golf und Lawn-tennis« mehr Unfälle ereignen als auf den Eisenbahnen, kann ich leider nicht nachprüfen; aber wenn ich selbst diese Möglichkeit gelten lasse, so kann ich mir doch nicht gut denken, dass sie einen hinreichenden Trost für die auf österreichischen Bahnen alljährlich Verunglückten bedeutet. Dass die Direction der Staatseisenbahngesellschaft das Bahnfahren als einen Sport betrachtet, wird man gewiss mit Interesse vernehmen. Wie gefahrlos er ist, geht nach Herrn v. Grimburg aus der Thatsache hervor, dass »ein Mensch, wenn er sein ganzes Leben täglich 900 Kilometer zurücklegt, mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen hätte, 135 Jahre alt zu werden, bis er eine Verletzung erleidet, und ein wahres Methusalemalter von 730 Jahren zu erreichen, bevor er getödtet würde«. Herr v. Grimburg weiß freilich nicht, dass sein Chef Taussig ein — sagen wir — Methusalem werden wird, bevor er es erlebt, dass einer 900 Kilometer täglich auf der Strecke der Staatseisenbahngesellschaft zurücklegt. Zum Schlusse versichert der Vortragende, dass »ein Platz in der ersten Classe eines Eisenbahnzuges in voller Fahrt verhältnismäßig der sicherste Platz sei, den man im Leben finden« kann. Das ist nun ganz gewiss nicht der Fall. In der ersten Classe sitzt man doch neben Verwaltungsräthen und jenen Finanzjournalisten, die einen Vortrag des Herrn v. Grimburg »ebenso geistvoll als formvollendet« nennen . . .

* * *

In einer Zeit, da der Finanzminister die letzten Groschen aus den Winkeln der Staatscassen hervorstöbert und nicht mehr umhin kann, eine schwebende Schuld zu contrahieren — so genannt, weil sie mangels jeglicher gesetzlichen Grundlage in der Luft schwebt—, mehren sich beständig die Versuche der größten Steuerträger, eine Herabminderung ihrer Leistungen an den Staat durchzusetzen. Immer wieder lesen wir, dass mit den geltenden Principien der Besteuerung von Actiengesellschaften gebrochen werden müsse; mit heiligem Pathos wird gefordert, dass der Staat seine Einnahmen schmälere, um die Dividende von Actionären

zu vergrößern, die doch die Actien zu einem auf der Voraussetzung der gegenwärtigen Steuerleistung fußenden Course erwarben, denen also durch eine Minderbesteuerung ein reines Geschenk zugewendet würde. Aber nicht nur die Anwälte der Actiengesellschaften klagen, auch die Vertreter der Großindustrie setzen Herrn v. Böhm-Bawerk hart zu. Sie fühlen sich durch unsere Steuerpraxis nicht nur geschädigt, sondern vor allem schwer beleidigt. Man glaubt den Steuerbekenntnissen der schönen Seelen hier- und dortamts nicht, man behandelt sie nach den Grundsätzen einer Steuermoral, die den zu erhöhen gebietet, der sich selbst erniedrigt. Von Steuermoral haben aber die Herren vom Bunde österreichischer Industrieller ganz besondere Ansichten, die sie wohl nur aus Bescheidenheit, aber sicherlich mit Unrecht vom einstigen Finanzminister Steinbach übernommen zu haben behaupten. Steinbach nämlich hat zwar der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass unter den neuen Steuergesetzen die Moral bei Abfassung der Fassionen ein nachdrücklicheres Wörtchen mitsprechen werde. Aber er hat nie geglaubt, dass der fehlerhafte Zirkel allsogleich beseitigt werden könne, nach dem die Steuerpflichtigen ihr Einkommen geringer angeben, weil die Behörde ja doch die Ziffern in den Fassionen erhöhen werde, und die Behörde wiederum die Ziffern erhöht, weil sie ja doch entsprechend verkleinert worden seien. Die Herren Industriellen mögen in dem Motivenberichte, mit dem Steinbach seinen Entwurf vorlegte, die Stelle nachlesen, in der es als »ein höchst gefährlicher Optimismus« bezeichnet wird, »zu erwarten, dass die Bevölkerung sich von den langjährigen Traditionen, welche sich in Bezug auf ihr Verhalten bei Fassionen und Einschätzungen der Gewerbserträgnisse leider herausgebildet haben, wieder abkehren werde, falls« — ja falls nicht ein neues System der Erwerbsteuer eingeführt werde, das dann nicht eingeführt wurde. Und sicherlich wären die von Herrn Pastrée geführten Industriellen

die Letzten gewesen, denen Steinbach die Abkehr von den alten Traditionen zugetraut hätte. Aber auch Herr v. Boehm-Bawerk scheint nicht gewillt, die Behörden anzuweisen, sie mögen den Fassionen der Großindustriellen in Zukunft mehr Glauben schenken. Er deutete den Herren an, dass er ihre Steuermoral noch nicht genug gefestigt erachte, um sie vorzeitig schärferen Proben zu unterwerfen. Die Mitglieder der Deputation waren mit moralinsauren Gesichtern gekommen und zogen mit langen Nasen ab.

Die Klagen der Actiengesellschaften und der Großindustriellen, mögen sie auch noch so unbegründet sein, finden in der von ihnen bezahlten Presse natürlich ein lautes Echo. Verwirrt von solchem Lärm verabsäumt aber unsere Oeffentlichkeit, ernsthaft der Frage nachzusinnen, was es mit der Steuermoral auf sich habe und ob sie durch die Handhabung des Gesetzes gefördert werde. Sind die Absichten des Gesetzgebers erfüllt worden? Die eine sicherlich, dass aus der Steuerreform — abgesehen vom natürlichen Wachsthum der Steuern — keine Mehreinnahme für den Staatsschatz erzielt werden solle. Niemals war diese Absicht zu billigen; niemals hat man sich an falscherem Orte antifiscalistisch gezeigt. Ein Staat, der wenige Jahre später die Zuckersteuer erhöhen musste, der Brantwein und bald wohl auch Bier neben der Staatssteuer drückenden Kronländersteuern unterwirft, hat wahrlich keinen Grund gehabt, in der directen Besteuerung so ungewöhnlich zurückhaltend sich zu zeigen.

Noch zurückhaltender als der Staat sind aber seine braven Bürger. Sie sind größtentheils den Traditionen des österreichischen Steuerbekenners treu geblieben. Nicht minder treu sind auch die Steuerbeamten den Traditionen, die für die Prüfung aus Steuermoral wie auf allen Gebieten von altersher in Oesterreich bestehen. Man sollte meinen, dass es mit Hilfe der Vertrauensmänner, die von der Steuerbehörde

»zur Vorbereitung der Veranlagung« einzuvernehmen, mit Hilfe der Sachverständigen, die von der Steuerbehörde zur »vorläufigen Prüfung« der Bekenntnisse heranzuziehen sind, und mit Hilfe der Commissionen gelingen müsse, ein richtiges Bild der meisten Einkommensverhältnisse zu erhalten. Unsere Steuerbeamten brauchen aber außerdem noch Spitzel. Das Gesetz hat ihnen hier viel Freiheit gelassen. Es spricht von »Sachverständigen und Auskunftspersonen«, die, falls man nicht den Steuerpflichtigen selbst einvernehmen will, um Ergänzungen und Richtigstellungen anzugehen sind, ohne irgendwie zu bezeichnen, wer sich zur Auskunftsperson eigne. Da calculieren denn unsere Beamten so: Auskunftspersonen sind nicht sachverständige Personen: sonst wären sie doch nicht neben den Sachverständigen genannt. Es sind also Personen, die nicht auf Grund eines besonderen Verständnisses, sondern aus besonderen Gründen zu Auskünften bereit sein könnten; z. B., weil sie dem Steuerpflichtigen gern etwas »aufpelzen« möchten. Nun denkt der Beamte nach: Weiß ich jemanden, von dem ich annehmen könnte, er werde, ohne sachverständig zu sein, über N's Einkommensverhältnisse Auskunft geben wollen? M ist notorisch N's Feind. Laden wir also M vor; vielleicht ist etwas aus ihm herauszubringen.

Der Berufung zur Auskunftertheilung darf man sich, wofern man nicht eine Ordnungsstrafe riskieren will, »ohne genügenden Entschuldigungsgrund« nicht entziehen. Ich weiß nicht, wie viele von den Personen, die man zum Spitzeldienst heranziehen möchte, ihre notorisch gegnerische Stellung zu gewissen Leuten und zu den Dingen, die diese Leute vertreten, als genügenden Entschuldigungsgrund erachten, noch weniger, wie oft die Steuerbehörde solche Gründe anerkennt. Dass sie, was ihr ursprünglich ein Grund zur Einladung schien, unter Umständen auch als Entschuldigungsgrund für das Ausbleiben gelten lässt, habe ich ersehen, als ich vor meh-

reren Wochen auf folgendes Schreiben einfach nicht erwidert hatte:

ad Z: 6240/900

An

Herrn Karl Kraus, Schriftsteller

Wien,

1. Bezirk, Bauernmarkt Nr. 3.

E: W: werden ersucht, behufs Abgabe eines Gutachtens über das Einkommen eines Redacteurs der ‚Neuen Freien Presse‘ innerhalb 3 Tagen nach Zustellung dieses Dekretes hieramts Vormittags zwischen 9—12 Uhr zu erscheinen.

K. k. Steuer-Administration
für den XVIII. und XIX. Bezirk in Wien
am 26. Mai 1900.
gez.: Umbauer.

Ich habe der Aufforderung des Steueramtes keine Folge geleistet. Mag es sich, wenn es schon von den »Traditionen« nicht lassen kann, mit der Erkundigung um die Einkommensverhältnisse der Redacteure liberaler Blätter an deren antisemitische Gegner wenden und umgekehrt. Diese Herren sind in der Lage, genaue Auskünfte über einander zu ertheilen. Ich aber verstehe mich zwar auf die Beurtheilung der sachlichen und stilistischen Unsauberkeiten von beiden, nicht aber auf die Beurtheilung der Höhe ihres Einkommens. Eines nur glaube ich im concreten Falle der Steuerbehörde versichern zu können: dass sie auf falscher Fährte ist, wenn sie meint, bei einem Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse‘ sei viel zu holen. Die Redacteure von der Fichtegasse sind fast ausnahmslos elend bezahlt, dem absoluten Werte ihrer Leistungen, nicht jenem gemäß, den diese Leistungen für die Herausgeber bedeuten. Einzelne unter ihnen, nicht die unbedeutendsten, sind kaum in der Lage, von der Feder zu leben, und müssen sich schlecht und recht durch Speculationen in Effecten und Realitäten ernähren. Für sie muss man Börseaner und Häuseragenten als Sachverständige einvernehmen, den anderen mag man ihre Angaben ohneweiters glauben.

Ich sage, das Steueramt sucht an falscher Stelle. Aber — wie's im Kinderspiel heißt —: es brandelt! Einen Schritt weiter — er führt vom Lächerlichen zum Erhabenen, von den Tintenkulis der Herren Bacher und Benedict zu diesen selbst —, und die Mühe des Suchens wird reichlich gelohnt werden. Das Steueramt denke vor allem daran, dass die Artikel und Notizen des Economist »zu Speculationszwecken abgeschlossene Geschäfte« sind, deren Gewinn »auch bei solchen Steuerpflichtigen, welche nicht zu den Handels- und Gewerbetreibenden gehören, ... nach den für das Einkommen aus Handel und Gewerbe maßgebenden Grundsätzen zu berechnen« ist. Das Steueramt fordere Aufklärung darüber, unter welchem Titel die Herren Bacher und Benedict ihre Pauschalienbezüge einbekennen. Es prüfe weiters genauestens die Post »Gewinn aus der Stempeldefraudation«. Und dies ist das Moment, betreffs dessen ich der Behörde gern meinen Beistand zusage. Die Gewinne des Economist mag ein geriebener Börseaner abschätzen; dem Profit aus der Defraudation des Zeitungsstempels habe ich in der ‚Fackel' wiederholt nachgerechnet. Mich persönlich darüber nochmals einzuvernehmen, thut nicht Noth. Das Amt mag sich die Nummern der ‚Fackel' beschaffen, die die Frage erörtert haben. Auf diese Art soll mich's freuen, ihm nicht als Angeber, aber als Ankläger dienen zu können. In verschwiegener Amtsstube aber sage ich nicht aus. Weil unser öffentlicher und mündlicher Strafprocess die Popularklage nicht kennt, habe ich ja zum Zwecke der öffentlichen, schriftlichen Popularklage die ‚Fackel' gegründet. Und heute sind bereis die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' wegen nachgewiesener gewohnheitsmäßiger Verübung der schwersten moralischen Delicte zur Strafe des moralischen Todes verurtheilt. Will die Steuerbehörde zu dieser Strafe noch eine Geldbuße fügen, jeden Rechtschaffenen wird's freuen.

* * *

Kleine Parteinachrichten der österreichischen Socialdemokratie.

[Allgemeine Zustimmung] in den Kreisen der Parteibeamten findet der kürzlich von der ‚Arbeiter-Zeitung‘ geübte Vorgang, neben einem seitenlangen Inserate einer Actiengesellschaft in derselben Nummer einen heftigen Angriff auf die nämliche Gesellschaft zu publicieren. Man weist mit Recht darauf hin, dass in dem beregten Falle einerseits jene Proletarier, die in Diensten der Südbahn ihre Knochen riskieren, durch den redactionellen Angriff, andererseits aber auch jene Proletarier, die größere Posten 4%iger Schuldverschreibungen der k. k. priv. Südbahngesellschaft zum Preise von 500 Francs das Stück zu erwerben wünschen, durch das seitenlange Inserat in ihren respectiven Interessen bestens geschützt werden. — Redaction und Administration der ‚Arbeiter-Zeitung‘ bleiben wie bisher durch eine Verbindungsthüre getrennt.

*

[Aufsehen] erregt haben seinerzeit die Artikel der ‚Arbeiter-Zeitung‘ über die »Mordschiffe der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft« durch die Kühnheit ihrer Sprache. Seit damals — Herbst 1898 — erscheinen statt der »Mordschiffe« in kleinen Intervallen »Mordsinserate« der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft. Die Wiener Proletarier, die schon längst genau wissen wollten, wann man eigentlich von Galatz nach Rustschuk fahren kann, können sich nun allwöchentlich aus ihrer Zeitung den nothwendigen Aufschluss verschaffen. Die »Mordschiffe« werden allerdings nicht mehr angegriffen; sie sind zwei Jahre älter geworden, und das Alter muss man ehren.

*

[Classenkampf.] Gegenüber verschiedenen gegentheiligen Ausstreuungen, wonach sich die Socialdemokratie mit der Bourgeoisie in einem sogenannten Classenkampf befinde, weist Genosse Austerlitz in einem seiner letzten, feinpointierten Artikel überzeugend nach, dass es die Hauptaufgabe des revolutionären Proletariates in Oesterreich sei, die deutsche und die tschechische Bourgeoisie endgiltig miteinander zu versöhnen.

[»Es ist erreicht!«] Nach Aufhebung des Zeitungsstempels konnte die ‚Arbeiter-Zeitung‘ endlich »ausgestaltet« werden. Bemerkenswert unter den Neuerungen ist die namentlich von den Genossen des I. und II. Bezirkes freudigst begrüßte Einführung des täglich erscheinenden Courszettels der Wiener Börse. †



Raimund, Beethoven und die Administration.

Ein Leser übermittelt mir ein wertvolles, heute zehn Jahre altes Document. Es ist der ‚Oesterr.-ungar. Buchhändler-Correspondenz‘ (Nr. 23, 7. Juni 1890), einem nur unter Verlegern verbreiteten Blatte, entnommen. Herr A. Einsle bespricht seine Entdeckung der Originalmanuscripte Ferdinand Raimund's und sagt dann wörtlich folgendes:

»Ich schrieb der Redaction der ‚Neuen Freien Presse‘, theilte mit, welchen wertvollen Fund ich gemacht habe, und bat im Interesse der literarischen Welt um eine Notiz im redactionellen Theil. Die Antwort war eine sehr kühle und lakonische: Wenden Sie sich an unsere Administration.

Also um Oesterreichs Literarhistoriker darauf aufmerksam zu machen, dass die Originalhandschriften Raimunds gefunden, sollte ich Reclame bezahlen wie für neu entdecktes Wanzenpulver!

Ich schämte mich für die ganze Journalistik.«

*

»Seit drei Jahren breitet sich dort Dr. Lantins großartige Heilanstalt aus, die wohl einzig sein dürfte in der Vollständigkeit ihrer Ausrüstung. Keine Sorte von Kunstbad oder natürlichem Bad, die hier nicht zu bekommen wäre. Mechano-Therapie, oder wie diese

wohlthätige Gesundheitsfolter heißt, im Ueberfluss. Hier kann jeder nach seiner Façon kränklich sein und nach hundert Methoden curiert werden.« Herrrreinspaziert, meine Herrschaften!

Diese wirksam stilisierte Annonce war am 1. Juli in einem — Feuilleton über Beethoven in der ‚Neuen Freien Presse‘ zu lesen. Wenn man sich, um etwas für Raimund bei der ‚Neuen Freien Presse‘ durchzusetzen, »an die Administration wenden« muss, so ist's weiter nicht verwunderlich, dass eine Erinnerung an Beethoven mit einer Reclame für eine Kaltwasserheilanstalt zu einem Feuilleton verwoben wird. Der organische Zusammenhang wird einfach hergestellt, indem ein veraltetes Ohrenleiden Beethovens und dessen Heilungsmöglichkeiten in der neuen Anstalt des Herrn Dr. Lantin scherzhaft besprochen werden. Bemerkenswert an der Sache ist, dass der Verfasser des von Beethoven sachte zu Lantin hinübergleitenden Feuilletons Hugo Wittmann heißt. Es ist traurig, wie selbst feinfühligere und begabte Schriftsteller, wenn sie an der Sphäre der ‚Neuen Freien Presse‘ »lang gesogen« haben, herabkommen. Persönlich hat doch Herr Wittmann von der ganzen Sache nichts als ein paar kalte Abreibungen; aber willig leiht er seine Literatenfeder, um die Beziehungen zwischen einer inserierenden Curanstalt und einer Administration zu festigen.

* *
*

Der im Sommer an erste politische Stelle gerückte Börsenwöchner hat an die Vermählung des Erzherzogs Ferdinand seine besten Gefühle verschwendet. »Die Gemahlin des Erzherzogs«, schreibt er am 26. Juni, »wird niemals Kaiserin werden, aber im natürlichen Gang des menschlichen Lebens einst die Gattin eines Kaisers sein und die Rechte haben, die Niemand einer Frau entziehen kann, sich in die Sorgen des Mannes hineinzudenken. — — Die Gräfin Sophie Chotek wird niemals eine Krone auf's Haar setzen, aber die Dornen wird sie empfinden, denn nichts kann ihr fremd bleiben, was ihren Mann bedrückt. — — Die Vorstellung entbehrt nicht einer gewissen Anmuth, dass der künftige Kaiser, wenn er seine Arbeits- und Empfangszimmer verlässt, in Räume kommt, wo er gleichsam Privatmann wird, zu einer morganatischen Gattin und morganatischen Kindern.« Der Herr, der sich einzig dafür interessieren sollte, ob es auch Pauschalien »zur linken Hand« gibt, ist ganz und gar mit dem zukünftigen Eheleben des Erzherzogs

beschäftigt. »Töne hat er gefunden« — man wäre versucht, in seinem Jargon auszurufen: Hat der Mann Sorgen! Dennoch schlägt immer wieder die merkantile Lebensanschauung durch. Nicht dass, wie andere ehrsame Schmöcke betheuern, »die Liebe die Politik besiegt hat«, geht ihm vor allem nahe. Aber dass überhaupt noch »aus Liebe« geheiratet wird, ist etwas, worüber er einfach nicht hinwegkommt. Für dergleichen hat »das Volk« Interesse, das »für solche romantische Züge seit jeher Vorliebe und Verständnis« besitzt — erklärt er am 25. Juni und wiederholt dies tagsdarauf im Leitartikel. Wenn er statt »solche romantische Züge« »so ausgefallene Sachen« gesagt hätte, wäre auch sprachlich dem Geist, der aus den »Einheirathen« auf der letzten Seite der ‚Neuen Freien Presse' spricht, Genüge geschehen. Dass der Vater des Erzherzogs vor Jahren einmal mit einem Verwandten der Gräfin Chotek in der Prager Landesausstellung zusammentraf, wird niemand weiter irritieren; es wäre auffallend, wenn Angehörige des Hochadels sich nicht persönlich kennten. Aber die ‚Neue Freie Presse' erzählt uns umständlich alle Details der Begegnung und ruft verzückt aus: Und nun wird der Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig der Gemahl der Gräfin Chotek werden, für deren Familie sein Vater in der Prager Landesausstellung ein so lebhaftes Interesse bekundete! . . . Im ersten Moment mag man versucht sein, diese Freude für eine Aeußerung bloßen Schwachsinns zu halten. Dem ist aber nicht so. In den Kreisen der ‚Neuen Freien Presse' wird es wirklich als eine seltsame Fügung des Schicksals angesehen, wenn der Vater des Bräutigams schon vor Jahren auf einer Geschäftsreise mit einem Verwandten der Braut zusammengetroffen ist, und noch lange Zeit bewahrt man im Familienkreise die Erinnerung an eine kostenlose Vermittlung. . . .

*

Reichstadt war jetzt der Brennpunkt der Schmockphantasie. Der Vertreter der ‚Bohemia' constatierte, dass der Erzherzog »Schlag 2 Uhr« mit seiner Gemahlin zu Wagen das Schloss verließ und dass der Hofzug« — nicht zu verwechseln mit dem »Zug des Herzens«! — »Punkt 2 Uhr 10 Minuten« unter den brausenden Hochrufen der Menge abdampfte. In Leipa erfolgte die Durchfahrt um 3 Uhr nachmittags, aber schon »kurz nach halb 3 Uhr wurde das Signal zur Abfahrt« von Leipa gegeben. Nicht minder auffallend ist auch der rasche Toilettenwechsel der Neuvermählten, die auf ihrer

Hochzeitsfahrt einen Ort schon vor ihrer Ankunft wieder verließen. Während der Erzherzog bei der Abfahrt aus Reichstadt »die Generalsuniform« und seine Gemahlin »ein crême- und rothgestreiftes Schafwollkleid und runden, dunklen Hut mit rother, großer Elsaßmasche« trug, will der in Leipa stationierte Schmock eine halbe Stunde später den Erzherzog in der Oberst-Uniform seines Uhlanen-Regimentes gesehen haben und versichert, dass seine Gemahlin »ein blaugraues gestreiftes Reisekleid und einen Strohhut mit schwarzen Federn« trug.

* * *

Universitätsbummel.

(Familiennachrichten.) Hofrath Vogl hat sich für die Klarstellung seiner Wirksamkeit in der ‚Fackel' gerächt und seinen Neffen Dr. Mitlacher zum Assistenten gemacht. — Prof. Chiari, Störcks Nachfolger, setzt alles daran, seinen Neffen Dr. Hanszel zu seinem Assistenten zu machen, wiewohl sonst nie ein Verheirateter Assistent werden darf.

* * *

Neue freie Chemie.

»Der Brand im Hafen von Hoboken«, 3. Juli: »Das Feuer brach nach den letzten Schilderungen am frühen Nachmittage durch die Explosion eines Kohlensäure enthaltenden Gefäßes inmitten von Baumwollballen aus. Die brennende Flüssigkeit ergoß sich nach allen Seiten.«

* * *

Kielmansegg-Krise.

Wechsel in der Statthalterei. Ursache: Wechsel in der Statthalterei.

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Zahlreichen Pragern. Wie es möglich ist, dass eine den Tagesblättern wörtlich nachgedruckte Meldung in der ‚Fackel‘ confisciert werden konnte? Die den Wiener Aufenthalt Milans betreffende Notiz war der Rubrik »Hof- und Personalnachrichten« der ‚Neuen Freien Presse‘ entnommen und offenbar falsch. Aber erst, als er sie zum zweitenmale, in der ‚Fackel‘, las, erkannte der Staatsanwalt — wie ich nachträglich einsehe: mit Recht —, dass es einer Majestätsbeleidigung gleichkomme, dem Monarchen jenen Schritt zuzumuthen, den er der Meldung der Goluchowski-Presse nach gethan haben sollte. Zu solcher Erkenntnis verhalf aber dem Staatsanwalt erst die Lectüre des Artikels, der der kleinen Notiz folgte. »Im Zusammenhalte« mit diesem Artikel — der Staatsanwalt, nicht ich, hat beides zusammengehalten — musste, wie das Urtheil des Pressgerichtes behauptet, die Notiz confisciert werden. Ich vermag dieser Logik nicht zu folgen. »Zusammenhänge« können keiner Judicatur unterliegen, und schafft sie sich ein anderer zwischen den Dingen, die ich schreibe, so bin nicht ich verantwortlich, — mag auch der andere zufällig ein Staatsanwalt sein. Freilich, wer strafbare Zusammenhänge schafft, müsste gestraft werden, wenn er sie in Worten ausführte. Dies hat wohlweislich der Staatsanwalt nicht gethan. Es scheint mir darum Uebereifer zu sein, wenn er seine strafbaren Gedanken, die ihm bei der Lectüre der ‚Fackel‘ kommen, confisciert.

Besorgter Vater. Noch einmal: Herr Regierungsrath Sonndorfer hat das Glück, dass sich wegen der Lehrmethode an der Handelsakademie principiell nur »Handelsschüler«, nie Handelsakademiker umbringen. Aber dies verdankt er doch wohl nur den Blättern selbst, nicht, wie ich letzthin scherzhaft andeutete, der ‚Correspondenz Wilhelm‘, durch deren Hände alle Selbstmordmeldungen gehen müssen. Ich hatte mir das — es war keine Behauptung, nur ein schönes Bild — so einfach ausgelegt . . . Aber nun kommt der Herr kaiserliche Rath Wilhelm und zerstört den schönen Wahn. Der Herausgeber der jüngst mit der Lancierung der Eidesablegung des Erzherzogs Ferdinand betrauten Correspondenz war so herablassend, sich in Sachen Sonndorfer persönlich an mich zu wenden. Herr Wilhelm versichert, dass er nie bei Selbstmorden von Handelsakademikern in einer Herrn Sonndorfer erwünschten Weise interveniert habe. Ein mir vorgelegtes Exemplar seiner Correspondenz scheint dies zu bestätigen. Der Badener Selbstmord lag außerhalb des Gebietes seiner Recherchen. Für die zarte Rücksicht, die die Wiener Blätter der Handelsakademie angedeihen lassen, ist Herr Wilhelm nicht verantwortlich zu machen. Wenn ein Hörer des ersten Jahrganges dieser »Hochschule« sich nach seinem Tode in einen schlichten Handelsschüler verwandelt, so sind — jetzt wissen wir es also definitiv — an (und bei) der posthumen Ausschulung die Wiener Redactionen betheiligt.

M. W. Bitte einzusenden.

X. Dass das ‚Deutsche Volksblatt' ein Feuilleton aus der ‚Bohemia' nachdruckt, ist noch nicht das Schlimmste. Solange es bei Reproductionen aus judenliberalen Blättern die Quelle angibt, beweist es noch »Gesinnung«. Aber im Abendblatt vom 26. v. M. brachte das Blatt einen »Die Lage in Spanien« betitelten Leitartikel, der Wort für Wort aus der ‚Münchener Allgemeinen' vom 24. abgeschrieben war.

Fremder. Nein. nach den Theaterprogrammen der ‚Wiener Allgemeinen' dürfen Sie sich nicht richten! Sonst geben Sie sich am Ende einmal der trügerischen Hoffnung hin, die Herren La Roche und Meixner im Burgtheater spielen zu sehen. Der Theaterzettel jenes Blattes lässt — Eingeweihte wissen das längst — Todte auferstehen, Pensionierte in voller Kraft mitwirken und Entlassene dem Verbande der Hofbühne nach wie vor angehören. Sie wohnten vor zwei Wochen einer Aufführung des graciösen Lustspiels »Schach dem König« bei und hofften, wenn's auch nicht mehr die altberühmte Vorstellung, die Sie vor zwanzig Jahren sahen, wäre, doch auf eine immerhin sehenswerte. Der Theaterzettel der ‚Wiener Allgemeinen' versprach Ihnen Frau Hohenfels als Harriet, die pensionierten Herren Schöne und Rüden, Hartmann und Krastel, die längst ihre Rollen abgegeben, den todten Müller, die verblichene Frau Bauer und etliche entlassene Mitglieder. Aber die Aufführung war eine klägliche, und Sie gelobten, sich den Genuss der schönen Burgtheaterzettel nie wieder durch den Besuch des Burgtheaters vergällen zu lassen.

Leserin. »Endlich entdecke ich« — schreiben Sie — »eine Meinungsverschiedenheit zwischen Ihnen und mir; und ich bin dessen froh, denn zuviel Uebereinstimmung wird auf die Dauer langweilig. Sie sind mit der Haltung unserer »freisinnigen« Presse in der Heine-Affaire nicht zufrieden, mir aber hat sie ganz gewaltig imponiert. Wie tief und ehrlich muss die Entrüstung Herrn Singers gewesen sein, wenn er den alten Hass gegen das feindliche Blatt vergaß und die ‚Neue Freie Presse' gegen den stadträthlichen Vorwurf der lügenhaften Erfindung vertheidigte! Und er wird glühende Kohlen auf die Häupter der Feinde in der Fichtegasse sammeln, wenn ein Vertreter des ‚Neuen Wiener Tagblatt' Hand in Hand mit Berl Frischauer mit entsprechender Feierlichkeit einen Kranz auf Heines Grab niederlegen wird. Es wird ein erhebender Moment sein, wie es seit den schönen Tagen von Rennes keinen gegeben hat. Unwillkürlich drängt sich mir ein Vergleich auf. Als vor nicht gar langer Zeit diese Herren der Stempeldefraudation beschuldigt wurden, da haben sie alle hübsch stillgeschwiegen und den Vorwurf des Diebstahls sammt dem gestohlenen Gelde eingesteckt. Es war auch eine Art Schweiggeld. Anders verhält sich aber die Sache, wenn es sich um die höchsten Güter der Menschheit handelt. Weil einige Stadträthe von Heine nicht mehr wissen, als dass er ein Jude war, tritt unsere liberale Presse in schöner Eintracht (sollte ich hier nicht lieber statt des deutschen ein Fremdwort gebrauchen?) für die Ehre des todten Dichters ein, in einem Stil, als ob Heine der kunstsinnige Oberst Picquart wäre und der Stadtrath

sich gegen die Ueberreichung eines Ehrensabels ausgesprochen hatte. Und das ist's, was mir gefällt. Dass Herr Frischauer eine Nachricht sandte, die sich hinterher als Product seiner Phantasie (das klingt doch viel schöner als »lügenhafte Erfindung« und ist ganz dasselbe, nicht wahr?) herausstellte, können Sie ihm nicht ernstlich übelnehmen. Sind doch gerade Sie es gewesen, der die ‚Neue Freie Presse' verspottet hat, weil ihr Correspondent einst die Ermordung Carnots verschlief. Und da sich Herr Frischauer nun beeilte und etwas meldete, bevor es noch geschah, ist's Ihnen auch wieder nicht recht. Nein, diesmal kommen wir nicht zusammen!« Trotz alledem merke ich auch hier eine Uebereinstimmung. Es freut mich, dass Sie nicht Heine, sondern Frischauer zu vertheidigen für nöthig erachten, für den, wenn er noch öfter im Stadtrathe verunglimpft werden sollte, eine Action der Wiener Freisinnigen — etwa zum Ankaufe einer französischen Grammatik — eingeleitet werden müsste. Was die Action für Heine betrifft, so weiß ich nicht, ob die Sammlung bereits abgeschlossen ist. Die ernsten Männer, die jetzt mit »Heine-Marken« herumlaufen, haben jüngst die wertvolle Unterstützung einer freisinnigen Dame gefunden, die in der ‚Neuen Freien Presse' bewegliche Klage darüber anstimmte, wie verschieden die verschiedenen Nationen ihre »großen Söhne« ehren. »Ich erinnere nur« — schrieb sie — »an das Leichenbegängnis Michael Munkacsys in Budapest; welche Pracht, welcher Pomp wurde da entfaltet! Wahrhaftig, es ist besser, ein ungarischer Maler als ein deutscher Dichter zu sein!« So wörtlich zu lesen in der ‚Neuen Freien Presse' vom 5. Juli. Eine andere Dame, die's ebenso gut meinte, durfte neulich ein Feuilleton über ihren verstorbenen Bruder Emerich Robert schreiben. Es enthielt feierliche Sätze, wie: »Am Getreidemarkt schlug er sein Heim auf, welches er später mit der Nibelungengasse vertauschte« oder: »Er lebte für und mit seiner Kunst«. Schon vor einem Jahre ließ man die trauernde Schwester des Schauspielers ihre Klage um den todten Bruder vor die Oeffentlichkeit bringen. Das Peinliche dieses Eingriffs ins Privat- und Familienleben, den sich die ‚Neue Freie Presse' abermals erlaubt, wird kaum durch die Pietät des Feuilletonredacteurs gemildert, der die Stilblüten der armen Schwester wie den letzten Willen des todten Bruders respectiert. Um aber wieder zum Grabe Heines zurückzukehren, das jetzt von berufeneren Händen mit Stilblüten bestreut wird: Herr Noske und seine freisinnigen Mannen erlassen noch täglich Aufrufe. Als sich das Gerücht verbreitete, dass jener biedere Kämpe eine Niederlegung plane, so hatte ich im ersten Moment geglaubt, es werde endlich ein Mandat niedergelegt werden, und nun handelt sich's noch immer um einen Kranz auf Heines Grab. Herr Noske macht sich indes schon reisefertig, um nach Paris zu fahren und gemeinsam mit Frischauer die sinnige Ehrung zu vollziehen. Ich glaube nicht, dass sich Heine aus Kummer über die Resolution der Wiener Antisemiten im Grabe umgedreht hat; aber ich weiß, in welcher Lage er die Wiener Freisinnigen empfangen wird . . . .

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von

16 bis 32 Seiten.

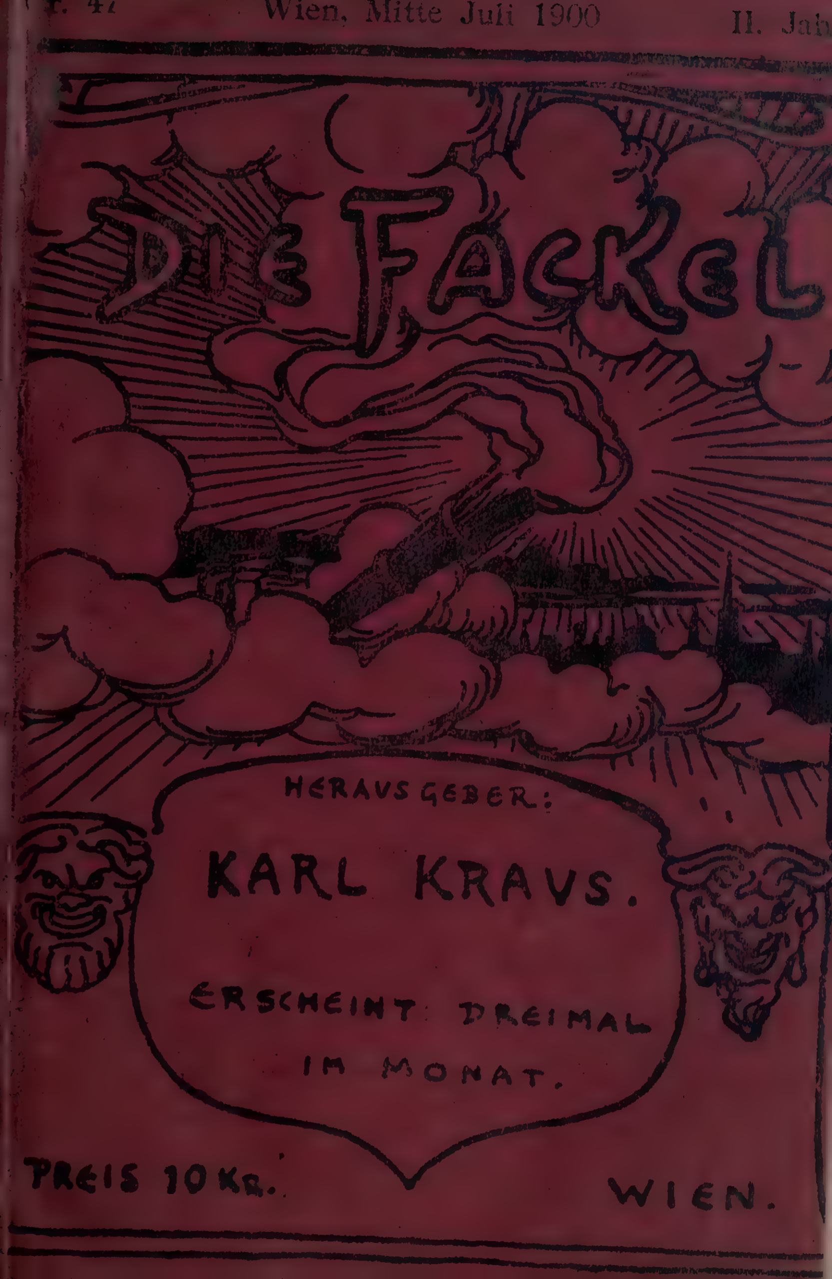
Die im ersten, zweiten, dritten und vierten Quartal der ‚Fackel' April—Juni, Juli—September, October—December und Jänner—März erschienenen je neun Hefte sind als

Band I, II, III und IV der ‚Fackel'

zum Preise von je *K* 2.— = M. 2.— durch alle Buchhandlungen und durch die Geschäftsstelle der ‚Fackel' zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert. Jeder Band enthält ein Inhaltsverzeichnis, das jedoch separat nicht abgegeben wird. Einbanddecken werden nicht hergestellt.

Der Herausgeber theilt mit, dass er Zeitmangels wegen nur nach genauer Bekanntgabe des Gegenstandes der Unterredung zu sprechen ist, und behält sich vor, Tag und Stunde im einzelnen Falle schriftlich anzugeben.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


r. 47
Wien, Mitte Juli 1900
II. Jah
DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16-32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei		K	7.—
» » halbjährig,	»	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig,	»	M.	7.—
» » » » halbjährig,	»	»	3.80
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		»	8.20
» » » » » halbjährig,	»	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Telephon Nr. [illegible].

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, und zwar unter Benützung des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und [illegible] angenommen. [illegible] ¼ Seite K [illegible], ½ Seite K 30.—, ¼ Seite K 20.— [illegible] Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermässigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 47 WIEN, MITTE JULI 1900 II. JAHR

Sie sind nach heldenmüthiger Vertheidigung gefallen, die Gesandten in Peking; die als Diplomaten lebten, starben als Krieger: nach einem schönen Leben ein schöner Tod. Aber wer diesem Ende einen Augenblick Bewunderung und Mitleid gezollt hat, wird im nächsten der Frage nicht wehren: wie hat es geschehen können, dass die Männer, deren Beruf es ist, die Ereignisse vorherzusehen, von dem wilden Aufruhr in Peking so völlig überrascht wurden? Wenn sie ahnten, was komme, mussten sie nicht, ob sie gleich, sorglos genug, sich selbst unverletzlich glaubten, ihre Landsleute warnen? Und welchen Sinn hatte die Berufung einer Schutztruppe von wenigen hundert Mann, die doch, wenn es Ernst wurde, nutzlos geopfert war? War denn die Seelenruhe, zu der die glatten Worte der Schlauen im Tsung-li-Yamen die Wachsamkeit der europäischen Bevollmächtigten abgedämpft hatten, noch nicht erschüttert? Um Mitte Mai forderten Plakate an den Häusern von Peking zur Ermordung der Fremden auf, und 25 Kilometer von der Stadt verbrannten die Boxers christliche Niederlassungen und tödteten die Bewohner. Die Nachricht steigerte die Aufregung, in der sich die Gesandten gerade damals wegen der Wetten für die Rennen in Tientsin befanden, bei denen sie weilten. Und als sie, durch den vollständigen Sieg der europäischen über die chinesische Pferdezucht ein wenig getröstet, in die Residenz zurückkehrten, wurden sie von den erfahrensten Chinakennern gewarnt. Für Ende Mai befürchtete der Bischof von

Peking die Zerstörung der katholischen Niederlassung; zwei Tage darauf, sagte er, würden die Gesandtschaften angegriffen sein. Noch immer blieben die Diplomaten sorglos; scherzend meinte einer von ihnen, dass sie also immerhin jene zwei Tage zur Flucht benützen könnten. Und nach Europa giengen beruhigende Berichte ab. Verwirrt fragt der Laie, ob denn Gesandte ihre Augen absichtlich vor dem zu verschließen pflegen, was alle anderen sehen? Die Erklärung gibt der viel zu wenig beachtete Brief eines jungen deutschen Officiers, der der Gesandtschaft in Peking zugetheilt war, des Lieutenants v. Lösch, vom 28. Mai. Er erzählt, dass man nur ungern den beunruhigenden Meldungen Glauben schenkte. »Dabei spielte mit, dass das diplomatische Corps gern in die Sommerfrische und ins Seebad möchte, und dass wir dann jedenfalls nicht weg könnten.«

Es ist in Peking nicht anders gewesen, als überall in den Diplomatencolonien. Wir sehen da eine Gesellschaft von Personen, die ausschließlich untereinander leben, jeden Verkehr mit der Außenwelt als unwillkommene Störung thunlichst abwehren, den Tag mit Tennisspiel, die Nacht mit Kartenspiel kürzen, von denen überdies jeder als Dilettant in irgendeinem Gebiete der Kunst, bisweilen auch der Wissenschaft, sich versucht und vergnügt, und die so Musterbilder einer vornehmen und heiteren Geselligkeit schaffen. Will man es ihnen verargen, dass sie der Sorgen sich erwehren, so lange sie irgend können? »Es wird nicht so arg sein«, ist der erste Gedanke jedes Gesandten, wenn er eine unangenehme Nachricht erhält; er sucht den Collegen auf, der das Land, in dem die unangenehmen Dinge sich ereignet haben sollen, vertritt, oder den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wenn es sich um Ereignisse in dem Lande handelt, in dem er bevollmächtigt ist, und kann am nächsten Tage seinem Chef die beruhigende Versicherung senden, dass es wirklich nicht so arg sei. Während die Boxers in der Umgebung von

Peking wütheten, konnten die Gesandten melden, dass es damit weiter nichts auf sich habe, und dass sie mit dem Tsung-li-Yamen unverändert freundschaftliche Beziehungen unterhielten. Die Herren von der deutschen Gesandtschaft thaten ausnahmsweise noch ein Uebriges. Sie giengen in die Stadt spazieren und überzeugten sich, da sie unbehelligt blieben, dass die Chinesen »eigentlich ein freundliches Volk« seien.

Man kann nicht ohne Wehmuth an den Tod jener Sorglosen und Frohen in Peking denken, an das Blutbad, in dem sie untergiengen, da sie just ins Seebad ziehen wollten. Und man muss sich fragen: weshalb werden diese Menschen in solche Gefahren gebracht? Nichts würde im Gange der Dinge sich ändern, wenn alle Diplomaten der Welt, statt an den gefährdetsten Punkten exponiert zu sein, in einer Colonie beisammen lebten; etwa in Monte Carlo während des Winters und in St. Moriz während der Sommermonate. Den Völkern aber würde zumindest die Sorge für ihre Vertreter abgenommen sein, wenn diese vor allen Unannehmlichkeiten geschützt wären.

Sicherlich hat es zu allen Zeiten fähige Diplomaten gegeben, die rechtzeitig künftige Ereignisse erkannten, sei es, dass ein rege arbeitender Kopf, sei es, dass ein ängstlicheres Herz sie vor den Zunftgenossen auszeichnete. Und es ist wahrlich ein Trost für uns Oesterreicher und eine Genugthuung für den Grafen Goluchowski, dass diesmal der österreichische Vertreter — er allein — sich als solch ein fähiger Diplomat erwiesen hat. Seiner weitsichtigen Politik — man kann ihn jeden Abend bei Meißl & Schadn in Ruhe soupieren sehen — haben wir es zu danken, dass Oesterreich keinen todten Gesandten zu rächen hat und dass heute selbst die eifrigsten Weltpolitiker zugeben müssen, dass wir mit der Entsendung dreier Schiffe mehr als unsere Pflicht gethan haben. Wer vor zwei Jahren den Kretinismus bekämpft hat, der unserer Politik für theures Geld nur Unehre brachte, braucht heute keinen Chinais-

mus zu besorgen. Unser Gesandter in China hat den Warnungen der katholischen Geistlichkeit — es ist eben bisweilen doch gut, wenn die Staatsdiener dem Clerus zu folgen gewohnt sind — Gehör geschenkt. Da er als Vertreter eines Staates ohne entsprechende Machtmittel in China nichts nützen konnte, hat er Recht daran gethan, auf Urlaub zu gehen. Graf Goluchowski durfte ihn wie einst Don Philipp den Admiral empfangen, der zwar eine Armada verloren, aber seinem König einen treuen Diener erhalten hatte.

Leichteren Herzens, als wenn auch unsere Sache ausgekämpft würde, können wir darum jetzt die Entwicklung in China verfolgen, der Thaten harren, die Wilhelm II. — seit der Schlacht von Taku, in der sämmtliche deutsche Officiere und Soldaten sich Orden erwarben, vielfach auch Wilhelm der Siegreiche genannt — in Ostasien vollbringen lassen wird. Anfangs zwar hatten wir seinen Entschlüssen nicht allzu hohe Bedeutung beigemessen. Da der deutsche Kaiser den Ruf nach Rache ins Land hinausrief, blieb alles ruhig; nur in den heiligen Hallen der Börsen, in denen man die Rache nicht kennt, entstand Erregung, und eilig wahrten die Börsenvölker — nicht ohne manche Verluste — ihre heiligsten Güter durch rasche Lösung der Hausse-positionen. Ja, selbst den Ruf zu den Waffen nahmen wir nicht recht ernst. Die Langsamkeit, mit der Schiffe und Mannschaft ausgerüstet wurden, schien auf eine Probemobilisierung, aus der man lernen will, nicht auf ernste Absichten hinzudeuten; man erinnerte sich des Eroberungszuges, den Heinrich von Preußen nach Ostasien gemacht hat, und wie der Bruder des Kaisers die »gepanzerte Faust« friedlich in den Sack gesteckt hatte. Wenn unsere Kinder nach China kommen, trösteten sich deutsche Mütter, dann werden die Japaner dort längst Ordnung gemacht haben, und Deutschland wird mit dem Preiscourant statt mit dem Säbel kämpfen dürfen. Nun schwimmen die Kriegsschiffe auf dem Ocean. Wilhelm aber segelt gen Nordland, und mag

auf eisigen Höhen vom heißen Lande träumen, in dem gegen seinen Willen keine Entscheidung fallen darf. Hoffentlich fällt sie ohne sein Zuthun; wenn die deutschen Truppen landen, sind vielleicht die heiligen Güter schon gerettet. Dann möge es Deutschland vergönnt sein, den neuen Drillich preiswürdig zu verkaufen.

* *
*

Die Vorgänge in Bulgarien und die Organe unseres auswärtigen Amtes.

Die Vorgänge in Ostasien haben die Aufmerksamkeit der Politiker von den ewigen Balkan-Wirren abgelenkt. Die Resignation, mit der die vereinten Großmächte zur besseren Erhaltung des gegenseitigen Einvernehmens hunderte von ihren vereinten Unterthanen dem Tode weihten, hat Manchen, der sich die vorurtheilsfreie Betrachtung der Angelegenheiten des Balkans zur Aufgabe gemacht hat, interessante Vorkommnisse der letzten Zeit übersehen lassen.

Vor allem fordern die inneren Ereignisse in Bulgarien und das Gehaben der Pressorgane unseres auswärtigen Amtes die größte Aufmerksamkeit der etwa noch vorhandenen unabhängigen Publicistik. Die Genesis der bulgarischen Wirren ist ziemlich bekannt. Um die Staatseinkünfte zu heben, griff das jetzige Ministerium Ivancsow zu dem allerdings höchst zweifelhaften Mittel der Wiedereinführung der Zehentsteuer. Diese Abgabe ist noch von der Türkenzeit her recht unpopulär. Das Getreide muss, der Witterung ausgesetzt, auf dem Felde liegen bleiben, bis die Steuereinschätzungs-Commission kommt; Vexationen seitens der Steuerorgane ist Thür und Thor geöffnet. Die Opposition — die Zankowisten und Karawelowisten — schürte die latente Erregung, das Landvolk griff endlich zu den Waffen und lieferte — geführt von Reservisten der bulgarischen Armee — den regulären Truppen eine förmliche Schlacht, in der die bulgarischen Officiere

und Soldaten eine höchst unrühmliche und zweifelhafte Rolle spielten. Auf beiden Seiten gab es bei Trstenik — dies der Ort des Kampfes — Todte und Verwundete in Menge, mehr Todte und Verwundete auf Seite der Regulären ... Die Regierung schreitet mit den strengsten Maßnahmen ein, verhängt den Belagerungszustand über drei Bezirke, stellt die Presse unter Censur und kündigt im officiellen Blatte die strengsten Strafen für Pressvergehen an. Wirklich scheint die Ruhe im Lande hergestellt. Nur bei Durankaleh im Kreise Varna kommt es noch zu einem kleinen Zusammenstoß der Bauern mit einer Escadron Cavallerie, der aber keine weiteren Folgen hat ...

Nun betrachte man — diesen Vorgängen gegenüber — die Haltung der unserem auswärtigen Amte nahestehenden Blätter. Die ‚Neue Freie Presse' hat von der Schlacht bei Trstenik überhaupt nichts gewusst.*) Der Correspondent des Blattes schien die Sprache verloren zu haben. Die spaltenlangen Berichte der reichsdeutschen Blätter wurden nicht — wie sonst — abgeschrieben, nicht einmal auszugsweise gewürdigt. Bloß dass die »Unruhen in Trstenik«, von denen aber den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' gar nichts bekannt war, »vollkommen beigelegt seien«, wusste das Blatt nach officiösen Telegrammen zu berichten. Sonst anhaltend »nichts Neues aus Bulgarien«. — Da kommt nach einigen Wochen der unbedeutende Zwischenfall von Durankaleh. Und welches Wunder! Die ‚Neue Freie Presse', die die Existenz des bulgarischen Fürstenthums völlig vergessen zu haben schien, wird munter. Man bringt ein Telegramm des Correspondenzbureaus über den Zwischenfall. Da beginnt sich — oh Mirakel — auch der Correspondent in Sophia zu regen, er telegraphiert wieder über Bulgarien, ja — Wunder über Wunder — er telegraphiert sogar mehr Todte als das Correspondenzbureau!

---

*) Vergleiche ‚Fackel' Nr. 41, Seite 15.
Anmerkung des Herausgebers.

Um dieselbe Zeit gewinnt auch der ‚Pester Lloyd' seine Sprache gegenüber Bulgarien wieder. Am 27. Juni d. J. bringt das Dóczi-Blatt an erster Stelle des politischen Theiles einen Artikel über eine »Regierungskrise« in Bulgarien, der so ziemlich das Schärfste ist, was in einem Organe des auswärtigen Amtes gegen ein Land gesagt werden kann, mit dem man doch bis zur Stunde noch immerhin correcte diplomatische Beziehungen unterhält. »In Bulgarien scheint sich eine Regierungskrise vorzubereiten«, heißt es da unter anderem. »Die Bevölkerung will die Zehentsteuer nicht entrichten, sie leistet offenen Widerstand; es kommt zu blutigen Zusammenstößen mit den Truppen, welche die Ruhe und Ordnung nicht herzustellen vermögen«. »Die Regierung breitet den Belagerungszustand mehr und mehr aus«. »Wenn schon mit Pulver und Blei regiert werden soll, dann muss der betreffende Staatsmann ein harter Geselle sein«. »Zu dem Belagerungszustande ist neuestens eine Knebelung der Presse getreten«. »... Verwilderung der Sitten ... besinnungslose Leidenschaftlichkeit, welche alle Autorität um jeden Preis untergräbt«. Und weiter: »Alle diese Erscheinungen lassen annehmen, dass durch Bulgarien eine tiefgehende Bedrängnis und Unzufriedenheit geht, zu deren Bekämpfung weder das heutige Ministerium noch sein Regierungssystem ausreicht«. »Statt ihren bösen Einfall« (die Einführung des Zehents) »gut zu machen, stellen sich Fürst Ferdinand und seine Minister auf den Standpunkt der beleidigten Staatsautorität, welche angesichts der Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit der Bevölkerung um jeden Preis aufrechterhalten werden müsse. Mit Verlaub, das heißt nicht stark, sondern nur ungeschickt und schlecht regieren. ... Schlechte Gesetze und schwache Regierungen eigensinnig bewahren, das führt zu gefährlichen Krisen, wie eine solche soeben in Bulgarien im Anzuge zu sein scheint« ... »Schlechte Finanzen, Rückschritte

auf allen Wegen, eine unzufriedene Bevölkerung und ein schwaches Regime, das sind jedenfalls Erscheinungen, welche ... Zustände und Ereignisse befürchten lassen, deren Bewältigung viele Anstrengungen kosten und viel längere Zeit in Anspruch nehmen wird, als man zur Stunde in Sophia glaubt« . . . .

Am 14. Juli wird auch das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ von ernster Besorgnis wegen der bulgarischen Verhältnisse erfasst. An der Stelle, die zu wiederholtenmalen anerkennende Erörterungen über die Segnungen des gegenwärtigen serbischen Regimes füllten, erscheint eine entschiedene Verurtheilung bulgarischer Zustände. »Ein Sturm der Entrüstung durchbraust alle Gaue des Landes.« »Jede Täuschung ist nunmehr unmöglich; gegen das bestehende Regime wie gegen alle demselben entspringenden Regierungsactionen steht nicht bloß ein Theil des Volkes, respective eine Partei im Kampfe«. (Folgt eine begeisterte Schilderung serbischer Verhältnisse.)

Am 15. Juli ist das bulgarische Gespenst schon über den Hof des Hauses zum anderen Steyrermühlblatte gedrungen und beunruhigt den Volkswirth der ‚Oesterr. Volkszeitung‘, der an der Hand von Ziffern das Erscheinen einer Handelskrise in Bulgarien signalisiert, von der Oesterreich-Ungarn schwer mitbetroffen sei . . .

Und diese erbitterte Presscampagne gegen Bulgarien in österreichischen und ungarischen auswärtig-officiösen Blättern erfolgt zu einer Zeit, da Oesterreich-Ungarns und Bulgariens diplomatische Vertreter in unserem auswärtigen Amte friedlich beim grünen Tische über die neue Consularconvention debattieren, über ein Werk, das ein ungestörtes Einvernehmen und die optima fides beider Theile voraussetzt, — ein Werk, das in denselben auswärtig-officiösen Blättern, die heute die Revolution in Bulgarien an die Wand malen, in inspirierten Notizen noch vor wenigen Wochen als erfreulichstes Zeichen ungetrübter Beziehungen gefeiert wurde. Oder wie?

Wollen die Lenker unserer auswärtigen Politik eine Consularconvention mit der — Revolution abschließen?

Wenn ‚Neue Presse‘, ‚Pester Lloyd‘ oder ein Steyrermühlblatt einmal die Wahrheit sagen, muss man sich sofort fragen, wer sie dafür bezahlt hat. Vergebens forscht man nach den Gründen, die etwa unser auswärtiges Amt bewogen hätten, den Fürsten eines uns befreundeten Staates insultieren, die Zustände seines Landes mit den grellsten Farben als tief zerrüttete schildern zu lassen. Ist es aber andererseits glaubhaft, dass der auswärtig-officiöse ‚Pester Lloyd‘ ohne Herrn Dóczis Zustimmung einen derartigen Vorstoß gewagt hätte? — — — — — — — — — — — — — —

. . . Ungefähr um die Zeit, als jener Artikel im ‚Pester Lloyd‘ erschien, weilte in Sophia der Budapester Handelsakademieprofessor Strausz. Fürst Ferdinand von Bulgarien braucht Geld. Er trat mit ungarischen Finanzkräften wegen Aufnahme einer Anleihe in Verbindung. Diese delegierten den Professor der Handelsakademie nach Sophia. Hier sollte er sich über die Lage des Landes und seine Hilfsquellen ein Urtheil bilden. Es ist klar, dass das Consortium seine Bedingungen nach dem Grade der Sicherheit stellt, die ihm das Land zu bieten scheint. Man feilscht hin und her. Da — ein Telegramm der ‚Neuen Presse‘ über blutige Zusammenstöße im Kreise Varna, ein Brandartikel des ‚Pester Lloyd‘ über die »Krise in Bulgarien«! Wie heißt es doch am Schlusse des Artikels: »Schlechte Finanzen, Rückschritte auf allen Wegen . . . Erscheinungen, welche Zustände befürchten lassen, deren Bewältigung viel längere Zeit in Anspruch nehmen wird, als man zur Stunde in Sophia vielleicht glaubt«: kein Zweifel — um Bulgarien steht es schlecht. Die Presse unseres auswärtigen Amtes versichert es ja. Und — das Consortium wird hohe Forderungen stellen dürfen. . . .
— — — — — — — — — — — —
Wir aber erwarten eine energische Erklärung, ob die

Presse unseres auswärtigen Amtes in dieser Sache Herrn Dóczi oder einem Börsenconsortium zu Willen war. Es ist doch wohl nicht möglich, dass sie hier die Geschäfte beider Theile besorgt hat? Dem auswärtigen Amt obliegt jetzt die Pflicht, zu erklären, dass es den Artikel des ‚Pester Lloyd' weder inspiriert hat noch billigt. Herr Dóczi möge sprechen. Wenn in diesen Dingen nicht endlich Ordnung geschaffen wird, dann können wir es wirklich noch einmal erleben, dass irgend ein Herr Kohn oder Löwy uns in einen Krieg hineinhetzt, um einen guten Cours zu erzielen.

* * *

Die ‚Neue Freie Presse' gilt als das Judenblatt par excellence. Ich will nun an einem markanten Beispiel zeigen, dass sie — soweit nicht corruptionistische Interessen der Juden in Frage kommen — nicht einmal die jüdischen Interessen anständig vertritt.

Seit Wochen erschallt in der »Kleinen Chronik« — oder sollte man die Rubrik, in der die Herren Redacteure die Thaten und Schicksale ihrer Familienangehörigen getreulich registrieren, nicht »Kleine Familienchronik« nennen? — in herzbrechender Weise der Jammer um das Schicksal der rumänischen Auswanderer, die unter der Reichsbrücke ein dürftiges Asyl gefunden haben. Wie immer, ist auch diesmal die löbliche Administration gerne bereit, Geldspenden von Mitbürgern ohne Unterschied der Confession entgegenzunehmen. Hie und da wagt der kleine Chronist schüchterne Andeutungen zu machen, dass das Elend der rumänischen Juden ja nicht von der Reichsbrücke herrühre, dass die Zustände in der Heimat der Armen nicht ganz rosige sein müssten, dass die rumänische Regierung . . . aber hier ruft der große Politiker des Weltblattes dem kleinen Chronisten ein gebieterisches »Halt!« zu. Die rumänischen Pauschalien legen dem Blatte Reserve auf, und so druckt es in derselben Nummer, in der der kleine Chronist die herzbrechenden Klagen über das Leid der aus der ungastlichen Heimat Vertriebenen am lautesten ertönen lässt, unter den Telegrammen des Correspondenzbureaus ein rumänisch-officiöses Telegramm der »Agence Roumaine« ohne jede Nebenbemerkung ab, worin die Nachrichten

über Verfolgungen der Juden in Rumänien an der Hand von Ziffern dementiert werden und der Versuch unternommen wird, die Leiden der rumänischen Juden auf — eine etwas schlechtere Ernte zurückzuführen.

Man wende nicht ein, dass das Blatt mit der ohne erläuternde Bemerkung erfolgten Wiedergabe des gegen die Klagen der Juden gerichteten Telegrammes noch keine Stellung genommen habe. Das ‚Berliner Tageblatt', ein Organ, dessen der ‚Neuen Freien Presse' gesinnungsverwandte Unsauberkeit zwar über jeden Zweifel erhaben ist, das aber doch den rumänischen Pauschalien geographisch etwas ferner liegt, hat am 4. Juli dasselbe Telegramm erhalten. In der Nummer vom 5. Juli druckt es die Meldung der »Agence Roumaine« ab, begleitet sie jedoch mit den folgenden Bemerkungen: »Die officiöse rumänische Presse bemüht sich, die durch die antisemitische Hetze hervorgerufene Massenauswanderung der Juden auf andere Ursachen zurückzuführen . . . aber die Mohrenwäsche der ‚Agence Roumaine' wird niemand überzeugen.« Folgt ein längerer Artikel über die Verfolgungen der Juden seitens der rumänischen Regierungsorgane vom Bukarester Correspondenten des Blattes. Dagegen scheint der Bukarester Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' — nach seinem vollständigen Stillschweigen zu urtheilen — offenbar ein Opfer der Judenverfolgung geworden zu sein, so dass die Redaction seines Blattes nolens volens ausschließlich die Telegramme der officiösen Agentur benutzen muss, die diese Verfolgung dementieren . . . .

Die Wiener Juden, die in der Bekämpfung des heimischen Antisemitismus schon so hervorragende Dummheiten geleistet haben, mögen weiterhin der Administration der ‚Neuen Freien Presse' Beiträge für ihre rumänischen Glaubensgenossen senden. Nur werden sie gut thun, sich immer vor Augen zu halten, dass ihre Beiträge reichlich fließen müssen, um die Höhe jener Summen zu erreichen, die derselben Administration aus dem rumänischen Pressfonds zugehen und die der erhabenen Bestimmung dienen, das Blatt für den Raum, den Rumäniens Dementis der Judenverfolgungen einnehmen, angemessen zu entschädigen.

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ hatte sich, wie sie am 14. Juli ihren Lesern erzählte, vorgenommen, nachdem sie mich in mehreren unfläthigen Notizen hinlänglich beschimpft zu haben glaubte, in »philosophischer Ruhe« etwaige weitere Angriffe der ‚Fackel‘ zu ertragen. Diese Ruhe war mit der Todtschweigetaktik der Börsenpresse keineswegs identisch, es war »die uns eigene philosophische Ruhe«. Aber die ‚Arbeiter-Zeitung‘ scheint bei den zahlreichen Schlappen, die sie im letzten Jahre erlitt, bereits allzu große Quantitäten ihrer philosophischen Ruhe verbraucht zu haben. Was ihr für mich noch übrig blieb, reichte knapp auf vier Wochen. Auf einige kleine Notizen in Nr. 46 der ‚Fackel‘ aber erwiderte sie in einer höchst unphilosophischen Aufregung, sprach von feiger Verleumdung, wollte mir nicht einmal »eine Art von Banditencourage« zuerkennen und drohte mit dem letzten Auskunftsmittel einer angegriffenen Publicistik, mit »Ohrfeigen« Ich kann der ‚Arbeiter-Zeitung‘ nicht gut entgegenhalten, dass sie einst — es galt auch damals meine Sache — nicht genug Worte der Verachtung für jene gefunden hat, die sich im literarischen Kampfe zur Methode der brachialen Abwehr bekannten. Auch ich habe mich ja seit jenen Zeiten geändert und bin von der Anerkennung der journalistischen Fähigkeiten socialdemokratischer Redacteure zum Bedauern über die Verpöbelung des Tones der ‚Arbeiter-Zeitung‘ herabgesunken. Das Bedauern ist aber auch auf Seite der ‚Arbeiter-Zeitung‘, die eben, weil ich im Laufe der Zeit an ihr manches auszusetzen fand, wehklagend meine »selbstmörderische Eitelkeit« constatiert, die »allen Nutzen vernichtet, den mein Talent stiften könnte«. Ich will nur, um allen Missverständnissen vorzubeugen, nachdrücklich versichern, dass meine Eitelkeit, wenn ich schon von dieser menschlichen Schwäche nicht völlig frei sein soll, an den Angriffen auf die ‚Arbeiter-Zeitung‘, an dem Kampfe gegen die Prostituierung eines anticapitalistischen Blattes durch Bankannoncen, den

geringsten Antheil hat. Ich wüsste wirklich nicht, warum mich der Anblick eines seitenlangen Südbahninserates oder des neuerrungenen Courszettels in der ‚Arbeiter-Zeitung‘ eitel machen sollte! Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ mag sich selbst ihrer Erfolge freuen, mag selbst auf die unentwegte Unterstützung durch sämmtliche Actiengesellschaften stolz sein. Mich, der ich der Socialdemokratie ein aus eigener materieller Kraft erschaffenes Kampforgan von Herzen wünsche, kann der Anblick eines mit Prospecten der ärgsten Ausbeutergesellschaften gespickten Proletarierblattes nicht übermüthig, nur traurig stimmen.

Und weil ich in einem besonderen Falle meiner Trauer Ausdruck lieh, weil mich der Contrast zwischen den einstigen gerechten und fast täglichen Angriffen der ‚Arbeiter-Zeitung‘ gegen die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft und den heutigen fast täglichen Waschzetteln dieser Gesellschaft in der ‚Arbeiter-Zeitung‘ zur Wehmuth stimmte, antwortet sie mir mit einer Grobheit, die fast an den einstigen Ton gegen die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft erinnert. In ihrer Aufregung aber vergisst sie völlig, was in Nr. 46 der ‚Fackel‘ eigentlich gesagt und was zu widerlegen war. Von Mordschiffen der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft war die Rede gewesen und von Mordsinseraten; und dann war festgestellt worden, dass seit längerer Zeit die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft von der ‚Arbeiter-Zeitung‘ nicht mehr angegriffen ward. Was antwortet man mir? »Würde er« — ich — »seinen Corruptionsriecher fleißiger in die Bände der ‚Arbeiter-Zeitung‘ gesteckt haben, könnte er allerdings feststellen, dass die Behauptung, dass die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft seit zwei Jahren keinen Anlass zu begründeten Angriffen gegeben habe, den Thatsachen widerspricht.« Welch armselige Gedankenwindung! Die Behauptung, die mir die ‚Arbeiter-Zeitung‘ in die Schuhe schiebt, habe ich ja gar nicht aufgestellt. Im Gegentheil! Aus der Notiz in der ‚Fackel‘ konnte man eher das Bedauern darüber herauslesen, dass »An-

lässe zu begründeten Angriffen« wohl vorhanden waren, aber seit zwei Jahren von der ‚Arbeiter-Zeitung‘ nicht benutzt worden sind. Oder doch? Ich folge dem Rathe, stecke abermals meinen Riecher in die Bände der ‚Arbeiter-Zeitung‘ und stelle fest:

Campagne der ‚Arbeiter-Zeitung‘ gegen die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft im Jahre 1898: Artikel über »Die Katastrophe auf der ‚Gisela‘« am 13., 14., 16. und 18. Juli. Der am 18. Juli erschienene Artikel enthält folgende Stellen:

»— — Es steht nunmehr fest, dass die Schiffskatastrophe bei Grein, der vier Arbeiter zum Opfer fielen, nur der unseligen, ja verbrecherischen Wirthschaft der Donau Dampfschiffahrt-Gesellschaft zuzuschreiben ist. Diese bankerotte Gesellschaft, die trotz der Staatshilfe auch nicht den primitivsten Anforderungen eines geregelten Verkehres entspricht, bewältigt diesen Verkehr überdies mit Schiffen, die so alt sind, dass sie längst zum alten Eisen gehören, oder die so gewissenlos gebaut sind, dass die Schiffsmannschaft jede Fahrt mit dem Gedanken an den Tod antreten muss. Es ist nicht nur das Unglücksschiff »Gisela« allein, das diesen Gedanken jedem Schiffsmann mit zwingender Nothwendigkeit aufdrängt. Auch andere Schiffe, die »Waag«, die »Venus«, ja sogar die neugebaute »Vindobona« sind Mordschiffe. — — — Wir werden nicht ruhen, bis nicht die wirklich Schuldigen (die Oberorgane der Gesellschaft) zur Verantwortung gezogen werden. — — — Wer wird die Sorge für die armen Wesen (sechzehn lebende Kinder) übernehmen, die durch die verbrecherische Nachlässigkeit und Profitwuth der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft ihrer Ernährer beraubt sind? — — Bei der Corruption der Wiener Presse wird die ‚Arbeiter-Zeitung‘ freilich diesen Kampf so ziemlich allein führen müssen, aber wir werden ihn dafür umso nachdrücklicher führen. Die Mordschiffe der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft werden ausgemustert werden!«

Am 28., 29. Juli und am 6. August erscheinen Artikel unter dem Titel »Die Mordschiffe der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft«; dazwischen am 31. Juli ein Artikel unter dem Titel »Wie die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft für Verunglückte sorgt«. Am 6. August wird zur Erörterung des Themas: »Sorge für die Hinterbliebenen« ein »späterer Artikel« angekündigt, den ich, wie ich leider gestehen muss, trotz eifrigstem Suchen nicht gefunden habe. Da indes noch in den folgenden Monaten

zwar nicht Artikel, aber heftige Notizen gegen die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft erschienen, so fällt es mir nicht ein, das Unterbleiben der angekündigten Fortsetzung, zu der offenbar das Material gefehlt hat, gegen die ‚Arbeiter-Zeitung' zu deuten. Am 10. August wird zwar ohne Commentar das officielle Gutachten über die Kesselexplosion auf der »Gisela« abgedruckt, aber am 12. August, 11., 14., 15. September, am 1., 10. und am 11. October erscheinen Notizen, die immerhin deutlich gegen die ausbeuterische Gesellschaft pointiert sind, und der 20. December bringt sogar den Abdruck der Interpellation des Abgeordneten Schrammel gegen die Donau Dampfschiffahrt-Gesellschaft, in der Functionäre dieser Gesellschaft offen der schmutzigsten Handlungen, ja des Diebstahls beschuldigt werden. Noch am 11. Jänner 1899 erscheint eine Notiz in der Rubrik »Socialpolitik«, die unter dem Titel »Ein Opfer frevlerischer Fahrlässigkeit« von einem Unfall in den Werften der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft erzählt. Die schärfste Sprache führte der Artikel in der Nummer vom 28. Juli, aus dem ich hier die nachstehenden Stellen reproduciere:

»Die Erste k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft hüllt sich in sehr beredtes Schweigen. Bauend auf die Unterstützung der Wiener Pauschalienpresse, glauben die Chefs dieser Actienunternehmung, auf die Beschuldigung schweigen zu können, dass auf einem ihrer Mordschiffe vier Arbeiter den Tod gefunden haben, und zwar durch die Schuld der Gesellschaft. — Zu dieser Pauschalienpresse gehört natürlich auch das ‚Deutsche Volksblatt', das eine Zeitlang sich auffallend viel mit der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft beschäftigte, dessen Hunger seither aber gestillt zu sein scheint. — — — Und alle diese Herren (Verwaltungsräthe) sammt dem hofräthlichen Director schweigen, wenn ein unbestochenes*) Blatt eine ganze Reihe der Schiffe dieser Gesellschaft als Mordschiffe bezeichnet, wenn die Gesellschaft bankerott gesagt wird, wenn die Oberorgane der Gesellschaft als die Schuldigen an dem Tode von vier Menschen bezeichnet werden. — — — Dieses Schweigen der hoch-

*) Thatsächlich hatte die ‚Arbeiter-Zeitung' im Gegensatze zur gesammten Wiener Presse damals kein Inserat oder »Eingesendet« der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft aufzuweisen.

vermögenden Herren ist ein Eingestehen ihrer Schuld. — — Auf die Anklagebank mit den Excellenzen und Baronen, Hofräthen und Rittern! — — Bringt der Staatsanwalt auch nur einen dieser hohen Herren auf die Anklagebank, dann hat die verbrecherische Wirtschaft bei der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft ein Ende. Das Blut der vier Opfer der »Gisela« fordert Sühne.« —

Von den Excellenzen und Baronen ist keiner auf die Anklagebank gekommen, die verbrecherische Wirtschaft bei der Donau Dampfschiffahrt-Gesellschaft dauert fort, der Nachlässigkeit und der Profitwuth hat noch immer kein Staatsanwalt die gesetzliche Schranke gezogen, die Ausbeutung des Personals nimmt ihren Fortgang, das Blut der Opfer der »Gisela« ist nicht gesühnt, die Mordschiffe sind nicht ausgemustert und — die ‚Arbeiter-Zeitung' führt den Kampf nicht mehr fort. Ihre Angriffe hörten auf, als mit hereinbrechendem Winter die Schifffahrt auf der Donau aufhörte. Und als der erste Lenzhauch im Jahre des Heils 1899 die vereisten Ströme und Flüsse thaute, da trug er der ‚Arbeiter-Zeitung' auch die Mordsinserate ins Haus. Der 20. März brachte das erste »Eingesendet«. Und von da an erscheinen sie regelmäßig, den Proletariern Wiens bald die Dampferverbindung mit dem Wettrennplatz, bald die Reisemöglichkeiten zwischen Galatz und Rustschuck verheißend. Ich habe, so tief ich meinen Corruptionsriecher in die Bände der ‚Arbeiter-Zeitung' stecken mochte, von Mordschiffen, verbrecherischer Wirtschaft, Profitwuth und Anklagebank nichts mehr entdecken können. »Anlass« zu solchen Kraftworten war ja, wie die ‚Arbeiter-Zeitung' selbst zugibt, während dieser Zeit vorhanden. Ich fand aber die etwas monotone Folge der »Eingesendet« höchstens hin und wieder durch eine regelrechte Annonce (z. B. 21. Mai) oder eine kleine, wohlwollende Besprechung des von der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft herausgegebenen »Donau-Führers« (28. Mai) angenehm unterbrochen. Dampferunfälle? Ja, bei Hamburg, Algier, New-York, Kopenhagen und Königsberg. Aber da, am 7. Juni — endlich:

»Unfall eines Donau-Dampfers«! Die Mordschiffe begannen mir bereits, von den Fluten nie versiegenden publicistischen Zornes gepeitscht, vor den Augen zu tanzen. Mordschiffe? Nein: »Einer der besten Passagierdampfer der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, der Postdampfer ‚Kronprinz Rudolf‘ erlitt auf einer Thalfahrt eine so schwere Beschädigung, dass — —«. Folgt nach einer ironischen Zeile über das allzu harmlose Communiqué, das die Gesellschaft ausgab, ein Abdruck des Berichtes der gut pauschalierten ‚Neuen Freien Presse‘ über den Unfall.

Der durch die Blätter zweier Jahrgänge unruhvoll schweifende Blick musste, da er die Mordschiffe aus den Spalten der ‚Arbeiter-Zeitung‘ ausgemustert fand, an den Mordsinseraten, durch die noch kein Proletarier zu Schaden gekommen ist, haften bleiben. Er hat in manchem Monat ein Dutzend und mehr gezählt. Er hat aber — unwillkürlich — auch andere kostbare Dinge bemerken müssen. Der Oesterreichische Lloyd hatte schon vor der Donau Dampfschiffahrt-Gesellschaft den Weg zum Inseratentheile der ‚Arbeiter-Zeitung‘ gefunden; aber in bunter Reihe zogen sich durch diese tausende Seiten von Proletarierlectüre Kundmachungen der Creditanstalt, Unionbank, Länderbank, Anglo-österr. Bank, Bodencreditanstalt, Depositenbank, Bankverein, Landesbank für Bosnien und Herzegowina, Ungarische Escompte- und Wechselbank, Intern. Elektricitäts-Gesellschaft, Holländ-österr. Baugesellschaft, Nordwestbahn, Staatseisenbahn-Gesellschaft, Südbahn, Wiener Lebens- und Rentenversicherungs-Anstalt, Wiener Versicherungs-Gesellschaft, Riunione Adriatica di Sicurtà, Assicurazioni Generali, Gresham, Mutual, Phönix, Globus, New-York, Gisela-Verein, der berüchtigten Volksversicherungs-Gesellschaften Victoria, Universale und Allianz. Die Redaction übernimmt für all dies »keinerlei Verantwortung«. Aber unter dieser Verwahrungsclausel — sie erinnert an das Gelöbnis, mit dem die socialdemokratischen Gemeinderäthe der Dynastie unverbrüchliche Treue

und Hochhaltung des österreichischen Staatsgedankens zuschworen — finden sich ja auch die Ankündigungen von proletarischen Versammlungen, die Kundmachungen von Arbeiter-Krankencassen, Arbeiterunterstützungsvereinen, Partei-Organisationen und dergleichen. Lehnt die Redaction für Ziel und Programm dieser Körperschaften die »Verantwortung« mit derselben Energie ab, wie für die Veröffentlichung des Prospects einer Actiengesellschaft? Und mit welchen Besorgnissen muss Herr Taussig einem socialdemokratischen Parteitag entgegensehen, dessen Vorsitz der Chefadministrator der ‚Arbeiter-Zeitung‘, Herr Popp, führt! Am 15. März des Jahres 1898, dem Gedenktage der Revolution, finde ich nebeneinander zwei große Versammlungen angekündigt. Die eine Annonce ladet zum Besuche einer Protestversammlung gegen die Reaction, die andere, die dicht daneben steht, zum Besuche der Generalversammlung der Unionbank ein. Wenn sich ein Proletarier damals geirrt hat und statt in die Protestversammlung in die Generalversammlung gegangen ist? Ein andermal wird zum Besuche des patriotischen Jubiläumsgemäldes, dann wieder zum Besuche von »Venedig in Wien« aufgefordert und, um sich wenigstens diesmal nicht der redactionellen Verantwortung zu entziehen, begleitet die ‚Arbeiter-Zeitung‘ das Inserat mit einer schwungvollen Localnotiz, die auf die Herrlichkeiten dieses Eldorado gleich nach der Festnagelung eines »Schweinepfaffen« hinweist. »Wieder Einer«: das Colosseum. Dieses »Etablissement«, dessen Darbietungen wohl das Dreisteste und Volksverdummendste in ihrem Genre sind, wurde lange Zeit durch unveränderten Abdruck der directorialen Waschzettel gefördert. Wieder Einer: Variété Japan. Dazwischen Ratenhändler, Naturheilbringer, brieflich ordinierende Aerzte, zweifelhafte Dentisten ... Und es lockte mich, da ich zwei Jahre Arbeiterlectüre durchwanderte, mir die Lebensgewohnheiten eines einfachen Arbeiters, der getreu den Anwei-

sungen und Rathschlägen seines Blattes sich den Haushalt zimmert, vorzustellen. Im Ratenzahlungshaus »Körmendi« kauft er seine Waaren ein, Abends besucht er das Variété Japan. Kein Wunder, dass er sich bald genöthigt sieht, sich an Herrn Dr. Reti zu wenden. Da er bei Herrn Buriasch sich die Zähne ziehen lassen will, kommt er auf den Gedanken, sich bei der »Allianz« versichern zu lassen. Mit Wehmuth bemerkt er schließlich, dass ihm kein Kreuzer mehr übrig geblieben ist, um für sich und die Seinen eine $4^1/_2{}^0/_0$ige Schuldverschreibung der Südbahn oder eine Actie der Creditanstalt zu erwerben, deren Bezug ihm S. M. v. Rothschild in seinem Parteiorgan so eindringlich ans Herz gelegt hat . . . .

Ich war bis zum 6. November vorgedrungen, der im Jahre des Heils und der Donaudampfschiffahrt 1899 das letzte Eingesendet brachte. Da traf mich die Nachricht, dass die ‚Arbeiter-Zeitung‘ für die seit dem 20. März geleisteten Publicationen die hübsche Summe von 2040 Gulden seitens der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft empfangen hat. Gleichzeitig erfuhr ich, dass die Pauschalien dieser Gesellschaft sich zwischen den Summen von etwa 600 und 5000 Gulden bewegen. Circa 5000 fl. jährlich dürfte nur die ‚Neue Freie Presse‘ beziehen. Mittlere Blätter, die etwa die Abonnentenzahl der ‚Arbeiter-Zeitung‘ haben, beziehen ein Pauschale von 1000 bis 1500 fl. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ erhält natürlich ein solches Pauschale, das zur Aufnahme jeder eingesandten Notiz und zu sonstigen Leistungen verpflichtet, nicht. Wohl aber erhält sie auf dem Umwege der zahlreichen »Eingesendet« und Annoncen, deren Inhalt für ihre Leser nicht das geringste Interesse hat, mehr von der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft als die von ihr geschmähten »Pauschalienblätter« mittlerer Kategorie. So reich wird eine Ehrlichkeit belohnt, die ich nicht leugnete, nicht leugnen darf, weil ich nur die Gleichzeitigkeit einer Handlung und einer Unterlassung nachweisen kann, nicht inneren Zusammen-

hang. Freilich, innere Zusammenhänge treten niemals anders denn als zeitliche in die Erscheinung ....

Sonst einsichtige Leute haben mir's verargt, die einen, dass ich diese Dinge der ‚Arbeiter-Zeitung' überhaupt, die anderen, dass ich sie ihr erst jetzt vorwerfe. Ich will beiden Parteien erwidern: Zur Zeit, da ich die dreimalgespaltenen Unsauberkeiten der bürgerlichen Presse aufzudecken begann, war mir die schwierige materielle Lage der ‚Arbeiter-Zeitung' wohl bekannt. Aber die Aufhebung des Zeitungsstempels war nahe; sie musste der ‚Arbeiter-Zeitung' über 70.000 Gulden im Jahre einbringen und dann, erwartete ich, würde sie von Fesseln, die sie knirschend ertragen haben mochte, energisch sich befreien. War doch in Versammlungen und in Artikeln der ‚Arbeiter-Zeitung' immer wieder betheuert worden, dass die Aufhebung des Zeitungsstempels selbst der bürgerlichen Presse die »schmachvollen Bande des Capitals« lockern werde. Die ‚Arbeiter-Zeitung' schien mir an die Aufhebung des Zeitungsstempels für die capitalistische Presse allzu verstiegene Hoffnungen zu knüpfen, aber sie selbst hat, was man von ihr hoffen konnte, nicht erfüllt. Mir jedoch erschien es als schlimmster Verrath an einer Mission, an die ich glaubte und noch glaube. Um dieser Meinung willen von den ethischen Functionen, die die Vertretung des österreichischen Proletariats zu erfüllen hat, habe ich sie wiederholt angegriffen. Und sollten wirklich ernste Socialdemokraten es mir verargen, dass ich an das Centralorgan der österreichischen Socialdemokratie die gleichen sittlichen Forderungen stelle, die der Berliner ‚Vorwärts' erfüllt? Ich bestreite es, dass die österreichischen Proletarier den Courszettel in der ‚Arbeiter-Zeitung' lesen wollen, den doch ihre reichsdeutschen Genossen im ‚Vorwärts' nicht vermissen. Und wenn das Blatt der weit capitalskräftigeren deutschen Socialdemokratie keine Inserate von Banken und Actiengesellschaften bringt, so müssen diese auch in der ‚Arbeiter-Zeitung' entbehrlich sein. Der Standpunkt: »Wir fordern ja die Inserate nicht

und wir leisten nichts dafür; aber man gibt sie uns, also nehmen wir sie« gilt nicht. Man nimmt keine Geschenke von den Chlumeckys und Taussigs.

Denn es **sind** Geschenke. Und weil das unbestreitbar ist, lässt sich der Kampf gegen die corrupte Verbindung von Actiengesellschaften und Presse auch von einer anderen Seite führen. Nur der Vollständigkeit halber habe ich, ehe ich der bisherigen Kampfesmethode Valet sage, unter den Blättern, die bessern zu können ich heute nicht mehr glaube, die ‚Arbeiter-Zeitung‘ nennen müssen. In Zukunft werde ich mich nicht mehr an Zeitungen und Zeitungsleser, sondern an die Actionäre wenden. Es muss schließlich doch dazu kommen, dass einmal ein anständiger Actionär in einer Generalversammlung also spricht: »Wir haben die Pflicht, gewisse Publicationen vorzunehmen und zu bezahlen. Wir haben ein Interesse daran, über das, was wir an solchen Publicationen leisten müssen, noch hinauszugehen. Aber da muss es Grenzen geben. Ich finde Inserate unseres Unternehmens in Blättern, in denen zu inserieren uns keinerlei Nutzen bringen kann; und das sind nicht vereinzelte Vorkommnisse, sondern diese nutzlosen Inserate müssen alljährlich Vermögen kosten. Was bedeutet das? Man behauptet vielfach, unsere Verwaltung wolle den Zeitungen mit Inseraten den Mund stopfen. Dagegen müssen alle anständigen Actionäre sich wehren. Wenn unsere Verwaltung Handlungen begeht, die die Kritik zu scheuen haben, so haben wir Actionäre, weil unser Vermögen auf dem Spiel steht, das höchste Interesse daran, diese Dinge zu erfahren. Was der Oeffentlichkeit verschwiegen wird, wird doch vor allem **uns** verschwiegen. Ich erhebe Einspruch dagegen, dass unsere Verwaltung mit unserem Gelde Blätter zu unserem Schaden bezahlt. Doch ich finde Annoncen des Unternehmens auch in Zeitungen, die uns nicht nützen können, die aber trotz den Annoncen zwar nicht uns, den redlichen Actionären,

aber unserer oft unzulänglichen Verwaltung zu schaden sich keineswegs scheuen, die mit Inseraten manchmal zugleich Angriffe bringen. Wozu bezahlen, beschenken wir diese Blätter? Die Antwort, es sei so herkömmlich, kann ich nicht gelten lassen. Seit Jahren sehe ich, wie immer neue Zeitschriften gegründet und alle mit unserem Gelde gefüttert werden. Ich zittere jedesmal, wenn ich vom Erscheinen eines neuen Blattes höre; ich weiß: das wird mich Geld kosten. Ich habe berechnet, dass ich als Actionär durch unfreiwillige Subventionen den Wiener Journalen alljährlich weit mehr leiste, als durch meine Abonnementsbeiträge. Wir klagen beständig über die hohen Steuern, die Staat und Land von uns fordern. Und wir legen uns freiwillig einen lächerlich hohen Tribut auf, wir gewähren Geschenke, die wir als Erwerbsunternehmung gar nicht zu leisten befugt sind? Ich stelle den Antrag, dass der Verwaltung von der Generalversammlung aufgetragen werde, im nächsten Jahre eine vollständige Liste aller Zahlungen an die Blätter mit einem genauen Nachweis ihrer Angemessenheit und Nothwendigkeit vorzulegen.«

So müsste ein redlicher Actionär sprechen. Die Antwort, die er erhielte, würde in die Situation von Actiengesellschaften und Presse endlich die erwünschte Klarheit bringen.

* * *

EINE TAUSSIG-BAHN.

Geehrter Herr Redacteur!

Mit großer Befriedigung habe ich den Aufsatz »Eine Taussig-Bahn« in Nr. 46 der ‚Fackel‘ gelesen. Nur möchte ich Sie bitten, die leitenden und verantwortlichen Herren darauf aufmerksam zu machen, dass es bei Eibenschitz (Station der St. E. G.) außer gutem Spargel noch eine elende Eisenbahnbrücke gibt und dass insbesondere die strafrechtliche Terminologie auch

für das eventuelle Wollen eines verbrecherischen Erfolges — z. B. lieber Einsturz als Neubau einer Brücke — den entsprechenden Ausdruck findet.

Hoffentlich bringt das Eisenbahnministerium das bischen Energie, das es nach Erscheinen der Südbahn-Artikel in der ‚Fackel‘ gegen die Chlumecky-Gesellschaft hervorgekehrt hat, jetzt auch gegen Herrn Taussig auf. Mit einem Abonnement auf die ‚Fackel‘ und damit, dass das Präsidialbureau des Ministeriums dies den Herausgeber wissen lässt, ist verflucht wenig geschehen. Das Bewusstsein, dass der Herr Ministerialrath v. Forster jetzt die ‚Fackel‘ auf seinem Tisch liegen hat, vermag mich zwar zu erheben, aber schwerlich über die Sicherheit des reisenden Publicums zu beruhigen. Ich musste seinerzeit lachen, als das Eisenbahnministerium durch ein Zeitungsbureau an mich und an meine Privatadresse eine Karte richten ließ, mit der es die ‚Fackel‘ bestellte. Die Karte ward, da der Herausgeber selbst für ein hohes Ministerium Abonnements nicht entgegennimmt, schleunigst an den Aufgeber zurückgesendet. Als eine bessere »Genugthuung« fasste ich es damals auf, dass die Behörde der Südbahnsippe gewisse Reformen auftrug. Von diesen hat man freilich bisher nichts weiter gemerkt, als dass der Rauch auf der Strecke infolge Verwendung der miserabelsten Kohle das Südbahnreisen, das bisher bloß eine Gefahr war, neuestens auch zu einer Tortur macht. So haben die sauberen Herren ein Mittel gefunden, gewisse kleine Auslagen, zu denen sie gezwungen waren, »hereinzubringen«. — Dass der letzte Sonntag keine Katastrophe auf der Localstrecke gebracht hat, ist wahrlich ein Wunder. Die Waggons gewährten den Anblick von Wiener Pferdebahnwagen; die Leute hielten die Platform bis auf die unterste Stufe besetzt. Und wenn kein Unglück geschehen ist, so hat man dies lediglich der Umsicht des Chefs einer Localstation zu danken, der von seinem Perron aus die Situation überblickte und den an den Waggons förmlich hängenden Ausflüglern warnend zurief: »Sie, geb'n S' Acht! Halten S' Ihna an! Dass nichts g'schicht!« . . . Herr v. Wittek hat noch viel Arbeit vor sich. In aller Hast wird jetzt — eine Wirkung des Artikels in Nr. 46 — auf der Strecke der Staatseisenbahn-Gesellschaft bei Gerasdorf das Unkraut ausgejätet. Und doch war es in jenem Artikel nur symbolisch verwertet. . . . . Es ist höchste Zeit, dass wieder einmal »Erhebungen« ge-

pflogen werden. Ich meine dies nicht symbolisch und ich wünsche nicht, dass die »Erhebung« des Herrn Taussig in den Ritterstand die einzige bleibe, die seit den Jahren seines Verwaltungsvorsitzes von der Regierung gepflogen wurde.



Auf das Grab Joseph Oppenheims hat die Pietät seiner Redactionscollegen Erde, Lügen, Blüten der Rede und des Stils gestreut. Wenn die Herren sich dies einemal zur Wahrheitsliebe entschlossen hätten, so würde der Nekrolog, den sie dem Verblichenen nachriefen, unfehlbar anders gelautet haben. Etwa so: »Er war ein Journalist, der nicht nur durch das, was er schrieb, sondern auch durch seine Lebensführung und Haltung unserem Stande Unehre gemacht hat und auf den wir durchaus nicht als auf einen würdigen Vertreter, ein Musterbild unseres Berufes hinweisen konnten.« Denn es ist meine Meinung von Joseph Oppenheim — und ich kann mit ihr selbst vor seinem Grab nicht zurückhalten —, dass er kein würdiger Repräsentant der Wiener Journalistik, sondern im Gegentheil ein braver und vornehmer Mann war. Seine Berufsgenossen scheinen insgeheim meiner Ansicht zu sein; denn sonst wäre nicht einem oder dem anderen der Hinweis auf seine »Ehrlichkeit« entschlüpft, die als besonderes Kennzeichen seines journalistischen Wirkens in diesen Tagen hervorgehoben wurde. Und er hat auch Geschmack besessen. Sein Chef hat dies ausdrücklich anerkannt. Herr Benedikt hielt eine Leichenrede, die so poetisch und blumenreich war, dass man sich wunderte, an ihrem Schlusse nicht die übliche Wendung zu finden: »Die vorgekommenen Coursvariationen zeigt die nachstehende Courstabelle.« Denn empfindliche Coursvariationen — dies schien Herr Benedikt zuzugeben — sind der ‚Neuen Freien Presse' nicht erspart geblieben, seit Oppenheim, dem Ansturm einer talentlosen Jugend weichend, verdrossen die Feder hingelegt hat. Wie wird's erst nach seinem Tode werden? »Nie mehr« — rief Herr Benedikt — »werden wir in Dein kluges Auge sehen, nie mehr werden wir in Deinem

Feingefühle, in Deinem sicheren Urtheile für Takt und Form den Maßstab gewinnen . . .« Wie wahr hatte Herr Benedikt gesprochen! Schon die Berichte über seinen Tod und die Leichenfeier mit der Aufzählung aller anwesenden und condolierenden Nullen ließen die redigierende Hand Oppenheims vermissen. Wenn's dem Armen doch wenigstens vergönnt gewesen wäre, noch diese Localartikel einzurichten! Aber leider konnte er nicht einmal mehr Weisungen für ihre Abfassung hinterlassen . . .

*

Am Tage, da Josef Oppenheim die Augen schloss, um nicht mehr sehen zu müssen, was in seiner einst so geliebten ‚Neuen Freien Presse' vorgieng, hatte das Blatt einen zweiten Unglücksfall zu tragen. Und wie viel schwerer muss es diesen empfunden haben, da doch der Schmerz um Oppenheim, mit allen Schmöcken Wiens getheilt, kaum halbes Leid war, während das neue Unheil, verschwiegen, am Herzen der Herausgeber fraß. Moriz Handl, Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' in London — »angeblich Doctor der Philologie, an der Wiener Universität graduiert«, heißt es in den englischen Blättern — stand an jenem Tage vor einem Londoner Richter wegen Eingehung von Schulden unter betrügerischen Vorwänden. Er war mit einem stockbroker in Verbindung getreten, hatte mitgetheilt, er beziehe als Journalist ein Einkommen von 1200 Pf. bis 1300 Pf., erhalte von den drei größten Finanzhäusern Londons, vor allem von Rothschild, Informationen und wolle nach diesen Börsengeschäfte machen. Die erste Transaction ergab einen Gewinn von 72 Pfund, die dem Handl ausbezahlt wurden. Zwei weitere Speculationen schlossen mit einem Verlust von 1262 Pf. — und Handl erklärte sich außer Stande, zu bezahlen. Als alle Mahnungen erfolglos blieben, schritt der stockbroker zur Klage. Sein Anwalt stellte fest, dass der Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' nicht bloß den einen Börsenagenten geschädigt habe; auf gleiche Weise hatte er schon mehrere stockbroker behandelt, von denen sogar einer wegen einer Schuld von 900 Pfund, die Handl zu begleichen verweigerte, von der Börse »ausbleiben« musste. Handl ist also auf dem Gebiete des Börsenspiels unter der reservatio mentalis, wenn es schief geht, nicht zahlen zu wollen, kein Neuling, sondern, wie der klägerische Vertreter sagte, an old hand at this kind of thing.

Die Sache ist noch nicht zu Ende, kann auch noch eine günstige Wendung nehmen. Herr Handl befindet sich einstweilen auf relativ freiem Fuße — gegen eine Sicherstellung von 100 Pf. Aber welch ein tieftrauriger Gedanke, dass der Mann, der im vorigen Sommer als Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' beim Renneser-Process so wacker für Gerechtigkeit, Freiheit und Wahrheit gestritten hat, jetzt gegen die Gerechtigkeit für seine Freiheit kämpfen muss! Betrübliche Wahrheit!

Als die Londoner Nachricht in der ‚Neuen Freien Presse' eintraf, waren die Herausgeber auf das tiefste erschüttert, so tief, dass sie sich den Aufregungen durch die Fluth der Condolenzen, die zu erwarten waren, nach den letzten schweren Tagen, am frischen Grabe des unvergesslichen Oppenheim, nicht gewachsen fühlten. Die ‚Neue Freie Presse' bat darum die Wiener Blätter um »stilles Beileid«. Ob sie bei dieser Gelegenheit einmal selbst Schweiggelder gezahlt hat, habe ich nicht erfahren. Aber es wäre erstaunlich, wenn alle der ‚Neuen Freien Presse' feindlichen Zeitungen unentgeltlich eine Sache verschwiegen hätten, die mehr als jede andere dem Blatte bei seinen eigenen Lesern schaden musste. Nicht als ob die Börseaner es etwa hätten tragisch nehmen können, dass ein Redacteur eine Gaunerei begeht. Solches halten sie vielmehr für selbstverständlich. Auch aus dem heiteren Widerspruch hätten die Börseaner kein Wesen gemacht dass, während die ‚Neue Freie Presse' in den letzten Monaten einen erbitterten Kampf gegen unseren Obersten Gerichtshof für den Zwang zur Bezahlung von Differenzspielschulden geführt hat, ein Redacteur des Blattes deutlich zeigt, wie schlecht Theorie und Praxis bei unseren Journalisten übereinstimmen. Aber eines musste die Leser der ‚Neuen Freien Presse' stutzig machen: Wie, der Correspondent des Blattes erhält von Rothschild Informationen, bei denen er sein Geld verliert? Ja, was sind denn dann die Informationen wert, die er der ‚Neuen Freien Presse' sendet? Wenn schon die Quelle so unrein ist, wie's das Geschick des Mannes zeigt, der an ihr getrunken hat, was haben dann jene zu erwarten, die weit unten am Nachrichtenstrom schöpfen? Ich rathe den Lesern der ‚Neuen Freien Presse', diesen Gedankengang weiter zu verfolgen; mancher, denke ich, wird ein Blatt lieber zu meiden sich entschließen, das ihn, wenn er schon der Gefahr, beim Lesen den Verstand zu verlieren, entronnen ist, in die viel ärgere bringt, sein Geld einzubüßen.

*

Ein Trost in schweren Tagen: Der Beamte der Creditanstalt, Herr Benjamin Schier, hat in seinem Condolenzschreiben (natürlich anlässlich des Todes Oppenheims) der ‚Neuen Freien Presse' versichert, dass sie »ein in der ganzen Welt verbreitetes und geachtetes Blatt« sei.

* * *

Universitätsbummel.

Ein hübsches Intriguenlustspiel, das seit zwei Jahren spielte, ist kürzlich an der Poliklinik zu seinem Ende gelangt. Seit Ende 1898 war die dermatologische Abtheilung dieses Institutes verwaist, da Docent Dr. Rille, Professor v. Hebras Nachfolger, nach kurzer Thätigkeit an der Poliklinik nach Innsbruck berufen ward. Ueber einen Ersatzmann für Rille konnte man sich nicht einigen. Nicht sachlicher Schwierigkeiten halber: denn man hatte die Wahl zwischen zwei Candidaten, die ohne Frage geeignet waren. Der eine, Docent Dr. Spiegler, ist ein tüchtiger Dermatologe. Die Bedeutung des anderen, Professors Finger, liegt wohl nicht im Specialgebiete der Dermatologie, aber als Urologe und Syphilitologe von Weltruf musste er zunächst bei der Besetzung in Betracht kommen. Die Frage nach der wissenschaftlichen und praktischen Eignung des zu Berufenden ward aber überhaupt nicht aufgeworfen. Während man sich nämlich in civilisierten Ländern in solchen Fällen bemüht, den Tüchtigsten zu eruieren, bildet sich bei uns sofort eine jüdische und eine christliche Partei. So erklärte sich denn die jüdische Minorität gegen Professor Finger mit der Begründung, dass bei den letzten Besetzungen durchwegs Christen gewählt worden seien; nun müsse ein Jude drankommen Die christlichen Abtheilungsvorstände hingegen wollten nur die Wahl des christlichen Candidaten zulassen. Aber sie verfügten nicht über die von den Statuten geforderte Zweidrittelmajorität, und es kam keine Wahl zustande. Doch nicht nur die Stelle des Abtheilungsvorstandes blieb unbesetzt: Ende 1898 wurde das dermatologische Ambulatorium, das laut des Jahresausweises der Poliklinik in jenem Jahre von 2757 Patienten besucht worden war, — geschlossen.

Da wurde im Frühjahr der Vorstand der Abtheilung für Laryngologie und Rhinologie, Professor Chiari, von der Poliklinik an das Allgemeine Krankenhaus berufen. Jetzt kam zwischen der

jüdischen und der christlichen Partei ein Compromiss zustande: man würde die Stellen für Dermatologie und Laryngologie gleichzeitig besetzen; ein Jude und ein Christ sollten gewählt werden. Das Compromiss stimmte zufällig mit den sachlichen Erwägungen überein. Professor Finger sollte die Abtheilung für Dermatologie, Docent Dr. Hajek, ein Gelehrter, der auch im Ausland großen Ruf genießt und Schüler von dort anzieht, sollte jene für Laryngologie erhalten. Da tauchte plötzlich ein neuer Mann auf: der Laryngologe Docent Dr. Koschier. Eines Tages verbreitete sich in der Poliklinik das Gerücht, der Director des Institutes, Professor Monti, sei zu einem sehr hohen Herrn berufen worden, der ihm Koschiers Wahl nahegelegt habe. Docent Koschier, ein junger, leidlich tüchtiger Praktiker, hat wissenschaftlich überhaupt nichts geleistet; er konnte überdies, selbst wenn er wissenschaftliche Arbeiten von gleichem Werte wie jene Hajeks aufzuweisen hätte, für die Wahl nicht in Betracht kommen, da dem Docenten Hajek als ehemaligem Assistenten der Poliklinik nach deren Statuten der Vorrang gebührte. Aber ein hoher Herr hatte gesprochen, wie es scheint, nicht nur mit Professor Monti, sondern auch mit mehreren Abtheilungsvorständen, von denen sich jetzt namentlich Professor Hochenegg auf das eifrigste für Koschier einsetzte. Und so wurde Hajek gestrichen. Neben dem Christen Koschier aber konnte unmöglich ein zweiter Christ, Finger, ernannt werden. Man suchte also Mittel, um Herrn Professor Finger die Sache zu verleiden; richtig schickte er auch ein Absageschreiben, in dem er erklärte, er habe die Wahl als eine Ehrung betrachtet, da er aber nunmehr vernehme, welch' schwieriger Compromisshandel sich da abwickle, verzichte er. Die Herren athmeten erleichtert auf, als sie das Verzichtschreiben in der Tasche hatten. Nun konnte man ja zu dem Christen Koschier den Juden Spiegler ernennen. Und so geschah's ... Es ist ein Musterbeispiel von politischer Verdummung und Kriecherei vor protectionslüsternen hohen Herren: Zwei medicinische Capacitäten ließ man ziehen und wählte — einen Christen und einen Juden, nichts weiter.

* *

Der bekannte Specialist Hofrath Isidor Neumann hat jüngst jubiliert. Die dankbaren Schüler wollten dem verehrten Lehrer den — Katheter bekränzen und ihn mit einer Festschrift überraschen. Der

bescheidene Mann hatte zuerst abzuwehren versucht. Er berief seinen Assistenten und bat ihn, man möge von Ehrungen absehen, die den Geehrten nur verlegen machten. Der Assistent aber legte dar, wie die Schüler es sich nicht versagen könnten, bei solchem Anlasse zum Meister sich zu bekennen. Da fügte sich denn der Hofrath und äußerte nur noch den Wunsch, dass man Uebertreibungen vermeide. »Sie müssen sich«, sprach er, »auf drei Punkte beschränken. Erstens können Sie hervorheben, welche Schule ich gemacht habe, zweitens meine Fürsorge für die Aermsten der Armen und drittens meinen diagnostischen Scharfblick. Also merken Sie sich, bitte: erstens, zweitens, drittens .....«

* * *

»— — Sie ist nicht allein stets eine elegante Modedame gewesen, sie verstand es auch immer, sich nach eigenem Geschmacke zu kleiden. Nicht weniger als dreihundert Toiletten und siebzig Paar Schuhe besitzt sie. Ihre Lieblingsfarbe ist weiß. Und deshalb trägt sie meistens weiße Gewänder. Im Hause kann man sie in langen weißseidenen Empiretoiletten, tief ausgeschnitten, mit durchsichtigen Aermeln sehen. Im Garten und auf ihren Spaziergängen trägt sie leichte Röcke und seidene Blousen. Sie besitzt deren vierzig bis fünfzig. Schönheitsmittel verschmäht sie. Ihr Toilettentisch ist zwar gefüllt mit Fläschchen und Gläsern; aber sie stehen nur zur Parade da. Eine Vorliebe hat sie für Veilchenparfüm. Selbst in ihre Kleider sind unzählige, mit Veilchenpulver gefüllte kleine Sachets eingelassen. Wie die Prinzessin mit Hüten und Sonnenschirmen gern Luxus treibt, so kleidet sie sich am Tage drei- bis viermal um. Stundenlang kann sie vor dem Spiegel stehen und Toiletten probieren. Sie schlüpft in ihre alten Gewänder, unterzieht sie einer gründlichen Prüfung, überlegt, wie sie zu arrangieren und zu modernisieren sind. — — — — Geschickt und kleidsam dreht sie ihr hellblondes Haar mit hübschen Nadeln auf dem Scheitel zu einem Knoten.

Diese Schilderung ist einem Bericht des ‚Neuen Wiener Journal‘ entnommen. Gilt es, den Leser in die Geheimnisse eines neuen Trousseaus einzuweihen? Sollen die orgiastischen Excesse, zu denen die Schmockphantasie der Anblick der Bräute Lonyay, Chotek und Cumberland verführt hat, überboten werden? Welcher hohen Dame gehören diesmal die wohlgezählten dreihundert Toiletten,

siebzig Paar Schuhe und fünfzig Blousen? Man wird es nicht für möglich halten, aber es ist so: Schmock wollte sich mit den glücklichen Prinzessinnen dieser Erde nicht begnügen, und es reizte seinen perversen Uebermuth, auch einmal in die Toilettegeheimnisse einer unglücklichen einzudringen. Prinzessin Louise von Coburg ist in der sächsischen Irrenanstalt »Lindenhof« interniert. Aber das macht nichts; Toiletten muss sie haben. Die Frage, ob die Internierung der Dame, die geliebt und Schulden gemacht hatte, gesetzlich berechtigt oder am Ende ein unerlaubter Act der Familienjustiz war, darf den Leser nicht beschäftigen. Aber ob sie in geschlossenen oder in tiefausgeschnittenen Kleidern mit durchsichtigen Aermeln zwischen den Mauern der Irrenanstalt wandelt, ob sie sich ihre alte Vorliebe für Veilchenparfüm bewahrt hat, muss untersucht werden. Dreihundert Toiletten, siebzig Paar Schuhe, fünfzig Blousen: Weil die Lieferanten für all das Bezahlung verlangten, musste die Prinzessin für schwachsinnig erklärt werden. Aber das ist eine andere Sache, die wirklich nicht in Frage kommt, wenn sich's darum handelt, einen Modebericht aus einer Irrenanstalt zu liefern . . .

* *
*

Wiener Warenmarkt.

Der französische Minister für Unterricht und schöne Künste hat, wie die ‚Neue Freie Presse‘ meldet, »dem Wiener Publicisten und Schriftsteller L. K. Nolston den Titel eines ‚Officier d' Académie‘ verliehen«. — Der von dem Wiener Publicisten und Schriftsteller L. Kohn herausgegebene Bericht von der Warenbörse verzeichnet freudig: Leder anhaltend fest, Knoppern gut beachtet.

* *
*

Schreckensnachrichten über China.

Die Gesandten ermordet, der Kaiser von China getödtet, die Kaiserin-Mutter zum Selbstmord gezwungen, alle Fremden in Peking massacriert, drei Reden Wilhelms II.

* *
*

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Leser. Nein. Seit Herzl-Kunz Wien als den einzig möglichen »klimatischen Curort« gepriesen hat, beginnt's auch hier unerträglich zu werden. Das nette Geständnis, das ihm hiebei entschlüpfte, hat auch mich gerührt. »Einer meiner Freunde« — schrieb er — »schwärmte von einem Nest in Tirol, wie wenn er dafür bezahlt worden wäre.« Herr Herzl kennt seine Collegen von der ‚Neuen Freien Presse'. Einer hat jüngst in einem Feuilleton über Beethoven für die Anstalt des Herrn Dr. Lantin in Baden geschwärmt. Nun, da erklären Sie die Sache ganz richtig damit, dass mehrere Herren von der ‚Neuen Freien Presse' Curgäste in jener Anstalt sind, und rufen befriedigt: »Hinc illae reclamae!« . . . .

Jobber. Es ist erfreulich, dass das Heine-Kranz-Comité endlich den richtigen Ton für seine noch immer betriebene Propaganda gefunden hat. Die »Heine-Marken« — hieß es in einem der letzten Aufrufe — sind jetzt »stark begehrt«.

F. R. in N. Nur die Forderung kürzerer Legislaturperioden wäre discutabel; aber sie ist ein alter Programmpunkt aller demokratischen Parteien.

Teplitz-Schönau. Mittheilungen von allgemeinem Interesse willkommen.

M. W. Gegen die privaten Uebelstände, die Sie meiner Aufmerksamkeit empfehlen, gilt es nicht zu polemisieren, sondern zu recurrieren.

Lady M. Dank und Gruß.

Chronist. Alles kann eben der Reporter der ‚Wiener Allgemeinen' doch nicht herausbringen. Wenn in einem Hotelzimmer ein Oberlieutenant und eine Dame erschossen aufgefunden werden, so kann er höchstens eruieren, dass es sich um ein Liebespaar handelt, und es den todten Körpern ansehen, dass »die Aussichtslosigkeit einer ehelichen Verbindung den Entschluss Beider, zu sterben, gereift« hat. Wie der Tod erfolgte, bleibt selbst ihm verborgen. Und so muss er denn — in der Nummer vom 15. Juli — achselzuckend ausrufen: »Ob der Oberlieutenant zuerst sich und dann seine Geliebte erschossen hat oder aber ob Beide einen Selbstmord verübt haben, konnte nicht constatiert werden.«

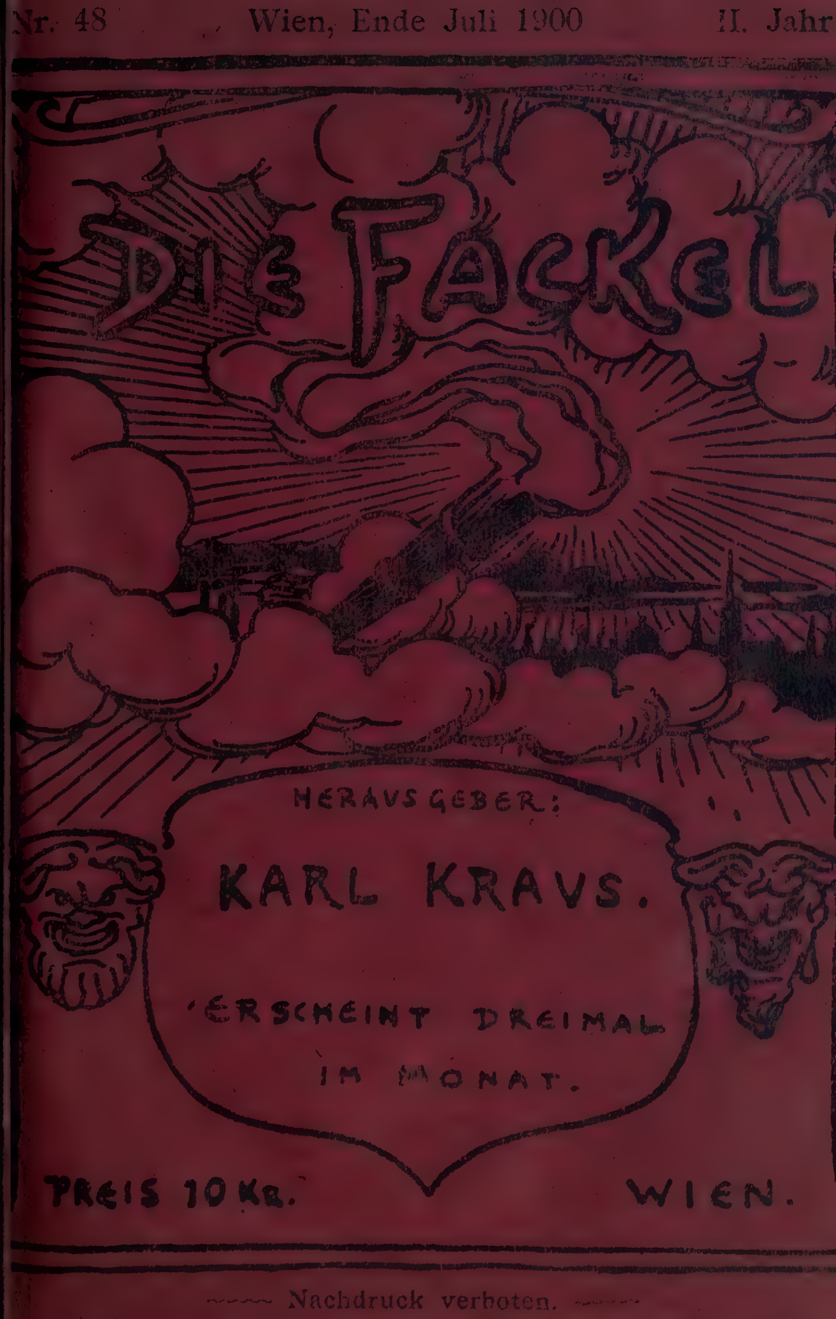
Sammler. Im »chinesischen Stil«: »Der Kaiser tödtete sich am 19. Juni mit Opium; er wurde hiezu vom Prinzen Tuan gezwungen. Die Kaiserin-Witwe folgte seinem Beispiele, lebt aber noch.« »Die Russen allein verloren 200 Todte«. Weniger schlimm als den Russen nach der ‚Neuen Freien Presse' ergieng es nach dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' den Engländern. Sie »verloren ungefähr

sechs Todte und sieben Verwundete«. Der Londoner Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' — auch einer, den sie verloren haben — ist infolge des bekannten Unfalles, der ihm zugestoßen, seit einigen Tagen verstummt. Dafür regnet es Pariser Originaldepeschen, in denen mit höchster stilistischer Anmuth die schwierigsten diplomatischen Probleme bewältigt scheinen. Frischauer meldet uns z. B., dass sich die Prinzen Tuan und Dund-Kangy-Simeh der »Macht bemächtigt« haben. Und er steht nicht an, sie schon in der folgenden Zeile geradeheraus »Ursurpatoren der Dictatur« zu nennen. Soviel zum Beweis der Prägnanz seiner Sprache. Politischen Scharfblick bekundet er, wenn er am Schlusse seines Berichtes die Frage des japanischen Mandates gegen China aufrollt und die vielsagenden Worte findet: »In dieser Frage liegt, diplomatisch genommen, der Schlüssel der Situation«. Ein anderes Blatt streicht seinem Correspondenten einen so bedeutenden Satz weg; die ‚Neue Freie Presse' bringt ihn in gesperrtem Druck. — Schmock hat in Triest eines der Admiralsschiffe der englischen Escadre besichtigt. Der Capitän Mr. Robert Lowry, berichtet er, »machte uns die Honneurs«. Dann heißt es wörtlich: »Trotz der hohen Ehrenabzeichen, deren Gold sich von der schneeweißen Uniform glänzend abhob, konnte man mit ihm umgehen, als sei er nur ein gewöhnlicher Sterblicher und war von ganz außergewöhnlicher Liebenswürdigkeit.« »Wir baten bescheiden um einen Matrosen, der uns als Führer dienen könnte.« Capitän Lowry aber sagt: »Nein, Sie sollen einen Midshipman haben, meinen eigenen Aide de Camp«. Schmock ist bezaubert: »Wie wenn man einem, der um ein Glas Wasser bittet, sagt: Nein, Sie sollen Champagner haben. Und sprühender Wein war es, den wir in Mr. Hewett kennen lernten.« »Capitän Lowry ermahnte ihn, ehe die Runde begann, er möge sich keine Spässe erlauben und streng in Allem bei der Wahrheit bleiben, denn Alles, was er lügen würde, käme unfehlbar in der größten Zeitung des Landes wieder zum Vorschein.« Diese Mahnung hat der mit den Gewohnheiten der ‚Neuen Freien Presse' so gut vertraute englische Capitän natürlich an seinen Midshipman gerichtet und nicht an den Schmock, der sie ohnedies nie befolgt hätte . . . Auch einen »Ischler Brief« hat's abgesetzt. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, wie spärlich die Zahl der »Verehrer des Walzerkönigs« im Grunde ist. Die Villa Strauß ist nämlich in eine Pension verwandelt worden, und an diese geschäftliche Transaction knüpft die ‚Neue Freie Presse' die folgende stimmungsvolle Betrachtung: »Die Freunde des Meisters werden nun die Zimmer, die Strauß noch vor zwei Jahren bewohnt und in welchen er so viel Schönes geschaffen hat, nicht nur besichtigen, sondern auch bewohnen können«.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 48 Wien, Ende Juli 1900 II. Jahr



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K	7.—
» » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		»	8.20
» » » » » halbjährig, »		»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr. 48 WIEN, ENDE JULI 1900 II. JAHR

In Wien treibt sich gegenwärtig einer der gefährlichsten Strolche herum, die je der Fremdenstrom auf dem Pflaster einer Großstadt abgesetzt hat. Sogar die ‚Wiener Abendpost‘ hat von dem Eintreffen des Individuums halbamtlich Notiz genommen und am 23. Juli — wohl zur Warnung für alle Bewohner Wiens — verkündet: »Se. Majestät König Milan ist heute Früh aus Karlsbad hier angekommen.«

Se. Majestät ist aber nicht etwa, wie man im ersten Moment vermuthen könnte, nach Wien gekommen, um einer Einladung des anthropometrischen Departements der Wiener Polizeidirection Folge zu leisten. Ein anderes Amt, das Ministerium des Aeußern ist es, in dem der Hochstapler ein- und ausgeht, den man officiell und inofficiell König nennt und dem auch ich, um mich nicht einer Ehrfurchtsverletzung schuldig zu machen, gerne den Titel und Rang eines Allerhöchststaplers zugestehen will. Herr Milan ist also glücklich wieder in Wien, verkehrt, wenn ihm die wieder dringlich gewordenen Berathungen mit Hofrath Neumann Zeit lassen, mit dem Grafen Goluchowski und kann in der ‚Neuen Freien Presse‘ täglich bestätigt finden, dass er noch immer der einflussreichste Mann in Serbien ist. Man weiß, was ihn veranlasst hat, Karlsbad zu verlassen. Sein Sohn Alexander hat sich in Belgrad vermählt, gegen den Willen Milans, aber unter der lauten Zustimmung aller serbischen Patrioten, die ganz richtig erkennen, dass die Heirat mit der erfahrenen Wittib dem jungen

König gesundheitlich zuträglicher sein muss als das Luderleben, das er von seinem Vater lernen kann. Nur der pflichtvergessene Leibarzt — eine Creatur Milans — war anderer Meinung und gab seine Demission . . . .

Dies alles sind nun interne serbische Sanitätsfragen, in die wir Oesterreicher uns nicht »einzumischen« haben. Ob Alexander und Draga Maschin ein Paar werden, ob es für Milans Zustand förderlich sein mag, die Karlsbader Cur so plötzlich abzubrechen, kann uns herzlich gleichgiltig sein. Uns darf nur interessieren, was Herr Milan in Wien macht. Ich denke zunächst nicht an die sanitäre Sicherheit gewisser öffentlicher Institute, die Herr Milan noch außer dem Ministerium des Aeußern zu besuchen pflegt. Es wäre zwar dringend nothwendig, dass nicht immer nur Herr Goluchowski, sondern endlich auch einmal der Minister des Innern als oberster Chef der Gesundheitspolizei mit Herrn Milan spricht. Aber vor allem gilt es, eine politische Gefahr abzuwenden, die die Anwesenheit des grollenden Vaters in Wien heraufzubeschwören droht. Es liegt der dringende Verdacht vor, dass Herr Milan von Wien aus gegen den Regenten eines — ob mit oder ohne Draga Maschin — uns befreundeten Staates conspirieren möchte. In diesem Falle haben wir nur die eine Pflicht, ihn sofort auszuweisen.

*

In dem Brief, den Anfang April ein »Freund Oesterreichs am serbischen Hofe« an den Herausgeber der ‚Fackel‘ gerichtet hat, fand sich eine Stelle, in der eine Charakteristik des jungen Königs gegeben ward. Wenn man sie jetzt nachliest, möchte man glauben, sie sei nach den letzten Ereignissen, nach dem Eindruck, den die Handlungsweise Alexanders weckt, geschrieben. »König Alexander ist nichts anderes als ein junger Mensch von richtigem Mittelwuchs,

der keineswegs über den Durchschnitt hervorragt. Um jedoch vollkommen genau zu sein, muss man sagen, dass er hinsichtlich seiner intellectuellen Fähigkeiten merklich über dem Durchschnitt, aber ebenso hinsichtlich seiner Energie, seiner Willenskraft darunter steht. Dieser Mangel erklärt seine Vorliebe für Geheimniskrämereien, sowie seine verblüffende Gabe, sich zu verstellen und sich zu verschließen, nichts von seinen Plänen merken zu lassen, fast bis zum Augenblick ihrer Ausführung. Er braucht faits accomplis, um sich hinter ihnen zu verschanzen, und um sie den Reclamationen derer entgegenzuhalten, denen er nicht offen zu trotzen wagt«. Ganz die Art, wie jetzt die Heirat insceniert worden ist. Und über das Verhältnis zwischen Vater und Sohn heißt es: »Für Milan handelt es sich darum, ob König Alexander verstehen wird, ihm die Spitze zu bieten, oder ob er ihm schließlich doch, wie er es gewöhnlich that, nachgeben und ihn handeln lassen wird. Er hat allen Grund, zu fürchten, dass dies das letztemal gewesen sei. Denn diesmal hat der Vater alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um seinen Sohn hilflos zu machen und ihn zu isolieren.« Auch dies trifft vollkommen zu. Es hat sich gezeigt, dass Alexander in der ihm von seinem Vater aufgedrängten Umgebung thatsächlich isoliert war. Die ganze Gesellschaft hat ihn verlassen; sogar der Leibarzt fühlte sich als politischen Factor und verzichtete entgegen aller medicinischen Einsicht, die die Heirat billigen müsste, auf seine Stellung.

*

Die Haltung unserer Börsenpresse den serbischen Familienfragen gegenüber übertrifft an Gemeinheit alles, was die publicistischen Beschützer Milans seit dem Belgrader Hochverrathsprocess geleistet haben. Bisher konnte doch wenigstens die Fiction festgehalten

werden, dass man nicht das Interesse des Ex-Königs, sondern das des befreundeten Nachbarstaates im Auge habe. Jetzt, da der Regent endlich sein Haus gereinigt, den väterlichen Schmarotzer davongejagt hat und das serbische Volk erleichtert aufathmet, geht in den Herrn Goluchowski ergebenen Blättern eine Hetze los, die klar erkennen lässt, dass das officielle Oesterreich in Wahrheit nicht mit Serbien, sondern mit Herrn Milan verbündet ist. Die prononcierte Freundlichkeit, mit der der Czar die Wandlung der Dinge in Belgrad begrüßt hat, scheint unsere Diplomatie nicht zu bekümmern, und in frech gefälschten Depeschen wird von einer förmlichen Revolution des serbischen Volkes berichtet, das über die Entfernung Milans und die endlich erlassene Amnestie nicht minder fassungslos sei als über die »Mesalliance«, die der Schweinezüchterspross einzugehen wagte. Die Fahnenflucht etlicher Creaturen Milans — er hat deren sogar im Belgrader Konak, nicht nur in den Wiener und Pester Redactionen — wird von der Dóczi-Presse als eine Demonstration der Armee, der Beamtenschaft und der ganzen Bevölkerung dargestellt. Am tollsten geberden sich ‚Neue Freie Presse', ‚Neues Wiener Tagblatt' und ‚Wiener Allgemeine'. Noch kürzlich konnten diese wackeren Blätter nicht genug Rührendes von einem »Zug des Herzens« erzählen, der einen österreichischen Erzherzog über alle Schranken der »Unebenbürtigkeit« in die Arme einer simpeln Hofdame geführt habe. Jetzt versehen sie den »Zug des Herzens« mit höhnischen Anführungszeichen und beschimpfen die Vergangenheit einer Frau, die sie nicht kennen, die sie nichts angeht und die zu arm war, um die Wiener Presse zur Nachsicht für eventuelle Fehltritte zu zwingen. Als der unsauberste unter den Gesellen, die sich von Herrn Dóczi für die Sache Milans begeistern lassen, ist der Leitartikler der ‚Wiener Allgemeinen' bekannt. Herr Szeps, der seiner Verbindungen mit den Wiener Pressbureaux sicher ist, lässt seinem unbezahlten Mannesmuth vor Königs-

thronen die Zügel schießen, beflegelt die serbischen Neuvermählten und schwelgt in den ministeriellen Verlegenheiten des verliebten Monarchen, dem er nachsagt, er habe sich zwar »nicht bei Frau Draga Maschin«, aber bei den serbischen Staatsmännern »lauter Körbe« geholt. Eine ähnlich schwüle Anspielung macht der Leitartikler der ‚Neuen Freien Presse', der den jungen König wegen seiner Verbindung mit einer »längst als solchen bekannten Dame seines Herzens« höhnt. In seinem Eifer, Herrn Goluchowski zu dienen, wird aber Herr Szeps, der doch auch von der Futterkrippe Koerbers frisst, drolliger Weise zum österreichischen Oppositionsmann. »Serbien« — ruft er — »wird seit gestern von Sectionschefs regiert. Nichts vermag crasser den anormalen Zustand zu bezeichnen, in welchen das Land durch die anormale Heirath seines Monarchen gerathen ist, wie diese einfache Thatsache.« Glückliches Serbien, das sich erst seit ein paar Tagen in dem anormalen Zustand befindet, der Oesterreich seit Neujahr 1900 beschieden ist und früher schon ach! so oft beschieden war: von Sectionschefs regiert zu werden. Wenn sich Herr Szeps nach diesem Ausspruch noch ins Koerber'sche Pressbureau traut, dann will ich gerne zugestehen, dass sein Muth über die Anrempelung einer serbischen Witwe hinausreicht.

Die Lügen der Milan-Officiösen haben kurze Beine. Am 25. versichert die ‚Wiener Allgemeine' im Leitartikel, es finde sich »kein Kriegsminister« in Serbien, der Herrn Milan »verständigen« könnte, dass der König die Demission des »Generalissimus« angenommen habe. Und in derselben Nummer muss Schmock melden, dass im serbischen Amtsblatt die Entlassung des »Generalissimus« gar vom gewesenen Kriegsminister gegengezeichnet sei. Und die ‚Neue Freie Presse', die düster prophezeit, König Alexanders Verlobung werde »böse Folgen« haben, muss ein paar Zeilen tiefer melden, dass »die nächste Folge« der Verlobung »die Begnadigung der im Attentatsprocesse Verurtheilten« sein werde ...

Freilich, nicht jeder Lüge, die im Dienste — von Sold kann hier keine Rede sein*) — des Herrn Milan ersonnen ward, ist die Berichtigung auf dem Fuße gefolgt. Die Blätter schrieben z. B., dass »selbst die Feinde Milans zugeben müssten«, er habe als »Generalissimus« etwas geleistet. Aber die militärischen Fähigkeiten unseres Hochstaplers sind ausschließlich aus dem serbisch-bulgarischen Kriege bekannt. Dieser Krieg hat ganze 14 Tage gedauert, und wenn nicht nach der Niederlage von Slivnica Oesterreich eingegriffen hätte, gäbe es heute wahrscheinlich kein selbständiges Serbien mehr. Der Behauptung des ‚Neuen Wiener Tagblatt', Milan habe sich »in den letzten Jahren als ein Element der Ordnung in Serbien bewährt«, lässt sich viel leichter widersprechen als der Versicherung desselben Blattes, auch in Milans Wirken habe »die Liebe manchmal mitgesprochen«. Volles Lob erntete der gewesene Ministerpräsident, der allen Lüsten und Launen Milans willfährige Gjorgjevic. »Selten konnte man einem abtretenden serbischen Ministerium so viel Gutes nachsagen«. Das ist wahr. Herr Gjorgjevic ließ im Sinne seines exköniglichen Gebieters das serbische Cabinet auch als Chambre separée verwenden und die serbischen Gefängnisse als Folterkammern für unschuldig Verurtheilte.

*

Ich habe in diesen Tagen die Spalten der liberalen Presse nach einem wahren, ungeheuchelten und aufrichtiger Erkenntnis der Sachlage entsprungenen Wort durchsucht. Ich fand es endlich in der ‚Wiener Allgemeinen'. Dort stand in großen Lettern: »Einer unserer Mitarbeiter hatte heute die Ehre, vom König Milan in Audienz empfangen zu werden . . .«

*

*) Oder sollte der »Generalissimus« die 30.000 Francs, die er sich vor einigen Tagen von der serbischen Nationalbank nach Wien schicken ließ, für drängende journalistische Gläubiger gebraucht haben?

In einem Artikel über die Demission des serbischen Cabinets, dessen Chef zur Zeit des Ereignisses fern von Belgrad weilte, schreibt die ‚Neue Freie Presse‘ (22. Juli) wörtlich:

»In Bälde wird man wohl erfahren, über welchen Stein Wladan Gjorgjevic in seiner Abwesenheit gestolpert ist.«

*

Die ‚Neue Freie Presse‘ möchte bekanntlich Milan zuliebe den jungen König von Serbien im übelsten Lichte erscheinen lassen und sucht ihn auch in körperlicher Beziehung schlecht zu machen. Schonungslos deckt sie alle seine Defecte auf und schreibt: »Vor dem Publicum hält er sich aufrecht und stramm, im Privatleben aber, wenn er sich unbeachtet glaubt, geht er etwas nach vornüber gebeugt.« Dann weist sie aber sogar nach, dass er lange Zeit im Wachsthum gänzlich zurückgeblieben war. Dies wagt sie zwar nicht direct zu behaupten, aber sie sagt es in Form der folgenden Umschreibung: »Die Schrecken des Krieges mit Bulgarien umhallten seine Wiege.« Wenn man nun bedenkt, dass der König 24 Jahre alt ist und dass der serbisch-bulgarische Krieg 1885 ausbrach, so folgt doch ganz klar, dass der König Alexander, der heute noch nicht aufrecht gehen kann, mit neun Jahren noch in der Wiege gelegen ist. Und solche Leute heiraten!



SECESSIONSBÜHNE.

Nach dem Gastspiel des »Deutschen Theaters«, das die moderne Schauspielkunst als eine Uebung dialectgewohnter Dilettanten, als simple Schlierseerei enthüllt hat, kamen, wie alljährlich, die wirklichen, die »haxen«- und zitherschlagenden Schlierseer ins Land und wurden, wie alljährlich, als moderne Schauspieler gepriesen. Der Jubel klang diesmal freilich schon etwas gedämpft, selbst Herr Bahr schrieb nur ein Feuilleton

und nur täglich eine Reclamenotiz über seinen Freund, den Schlierseer Gastwirt Conrad Dreher, und da und dort schien sich die Erkenntnis durchzuringen, dass diese Bauernspieler, die an schwülen Sommerabenden nach Vorführung einer Raufscene sich vor den Vorhang setzen, um dem leeren Hause ein endloses Zitherduett anzuthun, doch eigentlich die überflüssigsten und langweiligsten Gäste von der Welt sind. Es ist wohl das letztemal, dass uns diese von der Heimatscholle gerissenen, längst in uninteressante Routiniers verwandelten Naturmenschen heimgesucht haben, und Herr Bahr hat uns ihren Manager, Herrn Dreher — der in seinem Leben kein Schauspieler war und nur in München, seit er einst auf die Bühne stieg, um vor versammeltem Volke ein Dutzend Weisswürste zu verschlingen, eine Art Popularität genießt — wohl zum letztenmal als den gewaltigsten Mann der Gegenwart geschildert. Die Hoffnung, dass dem deutschen Drama durch Metzger und Kuhmägde zu einer Renaissance verholfen würde, hat sich als trügerisch erwiesen, der Schlierseer Wahn ist dahin, und eine gewissenhafte Kritik besinnt sich, dass es endlich an der Zeit sei, die geschminkten Landleute den Blicken herzloser und anspruchsvoller Großstädter zu entziehen und zur Wiederaufnahme der alten Beschäftigung zu ermuntern. Noch ist, mögen auch Rampenluft und Schminke die rusticalen Sitten verdorben haben, der Anschluss an die heimatlichen Ställe nicht versäumt. Schon aber drückt das Blöken der Schlierseer Kälber Sehnsucht nach ihren angestammten Hütern aus und nicht mehr bloß dumpfen Groll gegen Herrn Hermann Bahr, der sich eines Tages zwischen beide Theile gestellt hatte . . .

So wäre denn die deutsche Kunst von einer Sorte von Hochstapelei befreit. Es bleiben deren noch genug übrig. Vom gesunden Einfachheitsschwindel des Bauerntheaters zu den müden Compliciertheiten, die eine »Secessionsbühne« bietet, ist gar kein so weiter Weg.

Die Empfänglichkeit unseres Bahr für beide Arten stellt die Verbindung her. Die Weisswürste des Realismus haben an ihm ihren Lobsprecher, aber für die »gebackenen Dukaten des Symbolismus« — das schmackhafte Wort hat er vor etwa zehn Jahren geprägt — ist er auch zu haben. »Es muss endlich einmal irgendwo ein Ideal aufgestellt werden!« ruft er (‚N. W. T.‘, 13. Juli) aus; darum empfiehlt er gleich zwei. Wenn man diese bacchantische Impotenz, die auch im Rahmen eines großen Annoncenblattes ihre alten Capriolen aufführt, durch die Feuilletonspalten toben hört, möchte man meinen, vor dem Unternehmen des Herrn Martin recte Blaustein habe es in deutschen Landen nie eine Schauspielkunst gegeben. Aber auch Herr Martin genügt dem Bahr'schen Ideal vom 13. Juli nicht. Der Orchesterraum des Josefstädter Theaters ist während des Gastspieles der »Secessionsbühne« zwar mit einer Leinwand überzogen, auf der in geschmacklosen Lettern Bahrs berühmtes Wort: »Der Zeit ihre Kunst« geschrieben steht. Aber das ist noch gar nichts. Bahr verlangt eine directere Verbindung des Zuschauers mit dem Schauspieler. Unsere Theaterräume haben eine »durchaus undramatische Form«, klagt er. Der Zuschauer muss »von der Handlung ergriffen und mitgerissen« werden. Das ist bisher noch nie der Fall gewesen. Die ältesten Leute erinnern sich nicht, dass Anschütz' Lear, Baumeisters Richter von Zalamea und die Cleopatra der Wolter eine tragische Wirkung geübt hätten. Die dramatische Handlung muss wieder »unter dem Publicum geschehen«, dieses zur »Mitwirkung« herangezogen werden. Hamlet muss unter die Zuschauer treten, den oder jenen Habitué »bei der Hand nehmen und ihn bittend und betheuernd schütteln«. So war's zu Shakespeares Zeiten, da eine schlichte Aufschrift ausreichte, um die Illusion von einem Wald zu erwecken. Dass Herr Bahr, der für die Rückkehr zu solcher Bühnennatur schwärmt, gleichzeitig für eine künstlerische Theaterdecoration im

größten Stile eintritt und dass sogar der arme Großherzog von Darmstadt sich jetzt von »unserem Olbrich« ein Theater bauen lassen muss, in dem Stücke »unseres Hofmannsthal« aufgeführt werden sollen, thut nichts zur Sache. Es gibt Widersprüche, die, unter dem Gesichtspunkt der feuilletonistischen Brauchbarkeit betrachtet, sich ganz gut vereinigen lassen . . . . . .

Aber die »Secessionsbühne« hat sogar Herrn Bahr enttäuscht. Herr Martin — Blaustein würde auf den Theaterzetteln einer neu-romantischen Bühne besser geklungen haben — hat nämlich weder die gewünschte Verbindung zwischen Schauspieler und Zuschauer hergestellt, noch die versprochenen modernen Decorationen vorgeführt. Er hat sich vielmehr damit begnügt, von einer Schar im Berliner Natürlichkeitsstil erzogener Episodisten etliche bisher unaufgeführte Stücke spielen zu lassen, die man an einer regulären Bühne entweder noch nicht vermisst hat oder die dort weitaus besser gespielt werden könnten. Die Regie freilich hat wenigstens den symbolistischen Anforderungen Maeterlincks entsprochen, indem sie sozusagen »die gemeine Deutlichkeit der Dinge« verschmähte. Die Dekoration zeigte eine Gletscherlandschaft, wenn die Leute auf der Bühne ein Meer zu sehen glaubten, und der Baum, durch dessen »Blätter«, wie's hiess, die Sonne scheinen sollte, war eine Tanne.

Aber selbst für eine unzulängliche Vorführung Maeterlinck'scher Scenen mag man den Gästen dankbar sein. Wenn ein Abend, wie der der Darstellung von »Pelleas und Melisande« kein anderes Vergnügen gewährte als das des Anblickes der Rathlosigkeit unserer kritischen Wortführer: — man könnte zufrieden sein. In hingehudelten Nachtnotizen wird über das Unterfangen eines Dichters, den Alltagssinn für ein paar Stunden auf seltene Wege zu führen, abgeurtheilt, die Berechtigung einer mit Stimmungen wirkenden Kunst bestritten. Keiner der an

Analysen von Philippis und Fuldas Werken gereiften Kritikgeister ist auch nur fähig, die socialen Gründe jener Literatur aufzuspüren oder gar ihre culturellen Möglichkeiten zu begreifen. Sie beklagen sich, dass der Dichter ihnen genauen Aufschluss darüber, wie Melisande in den Wald gelangt ist und warum sie ihr Krönlein verlor, vorenthalten hat, und sie glauben einen besonders guten Witz zu verüben, wenn sie zu den Worten des stumpfen, nur die körperlichen Dinge dieser Welt erfassenden Greises Arkel: »Das werde ich nie begreifen!« ironischen Beifall klatschen. Wissen nicht wie und spotten; spotten ihrer selbst und wissen nicht wie . . .

Einer der vorlautesten Philister in dieser Reihe ist der neue Herr, den sich die ‚Neue Freie Presse' beigebogen hat, Herr Hugo Ganz. Er war früher — was sich fast von selbst versteht — in Budapest, für die ‚Frankfurter Zeitung', thätig und wurde nach Wien berufen, um hier an der von den Herausgebern der ‚Neuen Freien Presse' energisch betriebenen Verjüngelung des Blattes mitzuwirken. Für den »Leitartikel« bestimmt, führt er sich in Wien mit einem patriotischen Aufruf zur Erhöhung der Officiersgagen ein, der so begeisternd wirkt, dass die Armee erklärt, in Zukunft lieber auf die Gageerhöhung als auf die Lectüre der ‚Neuen Freien Presse' verzichten zu wollen. Die Herausgeber erkennen, dass der Mann zu allem verwendbar sei, und lassen ihn versuchsweise auf die Literatur los. Hat er im Leitartikel durch Anmuth und edles Feuer gewirkt, so fasciniert er als Kritiker durch seine kühle, abwägende Nüchternheit, die heute erbarmungslos zerstört, was der moderne Herr Servaes gestern aufgebaut hat. Die ‚Neue Freie Presse' will eben immer wieder beweisen, dass sie nach rechts, dass sie aber auch ebensogut nach links schreiben kann. Herr Nordau genügt ihr nicht mehr; sie muss jemanden haben, der ihn übernordaut. Hat aber er, dessen Spießbürgerthum etwas Cyklopisches und den feinen Sitten der ‚Neuen

Freien Presse' Fremdes hat, Maeterlinck schlankweg für einen »Trottel« erklärt, so ist Herr Ganz berufen, das gleiche Unverständnis in glatteren Worten zu bethätigen. Nordau z. B. nennt gewiss irgendwo Ibsen einen Paranoiker. Ganz ist ein ebenso strenger, aber höflicherer Richter. Er schreibt über die »Komödie der Liebe« und resumiert kurz und bündig: »Man braucht sich nicht weiter mit diesem Gedicht zu befassen. Festgenagelt werden muss nur auch hier die Tendenz, Leben und Poesie zu trennen...« Ganz erfreut sich wie Nordau einer strotzenden Gesundheit, ja die seine ist vielleicht noch strotzender. Nordau begnügt sich damit, seinen Abscheu vor allem Krankhaften in Worten auszudrücken; Ganz reizt förmlich zum Todtschlag auf. Nehmen wir das Beispiel »Pelleas und Melisande«. Am Schlusse der Dichtung ist von einem Kindlein die Rede, dem Melisande kurz vor ihrem Tode das Leben gegeben. Herr Ganz regt sich darüber auf, dass es in Watte gewickelt werden soll, und ruft: »Es ist schade um die Watte. Das wachsbleiche Geschöpf mit allen seinen Geschwistern ließe man besser sterben.« Ist das nicht stark? Ganz wünscht sogar, dass auch jene Kinder, denen die todte Melisande nicht mehr das Leben schenken kann, sterben. Zu einem solchen Stadium gemeingefährlicher Gesundheit hat sich der im Ausdruck härtere Nordau meines Erinnerns nie verstiegen.

Ist Maeterlinck ein mondsüchtiger Narr, der um seiner Hysterie willen höchstens Mitleid als dramatische Wirkung hervorzurufen vermag, so sind natürlich die Hugo Ganz, Oscar Teuber und Lipschütz nicht journalistische Trödler, deren rationalistisch enger Horizont Märchenhaftes nicht fassen kann, sondern Uebermenschen, deren Kraftbewusstsein alles »Decadente« widerstrebt. Und vor allen Anderen Bernhard Buchbinder, diese Nietzschenatur — »Gehst du zu Frauen, nimm die Peitsche!« kommt auch als Refrain in einer seiner Operetten vor —, dieser Urgesunde. Er hat

die »Dritte Escadron« geschaffen und soll Maeterlincks »Intérieur« nicht ein »Gelalle«, ein »unsäglich langweiliges Ding« nennen? Und in der That, wem nicht »Pelleas und Melisande« die Augen öffnete, den muss doch »Intérieur« überzeugt haben, dass Maeterlinck diese Richtung nur gewählt hat, weil er nicht imstande wäre, eine brauchbare Coulissenplauderei oder einen »Badener Brief« für das ‚Neue Wiener Journal‘ zu schreiben. — —

Der Kritiker des ‚Vaterland‘, den Geschmack, Witz und auch Bescheidenheit von seinen Zunftgenossen unterscheiden, und dessen nüchterne Art von freisinniger Flachköpfigkeit weit entfernt ist, hat Maeterlinck gegenüber zu einem ehrlichen Bekenntnis seine Zuflucht genommen. »Ich habe nicht den Muth,« — erklärt er — »mich über das merkwürdige symbolistische Product lustig zu machen, weil ich darin zuweilen einer zarten Empfindung begegne und weil aus seiner gesucht naiven Prosa manchmal eine leise Musik hervorzuklingen scheint; aber ich will auch kein Interesse heucheln, wenn ich rathlos bin«. In seiner Situation haben sich damals viele befunden, und dennoch haben sich die einen mit seichter Glossierung, die anderen mit geheucheltem Interesse rasch zu helfen gewusst. Wir sahen die öffentliche Meinung zwischen frechstem Spießbürgerhohn und aufdringlichstem Snobismus schwanken. Der sonst compacte kritische Klüngel in zwei Heerhaufen getheilt: links die Philister, rechts die Gecken. Beide einte nur das Bewusstsein, dass sie in Gratislogen saßen. Warum gerade der Herr von der ‚Reichswehr‘ die witzige Bemerkung macht: »Maeterlinck componiert Vexierbilder und schreibt darüber: Wo ist die Katz'?« und hinwiederum der Herr vom ‚Wiener Tagblatt‘ betheuert: »Und trotzdem (trotz der schlechten Darstellung): es war ein Abend, an dem man reiche und starke Empfindungen hatte, denn schließlich, man spielte ja Maeterlinck«, ist unerklärlich. Es könnte auch das Umgekehrte der Fall sein.

Und während der Herr von der ‚Neuen Freien Presse' sich seines alten Ausspruches über Maeterlinck erinnert: »Wo er hinreissend werden will, produciert er ein verzücktes Gefasel, das so lyrisch ist, wie das Falset eines Krawattel-Tenors«, sitzt ihm Herr Hevesi vom ‚Fremdenblatt' gegenüber und ruft aus: »Die Berliner Secessionsbühne hat sich ein Verdienst um die wirklichen Kunstfreunde Wiens erworben. Sie hat Maeterlincks ‚Pelleas und Melisande' aufgeführt!« Und nun behielte jener Recht, wenn die Bemerkung vom »verzückten Gefasel« sich auf seinen Collegen Hevesi bezogen hätte. Was in diesem feisten, gemüthlichen Mann seit etwa drei Jahren — seit Herr Bahr in die Wiener Journalistik eindrang — vorgegangen ist, wer kann's ergründen? Bis zu jener Zeit war er ein bescheidener Förderer aller Arten des Epigonenthums, schrieb launige Feuilletons, war ein tüchtiger Stilist und hätte in seinen dionysischesten Stunden den Namen »Khnopff« höchstens zu einem Kalauer verwendet. Und jetzt, da Herr Ganz den Nordau übernordaut, setzt Herr Hevesi seinen Ehrgeiz darein, den Bahr zu überbahren. Der mag heute dem Abstrusesten in Malerei und Literatur das Wort reden und Dinge propagieren, an die weder er noch die glaubenseifrige Schar der Jünger glaubt: Hevesi geht mit heiligem Ernst an die Arbeit und gibt in einem Stil, der deutlich den neuen Einfluss verräth, den kopfschüttelnden Lesern des ‚Fremdenblatt' von der Offenbarung Kunde, die er in bebendem Verzücken empfangen hat. Es thut einem in der Seele weh, wenn man zusehen muss, wie sich ein anmuthiger und gewandter Geist kritisch und stilistisch völlig entmündigt, und wenn man kein Mittel weiss, dem Vampyr aus Linz sein neuestes Opfer zu entreißen. Die Bethörung eines Gymnasiasten, der unter Bahrs Suggestion die Schule schwänzt, durchfällt und schließlich seinem civilen Beruf entfremdet wird, ist zwar ein bedauerlicher, aber immerhin natürlicher und häufig beobachteter Vorgang. Manchmal geht die Sache sogar gut

aus. W. Fred z. B., der als Alfred Wechsler im Wasagymnasium nichts taugen wollte, fördert auf Grund dieser Vorstudien zwei Jahre später das moderne Kunstgewerbe und wird es, da er bereits einige Adjectiva an falscher Stelle anwenden kann, voraussichtlich noch weit bringen. Aber Hevesi ist älter als Fred und hat auf dem Wege, den ihm Herr Bahr weist, nichts mehr zu gewinnen. Er kann wohl zu einem Stil gelangen, der die Sehnsucht nach Unreife und ein Verständnis für Schulschwänzen ausdrückt; die Gelegenheit, sich von Herrn Bahr entdecken zu lassen, hat er doch endgiltig versäumt. Er erspare also der Welt den widerlichen Anblick eines vom Johannistrieb Befallenen, der laut Literaturkalenders sogar um zwanzig Jahre älter ist als sein Verführer.

Es mag ja sein, dass Herr Hevesi seit voriger Woche sogar für Maeterlinck empfänglich ist und dass er es nicht nöthig hat, »ein Interesse zu heucheln«, wo so viele Altersgenossen rathlos sind. Aber die ekstatischen Töne, die er nach »Pelleas und Melisande« fand — »Wer hätte nicht als Leser den Zauber erfahren, den die rührende Reinheit dieser Dichtung ausströmt?« — können unmöglich einem aufrichtigen Herzen entsprudelt sein. »Im höchsten Hochsommer«, betheuert er, seien »die Wiener« herzugeströmt, die »die Wohlthat zu schätzen wissen, einen Abend mit einem Dichter wie Maeterlinck zu verbringen.« Sie hätten das Theater »durchaus gefüllt«, das »sozusagen sensationell ausgesehen« habe. Nun ist es bekannt, dass »die Wiener« die Wohlthat zu schätzen wissen, einen Abend mit den Ringkämpfern im Circus Busch zu verbringen. Das sensationelle Aussehen des Josephstädter Theaters bei der Maeterlinck-Aufführung war aber lediglich der Anwesenheit ungewöhnlich vieler Freikartenbesitzer zuzuschreiben. Das Parquet und die Logen waren mit Journalisten gefüllt, und auf den Gallerien des kleinen Vorstadttheaters saßen jene bekannten Gestalten, mit deren Hilfe findige Cassiere jederzeit den Eindruck

eines »durchaus gefüllten« Hauses zu erzeugen wissen: die Verwandten der Garderobierinnen. Herr Hevesi aber konnte mit Genugthuung constatieren, dass dieser Abend »den Horizont der Menge wieder etwas weiter gesteckt« habe. Zum vollen Glück fehlt ihm nur Eins: Der Darsteller des Pelleas benahm sich beim Spiel mit Melisandens Haar ungeschickt; »Ferdinand Khnopff hätte das Herrn Christians einstudieren sollen.« — —

So haben denn Snob und Philister ihre Kräfte gemessen. Dass sich beide ausleben und in ihrer ganzen Frechheit zeigen konnten, bleibt, wenn ihr hässlicher Eifer uns die Märchenstimmung verdorben hat, das immerhin erfreuliche Ergebnis eines künstlerischen Versuches.



In Zeiten der sittlichen Erhebung schärft der Tadel die Gewissen, in Zeiten des sittlichen Verfalls stumpft er sie ab. Denn es gibt zwei Arten, Angriffen zu begegnen: dass die Organe zur Abwehr gestärkt werden oder dass der Organismus unempfindlich wird. Wir leben in einer Zeit des moralischen Niederganges und darum der moralischen Abhärtung. Den Nutznießern der Corruption auf allen Gebieten vermag man heute schwerer beizukommen, denn jemals; weil sie gegen jeden Angriff sich unempfindlich gemacht haben. Immer seltener werden bei uns die großen Ehrenbeleidigungsprocesse, in denen Männer in öffentlichen Stellungen öffentlich erhobene Anklagen mit mehr oder minder gutem Gewissen zurückzuweisen suchen. Man hat aus langer Erfahrung erkannt, dass der Process eine zweischneidige Waffe ist, und man scheut die bösen »Illustrationsfacten«. Man wehrt sich nicht mehr, sondern man duldet; es kommt blos darauf an, dass

man die Rolle des unschuldig Gekränkten möglichst natürlich zu spielen verstehe.

Aber noch immer gilt völliges Stillschweigen als Schuldgeständnis. Da hat man denn ein Mittelding zwischen einfacher Duldung von Angriffen und der Klage gefunden: Die Drohung mit der Klage. Der in seiner Ehre Verletzte fährt auf, erklärt erregt, er könne sich solches nicht gefallen lassen und kündigt die Einbringung der Klage an. In den nächsten Tagen melden der Reihe nach sämmtliche Blätter, der beleidigte Functionär habe seinen Vertreter mit der Ueberreichung der Klage wegen jener »unerhörten Anwürfe« betraut. Nun wird die Oeffentlichkeit in ihrem Glauben an die Berechtigung der »Anwürfe« zumindest wankend. Der Angegriffene, sagt man, würde sich doch nicht in den Gerichtssaal trauen, wenn auch nur ein kleiner Theil der Behauptungen seines Gegners auf Wahrheit beruhte. Uebrigens — man wird's ja noch sehen. Nun vergeht Woche auf Woche; der Beleidigte, vorläufig rehabilitiert durch die Documentierung seiner Absicht zu klagen, wird noch ab und zu über den Fortgang der Angelegenheit befragt; schließlich hat man die Sache vergessen. Und in aller Stille läßt dann der Functionär seine Klage fallen.

In jüngster Zeit haben wir in Wien zwei charakteristische Fälle dieser Art mitangesehen: gegen den Buchsachverständigen Regierungsrath Scherber war von einem Advocaten in öffentlicher Gerichtssitzung der Vorwurf erhoben worden, dass er aus dem Betrieb eines verrufenen Hauses Nutzen ziehe. Das Gericht erlaubte Herrn Scherber eine Darstellung der Angelegenheit zu geben, in der er alles, was über das »Hotel Austria« in der Krugerstraße behauptet worden war, ableugnete und schließlich mit Entrüstung die Einbringung der Ehrenbeleidigungsklage gegen den Advocaten ankündigte. Seither ist durch einen Process gegen das Bedienungspersonal des »Hotel Austria« die Richtigkeit der Behauptungen über das Treiben in

jenem Hause erwiesen worden. Und in der ‚Fackel' sind eine Reihe von Momenten angeführt worden, die die Annahme, dass Herr Scherber von solchem Treiben gewusst habe, wesentlich zu verstärken geeignet sind. Aber Regierungsrath Scherber weiß, dass die Zeit auch Wunden, die der Ehre geschlagen wurden, heilt, — nämlich die Zeit bis zur Verjährung der Ehrenbeleidigung. In sechs Wochen sind diese Wunden geheilt, und Herr Scherber lässt den Termin verstreichen, ohne die pomphaft angekündigte Klage einzubringen. Ihren Zweck, über ein paar böse Tage hinwegzuhelfen, hat ja die Klageandrohung erfüllt.

Von besonderem Interesse für mich und meine Leser ist aber der andere Fall: die causa Hinterstoißer. Herr Hinterstoißer hatte mir persönlich vor Zeugen — es war am Tage, da er vor dem Pressrichter die Aufnahme einer Berichtigung durchsetzte — die Einbringung der Klage wegen der »unerhörten Anwürfe« in der ‚Fackel' verheißen; und sein Ausruf: »Das werden Sie zu beweisen haben!« hatte schon die besten Hoffnungen in mir erweckt. Schon glaubte ich für das reiche, höchst mühevoll gesammelte Material, mit dem ich die Bände der ‚Fackel' nicht füllen durfte, Verwendung zu finden. Schon sah ich in langem Zuge die psychiatrischen Autoritäten, die Vertheidiger, die von Herrn Hinterstoißer geschädigten und die von ihm geschützten Privatpersonen in den Gerichtssaal ziehen. Schon dachte ich an die Berufung eines in solcher Arbeit gewandten Mannes, der das unübersehbare Gewirr von Einzelheiten zu einer Statistik des Wirkens Hinterstoißers verarbeiten sollte. Und als in den nächsten Tagen zahlreiche Blätter mitzutheilen wussten, dass Hinterstoißer die Anzeige bereits erstattet habe, schien es dringlich, unter den angesehenen Anwälten, die sich mir zur Führung des Processes anboten, einen zu wählen. Von Arbeit überhäuft und deshalb bestrebt, zeitraubende Conferenzen möglichst lang zu vermeiden, schob ich die Wahl des Vertreters immer wieder

hinaus, — bis ich endlich, das Datum vergleichend, mit Erstaunen gewahr wurde, welch lange Frist seit der Anzeige bereits verstrichen war. Ich erkundigte mich um das Schicksal der Klage: — »Fallen gelassen!«

Herr Regierungsrath Hinterstoißer aber hat von seiner vorgesetzten Behörde die Verständigung erhalten, dass er sich maßgebenden Ortes »trotz der gegen ihn in der ‚Fackel' erhobenen Vorwürfe der größten Wertschätzung versichert halten könne und nach wie vor als psychiatrische Autorität gelte«. Ich begreife wohl, dass dieses — zumindest, soweit es das psychiatrische Wissen betrifft, unverdiente — Vertrauensvotum den alten Herrn zur Zeit, da die Schläge hageldicht auf ihn niedersausten, zu trösten vermocht hat; dass es ihn aber die Schläge überhaupt vergessen machen konnte, will mir nicht einleuchten. Oeffentlich, wie die Vorwürfe gegen ihn erhoben wurden, hätten sie auch widerlegt werden müssen. Da der Amtsdiener Herrn Hinterstoißer ein Certificat zustellte, war seine ärztliche Ehre noch keineswegs hergestellt.

Wie es aber zu jenem Certificat kam, das geht aus dem an den Herausgeber der ‚Fackel' gerichteten Brief eines in der Irrenanstalt internierten Pfarrers hervor, der hier wiedergegeben wird:

Wien, am 15. Mai 1900.

Geehrte Redaction! Ich stelle die ergebene Bitte, in Ihr geschätztes Blatt die Erklärung aufzunehmen, dass ich dem in Nr. 39 der ‚Fackel' enthaltenen Artikel gegen den Gerichtsarzt Dr. Hinterstoißer gänzlich ferne stehe. Die Irrenärzte sind der irrthümlichen Meinung, dass derselbe von mir inspiriert wurde. Da ich dadurch Anfeindungen ausgesetzt bin, bitte ich die geehrte Redaction, möglichst bald die erbetene Erklärung zu veröffentlichen.

Hochachtungsvollst

Carl August Forstner,
em. Pfarrer,
interniert in der Landes-Irrenanstalt
zu Wien.

Dieser Brief ist nicht an seine Adresse gelangt. Der Director der niederösterreichischen Landesirrenanstalt Regierungsrath Dr. Tilkowski ließ ihn nicht abgehen. Der geisteskranke Pfarrer musste als Inspirator der ‚Fackel‘-Artikel gelten. Ich brauche nun wohl nicht erst zu versichern, dass er mit diesen Artikeln nicht das geringste zu thun hatte, dass sein Name erst, als der Brief auf Umwegen in meine Hände kam, mir bekannt wurde. Thatsache aber ist, dass auch Herr Hinterstoißer sehr wohl wusste, dass nicht der geisteskranke Forstner und wer in Wahrheit der Verfasser des Artikels war. Aber dem Herrn Regierungsrath war es sehr gelegen, an seinem ursprünglichen Glauben an die Autorschaft des Pfarrers festzuhalten. Denn so allein konnte er seinen Vorgesetzten das Fallenlassen der Klage erklären. »Einen Geisteskranken«, meinte er, »könne man doch nicht zur Verantwortung ziehen.« Ich begreife, dass Herr Hinterstoißer sich auf solche Weise aus der Affaire zu ziehen suchte; aber ich hätte es für unmöglich gehalten, dass seiner Behauptung betreffs der Autorschaft der Artikel ein Vernünftiger Glauben schenken könne, wenn nicht in dem amtlichen Vertrauensvotum Herrn Hinterstoißer bezeugt würde, dass seine Ehre intact sei, »denn den Angriffen eines Geisteskranken kann auch das Landesgericht keinerlei Bedeutung beimessen«.

Ich überlasse es jedem Unbefangenen, über das Vorgehen des Gerichtspsychiaters Hinterstoißer sich ein Urtheil zu bilden. Das meine aber will ich in Worte kleiden, die ich dem Gutachten des Herrn Hinterstoißer über die Princessin Luise von Coburg entnehme. Dort wird von einer »bedeutenden Herabsetzung der ethischen Functionen« gesprochen.

* * *

Von dem Ausgang des Processes gegen einige unredliche Beamte des Bankhauses Czjzek ist unsere Oeffentlichkeit höchlichst befriedigt. Haben doch leichtgerührte Geschworene den einzigen Gesichtspunkt, unter dem man die in der Schwurgerichtsverhandlung erkannte Sachlage zu beurtheilen wusste, den des Missverhältnisses zwischen der Ausbeutung und der Vertrauensstellung des Bankpersonals, hinlänglich gewürdigt; mehr als hinlänglich sogar, sollte man meinen, wenn man bedenkt, dass unter gleichem wirtschaftlichem Drucke wie jene Bankbeamten Tausende von Staatsbeamten ungleich höhere ethische Pflichten erfüllen müssen und dass sie weit härter gestraft werden, wenn sie sie verletzen. Nun, da Staatsanwalt, Vertheidiger und Geschworene gesprochen haben, mag der Kritiker der wirtschaftlichen Moral dem Gerichtsschauspiel den Epilog sprechen. Nicht die handelnden Personen haben ihn diesmal interessiert; aber der Hintergrund, aus dem sie hervortraten, die Geschäftsgebarung des Hauses, in dem sie dienten, musste seine Betrachtung um so mehr fesseln, als er seit Jahren jedesmal, wenn im Gerichtssaal das Thun der Riedl und ähnlicher kleinen Leute enthüllt ward, gewünscht hatte, dass einmal authentisch klargestellt werde, wie's mit den morals of trade bei den Angesehenen unserer Börsen- und Bankenwelt bestellt ist.

Da ist ein altes, geachtetes und — was ihm einen gewissen Seltenheitswert verleiht — christliches Bankhaus. Ehedem hat es mit einem festen Stock vermögender Kunden gearbeitet; aber die soliden Capitalisten haben in Wien allzu schlechte Erfahrungen an der Börse gemacht, und ihre Aufträge sind immer kleiner und spärlicher geworden. Die alte Firma hat zum Grundsatz der neuen sich bekehren müssen, dass ein Schock 20.000 Gulden-Männer mehr ist als ein Millionär. Doch dem Chef des Hauses Czjzek verwehrte Krankheit, seinem Procuristen Ueberbeschäftigung, beiden offenbar das Decorum, mit den Thalbergs und

Consorten im Kundenfang zu concurrieren. So fiel die Aufgabe, den »Animierfirmen« Kunden abzujagen und sie dem »vornehmen« Geschäft zuzutreiben, dessen Beamten zu. Durch Provisionen ward ihr Eifer angestachelt. Natürlich durften solche Provisionen nicht etwa das Einkommen des Chefs verringern. Aber wozu hätten wir denn unsere Geld- und Warenotierung, wenn man dem Antrieb zum »Schnitt«, den sie bedeutet, nicht folgte? An der Wiener Börse haben die Effecten bekanntlich keinen bestimmten Preis: das Coursblatt besagt lediglich, dass zum Course G (Geldcours) Käufer sich meldeten, ohne dass jedoch Verkäufer bereit gewesen wären, ihres Besitzes zu solch niedrigem Preise sich zu entledigen; und dass zum Course W (Warencours) Verkäufer ihre Ware anboten, ohne dass Käufer auf die Forderung eines so hohen Preises hätten eingehen wollen. Weder zum Geld- noch zum Warencourse sind thatsächlich Geschäfte abgeschlossen worden. Das Geschäft der Börsencomptoirs besteht nun darin, dass sie dem Verkäufer von Effecten den Geldcours, dem Käufer den Warencours dictieren, d. h. im Schnitt. Aber das Börsencomptoir — oder Bankhaus — nützt das Limito zwischen Geld- und Warencours nicht voll aus. Wie weit es in jedem Falle auszunützen war, hatte der Beamte, der mit dem Kunden verkehrte, zu bestimmen. Und nichts war dabei einfacher und selbstverständlicher, als dass er neben dem größeren Schnitt für die Firma auch einen kleineren für sich selbst machte — seine Provision. Wer einmal sich gewöhnt hat, im Schnitt einen legalen Gewinn zu sehen, der wird über die subtile Unterscheidung, ob dieser Gewinn zur Gänze dem Chef oder zum Theil dem Angestellten zufällt, nicht allzu schwer hinwegkommen.

Von den Angeklagten scheint denn auch blos einer zum Bewusstsein der Unmoralität seiner Handlungsweise gelangt zu sein. Er war ein Opfer seiner Leidenschaft für das Börsenspiel geworden. Seltsam aber musste man es finden, dass weder er selbst noch

sein Vertheidiger darauf hinwiesen, wie er vor allem das Opfer der lockeren Moral derjenigen geworden ist, die ihm zum Börsenspiel die Gelegenheit gaben. Karl Singer war Procurist des Hauses Czjzek; das Handelsgesetz verbot ihm also, Geschäfte für eigene Rechnung ohne Erlaubnis seines Principals zu machen. Und begreiflicherweise kann kein Bankhaus seinem Angestellten diese Erlaubnis ertheilen. Singer war überdies notorisch vermögenslos; hatte ihn doch der Verlust seines Capitals zum Verzicht auf seine Selbstständigkeit und zum Wiedereintritt in das Bankhaus Czjzek gezwungen. Gleichwohl zeigt sich ein Wechslerhaus, dessen Inhaber diese Verhältnisse genau kennen musste, bereit, für Singer Börsespeculationen durchzuführen und nimmt auch an seinen verdächtigsten Manipulationen mit Depots keinen Anstoß. Und auf solche Gelegenheitsmacherei weist kein Staatsanwalt, kein Vertheidiger hin. Man ist eben bei uns längst daran gewöhnt, dass Angestellte von Bankhäusern und Banken Speculanten sind. Längst wird der Gesetzwidrigkeit, die darin liegt, und der beständigen Gefahr, die dadurch entsteht, nicht mehr geachtet. Mit größter Seelenruhe spricht man seit kurzem beispielsweise davon, dass der Disponent der Creditanstalt durch eine Riesenspeculation in Actien der Alpinen Montangesellschaft sich ein Vermögen erworben hat. Die Bankdirectoren, selbst durchwegs Speculanten, können ihren Untergebenen nicht verwehren, gleich ihnen zu thun. Und warum sollte man auch an den Pflichtverletzungen von Privatbeamten Anstoß nehmen, da man doch weit Aergeres ohne Rüge mitansieht? Den Sensalen der Börse untersagt das Gesetz jegliches unmittelbare oder mittelbare Geschäft für eigene Rechnung. Das sind Personen, die eine öffentliche Vertrauensstellung einnehmen und einen Eid zu schwören haben, dass sie den Pflichten ihres Amtes — also auch jenem Verbote — getreulich nachkommen wollen. Aber vier Sensale der Wiener Börse sind kürzlich »ausgeglichen«

worden. Man mag in unser Finanzleben hineingreifen, wo man will, überall stößt man auf die ärgste, unverhüllte Corruption; und so scheint es heute in Oesterreich ein müßiges Beginnen, die Frage nach der Berechtigung der Institutionen des Finanzlebens aufzuwerfen. Man muss diese Institutionen erst von der Unmoral reinigen, die nicht in ihrem Wesen liegt, ehe es der Mühe lohnt, die Unmoral ihres Wesens zu kritisieren.

* * *

Hier konnte neulich berichtet werden, dass sich die Staatsanwaltschaft für den Inseratentheil unserer Zeitungen zu interessieren beginnt. Wie ich nun erfahre, soll das Pressdepartement nicht zwei, sondern sogar vier neue Lesebeamte erhalten. Das ist in der That erfreulich, und man kann hoffnungsvoll dem Tage entgegensehen, da die ‚Wiener Zeitung‘, die neuestens ohnehin an Pikanterie gewonnen hat, ein Erkenntnis publicieren wird, wonach die periodische Druckschrift ‚Neue Freie Presse‘ wegen der Stelle, beginnend mit »Heiratsantrag« und endigend mit »Conträr« nach § 129 St. G. »beschlagnahmt« wird. Die Reihe confiscierter Ansichtskarten, deren pikanter Inhalt jetzt die Rubrik »Erkenntnisse« füllt, soll doch hin und wieder durch ein freisinniges Blatt unterbrochen werden.

Da es aber der ‚Neuen Freien Presse‘ schon heute gefährlich scheint, ihren Geschlechtskunden zu Rendezvous zu verhelfen, so trachtet sie sie auf alle mögliche Weise schadlos zu halten. Wo's mit der schönen Wirklichkeit nichts mehr ist, müssen sie mit schönen Bildern Vorlieb nehmen. Inserate wie das folgende — es steht jetzt fast täglich in der ‚Neuen Freien Presse‘ — werden sich voraussichtlich häufen:

Curiositäten!

30 Visitaufnahmen K 1.50 Brfm. Verlag ...., Berlin C., ... str. 9.

Dass sich die Gerichte mit dem Annoncentheil der ‚Neuen Freien Presse‘ zu beschäftigen beginnen, hat übrigens die Nummer von Sonntag, dem 22. Juni bewiesen. Sie brachte den Heiratsantrag eines »K. k. Landesgerichts-Secretärs, 32 J., ... hübsche Erscheinung«. Wir vernahmen den Sehnsuchtsschrei

eines Wiener Gerichtsfunctionärs nach einem soliden häuslichen Mädchen mit ca. 50.000 Kronen. Es ist wohl anzunehmen, dass es sich in diesem Falle um eine »ernste Absicht« handelt; immerhin sollte der Herr Gerichtssecretär wissen, dass sein Antrag an der Stelle, wo er ihn zu placieren beliebte, leicht missdeutet werden kann. Die ‚Neue Freie Presse‘ hat gerade in den »besseren« Familien, wo es noch solide häusliche Mädchen mit ca. 50.000 Kronen gibt, alles Renommée verloren, seit sie zu dem einträglichen Geschäft einer Vermittlerin noch den Nebenerwerb einer Kupplerin gefunden hat. Ich will gar nicht davon sprechen, dass selbst ein ernstgemeinter Heiratsantrag, da er im Annoncenwege gestellt wird, eines Richters unwürdig ist. Den heiratslustigen Officieren hat das Reichs-Kriegsministerium durch einen Erlass das Inserieren verboten. Dass jüngst trotzdem im ‚Neuen Wiener Journal‘ ein Officier seine Neigung und Eignung zur Ehe betheuerte, ist ein bedauerlicher Einzelfall. Es bedarf wohl nicht erst eines Erlasses des Justizministeriums, um Gerichtsbeamte von solch unwürdigem und, da der Name des einzelnen Inserenten doch nie genannt ist, erst recht den Stand compromittierendem Vorgehen abzuhalten. Oder sollen die neuen Censoren eines Morgens vor die Nothwendigkeit gestellt sein, ein Inserat zu confiscieren, das einen jungen, hübschen, kräftigen Staatsanwalt auf der Suche nach einem gleichgestimmten Reisebegleiter zeigt?

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Einem Geldmann. Ob Sie Herrn Ignaz Schnitzer für das neue Blatt, das angeblich vom Herbst an unter seiner Aegide erscheinen wird, Geld geben sollen? Gewiss nicht. Herr Schnitzer — das sollten Sie doch längst wissen — gehört zu jenen ewigen »Faiseuren«, die den Wiener Boden unsicher machen und denen sich unter allen jenen Geschäften, die sie »entrieren« möchten, noch immer der Gimpelfang als das einträglichste bewährt hat. Sie mögen in den Nummern 2 und 30 der ‚Fackel‘ nachlesen, was ich zur Charakteristik dieses hervorragenden, aber leider noch immer unbelohnten Patrioten geschrieben habe. Das Jubiläumsrundgemälde ist schmählich verkracht und das große Kaiserbuch von einem literarischen Verein zwar aus dem Käseladen gerettet, aber noch immer nicht verkauft. Dass der Herr Soiréen gibt, große Reisen macht und im »Unnummerierten« fährt, darf Sie nicht blenden. Das sind unbedingt nothwendige Vorauslagen, wenn ein großes Blatt entstehen soll oder auch wenn's dann nicht zustande kommt. Ich halte es nun für durchaus überflüssig, dass es zustande kommt. Das

»Project« Leipziger soll endgiltig begraben sein. und uns bleibt die Beschämung erspart, dass die Niederlassung eines Berliner Revolvermannes in Wien die einzige sichtbare Folge der Aufhebung des Zeitungsstempels ist. Soll jetzt Ignatz Schnitzer die sieghafte Kraft sein, die auf den Trümmern des Wiener Journalismus zukunftsstolz ersteht? Salo Kohn wollte nicht d'ran glauben und hat sich frühzeitig zurückgezogen. Bedenken Sie: ein Salo Kohn! Auch der Kohlenhändler Berl — Inhaber des »berühmten« Salons Berl — ist abtrünnig geworden. Dass Herr Schnitzer auf anderen Gebieten bessern Dank verdient hätte, ist eine andere Frage. Er hat sich zuerst für »Venedig in Wien«, dann für Oesterreich aufgeopfert. Wie Buttler im »Wallenstein« mag er, als die Ordensbeilage der ‚Wiener Zeitung' am 2. December 1898 seinen Namen nicht enthielt, und später, da ihm gemeldet ward, das Jubiläumswerk müsse in den Käseladen wandern, ausgerufen haben: »Dank vom Haus Oesterreich!« Aber er resigniert nicht wie Buttler, sondern wendet sich, da er die Bilanz seines Patriotismus gezogen hat, rasch entschlossen anderen Unternehmungen zu. Darum ist es Zeit, zu warnen. Beim Jubiläumsrundgemälde haben die Bauarbeiter, beim Kaiserbuch die Schriftsteller ihre Vertrauensseligkeit büßen müssen. Jetzt hat Herr Schnitzer schon Geldmänner angeworben und Journalisten aus ihren sicheren Stellungen gelockt. Sie nennen mir auch den Namen Friedjung. Nun, ich glaube nicht, dass dieser Schriftsteller erst gewarnt werden muss und dass seine anticorruptionistische Vergangenheit ihm den Eintritt in eine Schnitzersche Redaction ohneweiters gestatten wird. Herr Dr. Friedjung hat eine Professur an der Prager Universität nicht ausgeschlagen, um an dem Lebenswerke Ignatz Schnitzers mitzuwirken, und wenn dieser Herr das Gerücht verbreitet, dass er ihn für den politischen Theil bereits »engagiert« habe, so wird sich die Ehrenhaftigkeit des Herrn Dr. Friedjung gegen eine derartige Zumuthung schon zu wehren wissen.

Einem andern Geldmann. Ob Sie jenem Laurencic, der als »Director« des famosen ‚Wiener Lokalanzeiger' seit etlichen Monaten sein Unwesen in Wien treibt, Geld geben sollen? Gewiss nicht. Auch vor ihm — der arischen Ausgabe des Herrn Schnitzer — sei hier eindringlich gewarnt. Drucker, Papierhändler, Journalisten, Redactionsdiener setzen dem wackern Manne hart zu, und er sieht sich genöthigt, öfter auf Reisen zu gehen und zu irgendeinem Gimpel in Tirol zu fahren, dem er einen »Antheilschein« einhändigt. Erst war Herr Laurencic liberal, jetzt versucht er's ein Weilchen mit christlichsocialer Haltung. Auch er ist ein großer Oesterreicher. Sollte er eines Tages mit Zurücklassung zahlreicher patriotischer Aufrufe aus Wien verschwinden, mich wird's nicht wundern.

Leser in Brody. Sie schrieben mir vor einiger Zeit: »Es wird Sie in den trüben Stunden, die Ihnen Ihr Beruf bereiten mag, die Mittheilung vielleicht erfreuen, dass in unserer Stadt gegenwärtig eine Schmiere, die sich »Jüdisch-deutsches Theater« nennt, ein Schauspiel unter dem Titel: »Dr. Theodor Herzl oder Der zweite Baseler Congress« aufführt.« Es treten darin als (mit den Händen) agierende

Personen ER selbst, neben ihm – in entsprechender Verkleinerung natürlich – die zionistischen Führer Nordau und Mandelstamm, Industrielle, Ackerbauer u. s. w. auf. Das Publicum zeigte sich, wie Sie berichten, für das literarische Product ganz unempfänglich und zischte es aus. — Hoffentlich lässt sich Herr Bukovics die Sache für sein jüdisch-deutsches Volkstheater nicht wieder entgehen. Mit der Uebersetzung hat's keine Schwierigkeiten. Der jüdisch-deutsche Dialect wird — etwa von dem Titelhelden persönlich — einfach ins Deutsch-jüdische übersetzt, und an schwierigen Stellen nimmt man mit der Sprache der Hände vorlieb, für die nicht einmal ein Uebersetzungshonorar zu zahlen ist und die das Premierenpublicum des Deutschen Volkstheaters – ich denke hier nicht ans Applaudieren – sehr gut versteht. Jedenfalls: Weiter können wir's nicht bringen. Theaterkritiker schreiben nicht nur Dramen, sondern werden auch noch selbst dramatisiert. Vielleicht erhalten wir demnächst Stücke wie: »Hermann Bahr oder Die zweite italienische Reise«, »Julius Bauer oder Der zweite Heinrich Heine« u. s. w. Gegen eine Probeaufführung in Brody haben wir gar nichts einzuwenden; noch willkommener wäre es uns freilich, wenn sich die Herren Titelhelden entschließen könnten, auch gleich als Theaterreferenten in Brody zu bleiben.

Betyar. Aus dem Sitzungsprotokolle der Stadtrepräsentanz der kgl. Freistadt Baja in Ungarn:

1. Antrag des Finanzausschusses, den Gehalt des Bürgermeisters (Hegedüs) von 4800 K auf 6000 K zu erhöhen. Einstimmig angenommen.

2. Antrag des Finanzausschusses, den Taglohn der Diurnisten von 2 K auf 1 K herabzusetzen. Einstimmig angenommen.

In Durchführung des zweiten Beschlusses wurden sämmtliche Diurnisten entlassen. Am nächsten Tag wurde affichiert, dass Diurnisten mit einem Tageshonorar von 1 K neu aufgenommen werden. Am übernächsten zeigte es sich, dass in dem Diurnistenstatus keine Personalveränderungen eingetreten waren . . .

Dr. O. F. Aus der mir übermittelten Entscheidung des Obersten Gerichtshofes in Sachen des Gründerrechtsunfugs bei der Creditanstalt glaube ich noch besonders hervorheben zu sollen, dass die Geltendmachung der Befangenheit des fachmänischen Laienrichters bei der II. Instanz (Herrn August S c h e n k e r - A n g e r e r) als Revisionsgrund nicht zugelassen wurde. Gleichgiltig ist hiebei für mich, was der Oberste Gerichtshof über die Frage ausführt, ob Herr Schenker thatsächlich befangen war; allerdings, dass dieser Herr von der II. Instanz am 10. Jänner ohne Wissen des klägerischen Vertreters einvernommen wurde, scheint mir nicht correct, da doch nach § 509 C.-P.-O. die Parteien den Erhebungen, die zur Feststellung der geltend gemachten Revisionsgründe nothwendig sind, s t e t s beizuziehen sind. Hier aber will ich nur darauf verweisen, dass nach der Entscheidung des Obersten Gerichtshofes die Parteien »vor oder bei Beginn der Verhandlung beim Handelsgericht hinsichtlich des fungierenden Laienrichters Erkundigungen einzuholen« und eventuell die Befangenheit

geltend zu machen haben. Eine spätere Feststellung der Befangenheit, wie sie in Nr. 35 der ‚Fackel‘ erfolgte, nützt also nichts. Die ‚Neue Freie Presse‘ wollte offenbar vermeiden, bei diesem Anlasse die Aufmerksamkeit des Publicums auf das Laienrichterwesen zu lenken. Sie unterdrückte also einen Theil der in der oberstgerichtlichen Entscheidung angeführten Gründe. Das ist nicht auffallend; und auch darüber wird schwerlich ein mit den Verhältnissen Vertrauter sich wundern, dass die ‚Neue Freie Presse‘ bereits im Morgenblatt vom 22. Mai ein Urtheil publicieren konnte, das erst am 23. Mai dem Bezirksgericht für Handelssachen und am 26. Mai den Parteienvertretern zukam. Diesmal übrigens hat Freude die Berichterstattung des Blattes beflügelt. Die ‚Neue Freie Presse‘ durfte auch wahrlich in der Entscheidung des Obersten Gerichtshofes einen Sieg der von ihr vertretenen Logik und Moral erblicken. Aber das letzte Wort in der Sache ist doch den anständigen Menschen und klaren Köpfen geblieben. In ihrer aller Namen hat Prof. Karl Adler in Nr. 45 der ‚Fackel‘ gesprochen, wie er ja auch in meinem Blatte (Nr. 14 am 20. August, zwei Tage vor der Generalversammlung der Creditanstalt) als erster seine Stimme gegen einen Unfug erhoben hat, der zu den schlimmsten der österreichischen Finanzgeschichte zählt.

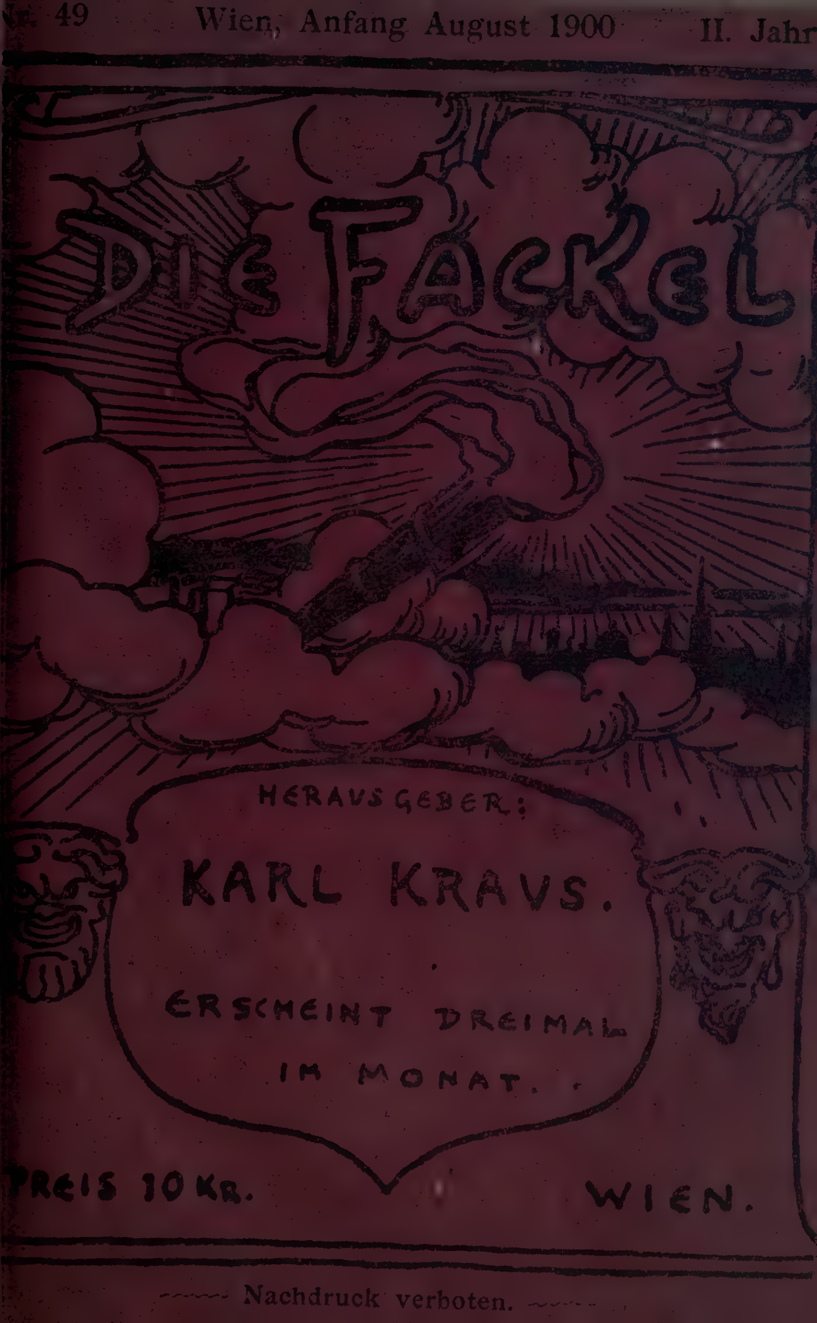
E. S. Ich danke für Ihr freundliches Anerbieten; aber mit Berufung auf »Thatsachen, Ziffern und anderes Beweismaterial«, über das auch mein Gewährsmann verfügt, muss ich leider ablehnen. Begehen Sie nur einmal die Strecke Wien—Wolkersdorf! Ich glaube nicht, das Sie dann noch spöttisch behaupten werden, den Berichterstatter hätten »die Lorbeeren des Herrn Ellenbogen nicht schlafen lassen.« War denn, was Dr. Ellenbogen — leider wird er von manchen Briefschreibern immer wieder mit dem Advocaten Elbogen verwechselt — gegen die Südbahn unternahm, kein gutes und nützliches Werk?

Socialdemokrat. Sie finden es seltsam, dass die ‚Arbeiter-Zeitung‘ zwischen dem Erscheinen der Nr. 47 der ‚Fackel‘ und ihrer Erwiderung acht Tage verstreichen ließ? Ich staune vielmehr darüber, dass die ‚Arbeiter-Zeitung‘ eine Frist von acht Tagen für ausreichend hält, um auch nur den flüchtigsten Leser die sachlichen Argumente vergessen zu machen, die man nicht zu widerlegen vermochte und also vernünftigerweise auch gar nicht zu widerlegen versuchte. Dass man so rasch entgegnete, halte ich für ungeschickt. Recht geschickt ist hingegen als Mittel der Polemik das Protzen der ‚Arbeiter-Zeitung‘ mit ihrem Nichtverstehen meiner Ausführungen. Anders kann man es nämlich nicht nennen, wenn die ‚Arbeiter-Zeitung‘ das Wort von der »Ehrlichkeit, die ich nicht leugnen darf«, für sich ausnützt. Oder hat man den Nachsatz, den ich schrieb, wirklich nicht verstanden? Er gibt doch in populärster Form jene Lehre von der Causalität wieder, die seit David Hume in das Bewusstsein aller Gebildeten übergegangen ist. Ich werde wohl auf die Sache noch zurückkommen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 49 Wien, Anfang August 1900 II. Jahr



Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K	7.—
» » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		»	8.20
» » » » » halbjährig, »		»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Die Fackel

Nr. 49 WIEN, ANFANG AUGUST 1900 II. JAHR

Wilhelm Liebknecht der Aufrechte ist gefallen. Auf einen Streich. Ihn haben nicht Alter und Krankheit mählich zum Grabe niederbiegen dürfen.

Sein Leben und Wirken versuche ich hier nicht zu schildern und zu werten. Für seine Größe zeugt die Größe der Partei, die er geschaffen. Welch vergebliches Bemühen von Thoren oder Böswilligen, Liebknecht seiner Partei gegenüberzustellen!

Aber diese reiche Individualität konnte sich in der Thätigkeit für eine Partei nicht erschöpfen. Es hat so Vieles gegeben, wozu Liebknecht als Einzelner sein Wort sprechen wollte. Dazu brauchte er Blätter, die die Ereignisse des Tages von keiner Partei Standpunkt würdigen. So war es mir seit Jahresfrist vergönnt, zu dem fast ein halbes Jahrhundert älteren Mann in immer regere Beziehung zu treten. In der ‚Fackel‘ hat er die beiden gewaltigen Excesse des cant besprochen, die wir im letzten Jahre angewidert erlebt haben: die Dreyfus-Campagne und den öden lex Heinze-Rummel. Unbekümmert wie stets darum, ob Freund, ob Feind sich an ihr stoße, hat er seine Meinung gesagt. Wie bald haben die Ereignisse ihm Recht gegeben! »Jetzt hat Jaurès«, schrieb mir Liebknecht am 13. Juni, »die Dreyfuserei von sich abgeschüttelt.« Und »dass der Goethebund in den Dienst der Sittenpolizei getreten ist, haben Sie gelesen?« fragt er am 27. Juni.

Schon gab es neue Arbeit in Hülle und Fülle, für die er dem Drange der Parteigeschäfte ruhige

Stunden abzugewinnen bemüht war. Ein Problem, das ihn seit langem beschäftigte, wollte er demnächst in der ,Fackel' erörtern, dasselbe, das Zola in ,Fécondité' so banal, so völlig antisocial behandelt hat. Vor allem aber wollte er jetzt seine große »Affaire« entrollen, den Fall Ziethen. In einer der nächsten Nummern der ,Fackel' schon sollte — so hat mir sein letzter Brief (vom 21. Juli) verheißen und so hatte er Ziethens Vertheidiger zugesagt — ein erster Artikel die Leidensgeschichte eines Opfers deutscher Justiz erzählen. »— — — Und dann geht's an Ziethen. Das Oberlandesgericht Köln hat endgiltig die Revision abgelehnt! Ich habe nicht die Millionen des Dreyfus-Syndikats. Die liberale Presse wird sich natürlich nicht mucksen. Ich will sie aber peitschen.« Leider ist dies Versprechen Liebknechts so plötzlich sein Vermächtnis geworden. Ob ich es werde vollstrecken können, vermag ich heute, trotzdem der Vertheidiger Ziethens mir freiwillig bereits seine Unterstützung angeboten hat, nicht zu sagen. Aber mindestens werde ich an der liberalen Presse Liebknechts so kräftig ausgesprochenen letzten Willen vollziehen: Ich will sie peitschen.

* * *

Die ,Neue Freie Presse' über Liebknecht und Bismarck.

»Der Junker Bismarck, berufen, das preussische Königthum aus der Bedrängnis durch die bürgerliche Demokratie zu erretten, löste die ihm gestellte Aufgabe auf doppelte Weise. Er half das preussische Heer reorganisieren und die schneidige Waffe schaffen, mit der Preussen seinen weltgeschichtlichen Ruf erfüllen konnte; er organisierte im Rücken des unbequemen Bürgerthums die proletarische Partei, die der Demokratie Saft und Kraft benehmen und sie mit der Furcht vor dem rothen Gespenst erfüllen sollte. . . . . . . Als sich die socialistische Partei bildete, war das Schicksal Liebknechts besiegelt. Den westdeutschen Republikaner befriedigte der preussische »Fortschritt« nicht, der auch in den Conflictszeiten

monarchisch blieb bis in die Knochen. Er suchte und fand Anschluss an den extremsten Radicalismus, der demokratisch, republikanisch und allerdings auch socialistisch war. So diente der geschworene und unversöhnlichste Gegner Bismarcks, ohne es zu wissen, eine zeitlang dessen Politik.«

*

Wilhelm Liebknecht über Liebknecht und Bismarck.

»Der preussischen Regierung kam damals sehr viel darauf an, die widerspenstige Bourgeoisie zu Paaren zu treiben. Man wollte sie nach dem von dem englischen Torychef Disraeli vor dreißig Jahren gegebenen Recept — denn originell war auch in diesem Punkt die Politik des Herrn v. Bismarck nicht — zwischen Junkerthum und Proletariat wie zwischen zwei Mühlsteinen zermalmen, falls sie nicht vorzöge, sich zu fügen. Man stellte mir und meinen Freunden wiederholt die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' für Artikel extremsocialistischer, ja communistischer Richtung zur Verfügung. Ich brauche nicht zu sagen, dass ich mich zu diesem schnöden Spiel nicht missbrauchen ließ und die Bestechungsversuche der Agenten des Herrn v. Bismarck mit gebürender Verachtung zurückwies.... Im Jahre 1863 eröffnete Ferdinand Lassalle seine bahnbrechende Agitation.... Ich wurde Mitglied des von Lassalle gegründeten »Allgemeinen Deutschen Arbeitervereines«. Getreu der vorhin gekennzeichneten Politik suchte das herrschende Junkerthum sich der Arbeiterbewegung zu bemächtigen. Nach dem jähen Tode Lassalles gerieth der »Allgemeine Deutsche Arbeiterverein« leider in die Hände von Männern, die diesen reactionären Bestrebungen theils durch Unfähigkeit, theils mit Absicht Vorschub leisteten. Dies zwang mich, meine bis dahin reservierte Haltung aufzugeben, den Regierungssocialismus offen zu bekämpfen und darzulegen, dass ein einseitiges Vorgehen gegen die Bourgeoisie bloß dem Junkerthum zugute kommen würde, dass das in Aussicht gestellte allgemeine Stimmrecht ohne freies Vereins- und Versammlungsrecht und ohne Pressfreiheit nichts anderes sei als ein Werkzeug der Reaction, und dass »Staatshilfe« von einer Junkerregierung bloß gewährt werden könne, um die Arbeiter zu bestechen und den Zwecken der Reaction dienstbar zu machen.«

* * *

Das neue Jahrhundert, das auf Wilhelm II. Befehl am 1. Jänner 1900 begonnen, hat bereits sein »größtes Verbrechen«. Der Dreyfusprocess, das größte Verbrechen des vorigen Jahrhunderts, ist vergessen, Mercier ist übertrumpft. Nicht die französischen Generale sind, wie wir bis vor kurzem geglaubt haben, die »scheußlichsten Verbrecher der Menschheit«, sondern die Anarchisten. Denn Humberts Ermordung ist nicht etwa eine einzelne ruchlose That, gleich ruchlos, wie der Mord an einem alten Weib, dessen dürftige Habe einen Verbrecher lockt, sondern sie muss die ganze Menschheit aus der Ruhe stören, der sie sich bisher in der Erkenntnis hingeben zu dürfen geglaubt hatte, dass die herrlichen Fortschritte unseres socialen Lebens die Ursachen der Empörung längst hinweggeräumt haben.

»Das scheußlichste, unbegreiflichste Verbrechen!« Scheußlich? Gewiss. Und unbegreiflich? Halt! Zwischen Lucchenis Plan und der Ermordung einer edlen und unglücklichen Frau vermag ich keinen Zusammenhang zu denken. Für Humbert I. war ja Lucchenis Dolch geschliffen; wie konnte der Wahnsinnige auf den Gedanken kommen, ihn in das Herz Elisabeths von Oesterreich zu stoßen? Scheußlich, weil unbegreiflich. Nun Brescis That. Diesen guten, edlen König zu ermorden, den constitutionellsten Monarchen! Wem hätte Humbert je etwas zu Leide gethan, und wie hat er die Armen in seinem Volke geliebt! Sein Herz hat all die Jahre über geblutet, als er sah, wie diese Armen immer ärmer wurden, als nicht mehr blos aus dem elenden Süden seines Reiches, sondern aus dem einst blühenden Norden ihre Hungerschreie zu ihm drangen, bis endlich das Volk um des Brotes willen zur Revolution schritt. Und er hat nicht helfen können. Er hat die Crispi, die Rudini und die Pelloux gewähren lassen müssen, denn sie hatten die Majorität, und Humbert war ein constitutioneller König .... Aber während der Mann auf Italiens Thron längst dem Romantikerglauben an die göttliche Sendung des

Monarchen entsagt hatte und sich als den erblichen Präsidenten des geeinten Italien fühlte, lebte und lebt noch in den Niederungen seines materiell und geistig verelendeten Volkes jener alte Instinct, den Jahrhunderte lang die Autoritäten genährt haben, das monarchische Gefühl. Der Fetischist dankt seinem Fetisch, wenn er Speise findet, und züchtigt ihn, wenn er hungert. Und so glaubt dieses Volk an die Verantwortlichkeit eines Königs, der doch nach der Verfassung unverantwortlich ist und sich selbst unverantwortlich fühlt. Wenn es leidet, ist der schlechte König daran schuld; es muss nur ein guter König kommen, und allen wird's wohlergehen.

Erst indem wir Brescis That so begreifen, können wir ihn richten. Er und Seinesgleichen handeln aus Instincten, die den Bedingungen des Verfassungslebens im modernen Staat sich nicht anzupassen vermögen und es darum bedrohen. Weil aber Instincte diese Thaten hervorrufen, die man dem Anarchismus zur Last legt, brauchen die einzelnen Thäter keinerlei Verabredung. Zwischen diesen Mördern besteht so wenig ein Complot, wie zwischen den von ihnen Gemordeten. Nur die Polizeibehörden aller Länder complottiren. Aber ihr Mühen ist fruchtlos. Man kann die monarchischen Gefühle der »Anarchisten« nicht anders ausrotten, als indem man das Volk, das noch nicht constitutionell denken kann, entweder zum constitutionellen Denken erzieht oder es absolutistisch regiert. Aber ein solches absolutes Königthum wird ein sociales sein müssen.

* * *

Es ist begreiflich, dass die Freude über die ganz unerwarteten und theilweise auch wirklich vollführten Attentate unsere Schmockschaft völlig blödsinnig gemacht hat. Der italienische Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' erzählt, wie er über die Grenze musste, um seine Telegramme der amtlichen Controle zu entziehen. Er musste über die Grenze, um der aufhorchenden Mitwelt den nachstehenden

Stumpfsinn, den ihm die italienische Censur wahrscheinlich gestrichen hätte, zu melden:

»Lugano, 2. August: — — — — — — — — — — Für die Frechheit Brescis spricht noch Folgendes: Bresci war im Jahre 1892 in der einer Züricher Firma gehörenden Wollwaarenfabrik in Prato beschäftigt, wo er wegen Strike-Ausschreitungen verurtheilt wurde. Er flüchtete und lebte seither im Auslande. Bei einer allgemeinen Amnestie wurde auch seine Strafe erlassen, aber vergessen, die Verurtheilung im amtlichen Register zu notieren. Als Bresci nun im Juni nach Hause zurückkam, erhielt er ein Leumundszeugnis, mit dem er vom Präfecten um einen Erlaubnisschein zum Waffentragen nachsuchte. Dieser erinnerte sich der Verurtheilung und verweigerte die Ausstellung eines Waffenpasses.«

Mir scheint die Sache nicht so sehr für die Frechheit Brescis wie für das gute Gedächtnis des Präfecten und für die Dummheit des Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse‘ zu sprechen.

*

Herr Münz, den man bisher immer nur nach seinen intimen Beziehungen zum Papste beurtheilt hatte, schildert in einem Feuilleton die Häuslichkeit des ermordeten »Bürgerkönigs« und produciert dabei ein Deutsch, das schon mehr an das Italienisch des Herrn Fiori erinnert. Herr Fiori aber, der blumige Schmock von Rom, beschreibt das Wesen des neuen Königs, von dem er wörtlich sagt: »Während der Gedanke an das Vaterland ihn bis zur Ueberschwänglichkeit begeistert, ist er sonst von einer wohlthuenden gemüthlichen Bescheidenheit.« Der Contrast zwischen Patriotismus und persönlicher Bescheidenheit ist zwar nicht ganz klar, dafür aber bemüht sich Herr Fiori, wenigstens die Bescheidenheit Victor Emanuels III. drastisch zu illustrieren. »Spricht er selbst mit Leuten von niederem Stande, so kehrt er weder seine Stellung hervor, noch prangt er mit seinem Wissen, sondern fragt und fragt eindringlich und klar und ruht nicht eher, als er seinen Partner sozusagen ausgelaugt hat. ‚Denn‘ meint er, ‚wie kein Buch so schlecht ist, dass sich daraus nicht etwas lernen lässt, so ist kein Geschöpf so gering, dass es das Wissen auch des höchsten Geistes nicht um neues Licht bereichern könnte‘.« Wenn uns Herr Fiori nicht ein paar Zeilen weiter versicherte, dass Victor Emanuel III. die »Süssigkeiten,

die seine Gemahlin ab und zu mit eigener Hand bereitet, mit aufrichtiger Bewunderung genießt« und dass er außerdem noch Canarienvögel liebt, wahrlich, wir müssten den Nachweis der Bescheidenheit für misslungen halten.

*

Das erste Wort, das die ‚Neue Freie Presse‘ in ihrem Schrecken nach der Ermordung König Humberts fand, war natürlich eine Stilblüte. Sie begann ihren Nachruf wörtlich: »König Humbert von Italien ist gestern einem jener Attentate zum Opfer gefallen, die schon zweimal ohne Erfolg auf ihn versucht wurden und deren Verübung nachgerade eine fürchterliche Specialität des von ihm regierten Volkes geworden ist.«

Dafür hat die ‚Neue Freie Presse‘ bald darauf ein Mittel gefunden, um die anarchistischen Verbrecher endgiltig los zu werden. Sie verräth es in dem tiefsinnigen Satze, der den Leitartikel der Nummer vom 3. August bedeutungsvoll abschließt: »Wenn ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Thaten und den einzelnen Thätern besteht, so ist die Aufgabe, die einen zu verhüten und die anderen unschädlich zu machen, nicht mehr unlösbar.« Die Regierungen wissen jetzt ganz genau, was sie zu thun haben. Der Zusammenhang zwischen Bresci und der Ermordung des Königs Humbert ist erwiesen, und so kann es der italienischen Polizei jetzt nicht mehr schwer fallen, diese zu verhüten und jenen unschädlich zu machen . . . .

* * *

Heroismus der Börse.

»Das traurige Ereignis von Monza machte auf die Börse tiefen Eindruck; doch bewahrte sie ihre feste Haltung.«

*

Condolenz der Börse.

»Die Wiener Vorbörse war ergriffen und trug der blutigen anarchistischen That in einer Ermäßigung des Coursniveaus, welche bei den maßgebendsten Speculations-Papieren sich auf drei bis vier Kronen bezifferte, Rechnung.«

* * *

Die Pressfreunde des Herrn Goluchowski beginnen einzulenken. Sie sind auf dem besten Wege, sich mit der Wahl, die Alexander von Serbien getroffen hat, zu versöhnen, und sehen ein, dass ein sicheres Trousseau in der Hand besser ist als eine aussichtslose Vertretung der Interessen Milans. Sogar Herr Szeps scheint nachgeben zu wollen. Er, der doch sonst stets auf strenge Wahrung des Princips der Ebenbürtigkeit zu sehen gewohnt ist, erklärt bereits, dass er dem Glücke Alexanders nicht hinderlich im Wege stehen wolle. Die Vermählung mit Frau Draga Maschin nennt er plötzlich eine »innere Angelegenheit Serbiens *kat' exochen*«, zu der keine auswärtige Macht das Recht habe, Stellung zu nehmen. Die Befürchtungen, die aufrichtige Freunde Serbiens bezüglich der »Folgen des Ereignisses« hegten, hätten sich glücklicherweise nicht erfüllt. Dies merkt Herr Szeps schon nach Verlauf einer Woche. Und die ‚Neue Freie Presse', die gleichfalls nicht mehr schmollend abseits stehen will, erlaubt sich höchstens noch die bissige Bemerkung, dass Draga Maschin »noch nicht verblüht, doch im Verblühen begriffen« sei, und meint, die Braut habe während der Trauung »den Dunst und die schwere Luft*) in der Kirche« nicht ertragen können, was »eine Folge ihres Zustandes sei, der dem Auge der Damen nicht entgieng«. Die ‚Neue Freie Presse' möchte jetzt so thun, als ob sie, wenn sie früher in unheilschwangeren Prophezeiungen von den »Folgen des Ereignisses« sprach, von Anfang an nur an gesegnete Folgen gedacht hätte. Ganz allgemein tritt in den serbischen Betrachtungen unserer liberalen Presse jetzt das Bestreben zutage, jede Aeusserung des verliebten jungen Königs theilnahmsvoll zu behorchen, und wir können zusehen, wie sich die politische Schadenfreude allmählich in politische Schadchenfreude verwandelt ...

* * *

*) Fast sämmtliche Wiener Blätter waren durch Specialcorrespondenten vertreten.

In Nr. 46 der ‚Fackel' ward einer Reihe von Artikeln gedacht, durch die die ‚Arbeiter-Zeitung' im Sommer und Herbst 1898 ihre Leser über die Zustände bei der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft belehrt hatte. Seither, fügte ich hinzu, habe die Redaction den Kampf gegen Oesterreichs größtes Binnenschiffahrtsunternehmen eingestellt. Umso fleißiger aber versorge nunmehr der Inseratentheil der ‚Arbeiter-Zeitung' die Proletarier, deren Interesse für die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft seit jenen Artikeln sicherlich ein lebhaftes ist, mit Nachrichten über das Unternehmen. Der besorgten Frage, wann die Dampfer zum Wettrennplatze abgiengen und wann man von Galatz nach Rustschuk fahren könne, werde jetzt pünktliche Antwort zutheil. »Die ‚Mordschiffe' werden allerdings nicht mehr angegriffen ...« Die Feststellung dieser Thatsachen erklärte die Redaction der ‚Arbeiter-Zeitung' für Verleumdung und rief dem Herausgeber der ‚Fackel' am 14. Juli zu: »Würde er seinen Corruptionsriecher fleißiger in die Bände der ‚Arbeiter-Zeitung' gesteckt haben, könnte er allerdings feststellen, dass die Behauptung, dass die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft seit zwei Jahren keinen Anlass zu begründeten Angriffen gegeben habe, den Thatsachen widerspricht.« Ich hatte jene Behauptung freilich gar nicht aufgestellt, und den Bänden der ‚Arbeiter-Zeitung' konnte ich auch wohl nicht entnehmen, ob »Anlass« zu Angriffen auf die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft vorgelegen sei. Aber ich folgte, durchsuchte die Bände fleißiger und stellte fest, dass solche Anlässe, wenn sie wirklich, wie ich nunmehr der ‚Arbeiter-Zeitung' glaubte, vorhanden waren, im Jahre 1899 nicht benutzt wurden, wobei ich denn nicht verfehlte, eine plausible Erklärung dieser Erscheinung zu geben. Nunmehr aber bezeichnet die ‚Arbeiter-Zeitung' diese Erklärung als eine verleumderische und stellt an den Herausgeber der ‚Fackel' am 28. Juli die Forderung: »Er hätte darthun müssen, dass es in der fraglichen Periode

Vorkommnisse gegeben habe, die Anlass geboten hätten, die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft anzugreifen.« Ich hatte gedacht, dass ich das nicht mehr darzuthun brauche, weil's doch die ‚Arbeiter-Zeitung' am 14. Juli mit Bestimmtheit versichert hatte. Dass der Verfasser der Notiz vom 28. Juli, Herr Dr. Victor Adler, den Verfasser der Notiz vom 14. Juli, Herrn Fritz Austerlitz, Lügen strafen werde, konnte ich ja nicht voraussehen. War es aber denn kein genügender Anlass zur Erneuerung der Angriffe im Jahre 1899, dass die Dampfschiffahrt auf der Donau mit den Mordschiffen wieder aufgenommen wurde, dass »die verbrecherische Nachlässigkeit und Profitwuth der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft« die Angestellten abermals in Lebensgefahr brachte, dass die Ausbeutung fortdauerte*) und dass die »Excellenzen und Barone, Hofräthe und Ritter« noch immer im Verwaltungsrath und in der Direction der Gesellschaft statt auf der Anklagebank saßen? Welch geringfügiger Anlass von Nöthen ist, um eine Gesellschaft anzugreifen, wofern man sie nur angreifen will, hat ja die ‚Arbeiter-Zeitung', seit ich ihr das Stillschweigen über die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft vorgeworfen habe, selbst am besten gezeigt. Dass Genosse Max Winter eine Freikarte nach Paris erhielt, war ihm Anlass genug, um

---

* Auch heute noch erhält der Matrose der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft einen Monatslohn von 27 Gulden und Meilengelder im Betrage von 2 bis 10 Gulden. Von November bis April wird er der Werft zugetheilt, wo er einen Taglohn von 70 Kreuzer bezieht. Den anderen Kategorien des Personals geht es nicht viel besser. Und als im Jahre 1899 die definitiven Bediensteten um Zuerkennung eines Quartiergeldes baten, wurde an sie die Forderung gestellt, dafür in eine entsprechende Reducierung der Meilengelder zu willigen. Ein Maschinist hat von dem Vorfall, wie er mir mittheilen läßt, damals der ‚Arbeiter Zeitung' Nachricht gegeben. Aber im Jahre 1899 war der Kampf der ‚Arbeiter-Zeitung' gegen die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft bereits durch einen Friedensvertrag, der die Inseratengebüren festsetzte, beendet, und von den Mittheilungen des Maschinisten konnte kein Gebrauch gemacht werden.

in den »Pariser Spaziergängen« am 5. August 1900 die Misswirtschaft — der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft in kräftigen Worten zu geißeln. Wenn er ihr hiebei vorwarf, sie streife die hohen staatlichen Subventionen ein, ohne etwas dafür zu leisten, und sie führe eine »schauderbare Finanzwirtschaft«, so war das allerdings ungerecht. Denn die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft muss doch die staatlichen Subventionen in Form von Inseratenhonoraren wieder als Subventionen an die Blätter — auch an die ‚Arbeiter-Zeitung‘ — abführen und kann sie also nicht dazu verwenden, ihre schauderbare Finanzwirtschaft zu sanieren. Im übrigen aber muss man den Ausführungen des Herrn Winter unbedingt zustimmen. Die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft hat wirklich »weder genug noch genug gute Schiffe«. Als am 6. Juni 1899 »einer der besten Passagierdampfer« des Unternehmens verunglückte, hätte die ‚Arbeiter-Zeitung‘ daher zumindest mit einem Wörtchen darauf hindeuten sollen, dass sie die weniger guten Schiffe der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft einst als »Mordschiffe« bezeichnet hatte. . . .

Die Erwiderung der ‚Arbeiter-Zeitung‘, mit der sie sich acht Tage Zeit ließ, ist eine Verzweiflungsthat, die redliche Socialdemokraten ihr aufgezwungen haben, und der Rüpelton, den sie gegen mich anzuschlagen beliebt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie die thatsächlichen Angaben meines Artikels in Nr. 47 nicht zu leugnen vermocht hat. Wenn sie meine Angabe über das Inseratenhonorar bestreitet, das sie im Jahre 1899 von der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft empfangen hat, so ist das ein ebenso schlechter, freilich nicht so durchsichtiger Scherz, wie wenn sie die Behauptung, die Aufhebung des Zeitungsstempels habe ihr 70.000 fl. im Jahre einbringen müssen, für phantastisch erklärt. 70.000 fl. Zeitungsstempel entsprechen einer täglichen Auflage von 20.000 Exemplaren. Und die ‚Arbeiter-Zeitung‘ hat kaum jemals eine geringere, an Sonn-

tagen und bei wichtigen Anlässen eine beträchtlich höhere Auflage.

Kann man unbequeme Thatsachen nicht aus der Welt schaffen, so muss man wenigstens die Folgerungen, die sich aus ihnen ergeben, entkräften. Und ein Polemiker von der Gewandtheit des Herrn Dr. Victor Adler — die Grobheit dient ihm bloß als Maske, hinter der seine seltene Schlauheit sich birgt — sucht dabei auch Vorwürfen, die in Zukunft erhoben werden könnten, zuvorzukommen. Wenn ich schon auf die Häufigkeit der Inserate von Actiengesellschaften in der ‚Arbeiter-Zeitung' aufmerksam geworden war, so konnte es mir ja vielleicht auffallen, dass diese Inserate »so groß, größer als in anderen Blättern« sind. Die ‚Arbeiter-Zeitung' gibt also vorweg die Erklärung der seltsamen Erscheinung: »Weil sich unser Blatt nichts schenken lässt und jedem Inserenten für sein Geld den ihm nach dem Tarif gebürenden Raum einräumt.« Und nun denke der Leser diesen Satz aus: die Actiengesellschaften verlangen nicht, wie andere Inserenten, eine bestimmte Anzahl von Inseraten in bestimmter Größe, sondern sie übermitteln der Zeitung einen gewissen Geldbetrag ohne genaue Angabe der geforderten Gegenleistung — ein Vorgehen, das die ‚Arbeiter-Zeitung' nicht mit Unrecht als das Anbieten eines Geschenkes auffasst; der Genauigkeit halber will ich hinzufügen, dass es sich in Wahrheit um ein negotium mixtum cum donatione handelt. Ein Privatmann geht in das Annoncenbureau, gibt an, was er inserieren will und in welcher Größe. Ist's ihm zu theuer, so wird er das Inserat kleiner bestellen; sicherlich aber nicht größer, weil es zu billig ist. Man sagt nicht: ich will für 2000 Gulden Inserate, sondern ich will soundsoviel Inserate, so und so groß. Der Bankdirector aber sagt: »2000 Gulden müssen die Schnorrer kriegen. Wir bieten die Inserate nicht an, sondern werden gebeten, sie zu geben. Weil sie uns nichts nützen, fragen wir nicht nach ihrer Größe, sondern nennen

einfach die Summe, die wir dem Blatte schenken wollen, schenken müssen.« Nun aber erklärt die ,Arbeiter-Zeitung' mit Stolz, sie lasse sich nichts schenken, und — stellt nicht etwa den Geldbetrag oder wenigstens einen Theil davon zurück, sondern gewährt den Actiengesellschaften größere Inserate; offenbar, weil der Proletarier, der viel zu selten Creditactien kauft, deren Empfehlung in der ,Arbeiter-Zeitung' bei mäßiger Größe des Inserates leicht übersehen könnte, während die Leser der Börsenblätter auf Inserate, die sie zu suchen pflegen, nicht erst durch deren besondere Größe aufmerksam gemacht werden müssen. Genug, die ,Arbeiter-Zeitung' bezieht keine Geschenke, sondern sie leistet den Actiengesellschaften etwas: nämlich so und so viel Zeilen Raum. Nichts weiter. Und folglich ist es unwahr, wenn die ,Arbeiter-Zeitung' in einem Athem behauptet, sie leiste den Actiengesellschaften »genau so viel wie Herrn Rothberger«. Dem Herrn Rothberger ist's nämlich gar nicht um »Raum« in der ,Arbeiter-Zeitung', sondern um das Erscheinen von Käufern in seinen Geschäftsräumen zu thun. Und durch die Inserate in der ,Arbeiter-Zeitung' lockt er auch wirklich Käufer an. Die Inserate der Actiengesellschaften in der ,Arbeiter-Zeitung' aber verlocken niemand außer deren Administration, — es wäre denn, dass auch die Redaction ab und zu von ihnen Notiz nimmt. Es wäre denn? Ich habe in Nr. 47 einen Indicienbeweis dafür vorgebracht, dass es so ist; und nur weil ich mit dem »Raum« sparsamer umgehen muss als Herr Dr. Adler, ist jener Beweis bisher der einzige geblieben. Aber er hat genügt, um neuerlich darzuthun, was ich schon so oft dargethan habe, dass die Inseratenbeziehungen zwischen Gesellschaften und Presse nicht rein sein können. Wenn jetzt die ,Arbeiter-Zeitung' erklärt, das Gleiche wie von Gesellschaften gelte auch vom Einzelkaufmann, so ist darin mehr als ein Körnchen Wahrheit. Es ist zwar nicht dasselbe, ob die ,Arbeiter-Zeitung' vor Fahrten auf der Südbahn und auf den Donaudampfern wegen der

damit verbundenen Lebensgefahr warnt und gleichzeitig jene Fahrgelegenheiten im Inseratentheil empfiehlt, oder ob sie einem Einzelgeschäftsmann Ausbeutung seines Personals vorwirft und gleichzeitig den Bezug seiner Waren empfiehlt; denn die Waren können ja trotz — vielleicht gerade wegen — der Ausbeutung des Personals gut und billig sein. Wahr aber ist es, dass große Privatunternehmer die Annoncen oftmals in gleicher Weise auffassen, wie es die Actiengesellschaften zu thun gewohnt sind: dass ihnen Inseratengebüren zugleich als Schweiggelder gelten. Diese peinliche Erfahrung hat ja die ‚Arbeiter-Zeitung' selbst machen müssen, als ihr Herr Lessner, weil sie ihn angegriffen hatte, das Inserat kündigte. Und ich zweifle nicht daran, dass manches Blatt durch eine solche Erfahrung sich zur Vorsicht bei künftigen Angriffen auf wichtige Inseratenkunden erziehen lässt.

Weil aber der Hieb besonders dann die beste Parade ist, wenn man nicht zu parieren vermag, hat die ‚Arbeiter-Zeitung' meinen Angriff durch einen Gegenangriff erwidert. Sie schleudert mir den Vorwurf ins Gesicht, dass ich die Taschen der Actionäre behüte. Meinen Lesern freilich hat sie damit nichts Neues gesagt; denn wie oft habe ich das schon vor der 47. Nummer meines Blattes gethan! Für die Interessen der Actionäre einer einzigen Gesellschaft, der Creditanstalt, bin ich ja in einer ganzen Serie von Artikeln eingetreten, als Rothschild & Consorten diesen Actionären eine runde Million aus der Tasche genommen hatten. Ich dachte immer: Schutz der Actionäre ist immer noch besser als Schonung der Verwaltungsräthe. Wer nichts ist als Actionär, ist sicherlich kein nützlicher, aber deshalb noch nicht ein unredlicher Mensch. Wer aber den Actionär widerrechtlich schädigt, ist ein Schädlicher und Unredlicher. Mags Rothschild sein oder eine Zeitung. — Und darum kämpfe ich gegen die Ausbeutung der Actionäre durch Rothschild und durch die Zeitungen, und glaube damit eine Pflicht

des unabhängigen Publicisten zu erfüllen. Wie sich aber die Beziehungen der ‚Arbeiter-Zeitung‘ zu Actiengesellschaften in Einklang bringen lassen mit den Pflichten einer socialistischen Publicistik, das weiß ich nicht. Es sei denn, dass die ‚Arbeiter-Zeitung‘ in dem Glauben lebt, sie beginne, wenn sie von den großcapitalistischen Unternehmungen hohe Inseratengebüren erhebt, die künftige Expropriation der Expropriateure . . . .

Und nun bin ich meinen Lesern nur noch die Erklärung schuldig, warum ich die ‚Arbeiter-Zeitung‘, die ich später als alle anderen Blätter bekämpft habe, auch seitdem ich diesen Kampf führe, mit jenen Blättern, die manchmal schweigen und »manchmal mit Inseraten zugleich Angriffe bringen« — die's manchmal thun, sind just die schlimmsten —, nicht in eine Reihe stelle. Die Unterscheidung zwischen Corruption des Unternehmens und Corruption des Unternehmers ist hier unerlässlich. Die Leiter der ‚Arbeiter-Zeitung‘ haben im Jahre 1897 erkannt, dass sie mit den vorhandenen Hilfsmitteln das Unternehmen nicht im alten Umfang aufrecht erhalten könnten. Dies aber hielten sie für eine culturelle Nothwendigkeit in Oesterreich. Und so hat man sich seit jenem Zeitpunkt, dem wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte des Blattes, der Nothwendigkeit gefügt, zu kleineren Uebeln zu schweigen und von ihnen Geld zu beziehen, um die größeren Uebel mit größeren Mitteln bekämpfen zu können. Dieser Standpunkt ist es, den ich angreife: nicht nur weil es mir scheint, als wäre der ‚Arbeiter-Zeitung‘ die richtige Größenschätzung für die Uebel unseres socialen Lebens allmählich abhanden gekommen, sondern weil ich überzeugt bin, dass eine Bewegung von der Urkraft der Socialdemokratie mit solchen Mitteln einer relativen Moral nicht arbeiten darf. Was aber hätte dieser Kampf mit jenem zu thun, den ich gegen die Nutznießer der Corruption in unserer bürgerlichen Presse führe? Muss ich meine Leser

— man soll dem Gedächtnis der Leser nicht gar zu wenig zumuthen — erst noch besonders an die Sätze erinnern, die ich in der zweiten Nummer der ‚Fackel‘ der Person des Chefredacteurs der ‚Arbeiter-Zeitung‘ gewidmet habe? Heute gilt's wie damals: »Der Zeitungsherausgeber Adler ist zugleich ein Mann, der unserer Zeit — nicht bloß unserer Journalistik — ein Beispiel von Heroismus gegeben hat. Ihn, der für sein Heiligstes, die socialdemokratische Sache, sein Vermögen geopfert hat, suche ich nicht in der Gesellschaft anderer Journalisten, die durch ihr Heiligstes, die Börsenrubrik, ihr Vermögen erworben haben.«

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aus Ferdinand Lassalles Rede:

Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag.

»Ich habe Euch gezeigt, dass das Verderben der Presse mit Nothwendigkeit daraus hervorgieng, dass sie unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch das Annoncenwesen zu einer industriellen Geldspeculation wurde. Es handelt sich also nur darum, diese beiden Dinge zu trennen, die ja auch nichts miteinander zu thun haben ...

In einem socialdemokratischen Staate muss also ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgendeine Annonce zu bringen.«



ZUR TITELFRAGE DER TECHNIKER.

Seit Jahren wird nun schon diese Frage, wie es heißt, »erörtert«; allein bei schärferem Zusehen ist von keiner Erörterung, geschweige von einer fortschrittlichen, zeitgemäßen Behandlung der Titelfrage die Rede, sondern die Titellosen wünschen oder fordern unter allen möglichen schönen Argumentationen, die ihnen Lüsternheit vorgaukelt, und die Titelbesitzer zeigen sich wie alle Besitzer conservativ. Da ich nun seit Jahr und Tag vergeblich darauf warte, dass sich ein Techniker, der zufällig auch mit den Universitätsverhältnissen vertraut und von der Titelsehnsucht nicht um alles besonnene Denken gebracht ist, hinsetzt und die folgenden Zeilen schreibt, kann ich mich nicht länger enthalten, dies selbst zu thun, obwohl ich als beatus possidens des lieblichen »Dr.« und als Angehöriger der alma mater durch meine Stellungnahme sicherlich irgendwo Verdacht und Unwillen erregen werde.

Nur vom Doctortitel will ich reden; denn ob ein Fachtitel Berechtigung hat und ein Erfordernis im Verkehr darstellt, bedarf einer gänzlich gesonderten Erwägung. Was nun diesen vielumstrittenen Doctortitel anlangt, so sage ich es kurz heraus: Man sollte ihn nicht auch den Technikern, sondern den Universitätshörern auch nicht geben! In der auf dem letzten Technikertag gefassten Resolution heißt es, der Doctortitel solle denjenigen Technikern verliehen werden, die durch besondere Prüfungen eine höhere wissenschaftliche Befähigung nachweisen, als sich eben bei einer Staatsprüfung zeigen lässt, ganz nach dem Muster der Universität, die ihrerseits Rigorosen verlangt. Das wäre nun sehr schön; der Doctortitel ist ursprünglich für wissenschaftliche Befähigung verliehen worden, an jene, die zu »docieren« vermochten. Wird aber eine solche Befähigung durch unser heutiges Universitäts-Prüfungswesen noch garantiert?

Sehen wir uns einmal die Facultäten an. Gleich die juridische. Jeder Jurist weiß, dass er zum Rigorosum keine Seite mehr zu studieren braucht als für die Staatsprüfung. Soll die wissenschaftliche Vertiefung schon im Durcharbeiten der Scripta der Obligatcollegien bestehen? Welche Befähigung ist durch diese Gedächtnis- und Geduldleistung erwiesen? Keine Facultät zählt so viele total unwissenschaftliche Besucher wie die juridische; sie studieren wie am Gymnasium: jeden Gegenstand nach einem Lehrbuche, — die wenigen ausgenommen, die schon frühzeitig auf eine Docentur hinstreben und ihr Studium von Haus aus breiter anlegen, die Arbeiten liefern und zu sothaner Thätigkeit mit der entsprechenden Fähigkeit schon auf die Welt gekommen sind. Außerhalb dieser kleinen Gruppe keine Spur von Selbständigkeit: 9., 10. u. s. w. Gymnasialclasse!

Der Mediciner wird schon durch die Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner künftigen Praxis, für die eine wissenschaftliche Beherrschung seines Faches nichts weniger als nothwendig ist, zu weiser Mäßigung bekehrt. Der leidenden Menschheit ist ja vollkommen gedient, wenn er das Handswerksmäßige seines Faches weg hat. Bei den Medicinern ist das »Dr.« auch ganz und gar zu einem Fachtitel geworden und wird ihnen verbleiben, selbst wenn man ihnen den akademischen Grad nimmt.

Wie sieht's nun mit den Philosophen aus? Der Philosoph muss eine Dissertation schreiben, die seine Selbständigkeit erweist, seine Fähigkeit, die Wissenschaft zu fördern. Das sieht nun schon besser aus. Der »Dr. phil.« ist auch gewöhnlich der verdienteste. Allein, welch breiten Spielraum gibt's auch da für die exquisiteste Mittelmäßigkeit, was wird da oft alles als Förderung der Wissenschaft qualificiert! Partikel, Casus, Beistriche zählen u. s. w., sapienti sat.

Die Universität verlangt vom künftigen Doctor nicht die geringste wissenschaftliche Befähigung, und

sie erlaubt auch dem borniertesten Menschen, wofern er nur fleißig genug ist, sich den schönen Titel zu erringen und sich damit über die gemeine turba hominum zu erheben, die täglich der Gunst von Friseuren und Kellnern die akademische Graduierung dankt. Von Beispielen wimmelt es um uns.

Der Doctortitel sollte nur denen verliehen werden, die den an den Docenten gestellten Anforderungen genügen. So wie er heute verschleudert wird, macht er nur denen eine Freude, die ihn nicht verdienen. Kaum dass jemand im gelehrten Beruf eine höhere Stufe erklommen hat, lässt er schon das »Dr.« aus den Titeln seiner Bücher weg, um sich dadurch — mit Recht — gegen die unwissende turba doctorum ebenso abzugrenzen, wie sich die doctores durch eifrige Führung des Titels — ohne Berechtigung — von noch tieferen Schichten zu trennen streben.

Wenn nun die Universität ihr Recht so verschwenderisch ausübt und den nächstbesten »Kümmler« mit dem wertvollen Titel schmückt, so könnten immerhin noch die Techniker für sich eine gleiche Freigebigkeit, oberflächliche Würdigung und officielle, documentarische Ueberschätzung beanspruchen. Und gegen solchen Anspruch könnte man, wofern er ihnen nicht selbst bedenklich schiene, gar nichts einwenden, wenn sich nicht gegen den heutigen Doctortitel der Universitätsabsolventen außer dem angeführten Grunde noch andere, schwerwiegende geltend machen ließen.

Der Doctortitel ist ein sociales Unrecht. Er verleiht seinem Inhaber eine lebenslängliche Auszeichnung, einen charakter indelebilis, den man durch keine geistige Verlotterung und Versimpelung mehr verlieren kann. Der »Herr Doctor« braucht zeitlebens kein Buch mehr aufzuschlagen, darf alles vergessen bis auf das Handwerksmäßige seiner Praxis, muss sich für gar nichts mehr interessieren als für einen Stammtisch, eine Kegelpartie oder eine Kneipe, — er bleibt immer der »Herr Doctor«, immer der Bevorzugte; der Doctor-

titel wirkt, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, auf weite Kreise wie eine Uniform, legitimierend, im voraus einnehmend, und verschafft dem Träger die ungefährdete Möglichkeit sorglosesten Benehmens. Man braucht nichts zu sein, wenn man etwas scheint. Aber nach Shakespeares »Othello« lautet — wenn auch ein Heuchler sie verkündet — die Wahrheit: »Man sollte sein das, was man scheint; und was man nicht ist, sollte man nicht scheinen.« Während andere Menschenkinder sich in Gesellschaft bemühen, auf geistige Tournüre halten, angstvoll jeden Augenblick gewärtig sind, nach dem Befähigungsnachweis gefragt zu werden, heißt da einer Herr Doctor und ist ein gescheidter Mann, geht gleichsam mit einer Marke herum, die ihm eine Sinecure an Achtung und Ehrerbietung sichert, und befindet sich wohl dabei. In den seltensten Fällen wird der Doctortitel an Leute vergeben, die wirklich von wissenschaftlichem Eifer beseelt sind, und jenen, die's nicht sind, wird er verhängnisvoll, weil er ihnen von Anbeginn Selbstzweck war und mit seiner Erlangung sofort ein Stillstand im Bildungsbestreben eintritt. »Jetzt hab ich's erreicht!« sagen sie und schleudern den »staubigen Krempel« in eine Ecke. Und dadurch wird der Titel zu einer Ungerechtigkeit, weil er nicht fundiert bleibt, ungerecht wie jeder Besitz, den man sich nicht fortwährend zu verdienen strebt. Man erhält den Titel heute, man »erwirbt« ihn nicht, »um ihn zu besitzen«.

Die geschilderten Vortheile und Bequemlichkeiten sind es offenbar, die die Techniker zu ihrer Agitation begeistern. Und wer wollte es ihnen verargen? Sind sie doch auch nur gewöhnliche, von Schwächen gemeisterte Erdenkinder, und haben sie doch auf den Doctortitel dasselbe Unrecht wie die Kinder der alma mater. Sie bedürfen eben auch des Aushängeschildes, wollen auch durch ein sichtbares Zeichen von den ganz gewöhnlichen Erdenkindern unterschieden sein. Man muss sich nur über das letzte Ziel so brünstigen Wünschens klar werden

und den Anschein vermeiden, als sei der Privilegienkampf eine Angelegenheit unserer Cultur, als wolle man sich mit den Titelbestrebungen in den Dienst des Fortschritts stellen. Wie vielen Hochbegabten und vielseitig Gebildeten blieb nur deshalb Amt und Würde unerreichbar, weil sie sich nicht mit der Pergamentrolle ausweisen konnten. Aber wenn der Doctortitel auch keine andere Ungerechtigkeit zur Folge hätte, als eine unbillige gesellschaftliche Ueberschätzung seiner Besitzer, so wäre dies schon ein hinreichender Grund, mit ihm nicht noch verschwenderischer umzugehen.

Wenn sich endlich die Techniker auf das fortschrittliche Preußen berufen, so wird das nur die Heiterkeit der reichsdeutschen Verwaltungsmänner erregen, denen die Speculation auf die menschliche Eitelkeit so wohl geglückt ist. Wie sie jetzt ins Reich pilgern werden, um ihr »sociales Niveau« zu heben! Durch Privilegien Studenten kapern, einander die akademischen »Wurzen« wegfischen, das ist ein Kniff, den schon die Fürsten der alten Kleinstaaten mit Universitäten vortrefflich verstanden haben. An Fortschritt hat Preußen ebensowenig gedacht wie die Techniker, denen es keineswegs — was wirklich ein Fortschritt wäre — um Beseitigung eines Unrechtes zu thun ist, sondern um ihren Antheil daran.

Ein Doctor.

* * *

Fachblätter.

Dass im redactionellen Theil einer Tageszeitung, wo gelegentlich alle Wissensgebiete der Welt gestreift werden müssen, sachliche Irrthümer vorkommen, ist nicht verwunderlich, bisweilen fast unvermeidlich. Zwar sollte namentlich bei uns, wo die Zeitung Literatur und Wissenschaft verschlungen und sich die Geltung

des ausschließlichen Bildungshortes angemaßt hat, hinter jedem flinken Reporter ein vorsichtiger Fachmann stehen; aber das Publicum hat sich bei dem vom Reporter credenzten Wissen bescheiden gelernt. Es sagt sich, von den Redacteuren des »localen Theils« sei nicht zu verlangen, dass sie Historiker, Geographen, Chemiker, Physiker, Techniker und Schmöcke in einer Person seien. Nun gut. Aber wir verdanken ja der Aufhebung des Zeitungsstempels eigene »Fachblätter«? Und sollte da nicht verlangt werden können, dass ein Chemiker über Chemie, ein Techniker über Technik schreibe? Wie's mit den Fachblättern steht, habe ich schon einmal an den Leistungen des Herrn Dr. Karell gezeigt. Diese Sonderbeiträge, die den Leser nicht immer durch ihre Langeweile abschrecken, sondern oft durch einen Schein von Gelahrtheit verlocken, sind ein wahrer Krebsschaden, und durch ihre Einführung wird höchstens die ‚Neue Freie Presse', nicht das Wissen ihrer Leser bereichert. Da erschien jüngst ein Artikel »Gasbeleuchtungstechnik«, als dessen Verfasser ein Herr Alfred Türkel zeichnete. Er stand in der Verkehrs- und Industriezeitung, also in einem von unzähligen Interessenten jedesmal mit Spannung erwarteten »Fachblatt«. Er hat einen wirklichen Fachmann zu dem folgenden Brief an meine Adresse veranlasst:

Neue Freie Physik.

Der Artikel »Gasbeleuchtungstechnik« der ‚Neuen Freien Presse' v. 31. Juli l. J. ergab bei der Lectüre folgende beachtenswerte Stellen:

Die ‚Neue Freie Presse' sagt:	Wir berichtigen:
»Es wurde (das Leuchtgas) zuerst von dem Engländer Murdock 1792 zur Beleuchtung seines Hauses verwendet«.	Das aus Kohle erzeugte Leuchtgas wurde vom Schotten Lord Dondonald 1787 zuerst zur Beleuchtung seines Hauses verwendet. Der genannte »Murdock« hieß »Murdoch«.

Das Wassergas »hat hier nur deshalb die in Amerika erreichte Verbreitung nicht gefunden, weil das geeignete Rohmaterial (Anthracit) fehlt.«

»Was dessen (des Wassergases) Giftigkeit betrifft, so ist dieselbe der des Steinkohlengases kaum überlegen.«

»Die gleiche Bedeutung wie dem Wassergas ist dem Acetylengas zuzuschreiben.«

Des Acetylens »Leuchtkraft ist der des Steinkohlengases« überlegen, »weil seine lichtgebenden Bestandtheile über die erwärmenden und verdünnenden vorherrschen.«

»Bei der Verbrennung vollziehen sich chemische Processe, durch welche ein Theil der zusammensetzenden Gase, das sind die lichtgebenden, festen Kohlenstoff ausscheiden — und dieser, zum Glühen gebracht, leuchtet.«

Das Wassergas hat hier die in Amerika erreichte Verbreitung nicht gefunden, obgleich das geeignete Rohmaterial (Koks) überall bei uns in Massen käuflich ist.

Was dessen (des Wassergases) Giftigkeit betrifft, so ist dieselbe der des Steinkohlengases 8mal überlegen, weil ersteres 40% des positiv giftigen Kohlenoxydgases enthält, letzteres nur 5%.

Die gleiche Bedeutung wie dem Wassergas ist dem Acetylengas zuzuschreiben, weil nach den von der ‚Neuen Freien Presse' angeführten Zahlen das Acetylen 14mal soviel kostet wie das Wassergas.

Des Acetylens Leuchtkraft ist der des Steinkohlengases überlegen, weil seine lichtgebenden Bestandtheile Acetylen (C_2H_2) und die erwärmenden und verdünnenden Bestandtheile auch Acetylen (C_2H_2) sind. Somit ist die Vorherrschaft von Acetylen (C_2H_2), aus welchem dieses Gas überhaupt ausschließlich besteht, außer Zweifel.

Bei der Verbrennung vollziehen sich offenbar chemische Processe, deren Sinn selbst nach angestrengtem Denken in dem Gesagten nicht entdeckt werden kann.

Nun folgt eine Tabelle — angeblich nach Dr. Strache —, die unter anderem Unrichtigen die Mengen von Kohlenoxydgas verzeichnet, die bei der Verbrennung von Leuchtgas, Acetylen etc. entstehen sollen. Somit ist der ‚Neuen Freien Presse‘ zufolge — beileibe nicht nach Dr. Strache, der an der Sache ganz unschuldig ist — jeder Gasbrenner ein wahrer Giftvulkan, der Tod und Verderben in Gestalt von Kohlenoxyd auswirft, da schon 1% dieses Gases, der Luft beigemischt, betäubt und tödtet.

Bei dieser Constatierung am Ende der zweiten Artikelspalte angelangt, sah ich noch fünf Spalten vor mir, deren flüchtige Durchsicht weitere Gebrechen in Aussicht stellte. Erschöpft und verwirrt gab ich jede weitere kritische Prüfung endgiltig auf.

Professor V. L.

* * *

In ihrer Nummer vom 25. Juli brachte die ‚Neue Freie Presse‘ die folgende Notiz:

[Internationale Cautionsschwindler]. In Berlin sind gestern zwei internationale Cautionsschwindler zu je einjährigem Gefängnis verurtheilt worden. August Orosz und Josef Julius Jankovics, dies die Namen der beiden aus Ungarn stammenden Schwindler, hatten im heurigen Frühjahre im Insertionswege Wiener Kellner für die Great Attractions Company limited in London anzuwerben versucht. Die von der Gesellschaft acceptierten Kellner sollten im Monate Juli in London und vom 1. August an auf der Pariser Weltausstellung servieren, wofür ihnen ein Monatssalair von 150 Francs zugesagt, und gleichzeitig eine Caution von 10 Kronen für den Fall des Nichtantrittes des Engagements und als Reisespesen für spätere Zustellung einer ermäßigten Fahrkarte 80 Kronen gefordert wurden. Viele Kellner giengen den Betrügern auf den Leim, ehe es gelang, einen der Schwindler, Orosz, zu verhaften. — — — — — — — — Die Erhebungen über die internationalen Schwindler sind noch nicht abgeschlossen, da ihnen noch andere größere Schwindeleien zur Last fallen dürften.

Die ‚Neue Freie Presse‘ verschweigt ihren Lesern, dass die Erhebungen auf sie selbst merkwürdigerweise nicht ausgedehnt wurden, wiewohl sie sich in diesem Falle offenbar der Vorschubleistung schuldig gemacht hat. Die ‚Neue Freie Presse‘ spricht schüchtern von einem »Insertionsweg«, auf dem die raffinierten Gauner ihr Werk in Scene zu setzen wussten; sie verschweigt aber

ihren Lesern, dass sie selbst die Inseratenhilfe geleistet hat. In Nr. 40 der ‚Fackel‘ hieß es: »In Wahrheit bedeuten die Annoncen der ‚Neuen Freien Presse‘ ebensoviele Empfehlungen durch die Redaction, die jedes Inserat auf seine Eignung zur Aufnahme in das Blatt prüft und sich ausdrücklich das Recht vorbehält, Inserate, die in der Administration angenommen und bezahlt wurden, zurückzuweisen. Das hat der verantwortliche Redacteur der ‚Neuen Freien Presse‘ als Zeuge in einem Civilprocess unter Eid ausgesagt und damit jenen Process entschieden.«

* * *

Der ganz Ergebenste.

Da die ‚Neue Freie Presse‘ in den Tagen nach dem Tode Oppenheims alle condolierenden Nullen aufzuzählen anfieng, so durfte sie sich nicht wundern, dass die Beileidsschreiben mit der Zeit immer reichlicher einliefen und dass die Trauer der Leute sich täglich heftiger und begehrlicher äußerte. Manche kamen erst im Laufe der folgenden Wochen auf den Geschmack, begannen, ermuntert durch das Beispiel so vieler mit Erfolg leidtragender Parasiten, ihrerseits auch Schmerz zu empfinden und konnten ihn richtig immer schon im nächsten Morgen- oder Abendblatt gedruckt finden. Ganz zum Schlusse kam noch Herr Schlenther, den Entfernung und Bequemlichkeit abgehalten hatten, schon früher sein Beileidsscherflein beizutragen. Herr Schlenther benützte die Gelegenheit, gleich auch zum Tode des nationalökonomischen Mitarbeiters der ‚Neuen Freien Presse‘ Max Wirth zu condolieren. Da Herr Schlenther immerhin über den Verdacht erhaben ist, seinen Namen gedruckt sehen zu wollen, so musste man sich fragen, welcher sonstige Vortheil ihm die zwiefache Trauerkundgebung räthlich erscheinen ließ. In der vierten Zeile seines Schreibens gibt er selbst die Antwort. Da spricht er von den zwei schweren Verlusten, die die ‚Neue Freie Presse‘ und ihre Leser, »zu denen auch ich mich rechne«, betroffen haben. Das wollte Herr Schlenther der ‚Neuen Freien Presse‘ in ihrer schwersten Stunde sagen, und darum hat er seine Sommermuße unterbrochen. Herr Schlenther lebt in Wien als Theaterdirector und liest — man denke nur — die ‚Neue Freie Presse‘! Die Komik seiner Versicherung scheint er selbst zu fühlen, und darum geht er rasch

daran, Beziehungen zwischen sich und den beiden Todten herzustellen. »Max Wirths Wirkungskreis lag mir ferne; aber ich erinnere mich noch mit Vergnügen des munteren alten Herrn, der vor vierzehn Jahren beim Jubiläum der Heidelberger Universität mein Fest- und Arbeitsgenosse war.« Wirth hat also einmal mit Schlenthern gekneipt, und die Erinnerung daran gewährt ein Vergnügen, das so recht erst anläßlich einer Condolenz empfunden wird. Und Oppenheim? Auch mit ihm gekneipt? Natürlich, und zwar beim Speidelbankett, »wo ich ihm das letztemal begegnete.« Und auch mit ihm ein Vergnügen gehabt und geschlürft: »Ich habe seine Plaudereien immer mit dem größten Interesse und Vergnügen geschlürft.« Ein anderer würde sagen: gelesen; Herr Schlenther schlürft natürlich Artikel. Und so hat er denn zur Genüge erklärt, welche persönlichen Beziehungen zu den beiden Todten ihn zu einer Theilnahmskundgebung berechtigen. Nun will aber Herr Schlenther doch auch von der Sache etwas haben. Darum sucht er noch rasch im Schlusse seines Schreibens seine persönlichen Beziehungen zu den Ueberlebenden der ‚Neuen Freien Presse' zu befestigen. Vom Verkehr mit den Hoftheatervorgesetzten an Höflichkeit gewöhnt, schließt er mit drei Superlativen in einem Satze: »Mit verbindlichsten Grüßen und Empfehlungen verbleibe ich in vorzüglichster Hochachtung Ihr ganz ergebenster Paul Schlenther.« Aber auch die drei Superlative genügten ihm nicht, und er wollte der ‚Neuen Freien Presse' zeigen, dass selbst seine höchste Verehrung für sie noch einer Steigerung fähig ist. Er begnügte sich nicht damit, Paul Schlenther der Ergebenste zu sein, die Devotion des Theaterdirectors gewann das Uebergewicht über das sprachliche Empfinden des Germanisten, und siehe da: Schlenther schloss das Schreiben mit der Versicherung, dass er der ganz Ergebenste sei. Wenn er erst der voll und ganz Ergebenste sein wird und der knorrige Ostpreusse im Umgang mit Wiener Zeitungsredactionen die Routine gewinnt, die ihn längst im Verkehr mit Intendant und Obersthofmeister auszeichnet, so braucht er um seine Burgtheaterdirection nicht besorgt zu sein und, wenn's damit auf die Dauer doch nicht geht, um den Posten als Nachfolger Speidels in der ‚Neuen Freien Presse' . . .

* * *

Original-Telegramm.

Reichenhall, 2. August. Angelo Eisner v. Eisenhof macht seit gestern hier Gesangsübungen, um wie alljährlich am 18. August die Volkshymne feierlichst vorzutragen. (Von dem vollendeten Ereignis wird nicht die ‚Fackel', sondern die ‚Neue Freie Presse' in ihrer Nummer vom 19. August telegraphisch Kunde geben. Anm. d. Red.)

* * *

Buchbinder über Ibsen.

Vor etwa einem Jahre konnte ich hier ein Pröbchen von der scharfen Art geben, in der er über die »Macht der Finsternis« von Tolstoi abgeurtheilt hat. »Kein Drama mit zwingenden Nothwendigkeiten« — lautete damals (vgl. Nr. 11) Buchbinders herbes Tadelsvotum, das, wie man nachträglich erzählte, Tolstoi doch stutzig gemacht und einen entscheidenden Einfluss auf sein weiteres künstlerisches Schaffen genommen hat. Heuer wird ein gewisser Ibsen, der sich gleichfalls des rechten Wegs noch nicht bewusst scheint, belehrt, wie man eigentlich Stücke anfertigt. Denn Buchbinder ist nicht nur Kritiker, sondern er gehört auch zu denen, die's selber besser machen können. Der Verfasser der »Dritten Escadron« äussert sich über »Brand«, den die Secessionsbühne als Abschluss ihres Gastspiels neulich gebracht hat, wie folgt: »Vor fünfunddreißig Jahren hat Ibsen das Stück geschrieben und gestern hat man es hier zum erstenmale gegeben. Man kann nicht sagen, dass die deutsche Bühne viel daran verloren hätte, wenn »Brand« auch weiter Buchdrama geblieben wäre.« Buchbinder hat die Sache wieder einmal im Kern erfasst. Hätte sein »Kecker Schnabel« oder die »Dritte Escadron« fünfunddreißig Jahre bis zur Aufführung warten müssen, die Frische dieser Dichtungen hätte ihnen nimmer den Tadel zuziehen können, dass sie Buchdramen seien, vielmehr würde man an der unveränderten Ordinärheit der Sprache sogleich erkannt haben, dass sie im Grund Büchldramen seien. Wie viel aber hätte die deutsche Bühne »daran« verloren, wenn sie überhaupt nie aufgeführt worden wären! Dagegen ein »Stück« wie »Brand«! »Dieser Faust im modernen Priesterkleide«, schreibt Buchbinder, »ist kein Bühnenheld«. Wieder ein Drama ohne

zwingende Nothwendigkeiten. Z. B. die grausame Härte des Helden »Sie ist nicht nothwendig im Stück gegeben«, schreibt Buchbinder. »Gut, sein Gott mag sein ein Gott der Rache«. Aber was geht das uns an? Nachdem sich Herr Buchbinder in der Sprache derjenigen, deren Gott ein Gott der Rache ist, ein Weilchen unterhalten hat, kommt er zu dem Schlusse, dass Ibsens »Brand« »eines jener Werke ist, die absurd und abstract, niemals Heimatrecht auf der Bühne erlangen werden.« Freuen wir uns, dass zu dieser Sorte von Stücken zwar »Faust« (dieser Brand im unmodernen Priesterkleide), aber nicht der »Kecke Schnabel« gehört.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Diplomat. Oesterreich — die Balkanwurzen. Es protegierte den Milanstaat, und — in Serbien wurden, zur Zeit, da Herr Goluchowski in den Delegationen den »Generalissimus« vertheidigte, am ärgsten jene Handelsleute besteuert, die ihre Waren aus Oesterreich beziehen. Freilich musste der gesammte Handel Serbiens unter der unerhörten Raubwirtschaft seufzen, die der frühere Finanzminister eingeführt hatte. Herr Vukaschin Petrovic war seinem Intimus Milan verpflichtet, ihm die von der Steuererhöhung eingehenden Gelder für — Heereszwecke zur Verfügung zu stellen. Noch einen anderen verlässlichen Cumpan hatte Herr Milan im Cabinet Gjorgjevic. Genčič, Minister des Innern, wollte die Stunde, da Alexander Draga Maschin nahm, nicht erleben und gab seine Demission. Als Vertrauter Milans wusste er, welche Sorte von Frauen dem serbischen Hof gezieme. Ueberhaupt ein Frauenkenner. Als er vor etlichen Monaten in Wien weilte, verbrachte er gleich die erste Nacht im Café Ceranke . . . .

K. k. Statthalterei, Wien. Prinzessin Wilhelmine von Montleart stiftete im Jahre 1878 in Ottakring ein Spital, das ursprünglich die Bestimmung hatte, alten kranken Leuten als Asyl und Pflegestätte zu dienen. Diese Bestimmung hob die Prinzessin nach Fertigstellung des Krankenhauses wieder auf und widmete es Lungenkranken unter besonderer Berücksichtigung der heilbaren Fälle. Die Fürstin legte, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, dass zur Heilung Lungenkranker in erster Linie gute Luft erforderlich sei, um das Spital einen großartigen Park an, den sie der besonderen Sorgfalt der Anstaltsleitung empfahl. Nach dem Tode der Prinzessin übernahm das Spital der Krankenhausfonds und zwar gegen die Verpflichtung, die letztwilligen Verfügungen der Stifterin stets zu respectieren. Bis jetzt geschah dies auch. Nun aber baut man auf den Kranken-

hausgründen, die das Spital umgeben, das Kaiserjubiläums-Kinderspital der Gemeinde Wien und das Kellermann'sche Stiftungsspital, das auf den Gartengründen des Wilhelminenspitales erstehen soll. So ist denn der schöne Park der Verwüstung preisgegeben, und die Lungenkranken sind um eine Heilstätte gebracht, die unbedingt hätte erhalten werden müssen — denn es ist statistisch erwiesen, dass gerade dank der herrlichen Gartenanlage im Wilhelminenspital percentuell die meisten Heilerfolge bei Lungenkranken zu verzeichnen sind. Der Director des Spitales, Primarius Dr. Tölg, protestierte in diesem Sinne wiederholt maßgebenden Ortes gegen die Verwüstung des Gartens, doch ohne jeden Erfolg. Interpellation: Ist die k. k. Statthalterei geneigt, die Gründe zu »verlautbaren«, die für sie maßgebend waren, willkürlich über die Anordnungen der verstorbenen Prinzessin Wilhelmine von Montleart zur Tagesordnung überzugehen? Und was gedenkt . . .

Vormund. Ich gebe Ihrer Beschwerde Raum, weil sie den Leser an einem auffallenden Beispiel über die Lebensbedingungen eines Standes unterrichtet, der sich bisher der socialpolitischen Fürsorge völlig entzogen hat: Des Standes der Kellnerlehrlinge. Sie schreiben: »Im December 1898 wurde ein meiner Vormundschaft anvertrauter Bursche von einem Wiener Cafétier als Lehrling aufgenommen, »probeweise«, wie sich der Kaffeesieder ausdrückte. Die »Probe« scheint den Herrn befriedigt zu haben; denn der Bursche war nach 15 Monaten noch im Geschäfte, musste durch viele Monate einen Marqueur ersetzen, Essen tragen, Fassbier anzapfen, wurde beschimpft, geprügelt, bestohlen — und dies nicht probeweise. Was ich aber nicht erreichen konnte, war, dass der Junge nach den gesetzlichen Vorschriften in die Gewerbeschule geschickt und aufgedungen werde. Sechsmal sprach ich deshalb bei dem meist durch das Spiel irgendwo occupierten Cafétier vor, bat, forderte, drohte mündlich und schriftlich — umsonst. Endlich wandte ich mich — theils mehrmals — 1. an die Gewerbeschule; 2. an die Genossenschaft; 3. an das magistratische Bezirksamt; 4. an das Bezirksgericht; 5. an das Gewerbeinspectorat I., Reichsrathsstraße, mit dem Ersuchen, den gewissenlosen Ausnützer der jungen Kraft zu verhalten, dass er seiner gesetzlichen Verpflichtung nachkomme. Es war alles vergebens. Ende März wurde der Bursche von dem Herrn kurzweg entlassen und dient jetzt in einem anderen Café zur vollen Zufriedenheit seines neuen Chefs, der ihn aber nicht aufdingen kann, ehe der alte das Zeugnis über die 15monatliche Dienstleistung ausgestellt hat. Auf dieses Zeugnis warte ich wohl auch vergebens trotz Anrufung der Behörden, und mein Mündel scheint zum einfachen Hilfsarbeiter bestimmt, weil im lieben Vaterlande ein simpler Cafétier die Behörden ungestraft à la Götz von Berlichingen behandeln kann.«

Rudolf N. Sie schreiben mir: Gestern Nachts wurde ich in der Adlergasse von einem Manne attakiert. Da ich mich zur Wehre

setzen wollte, ward ich von etwa sechs Gesellen des Angreifers eingeschlossen und bedroht. Ich rief nach einem Wachmanne, und die Strolche entfernten sich langsam. Noch langsamer kam der Wachmann herbei. Als er die Abendpromenade in meine Nähe beendet, bat ich ihn, die Arretierung des ersten Angreifers, den ich nicht aus den Augen ließ, vorzunehmen. Dem Wachmann wäre es ein Leichtes gewesen, mit einigen raschen Schritten den Thäter zu erreichen und mindestens zur Ausweisleistung zu verhalten. Statt dessen begann er mit mir ein Verhör anzustellen. Zuerst in barschem Tone: »Sind Sie schwer verletzt?« Ich: »Nein!« Dann hielt er mich noch mit Hin- und Herrede und müßigen Fragen auf, bis die Gesellschaft sich unbehelligt entfernt hatte. Als ich den Wachmann darauf aufmerksam machte, versetzte er ganz kurz: »Das geht mich nichts an, klagen Sie wegen Ehrenbeleidigung!« »Habe die Ehre!« brüllte er noch und ließ mich stehen. — Sie fragen mich nun, ob es in der polizeilichen Vorschrift wirklich heißt: »Die Wachleute haben nur jenen Bedrohten beizustehen, die bereits schwer verletzt sind.« Das glaube ich nicht, und ich würde Ihnen rathen, das Polizeipräsidium unter Angabe der Ihnen ja bekannten Nummer des Wachorgans um eine principielle Aeußerung über die Frage der nächtlichen Sicherheit zu ersuchen. Ich glaube, man wird Sie bitten, mit den noch vom Wahlkampf erregten Wachleuten Nachsicht zu haben.

Jurist. Sie geben mir ein hübsches Beispiel jener advocatorischen Praktiken actenmäßig bekannt, die im Publicum und bei der Justizverwaltung das Misstrauen hervorgerufen haben, über das die Advocatie jetzt klagt. Der Fall ist folgender: Herr W. verpflichtete sich gegenüber Herrn G. in einem gerichtlichen Vergleich zur Zahlung einer Summe von K 241·08, zahlbar in einer Anzahlung von K 60·— am ersten Jänner dieses Jahres, der Rest in Monatsraten à K 40·— und zwar zu Handen des Rechtsfreundes des Herrn G., des Advocaten F. Herr W. kam seiner Verbindlichkeit in folgender Weise nach: Er zahlte die Anzahlung von K 60·— am 2. Jänner d. J. (der erste ist Feiertag); die zweite Rate von K 40·— am 1. Februar; die dritte Rate von K 40·— am 1. März; die vierte von K 40·— am 2. April (der erste war Sonntag); die fünfte Rate von K 40·— am 1. Mai. Es verblieb somit ein Rest von K 21·08. Diesen zu begleichen, begab sich Herr W. am 1. Juni Nachmittags in die Kanzlei des Herrn Dr. F. Er kam daselbst um ca. halb 7 Uhr an und fand Niemanden mehr anwesend. So musste er die Zahlung auf den nächsten Tag verschieben. Am 2. Juni erlegte er nachmittags zu Handen des zur Empfangnahme befugten Kanzleibeamten den Restbetrag, über den er auch eine Quittung erhielt. Eine Quittung über die Totalsumme erklärte der Beamte in Abwesenheit des Chefs nichts ausstellen zu können, und versprach, sie zuzustellen. Wie erstaunt war Herr W., als er am 5. Juni ein Schreiben des Advocaten erhielt, worin ihm dieser mittheilt, — dass er bereits am 2. Juni ein Executionsgesuch eingereicht habe, somit noch Executionsspesen zu berichtigen wären .... Der Fall ist zwar nicht weit-

tragend, aber bezeichnend. »Bei der erprobten Zahlungspünktlichkeit des W.« — schreiben Sie — »konnte der Advocat nicht etwa angenommen haben, es sei im Interesse der Sicherheit seines Clienten gelegen, sofort dieExecution einzuleiten, und es lag auch kein Anlass vor, einen böswilligen, säumigen Zahler durch Auflage der Executionsspesen zu bestrafen. Es lässt sich mit bestem Willen für das Vorgehen des Advocaten kein anderes Motiv finden, als das folgende: Der Advokat konnte dadurch, dass er auf das Verstreichen der Frist geradezu lauerte, um sofort das Executionsgesuch einzubringen, nichts anderes bezweckt haben, als 5 fl. und etliche Kreuzer Executionsspesen zu ergattern; er hat die zur Wahrung des Interesses seines Clienten ertheilte Vollmacht dazu missbraucht, um sich aus dem unverschuldeten Versäumnis des Gegners den, wenn auch geringen, »Verdienst« zu verschaffen.« Dass derartige in Form Rechtens erfolgende Bewucherungen des in Rechtsstreitigkeiten befangenen Publicums die Gerichte in ihrem Bestreben bestärken, die Advocaten vom Executionsverfahren so viel wie möglich auszuschließen, sei wahrlich kein Wunder; denn gerade das Executionsverfahren gibt zu solchen unredlichen Handlungen die beste Gelegenheit. Und wenn die Advocaten — schließen Sie — auf ihren Congressen über diese Ausschließung jammern, dann mögen sie auch dafür sorgen, dass derartige Excesse der Expensengier sich nicht ereignen. Ich stimme Ihren Ausführungen vollinhaltlich zu. Freilich ist es nur einer der unzähligen Fälle, die heute den Advocatenstand in der Oeffentlichkeit so sehr discreditieren. Wenn sich solchen Wucherungen und Bewucherungen gegenüber die Kammer zu schwach zeigt, bin ich gerne bereit, in diesen Blättern einen rascher functionierenden Disciplinarrath zu errichten und den Klagen des Publicums von dieser Stelle aus Gehör zu schaffen. Damit glaube ich dem Ansehen des Advocatenstandes besser zu dienen als es seine expensenwüthigen Vorkämpfer vom ‚Barreau‘ thun. Diesen Herren ist der Disciplinarrath noch immer zu »streng«. Dass sie bei ihren advocatorischen Bemühungen hin und wieder mit einer Geldstrafe von 300 Gulden davonkommen, scheinen sie den Richtern der Kammer sehr zu verübeln. Und wenn diese sich einmal zu einer Streichung aus der Advocatenliste aufraffen, geht ein Zetern der Noch-Anwälte los, das den ohnedies schwachen Disciplinarrath völlig einschüchtern soll. Jüngst musste ein Herr Dr. Tasch aufhören, Advocat zu sein. Darob ereifern sich die, die es noch sind, und beklagen die »Indiscretion« der Tagesblätter, die jenes Ereignis der Oeffentlichkeit mitgetheilt haben. Nun, die liberale Presse hat die Streichung gemeldet, weil sie einen christlichen oder gar, wie man behauptet, christlichsocialen Advocaten traf. Die Herren, die dem ‚Barreau‘ nahestehen, mögen beruhigt sein. Wenn einst sie an die Reihe kommen sollten, werden unsere Zeitungen sicherlich »tactvoller« sein.

Culturmensch. Nein, den Ringkämpfen im Circus Busch habe ich nicht beigewohnt. Ich hatte mir gleich gedacht, dass derartige Excesse der Brutalität nur unter dem Regime des Dr. Lueger möglich

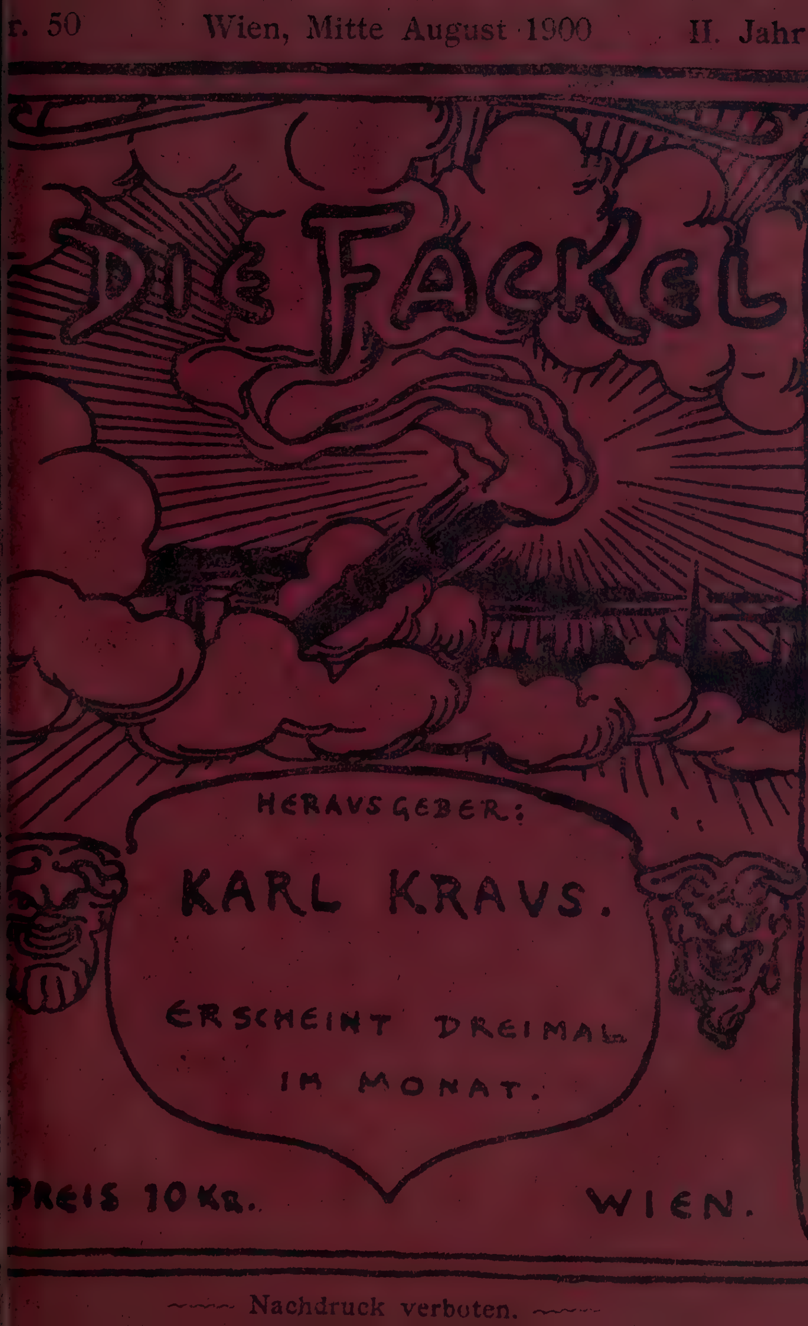
seien, und freute mich, diesen Gedanken bald in so vielen liberalen Leitartikeln verwertet zu finden. Freilich, unter dem Regime des Bürgermeisters Prix — ich glaube vor etwa sieben Jahren — ward im Etablissement Ronacher mehrere Wochen hindurch wettgerungen. Aber dafür war eben Herr Prix nicht verantwortlich zu machen. Ja, wo sind die Zeiten der Cultur und der liberal gemäßigten Sitte! Zelinka und Felder, Felder und Zelinka . . . Es hat wohl ehedem auch schon athletische Spiele gegeben, die die Schaulust des Volkes gewaltig erregten. Aber das war zur Zeit der alten Griechen, also lange vor Zelinka und Felder. Und damals gab's wirklich keine Sportredacteure, die durch spaltenlange Referate die Hitze der Gemüther künstlich steigerten.

Herrn W. Fred, z. Zt. München, Hotel „Vier Jahreszeiten". Auf Ihren in einem Briefe vom 4. August geäußerten Wunsch stelle ich gerne die Bemerkung in Nr. 48 dahin richtig, dass Sie nicht am Wasa-Gymnasium, sondern am Josefstädter Gymnasium nichts taugen wollten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

r. 50 Wien, Mitte August 1900 II. Jahr



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	ganzjährig,	portofrei	K 7.—
» »	halbjährig,	»	» 3.80
» das Deutsche Reich,	ganzjährig,	»	M. 7.—
» » » »	halbjährig,	»	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines,	ganzjährig,	portofrei	» 8.20
» » » » »	halbjährig,	»	» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1653.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

NR. 50 WIEN, MITTE AUGUST 1900 II. JAHR

DER KAISER.

Aus Heinrich Friedjungs
»Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859–1866«:

»Es ist festzuhalten, dass die äußere und innere Politik Oesterreichs wesentlich von dem Monarchen und nicht, wie man oft annimmt, von seinen Rathgebern gelenkt wird. In den umfassenden Geschäften seines Lebens hat Kaiser Franz Josef bei allen, die mit ihm verkehrten, den Eindruck hervorgerufen, dass er jede ernste Frage überblickte auf Grund seiner schnellen Auffassung, wie des unermüdlichen Fleißes, mit welchem er sich den Staatsangelegenheiten widmet. Die umfassenden Kenntnisse des Kaisers von den Geschäften sind umso bemerkenswerter, als kein Monarch Europas eine gleiche Fülle entlegener Stoffe zu beherrschen hat. Denn sein Reich wird nicht nur von allen Wirren des Erdtheils auf das empfindlichste berührt; er ist zugleich Beherrscher zahlreicher Nationen und Länder, welche über die Gestaltung des Staates nur zu sehr im Streite liegen; schier unübersehbar ist die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse. Stets aber erwies sich der Kaiser der Dinge kundig, in denen er eine Entscheidung zu treffen hatte. Es geschah nicht selten, dass ein Minister überrascht wurde durch die genaue Kenntnis der Acten, die der Kaiser mit überlegener Arbeitskraft beherrschte. — — —

Ein Gedächtnis von seltener Treue unterstützt den Kaiser in seiner Thätigkeit, es hält Personen und

Thatsachen mit gleicher Schärfe fest. Man macht oft die Bemerkung, dass eine starke Aufnahmsfähigkeit Schwanken hervorruft, die Kraft des Entschlusses hemmt. Denn bei jeder wichtigeren Entscheidung wird der Sinn durch ernste Gründe nach verschiedenen Seiten gelenkt. Oesterreich zumal ist ein so verwickelter Organismus, dass auch ein unerschrockener Wille nicht selten bei der Durchführung eines Vorsatzes stockt. Aus der Geschichte des italienischen Krieges und der nächsten Jahre geht deutlich hervor, wie der Kaiser widersprechenden Rathschlägen nicht selten gleichmäßig gerecht werden wollte. Napoleon III. urtheilte deshalb, dass es dem Kaiser bei all seinen hervorragenden Eigenschaften an Energie fehle. Dabei legt der Kaiser Wert darauf, wichtige Entscheidungen selbst zu treffen; nur in den parlamentarischen Geschäften des selbständig gewordenen Ungarn lässt er sich fast ausschließlich von seinen Ministern berathen. Daher in der ersten Hälfte seiner Regierung das Ueberraschende in vielen Maßregeln des Wiener Cabinets; je nachdem der Einfluss eines Ministers überwog, änderte sich die Politik. Oft trennte sich der Kaiser von einem Würdenträger innerlich gerade in demselben Augenblick, in dem er seinen entscheidenden Rath befolgte. So bedeutete der Frankfurter Fürstentag den Höhepunkt und zugleich den beginnenden Verfall des Systems Schmerling. Ebenso wurde Beusts Entlassung beschlossen, als er gerade den Sturz des slavenfreundlichen Ministeriums Hohenwart durchgesetzt hatte; Graf Andrassy schied mit der Schließung des österreichisch-deutschen Bündnisses, seiner größten That, aus dem Amte. Niemals wollte sich der Kaiser die Leitung der Dinge entwinden lassen; er zog die Männer vor, welche Vollstrecker seines Willens waren. Mitunter wurde der jähe Wechsel von Männern und Systemen durch die Ungeduld über das langsame Reifen eines Planes hervorgerufen. Das überraschte dann diejenigen, die seiner

Unterstützung sicher zu sein glaubten; nie waren sie der Stimmungen am Hofe gewiss. Daraus erklärt sich vieles in der Vorgeschichte der Kriege von 1859 und 1866. Wer in Oesterreich wirken will, bedarf vieler Geduld, um nicht durch plötzliches Zugreifen die innere Politik noch mehr zu verwirren. Die Jahre nun sänftigten die Hast, welche den Herrscher früher oft weiter führte, als er beabsichtigte. Es war aber stets seine ernste Ueberzeugung, die den Wechsel der Politik herbeiführte; nie entstand ein Zweifel an der Lauterkeit der Absichten des Kaisers. Dabei wirkt ein Charakterzug mit, welcher die staatsmännische Auffassung des Kaisers entscheidend bestimmt; er besitzt ein lebendiges Gefühl für die Strömungen der Zeit, für die daraus hervorgehende Verschiebung der politischen Kräfte. In strengen monarchischen und katholischen Anschauungen erwachsen, lernte er ohne Vorurtheil allgemach die liberalen und parlamentarischen Auffassungen kennen und würdigen. Das steigende Ansehen, das Oesterreich in der zweiten Hälfte seiner Regierung genießt, beruht zum guten Theile auf der persönlichen Achtung, welcher sich der Kaiser bei den Fürsten und Völkern erfreut. Ein gewissenhafter Ernst in der Erfüllung der Pflichten und eine milde, menschenfreundliche Gesinnung sind das Dauernde im Wechsel der Ereignisse seiner langen Regierung. Als dann die Reife des Alters und gewissenhafte Selbstzucht die Sprunghaftigkeit der Entschlüsse mäßigte, erhob sich seine Erscheinung zu einer der bedeutsamsten Regentengestalten der Zeit.«

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Was hätte der Politiker diesen Ausführungen des Historikers etwa noch hinzuzufügen? Er wird sicherlich dem Urtheil über die Bedeutsamkeit der Regentenerscheinung Franz Josefs I. beipflichten, wenn er erwägt, dass heute kein anderer Staat in gleicher Weise wie Oesterreich auf die Persönlichkeit des

Herrschers zugeschnitten ist.*) Das ist das Ergebnis einer Entwicklung, die mit der letzten Wendung in der Geschichte der Monarchie, mit dem bosnischen Feldzuge, begann. Man muss begreifen, was nach 1859 und 1866 die Aussicht, ein Mehrer seines Reiches zu werden, für den Kaiser bedeutete, um zu verstehen, wie gründlich seine Abkehr von der deutschliberalen Partei war, die jenem Feldzug widerstrebte. Seither ist Oesterreichs innere Politik von persönlichen Vertrauensmännern des Kaisers nach dessen Willen gelenkt worden. Schuld daran, dass es nicht anders kam, trug die Unfähigkeit dieser Männer, die Vertrauen nicht mit Rath zu vergelten wussten. Taaffe, der bedeutendste unter ihnen, besaß noch die Gabe, durch Schaden klug zu werden; aber er fiel in dem Augenblick, als er's eben durch die Einbringung seiner Wahlreformvorlage bewiesen hatte. Dann haben zahlreiche erfolglose Rathgeber sich so rasch verbraucht, dass schließlich nichts übrig blieb, als Männer zu Ministern zu ernennen, die gänzlich der verfassungsmäßigen Aufgabe entsagen, den Willen der Krone zu leiten, ja die eigene Schwäche an der Entschlussfähigkeit des Kaisers aufrichten wollen.

Wenn so die Würdigung der politischen Persönlichkeit Franz Josefs I. möglich ist, scheint es viel schwieriger, das menschliche Interesse an seinem Wesen zu befriedigen. Man kennt den Kaiser sehr wenig. Aber der Gesammteindruck, den man von ihm erhält, ist der, dass er den Typus eines vornehmen Menschen repräsentiert. Seine Gefühle, seine geistigen Interessen, die Antheilnahme an Wissenschaft, Technik, Künsten, halten sich in den Grenzen des Schicklichen. Darüber hinaus zu besonderen Liebhabereien oder vollends

---

*) In einem seiner letzten Briefe, am 13. Juli, schrieb Wilhelm Liebknecht an den Herausgeber der ‚Fackel‘: »Von dem Tohuwabohu der deutschen Politik habt selbst Ihr Oesterreicher keinen Begriff. Bei Euch hält wenigstens der Kaiser zusammen. Bei uns weiß niemand, wer Koch und Kellner ist.«

zu einem Dilettantismus ist er niemals geschritten. Er hat die Empfindung des vollendeten Gentleman von der Nothwendigkeit, zu all diesen Dingen eine Beziehung zu haben; aber er hat auch die vornehme Scheu davor, sich hier eigene Urtheile zu bilden oder gar sie Anderen aufzudrängen. So erscheint er in seinem Verhältnis zur geistigen Entwicklung seines Landes als das Muster des constitutionellen Monarchen: er ist ihr ein freundlicher und aufmerksamer Begleiter und — im Gebiete seiner Competenz — ein Förderer.

*

Die geistige Entwicklung seiner Reichs-Haupt- und Residenzstadt wird er nicht nach der lärmenden und kindischen Huldigung beurtheilen dürfen, die sie ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag bereitet hat. Diese Stadt, die ästhetischem Ergötzen an allen Enden Gelegenheit bietet, ist bei festlichen Anlässen noch jedesmal von ihrer Bevölkerung blamiert worden. Der 18. August scheint regelmäßig in die Urlaubszeit unserer berühmten Decorateure zu fallen, und auch diesmal musste man — abgesehen von einigen Façaden, die die Hilfsbereitschaft des elektrischen Lichtes in Anspruch nahmen — wieder den Eindruck gewinnen, dass die Wiener sich ihren Patriotismus beim nächstbesten Tapezierer bestellten und dass in Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen eine öffentliche Huldigung des Ungeschmacks zugleich mit einem Ausverkauf von Kerzen und Fahnen geplant war. Aber neben der Geschmacklosigkeit, die fünf Meter lang von der »Hütte des Bürgers« flatterte, konnte man aus manchem Fenster auch einen gehörigen Mangel an Takt ausgehängt sehen. Da es sich nämlich nur darum handelte, Fahnen auszustecken, so nahm man auch mit den blauweißen vorlieb, die noch seit einem Geburtstag der Kaiserin Elisabeth in mancher Dachkammer ruhten.... Ob sich all der Aufwand von Vaterlandsliebe lohnen wird? Auch beim

Regierungsjubiläum haben manche, so da decorierten, vergebens gehofft, einst selbst decoriert zu werden. Wie oft schon sind sie enttäuscht worden! Jetzt ist der Kaiser siebzig Jahre alt, und sie warten noch immer vergebens. Nur wenige erreichen ihres Strebens Ziel, und selbst bei diesen Glücklichen hat man dann in der Regel den Eindruck, dass in der Druckerei der ‚Wiener Zeitung' eine fatale Verwechslung von Ordensverleihung und Amnestie vor sich gegangen ist.... Reine Freuden erlebt an solchen Tagen nur die bürgerliche Presse. Ihr Freisinn legt ihr für die weitestgehende Speichelleckerei kein Hindernis in den Weg, und ihre Geschäftsklugheit weist sie an, sich für jede Glühlampe, die sie am Hause einer Actiengesellschaft verzeichnet, ein Extrahonorar zu bedingen. Sie versichert uns, dass die Creditanstalt sich »in ein Lichtmeer verwandelt« habe, der Bankverein »in einem Meer von Licht erstrahlt« sei und Herr Taussig von einem Fenster der Bodencreditanstalt den ungewohnten Ruf nach »Mehr Licht« ausgestoßen habe. Sie verfehlt nicht, uns der Loyalität der Firmen Philipp Haas, Krupp, Rothberger und Thonet zu versichern, und um keinen Misston im festlichen Jubel aufkommen zu lassen, constatiert sie noch eiligst, dass auch das Blumenarrangement des Hauses Sigi Ernst, dessen Initialen bekanntlich wie ein Wahrzeichen von Wien durch die nächtliche Kärtnerstraße flammen, »ebenso originell wie geschmackvoll« gewesen sei. Diesmal kamen die Reporter entschieden besser heraus, wenn sie sich nicht per Zeile, sondern per Glühlampe bezahlen ließen.

* * *

Der Spruch eines militärischen Ehrenrathes, durch den der Hauptmann des Generalstabes Josef Graf Ledochowski seiner Charge für verlustig erklärt wurde, fordert die öffentliche Besprechung heraus, weil er nicht standeswidriges Verhalten in einem concreten Falle, sondern eine Ueberzeugung — die private Kundgebung einer

Ueberzeugung — als unvereinbar mit der Standesehre bestraft hat. Graf Ledochowski darf dem Officierscorps nicht mehr angehören, weil er zu dem Bekenntnis eines Kameraden, es sei gegen das Gewissen eines katholischen Christen, sich zu duellieren, stumm genickt hat. Ein Officier aber, so sagt das Urtheil der Geschworenen aus dem Officiersstand, hat die Pflicht, sich zu duellieren. Natürlich, muss man hinzufügen, nur dann, wenn er einen satisfactionsfähigen Mann beleidigt oder wenn sein Betragen ihm eine Beleidigung seitens eines solchen zugezogen hat. Aber sollte der Hauptmann Graf Ledochowski das nicht gewusst haben, musste ihm nicht klar sein, dass er cassiert würde, wenn er in die Lage käme, sich zu duellieren, dann aber seinem Gewissen folgte und das Duell verweigerte? Meine Aufmerksamkeit blieb, als ich die Berichte über die Affaire Tacoli-Ledochowski las, an einem Sätzchen in dem Bescheide haften, mit dem der Generalstabshauptmann die Anfrage seines Kameraden, wie er sich verhalten solle, erwidert hat: »Ich würde niemals in diese Lage kommen!« In diesem Sätzchen, dünkt mich, ist die Antwort auf die Frage gegeben, ob die Ueberzeugung des Grafen Ledochowski die Standesehre verletzt. Ihn hat diese Ueberzeugung zu dem Entschluss geführt — und jeder Officier, der sie theilt, muss dahin gelangen —, durch die höchste Correctheit des Benehmens alles zu vermeiden, was ihn vor eine concrete Entscheidung über die Duellfrage stellen könnte. Und ich wüsste kein besseres Mittel als des Grafen Ledochowski Ueberzeugung, um den Officier zum Gentleman zu erziehen.

Aber die Begriffe Gentleman und Officier scheinen sich bei uns weniger zu decken, als man's in anderen Ländern gewohnt ist. So muss man wohl nach der Strenge vermuthen, mit der in Armeekreisen der Fall Ledochowski, und nach der Milde, mit der dort die Affaire des Rittmeisters Baron Erlanger beurtheilt wird. Herr Erlanger hat bekanntlich ein sieches Bäuerlein, das sein Kornfeld gegen die Reiterkünste des Rittmeisters schützen wollte, niedergesäbelt und ist von einem Redacteur, den er wegen einer Kritik dieses Vorfalls gefordert hatte, im Duell »abgeführt« worden. Herr Erlanger hat nach der Auffassung der Armee die Schuld, die er durch Misshandlung eines Wehrlosen begieng, dadurch gesühnt, dass er von einem Wehrhaften gezüchtigt wurde. Uns andere Menschen will es freilich bedünken, dass, wenn mit dem Säbel überhaupt etwas

bewiesen werden kann, Herr Erlanger blos bewiesen hat, dass er seinen Säbel gegen jene zu führen versteht, gegen die der Officier principiell die Waffe nicht zu gebrauchen hat, gegen Widerstandsunfähige. Oder kommt es gar nicht darauf an, wie man die Waffe führt, sondern nur darauf, dass man sie zieht? Es gewährte mir einige Genugthuung, einzelnen Aeußerungen aus Officierskreisen entnehmen zu können, dass man auch dort gegen Herrn Erlangers Verhalten manche Einwendungen zu erheben hat; umso weniger vermag ich zu begreifen, warum diese Einwendungen nicht energisch geltend gemacht werden. Dass der Rittmeister Erlanger ein Sohn des Bankiers Victor v. Erlanger, Ehrenbürgers aus Uhls Zeiten ist, ein Neffe von Erlanger & Söhne in Frankfurt, mochte ihm Schonung von seiten der liberalen Presse sichern, die zuerst (siehe ‚Fremdenblatt‘ und ‚Neues Wiener Tagblatt‘ vom 22. Juli) seinen Namen verschwieg, als ob er nicht ein Cavallerist wäre, der ein Kornfeld besucht hat, sondern ein Hofschauspieler, der den Concordiaball nicht besucht hat. Aber dass die liberale Presse in Herrn Erlanger einen von ihren Leuten sieht, konnte ihm doch in der Armee nicht sonderlich nützen. Und auch seine Verschwägerung mit hohen Aristokraten kann die Milde kaum erklären, die doch dem Grafen Ledochowski versagt blieb. Eines nur ist aus einer Vergleichung beider Fälle zu ersehen: Wie sehr der Einfluss des Clericalismus in Oesterreich übertrieben wird. Mindestens werden unsere Schmöcke dem so beliebten »Bündnis zwischen Säbel und Weihwedel« eine Zeitlang abschwören müssen. Ob aber die Armee gewinnt, wenn sie für die Zustimmung des ‚Vaterland‘ die von ‚Neuem Wiener Tagblatt‘ und ‚Neuer Freier Presse‘ eintauscht, ist höchst zweifelhaft.

* * *

Als um Mitte Juni die Scharen jüdischer Paupers und Militärflüchtlinge aus Rumänien nach dem Westen zu ziehen begannen, gerieth die Bevölkerung aller civilisierten Länder in Unruhe. Einmüthig forderte die Presse in England, Canada, Argentinien die Regierungen auf, zur Abwehr solchen Zuzugs wirksame Maßregeln zu ergreifen; und die diplomatischen Vertretungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika

wurden beauftragt, die Bestimmungen, die die Landung derartiger Auswanderer an den nordamerikanischen Küsten verbieten, in den osteuropäischen Blättern neuerlich zu publicieren. Erinnerte man sich doch allenthalben und zumeist in England, dem Land des freien Asyls, der verderblichen Wirkungen, die sich vor einigen Jahren aus der Zulassung der russisch-jüdischen Emigranten ergeben haben. Der englische Arbeiter forderte Schutz gegen eine neue Bedrohung seiner wirtschaftlichen Lage, und den Hütern des moralischen standard des englischen Volkes klangen die Worte im Ohr, die wenige Monate, nachdem die russischen Juden im Osten Londons sesshaft geworden waren, ein hervorragender englischer Richter in öffentlicher Sitzung zu sprechen sich bemüssigt sah: dass Verbrechen, die England seit Jahrzehnten fremd geworden seien, sich gegenwärtig auf der Tagesordnung des Gerichtshofs befänden.

Unmittelbarer als die Seestaaten war Oesterreich durch die Auswanderung aus Rumänien bedroht, und uns Westösterreichern, die durch den galizischen Pauperismus so viel zu leiden haben, musste es doch klar sein, dass fremde Paupers im Reiche keine Aufnahme finden dürfen. Einmüthig, hätte man erwarten sollen, würde also unsere Presse verlangen, dass man die rumänischen Juden die Grenze nicht überschreiten lasse, sie wiesen denn zuvor nach, dass sie die Monarchie ohne Aufenthalt passieren werden. Aber wer von unserer liberalen Presse solches erwartet hat, hatte vergessen, dass Schmocks Nachkommen nicht nur die Gesinnungslosigkeit und Unbildung, sondern auch die Sentimentalität des Ahnherrn eignet. Immer wieder bestimmt ihr warmes Gefühl ihr Urtheil über die Ereignisse. Als im letzten Winter hunderttausend österreichische Kohlengräber heroisch litten, welche Unsummen haben sich's da die Unternehmer kosten lassen müssen, um die liberale Presse zu bestimmen, dass sie ihr Gefühl schweigen heiße und nüchtern die

wirtschaftlichen Folgen erwäge, die sich aus der Gewährung der Forderungen der Strikenden ergeben würden. Angesichts der Leiden der rumänischen Auswanderer aber war Schmock nicht zu halten: hier war nicht nur sein Menschenherz verletzt; sein jüdisches Gewissen bäumte sich auf, und die rumänische Regierung hatte es zu büßen, dass sie ihm nicht rechtzeitig goldene Zügel angelegt hatte. Die Pinsel, die Leitartikel und Economist schreiben, malten Grau in Grau Rumäniens politische und financielle Lage, der locale Theil wiederhallte von Seufzern und Stöhnen über das klägliche Schauspiel, das die Lager der Auswanderer boten, und die Kritiker drohten mit Repressalien an den Dichtungen der Königin von Rumänien. Der strafende Satiriker Julius Bauer stieß mit seinen platten Versfüßen nach der fürstlichen Dichterin, die er wie alte Hofschauspieler bisher »über ihre Kräfte gelobt« hatte. Carmen Sylva aber begann für das Schicksal ihres nächsten Werkes zu zittern.

Spät genug erinnerte sich die österreichische Regierung ihrer Pflicht und traf Anstalten, die rumänischen Einwanderer von Wien abzuschaffen. Schon wollte die liberale Presse diese Maßnahmen als Ausfluss antisemitischer Gesinnung rügen, als sie rechtzeitig erfuhr, dass erst die Energie, mit der die liberale ungarische Regierung gegen die rumänischen Juden vorgieng, der unseren Muth gemacht hatte. Da hieß es schweigen. Und auch die letzten Empörungsrufe verstummten, als fast zur selben Zeit eine Ministerkrise in Rumänien Herrn Carp zur Regierung brachte, der, wohlvertraut mit westeuropäischen Sitten, den Weg zur ‚Neuen Freien Presse‘ zu finden und sie so völlig umzustimmen wusste, dass argwöhnische Menschen durch den Reclameartikel, den das Blatt dem neuen Minister widmete, und durch den Eifer, mit dem es seither Rumäniens Interessen in dem Conflict mit Bulgarien vertreten hat, auf den Gedanken gebracht wurden, Herr Carp müsse wohl seine reformatorische Thätig-

keit mit einer Erhöhung des Dispositionsfonds begonnen haben.

Ganz erfolglos ist aber die Campagne für die rumänischen Juden doch nicht geblieben. Die ‚Neue Freie Presse‘ hat eine Sammlung für sie eröffnet, und unser gebildetes Bürgerthum, das bekanntlich den Leserkreis des Blattes bildet, ist ihrem Rufe gefolgt: Gegen 16.000 Kronen sind durch Vermittlung der ‚Neuen Freien Presse‘ bisher den rumänischen Juden zugeflossen, und täglich langen neue Spenden ein.

Unser »gebildetes Bürgerthum« macht neuestens erfreuliche Fortschritte im selbständigen Denken. Ehedem hat es wahllos den Winken der ‚Neuen Freien Presse‘ gehorcht. Was sie verfocht, hat es zu seiner Sache gemacht. Wie anders heute! Ja, wenn es sich um Dreyfus oder um rumänische Juden handelt, glaubt man der ‚Neuen Freien Presse‘ noch. In auswärtigen Dingen gilt sie als wohlinformiert. Wenn sie aber von österreichischen Angelegenheiten spricht, findet sie überall taube Ohren.

Da hatte kürzlich Herr Dr. Herzl einen seltsamen Einfall. Der zukünftige Bewohner der Luftschlösser von Zion (erbaut vom Architecten Marmorek) war beim Nachsinnen über die kürzeste Route, auf der sie zu erreichen wären, zum Problem des lenkbaren Luftschiffs gelangt und vernahm, es gebe hier in Wien einen genialen Erfinder namens Kress, dem zur Ausführung eines Luftfahrzeugs, in dem Oesterreichs hervorragendste Theoretiker und Praktiker die beste bisherige Lösung des Problems erblicken, die Bagatelle von 20.000 Kronen fehlt. Soll Kress das Schicksal des Erfinders der Schiffsschraube und anderer österreichischer Erfinder theilen? Der künftige König von Zion erinnerte sich, dass er bis auf Weiteres noch österreichischer Patriot ist, und beschloss von der Macht, die das führende Blatt unseres gebildeten Bürgerthums ausübt, zu Kress' Gunsten Gebrauch zu machen. Ein Sonntags-Feuilleton erzählte den Lesern,

die eben gehört hatten, dass Deutschland der trügerischen Hoffnung des Grafen Zeppelin eine Million Mark geopfert habe, wie in Oesterreich inzwischen das Modell eines Drachenfliegers construiert worden sei, der das Luftschiff der Zukunft sein werde, und wie hier die Aussicht winke, dass eine der größten Culturthaten von einem Oesterreicher vollbracht werde — wenn er nur noch 20.000 Kronen erhalte. Es brauchte also nichts weiter, als dass jeder Abonnent der ‚Neuen Freien Presse‘ eine halbe Krone hergebe ....

In ihrem Morgenblatt vom 7. August hat die ‚Neue Freie Presse‘ das vorletzte Verzeichnis der Spenden veröffentlicht, die ihr für die rumänischen Juden übergeben wurden. Es füllt dreiviertel Spalten. Darunter werden in vier Zeilen die Beiträge veröffentlicht, die der Administration für den Fonds zur Inbetriebsetzung des Kress'schen Luftschiffes zugekommen sind. Für die rumänischen Auswanderer hat die ‚Neue Freie Presse‘ 14.143 Kronen 56 Heller, für Kress 273 Kronen gesammelt. Am 15. August folgte ein weiterer Ausweis der Spenden, die in einer Woche, vom 7. bis 14., für die rumänischen Juden eingeflossen waren: 942 Kronen 94 Heller. Ein neuer Ausweis von Beiträgen für den Fonds zur Inbetriebsetzung des Kress'schen Luftschiffes wird bis auf weiteres nicht veröffentlicht werden. Herr Kress drängt ja nicht. Das gebildete Bürgerthum von Wien hat ihm 273 Kronen zur Verfügung gestellt. Es ist also zu hoffen, dass auch die restlichen 19.727 Kronen noch aufzubringen sein werden.

* * *

Vor wenigen Tagen ist Karl Saria beim Wiener Landesgericht wegen Ausspähung, wegen des Verrathes militärischer Geheimnisse verurtheilt worden. Welche diese Geheimnisse waren, auf welche Art Saria in ihren Besitz gelangen konnte, war unbekannt. Die Kriegsverwaltung konnte nicht angeben, dass irgendwelche

geheimen Acten aus militärischen Bureaux abhanden gekommen wären. Nur eines stand fest: Saria hatte von zwei fremden Mächten Geld bezogen. Er gab an, er habe ihnen wertlose Mittheilungen dafür angehängt. Aber diese Verantwortung erschien dem Gericht unglaublich. Es wollte nicht annehmen, dass die fremden Generalstäbe sich hätten täuschen lassen, und erkannte den Angeklagten schuldig, wenn es auch zugestand, dass ein directer Schuldbeweis nicht erbracht, dass keine bestimmte Thatsache erwiesen sei, die das Verbrechen des Landesverrathes bildet.

Unsere liberalen Journalisten sind durch die mehrjährige Dreyfus-Campagne bekanntlich Specialisten im Spionageprocesswesen geworden, und hier bot sich ihnen ein Fall, an dem sie ihre Theorien weit klarer auseinandersetzen konnten als bei der »Affaire«. Denn im Falle Dreyfus waren die bestimmten Thatsachen, die hier fehlten, erwiesen: Der Generalstab gab genau an, welche Schriftstücke entwendet worden seien, und erklärte, Dreyfus habe im ausschließlichen Gelegenheitsverhältnis gestanden. Und wenn auch ein Geständnis vom Angeklagten in der Hauptverhandlung nicht abgegeben wurde, so lag doch die eidliche Aussage eines Officiers vor, dass Dreyfus ihm ein Geständnis bedingungsweise abgelegt habe. Wenn also hier die liberalen Zeitungen den Schuldspruch für ungerecht erachteten, was mussten sie erst zu der Verurtheilung des Saria sagen!

Sie haben geschwiegen, alle — bis auf eine: Und diese eine war die ‚Neue Freie Presse'. Zweimal habe ich ihr seit den Tagen von Rennes vorgeworfen, dass sie ähnliche Vorgänge in Oesterreich verschweige. So fasste sie denn Muth und — erzählte, was ich hier entwickelt habe und was leicht zu entwickeln war, weil der Staatsanwalt den Sachverhalt in seiner Rede völlig klargelegt hatte. Und was folgte? Ein klägliches Stammeln darüber, zu welchen Consequenzen es führen müsste, wenn ein solches Processverfahren

zur Regel würde, wenn etwa eine Verurtheilung wegen Mordes erfolgen könnte, ohne dass festgestellt wäre, ob überhaupt eine Person getödtet worden sei. Nichts weiter; nicht etwa die Erklärung, Saria hätte freigesprochen werden müssen oder Saria, der die Nichtigkeitsbeschwerde angemeldet hat, müsse noch freigesprochen werden. Im Gegentheil: die ‚Neue Freie Presse‘ erklärt, das öffentliche Gewissen wäre ganz beruhigt, wenn Saria wegen des Betruges verurtheilt würde, den er ja nach seinem eigenen Geständnis an den fremden Mächten begangen habe, indem er ihnen wertloses Material lieferte. In ihrem Eifer, nur ja den Schein zu vermeiden, als wollte sie die Freilassung Saria's verlangen, vergisst also die ‚Neue Freie Presse‘ ganz, dass mit dem Geständnis des Angeklagten der Betrug noch keineswegs erwiesen ist, dass sie vielmehr dem Gericht mit ihrem Rathe eine weit ärgere Justiz zumuthet, als die sie ihm verargt. Denn um das Beispiel vom Mord, das die ‚Neue Freie Presse‘ selbst gebraucht hat, auch hier anzuwenden: darf ein Mann wegen Mordes verurtheilt werden lediglich auf seine Angabe hin, dass er jemanden ermordet habe? Wie denn, wenn der Geständige kein Mörder, sondern ein Narr wäre?

Die ‚Neue Freie Presse‘ hat sich recht unglücklich aus der Affaire Saria gezogen, weil sie eben noch zu tief in der Affaire Dreyfus steckt. Jenen aber, die's nicht selbst begriffen haben, muss man klarmachen, dass die Befürchtung der ‚Neuen Freien Presse‘, ein Verfahren, wie das im Spionageprocess geübte, könnte auf anderen Gebieten Anwendung finden, thöricht ist. Denn dieses Verfahren ist durch die eigenste Natur des Spionageprocesses bedingt, in dem positive, directe Beweise nicht erbracht werden können, weil diese sich in den Händen des Gegners, des auswärtigen Generalstabs, befinden. Das hat Wilhelm Liebknecht mit unübertrefflicher Klarheit in seinen Artikeln über die Dreyfus-Affaire in der ‚Fackel‘ aus-

einandergesetzt. Wer in der ‚Neuen Freien Presse‘ den Leitartikel über Saria am Samstag, dem 11. August schrieb, hätte gut daran gethan, zuvor Liebknechts Artikel nochmals zu lesen.

Diese Artikel haben ja auch auf die Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse‘ ihren Eindruck nicht verfehlt. Bis über den Tod hinaus haben sie es Liebknecht nachgetragen, dass er die Legende, nur Schurken und Antisemiten könnten die Dreyfus-Campagne missbilligen, zerstört hat. Im Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse‘ vom Montag, 13. August, ward darum einem Herrn P. G., der seinerzeit Pariser Correspondent einer deutschen Zeitung war und zu den Hauptstreitern der Dreyfus-Campagne gehört hat, die Rache übertragen, — auf die Gefahr hin, dass von der Existenz der ‚Fackel‘ wenigstens indirect Notiz genommen werden müsste. Herr P. G., der jetzt in Berlin lebt, hat auch nach seiner Entfernung von Paris die Dreyfus-Affaire noch nicht begriffen; warum er, als er in Paris lebte, die Dinge in Frankreich nicht verstand, kann man in Nr. 17 der ‚Fackel‘ in dem Artikel »Die Leopoldstadt in Paris« nachlesen, der das Leben dieser Herren Correspondenten schildert. Ebensowenig aber ist er imstande, Liebknechts Standpunkt zu begreifen. Es habe undenkbar geschienen, meint er, dass Liebknecht »auf einer anderen Seite zu finden sein könnte, als auf der des unschuldig Verurtheilten«. Herr P. G. versteht nicht, dass Liebknecht, wenn er Dreyfus für unschuldig verurtheilt gehalten hätte, sicherlich auf seiner Seite gewesen wäre. Er macht also Liebknecht den Vorwurf, dass er mit den Generalen und gegen die Dreyfus-Partei gegangen sei und dass die französischen Nationalisten »sich der Artikel des deutschen Socialistenführers als Waffen bedienen konnten«. Aber Liebknecht ist niemals mit den Generalen gegangen. Er hat eine Rechtsfrage als Rechtsfrage, nicht als Parteifrage, betrachtet, hat sie dahin beantwortet, dass er Dreyfus für schuldig halte,

und hat dagegen gekämpft, dass die Schmöcke aller Länder sich zu einer Dreyfus-Partei vereinigten und durch ihre hirnlose Taktik den Antisemitismus, wo er unbekannt war, entfachen, wo er bestand, verstärken halfen.

* * *

Von dem Vertheidiger Ziethens erhalte ich die folgende Zuschrift:

„.... Gerade als ich am 7. d. M. einen Aufsatz über die Sache Ziethen beendigte, traf mich die schmerzliche Kunde, dass der Mund des selbstlosen und beredten Vorkämpfers für Ziethen sich für ewig geschlossen, dass seiner Hand die unermüdlich wirkende Feder für immer entsunken sei. Die Feder, die gerade jetzt den Fall Ziethen in der ‚Fackel‘ erörtern sollte! Da wollte der prächtige Alte gehörig vom Leder ziehen, da wollte er die Peitsche auf das schreiende Unrecht niederknallen lassen, das formalistische Engherzigkeit und dürre Actenstubendialektik fortgesetzt verüben; da wollte er wuchtig den deutschen Mannesseelen heimleuchten, die ob der Affaire des Franzosen Dreyfus wie Klageweiber greinten, die Sache des deutschen Barbiers Ziethen aber in den Winkeln ihrer Zeitungen abthun. Und auf die Rednertribüne der Volksversammlungen wollte Liebknecht für Ziethen wieder steigen, um mit der Macht seines Wortes, mit dem ewigen Jugendfeuer seines Temperaments von den trockenen Formaljuristen und Beschwichtigungshofräthen an das lebendige Rechtsbewusstsein und Rechtsgefühl des Volkes zu appellieren.

Das alles hatte Liebknecht vor. Die Art, wie das Landgericht Elberfeld und das Oberlandesgericht Köln den auch von mir gestellten Antrag auf ein Wiederaufnahmeverfahren ablehnend beantworteten, hatte ihn vollends in Harnisch gebracht. Bei seinen Begriffen von der Hoheit und Heiligkeit des Rechtes empfand er es als einen Faustschlag, dass die mit neuen Thatsachen und neuen Beweismitteln bekanntgemachten Gerichte sich wieder auf ihre bisherige Motivierung zurückzogen und, fern der Psychologie des wirklichen Lebens, die neuen Momente in die alte Formel zwängten. Der Schlag brannte ihn und er lechzte nach einem Waffengang mit

jenen, die auf curulischer Höhe die tausendstimmigen Rufe nach Aufhellung nicht hören mögen.

Nun hat der Tod den Wahrheitsucher gefällt; Liebknecht, der schier ewig Junge, hat uns Mitstreiter in diesem Kampf ums Recht allein gelassen. Aber die Waffen, die er für den schweren Weg geschmiedet und geschliffen, sind uns geblieben — sie werden furchtlos weiter geführt werden! An seinem frischen Grabe wird gelobt, fortzuarbeiten, wie und wo es nur möglich, um dem nunmehr 16 Jahre als Mörder seiner Ehefrau im Zuchthaus gehaltenen Ziethen die Freihcit und Ehre wiederzuerobern und damit einen der trübsten Justizirrthümer in deutschen Landen zu sühnen! . . .

Berlin, 13. August. Victor Fraenkl,
Rechtsanwalt.



»Goethe-Bund«.

In einer ganz versteckten Ecke der Berliner ‚National-Zeitung' wird die folgende Erklärung veröffentlicht:

Meinen Freunden erlaube ich mir mitzutheilen, dass ich dem »Goethe-Bunde« von seinen ersten Anfängen an fremd gewesen bin

Berlin, 6. August 1900.

Hermann Grimm.

Wer Hermann Grimm ist, wissen gewiss auch die Verehrer der Herren Sudermann, Engelhorn und der anderen Freiheitskämpfer, denen es vor nicht allzulanger Zeit beliebt hat, Goethe mit einem Leitartikler der ‚Vossischen' zu verwechseln. Dass Hermann Grimm dem Schutzherrn des seltsamen Bundes immerhin so nahe steht wie Hermann Sudermann, werden selbst jene nicht leugnen können, die durch die Paragraphe der lex Heinze die heiligsten Güter Europas gefährdet

glaubten. Es mag sie stutzig machen, dass Grimm Wert darauf legt, dem Goethe-Bund von allem Anfang an und nicht erst, seit er der Sittenpolizei seine Dienste angetragen, fernzustehen. Die Wiener liberalen Blätter haben von dieser Absage natürlich keine Notiz genommen.

* * *

Gymnasium.

In einer Correspondenz wird mir ein Bild von den Zuständen an den mährischen Gymnasien entworfen, das sicherlich auch in den anderen Kronländern einem intimeren Verständnis begegnen dürfte. Die Züchtung des Denunciantenthums scheint mir nicht blos das Lehrziel des k. k. II. deutschen Gymnasiums in Brünn, die dortselbst geübte Pädagogik vielmehr für das heutige Mittelschulwesen Oesterreichs typisch zu sein. Gerade darum halte ich es für nothwendig, einigen Bemerkungen des Einsenders Raum zu geben. Ein vergessenes Heft, ein Tintenfleck, ein unzeitgemäßes Lachen, irgend ein kindlicher Scherz eines 11jährigen Knaben, das alles seien Verbrechen, die mit den strengsten Strafen geahndet werden. So hatte sich einmal ein Schüler des Untergymnasiums den Scherz erlaubt, seinem Mitschüler den Hut zu verstecken. Dies Verbrechen wurde mit Ausschließung bestraft. Den Bestrafungen gehen gewöhnlich sogenannte »Untersuchungen« voraus. Diese Untersuchungen führen meistens zum gewünschten Resultat. Am k. k. II. deutschen Gymnasium in Brünn ist dafür vorgesorgt, dass ja nichts verborgen und ungeahndet bleibt. Derjenige Schüler, der Vergehen, Spässe, Gespräche seiner Mitschüler höhern Orts heimlich anzeigt, sichert sich das »Wohlwollen« des Directors und der Professoren. Sollte aber wider Erwarten eine Untersuchung erfolglos verlaufen, so kommen die Herren auch nicht in Verlegenheit. Sie scheuen sich nicht, die verwerflichsten Mittel anzuwenden, um den Schuldtragenden herauszufinden. Dies mögen die folgenden Fälle zeigen, die sich thatsächlich ereignet haben. Vor Jahren wurde an einem mährischen Gymnasium eine Untersuchung wegen eines Sittlichkeitsdelictes eingeleitet, doch ohne gewünschten Erfolg. Da ließ nun der Director einen Schüler

zu sich kommen, gab ihm das Ehrenwort, dass er von seiner Aussage nie Gebrauch machen werde. Auf diese Versicherung hin legte der Schüler ein umfassendes Geständnis ab: Hinterm Ofenschirm hatte sich ein Professor verborgen gehalten, der dann das Geständnis zur Anzeige brachte. An derselben Anstalt wurde einst ein Quartaner wegen eines anonymen Schreibens vom Director verhört. Der Schüler leugnete. Doch der Director ließ sich nicht beirren; er brachte zwei Kerzen, zündete sie an und forderte den Schüler, der als sehr fromm galt, auf, seine Aussage zu beschwören. Dadurch eingeschüchtert, gestand der Schüler. In Brünn galt es, einem »Criminalverbrechen« auf die Spur zu kommen. Der Director bescheidet einen Schüler zu sich, der im ersten Semester durchgefallen ist, erinnert ihn daran, dass er Gefahr laufe, ein Jahr zu verlieren; wenn ihm nun daran gelegen sei, »das Jahr zu retten«, so möge er alles verrathen, was er über das Treiben seines Mitschülers N. wisse. Doch die väterlichen Ermahnungen blieben fruchtlos. Der Director berief nun den Vater zu sich, in dessen Gegenwart er dem Schüler in folgender Weise zusetzte: »Sehen Sie da Ihren alten, kränklichen Vater, dem Sie, undankbarer Sohn, so viel Kummer bereiten. Sagen Sie nun aus, verrathen Sie, was Sie wissen. Ihr Vater soll Ihnen mehr gelten als Ihre Mitschüler. Sehen Sie, der Herr Vater ist einer Ohnmacht nahe. Denken Sie an Ihre Mutter im Grabe!« Kein Wunder also, wenn der Knabe, um dieser widrigen Scene ein Ende zu machen, als der Klügere nachgab und dem Wunsche des Herrn Directors entsprach. Auch sonst sucht man bei Untersuchungen die Schüler durch allerlei Drohungen zur Aussage zu bewegen, wie etwa: »Sie, A, Sie weigern sich also auszusagen — gut! Ihre Schulgeldbefreiung können Sie nun suchen. — Sie, B, haben es durchaus nicht nothwendig, mit Ihren Mitschülern zu halten. Sie sind ein schwächerer Schüler, der nur der Nachsicht seiner Professoren es zu verdanken hat, dass er im ersten Semester durchgekommen ist. Jetzt haben Sie jede Nachsicht durch ihre Halsstarrigkeit verwirkt!« Ja, es wurde einem Schüler, der sich weigerte, seinen Kameraden zu verrathen, wegen »offenkundiger Renitenz« eine conferenzielle Rüge ertheilt.

* * *

In Nr. 37 der ‚Fackel‘ waren in einem Resumé über den Spitalprocess Stellbogen, dessen Leiter der Landesgerichts - Vicepräsident Dr. Feigl war, die folgenden Bemerkungen enthalten:

»Unser Publicum beschäftigt sich zu selten, unsere Presse niemals mit der Führung unsrer Strafprocesse, während doch der Wert der Oeffentlichkeit des Processes zumeist darin liegt, dass sie die Kritik herausfordert. Diese Kritik hat denn wiederholt Gelegenheit gehabt — und nicht am seltensten bei Processen, in denen der Leiter des Prooesses gegen Stellbogen fungierte — zu bemerken, wie übel die Vorsitzenden die große Macht, die unser Processverfahren ihnen einräumt, gebrauchen. Wenn diesmal der Vorsitzende, ehe noch Stellbogens Broschüre verlesen war, sie für einen Fünfkreuzerroman erklärte, so ist es zu bedauern, dass nicht sogleich auf das schärfste protestiert wurde. Und mit welcher Gereiztheit, mit wie sichtlichem Bestreben, die Verurtheilung des Angeklagten durchzusetzen, wurden dann Zeugen und Vertheidiger behandelt! Themis schien statt des Schwertes einen Dreschflegel in der Hand zu halten. Und sie schlug kräftig drauf los, wenn auch mit besserem Eifer als Takt.«

Am 8. August fand vor einem Erkenntnissenate unter dem Vorsitze des Landesgerichts-Vicepräsidenten Dr. Feigl die Verhandlung gegen den tschechischen Politiker Dr. Karl Zivny statt, der nach einer Versammlungsrede wegen Majestätsbeleidigung angeklagt worden war und zu sechs Monaten schweren Kerkers verurtheilt wurde. Einem Gerichtssaalberichte über das Verhör des Angeklagten entnehme ich die folgenden Dialogstellen:

Vors.: Sie sind Advocaturs-Concipient. Warum haben Sie sich nicht mit der advocatorischen Thätigkeit begnügt, sondern sind in Vereinen als Redner aufgetreten? — — — Welches politische Ziel verfolgen Sie?

Angekl.: Es ist mir seit vielen Jahren klar, dass die Slaven in der Monarchie die gleiche Stellung wie die übrigen Nationen einnehmen sollten.

Vors.: Ob dies nicht ohnedies der Fall ist, darüber hat das Gericht nicht zu entscheiden.

— —

Vors.: Wie sind Sie in Ihrer Rede auf jene Aeußerungen gekommen, welche Gegenstand der Anklage sind?

Angekl.: Ich habe davor gewarnt, dass wir uns der pangermanistischen Strömung und der Politik des deutschen Kaisers anschließen.

Vors.: Auf Ihren Schultern würde ja die Verantwortung dafür nur in geringem Maße lasten.

* * *

Herr Wilhelm Exner hat also endlich seine Professur an der Hochschule für Bodencultur niedergelegt. Die Wissenschaft wird ihm ein gutes Andenken bewahren. Namentlich der berühmte Vortrag wird unvergessen bleiben, in dem Herr Exner die staunenden Zuhörer einst lehrte, dass ein Mann, dessen Gewicht 100 Kilogramm ist, wenn er einen Kilometer weit geht, 100.000 Kilogrammeter Arbeit leistet. Wer weiß, welche wissenschaftlichen Entdeckungen Wilhelm Exner noch gemacht hätte, wenn nicht andere Geschäfte ihn allzu früh der Wissenschaft entzogen hätten. Dies ist aber bei seinem Abgang der einzig tröstliche Gedanke, dass er mit um so größerem Eifer sich nunmehr diesen anderen Geschäften wird hingeben können. Ich habe sie in der 29. Nummer der ‚Fackel‘ aufgezählt: Herr Exner bleibt Director des technologischen Gewerbemuseums (10.000 fl. Gehalt, freie Wohnung, Beheizung und Beleuchtung), er bleibt Fachschulinspector des Cultusministeriums, Sectionschef und einstweilen auch noch Generalcommissär der österreichischen Ausstellung in Paris (Bezüge 100.000 Francs). Ist es da nicht begreiflich, dass jene, die's mit Exner gut meinen, der Befürchtung nicht wehren können, der Mann werde den Lasten, die er noch weiter tragen will, auf die Dauer nicht gewachsen sein? Ein Wink mit dem Zaunpfahl, glaube ich, war es, dass die ‚Neue Freie Presse‘ der irrigen Nachricht Aufnahme gewährte, Exner habe auch den Posten des Directors am technologischen Gewerbemuseum niedergelegt. Das Dementi erfolgte alsbald. Es ist auch grausam, Herrn Exner zuzumuthen, dass er sich von einer

Anstalt trenne, die er so sehr liebt, dass er ihr (im Katalog der Weltausstellung) den Rang einer Hochschule verschafft hat. Aber allzulang wird der Bund zwischen Herrn Exner und dem technologischen Gewerbemuseum — er ist illegitim, denn die Fachleute haben sich hartnäckig geweigert, ihn einzusegnen — ja doch nicht mehr dauern können. Wenn Herr Exner, dessen neuer Ruhestand als Professor durch so viele Anforderungen an seine Thätigkeit gestört wird, sich entschlösse, nach Beendigung der Weltausstellung sich wirklich Ruhe zu gönnen, niemand könnte es ihm verargen. Und wie gut ließe sich's auf den Lorbeeren ruhen, die er sich in Paris geholt hat! Wenn Herr Servaes am 18. August den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' erzählte, dass dort die Gesammtleitung der Installation »in den erfahrenen Händen des Generalcommissärs Sectionschefs Exner so segensreich zusammenlief«, so ist das allerdings eine Uebertreibung, die sich nur aus dem Wunsche der ‚Neuen Freien Presse' erklärt, Herrn Exner, der ihr wegen der letzten falschen Nachricht noch zürnte, zu versöhnen. Aber Herrn Exner bleibt noch genug verdienten Ruhmes. Und wer will von einem Mann, der doch lediglich einen Repräsentationsposten mit Anstand auszufüllen hat, verlangen, dass er erfahrene und segensreiche Hände habe? Genug, wenn sie nur rein sind . . .

* * *

Welche Version ist die richtige?

Ernst Schneider, der Liebliche, veröffentlicht am 17. August eine pathetische Erklärung wegen seines Sohnes, dessen Schulden er fürder nicht zahlen wolle. Er beklagt, dass die Eltern nicht verhüten können, »dass Kinder durch Verkehr mit stinkenden Juden moralisch geschädigt werden«.

So heißt es im ‚Deutschen Volksblatt'.

In der ‚Deutschen Zeitung' steht statt dessen: »Durch Verkehr mit Angehörigen der jüdischen Race«.

Herr Schneider wird sich vor seinen Wählern zu rechtfertigen haben, ob er selbst der milderen Textierung zugestimmt hat.

* * *

Kritik des Feuilletontheils der ‚Neuen Freien Presse'.

Am 13. d. M. brachte die ‚Neue Freie Presse' ein Feuilleton »Die Hofräthin« von Friedr. Fürsten Wrede in Salzburg. Fürst Wrede hatte kurz zuvor die Arbeit dem ‚Salzburger Tagblatt' gesandt und im Briefkasten der Redaction die folgende Antwort erhalten: »Recht nett, aber für ein Tagesjournal doch zu unbedeutend.«

*

In der ‚Neuen Freien Presse' vom 5. August bespricht ein Herr Bömly ein neuerschienenes Aphorismenbuch und gibt seiner Abneigung gegen die berufsmäßigen Aphoristen in den folgenden Sätzen Ausdruck: »Dass ich es nur gestehe, insbesondere unsere lieben ‚Fliegenden Blätter' haben in mir und wohl vielen Anderen solche bange Ahnungen in Bezug auf Prosasentenzen erzeugt; denn ängstlich, wie wir in jeder neuen Nummer nach einem Oberländer suchen, suchen wir auch — nur in entgegengesetzter Absicht — nach derjenigen Kategorie von Beiträgen, die wegen ihrer peinigenden Wirkung auf den damit in Berührung Kommenden als »Splitter« bezeichnet werden. Da ist ein Herr — doch nomina sunt odiosa, und der betreffende Namen schwebt meinen Lesern und Leserinnen schon auf der Zunge.« Schon am nächsten Tage nämlich. Denn am 6. August brachte die ‚Neue Freie Presse' wieder eines jener Montag-Feuilletons von — Albert Roderich, die ihre peinigende Wirkung auf die damit in Berührung kommenden Leser und Leserinnen auch nicht verfehlen....

* *
*

Villa Bahr.

Sie scheint noch nicht ausgebaut zu sein, da noch immer Animier-Feuilletons für Architekten, Decorateure und Bauhandwerker erscheinen. Zahlreiche Professionisten sollen bereits erklärt haben, dass sie das ewige Feuilletonlesen satt haben und demnächst ihre Rechnung präsentieren werden. Indessen zwingt Herr Bahr

die Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt' zum Interesse für den fortschreitenden Bau, und sogar die Abonnenten des ‚Pester Lloyd' sind dank der freundlichen Vermittlung des Herrn Hevesi über jede Phase der Entwicklung, die die Dinge in Ober-St. Veit nehmen, genau unterrichtet. Herr Hevesi hat der »Villa Bahr« jüngst einen ganzen Artikel gewidmet, in dem er jedem Zimmer nachrühmt, dass es »sich kundgibt, als was es ist«, und von einer »heiteren Symbolik der bezüglichen Gemüthszustände« spricht. Von Herrn Bahr sagt Hevesi in dem ihm neuestens eigenthümlichen Deutsch, er scheine jetzt nicht mehr abgeneigt, »die Saiten der Gesetztheit aufzuziehen«. Herr Hevesi, dieser Schäker, will damit jedenfalls andeuten, dass das innerste Wesen Bahrs voraussichtlich in den Sesseln seines Hauses zum Ausdruck gelangen werde. Er scheint die Verhältnisse in Ober-St. Veit gründlich zu kennen, denn er plaudert gleich zu Beginn seines Feuilletons aus, »zu Häupten Bahrs stehe ein größeres Sommer- und Winterlandhaus: das gehört dem Director Bukovics . . .« Damit den Leuten in Budapest aber vollends der Mund wässert, schildert Herr Hevesi nicht nur die Intérieurs der Bahr'schen Villa, sondern ruft auch pathetisch aus: »Bahr will sich ein Automobil anschaffen«. Solch eine Nachricht pflegt sonst telegraphiert und nicht feuilletonistisch verwertet zu werden. Warum aber will sich Bahr ein Automobil anschaffen? Die Erklärung ist einfacher als das Deutsch, in dem sie Herr Hevesi vorbringt: Zu Bahrs Villa steigt eine schmale, ländliche Gartengasse hinan, »in einspännerwidriger Steilheit«. Es ist also alle Aussicht vorhanden, dass wir demnächst schon im ‚Neuen Wiener Tagblatt' Feuilletons über die reine oder dionysische Schönheit der aus der Leesdorfer Fabrik hervorgegangenen Automobile lesen werden. Sonst fehlt Herrn Bahr nicht mehr allzuviel zu seinem Glück. »Der geniale Olbrich« ist mit seiner Arbeit fast fertig, und der Polykrates von Ober-St. Veit kann bereits auf seines Daches Zinnen den Besuch des Herrn Hevesi empfangen und ihm zurufen: Gestehe im ‚Fremdenblatt' und im ‚Pester Lloyd', dass ich glücklich bin . . .

* * *

»Der Vogel, dem — um den trivialen Vergleich weiterzuführen — das Schicksal heute, wie jener römische Consul den heiligen Hühnern, die zwar, um weiter zu leben, der Sättigung bedurften, aber nicht fressen, d. h. das zum Sattwerden und Weiterleben Nothwendige nicht thun wollten — nach modernster Ausdrucksweise — den Revolver auf die Brust setzt, ist ein Phönix. Eigentlich sollten wir sagen: der Phönix; weil diesem aber, sofern er das einzige Exemplar seiner Gattung sein soll, das Vermögen steter Selbstverjüngung eignen muss, was in unserem Fall erst noch, oder erst wieder, noch besser ausgedrückt: wieder einmal zu erweisen steht — nämlich der Phönix der sogenannten christlich-abendländischen Cultur, die einzigartig und bis jetzt nach Wesen und Formen die höchste aller Culturen auf der Erde gewesen ist.«

Diese Wortfolge ist dem am 10. August erschienenen Leitartikel eines Blattes entnommen, das sich ‚Deutsche Zeitung‘ nennt.

* * *

Die Strafe Bresci's.

»Das Urtheil wird sicher auf lebenslängliches Zuchthaus, verschärft durch zehnjährige Einzelhaft, lauten .... Sehr selten überstehen die Verbrecher diese Strafe.« (‚Neue Freie Presse‘, Abendblatt vom 8. August.)

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herrn Polizeipräsidenten Habrda. Sie haben also wirklich Herrn Milan Obrenowitsch für seinen Wiener Aufenthalt einen Detectiv beigestellt? Das finde ich recht merkwürdig. Herr Obrenowitsch ist ein Privatmann, der erst dann eine Behörde zu interessieren hat, wenn er etwas anstellt. Oder ist der polizeiliche Schutz in diesem Falle den Personen zugedacht, die mit Milan in Berührung kommen? Dies wäre in der Ordnung. Wer aber schützt den Detectiv vor Milan? Vor drei Jahren war's ja dieselbe Geschichte. Auch damals hat es Herr Goluchowski durchzusetzen verstanden, dass Milan einen Detectiv bekam, der ihn sogar bis Karlsbad begleitete. Auch der Fürst Ferdinand von

Bulgarien bekam — er ist immerhin ein »gekröntes Haupt« — einen »Vertrauten« zugesellt. Eines Tages, da die Cur der beiden Herrschaften vom Balkan beendet und die Abreise festgesetzt war, trafen einander die beiden Detectivs beim Sprudel. »Was hast Du vom Ferdinand bekommen?« »Hundert Gulden. Und Du vom Milan?« »Nichts. Froh bin ich, dass er mich nicht angepumpt hat!« — — Herr Präsident, schützen Sie Ihre Detectivs, die oft Weib und Kind zu ernähren haben! Nein, dieser König ist von keinem Anarchisten bedroht. Selbst ein ernstgemeintes Attentat verfehlt seinen Zweck, wenn es schlagfertig mit einer noch ernster gemeinten Bitte um ein Darlehen beantwortet wird. Im äußersten Falle nimmt Herr Milan mit dem Dolch des Attentäters vorlieb . . . Also keinen Detectiv mehr, wenn ich bitten darf!

Diplomat. Sie wünschen nähere Details über die wirtschaftliche Krise, die Serbien unter dem Regime Gjorgjevic-Petrovic beschieden war? Verschaffen Sie sich die Belgrader Blätter aus jener Zeit, die von der Verzweiflung, die sich der gesammten Handels- und Gewerbewelt Serbiens bemächtigt hatte, zu erzählen wissen. Einem Specereienhändler, dessen Geschäft nicht mehr als 300 Francs wert ist und der bis dahin 105 Francs Steuer zahlte, wurde eine Steuer von 870 Francs vorgeschrieben. Nicht minder schlimm gieng's den großen Firmen. So wurde den Firmen Messarovic und Pavlovic die bisherige Steuer von 10.000 Francs auf 79.669 Francs erhöht, P. J. Jovanovic von 6500 Francs auf 50.977 Francs, Gyukanovic und Co. von 6600 Francs auf 42.000 Francs, Policerik und Co. von 6600 Francs auf 38.000 Francs, Tadic und Constantinovic von 2000 auf 15.000 Francs u. s. w. Herr Petrovic, Milans Intimus, weigerte sich, den unheilvollen Erlass zurückzuziehen. Die Zahl der falliten Firmen nahm täglich in erschreckender Weise zu, zahlreiche Geschäftsleute mussten ihre Läden sperren, und die allgemeine Theuerung im ganzen Lande war in rapider Zunahme begriffen. Am ärgsten freilich wurden, wie schon in Nr. 49 erwähnt, jene Handelsleute besteuert, die ihre Waren aus Oesterreich-Ungarn beziehen. Das war Herrn Goluchowski nicht unbekannt, der ja im Ersinnen von Subventionsmöglichkeiten für Milan immer ein gewisses Raffinement bewiesen hat.

Socius. Es war und ist nicht möglich, alle Schmockereien zu übersehen, die die chinesischen Wirren täglich in den Köpfen unserer Journalisten erzeugen. Wir haben es mit geborenen Strategen zu thun und gewahren staunend, wie selbst der kleinste Schmock den Marschallstab im Tornister führt. Aber auch sprachlichem Ungeschmack ist breitester Spielraum geboten, und wenn man das Deutsch prüft, in dem die Kriegsberichte unseres Intelligenzblattes abgefasst sind, möchte man sich schier die Landkarte des gelben Reiches aus lauter gelben Flecken zusammengeflickt vorstellen. Dies soll keine Anspielung auf die freudige Meldung der ‚Neuen Freien Presse‘ sein, dass in China auch Juden leben und zwar, wie sie in gewohnter Uebertreibung hinzusetzt, solche,

die »noch vor Christi Geburt aus Palästina ausgewandert sind« .... Die »6 Todten und 7 Verwundeten«, die die Engländer »verloren« haben, sind neuestens von »17 Gefangenen« abgelöst worden, »welche Hamilton am 2. August gemacht hat.« Wird aber durch die Telegramme das für feinere Sprachkunst empfindliche Ohr befriedigt, so sorgen die Leitartikel für's Gemüth. Welch ein Siegestaumel erfasste die ‚Neue Freie Presse‘, als sie den Verlust eines österreichischen Marinesoldaten vor Taku gegen die jungtschechische Obstruction ausspielen konnte! Sie rühmte den selbstlosen Heldenmuth der Bemannung der Zenta und sagte: »Wie diese hundert Mann sind Millionen bereit, sich dem Feinde entgegenzuwerfen, wenn es sein muss.« Sie haben ganz recht, wenn Sie mich auf diesen Satz besonders aufmerksam machen. Ich sehe ein, dass ich die Herren Bacher und Benedikt bisher gründlich verkannt habe. Diesem enthusiastischen Ausdruck des echtesten, altösterreichischen Patriotismus gab ich mich gefangen. Ich bin mit Ihnen überzeugt, dass eventuell in den ersten Reihen jener wurfbereiten Millionen die Herren Bacher und Benedikt zu finden sein werden, wenn es sein muss. Und wer weiss, welcher der edelsten Menschlichkeit entspringenden, den Heroismus eines Mucius Scaevola weit in den Schatten stellenden Entschlüsse man sich von den Eigenthümern der ‚Neuen Freien Presse‘ noch zu versehen hat? Am Ende werfen sie auch die Millionen, die sie schon verdient haben, dem Feinde entgegen und lassen den Völkern des Vaterlandes den noch ausständigen Betrag des Zeitungsstempels zurück. Wenn es sein muss!

Tourist. Sie schreiben: »Ich lese im Morgenblatt der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 10. August in dem Bericht über die Reise des Eisenbahn-Gesangvereines folgenden Passus: ‚Der Reisemarschall Herr Vymlatil hatte für einen prachtvollen Sonnenuntergang die nöthigen Vorkehrungen getroffen, und das Ereignis trat denn auch in seiner ganzen Herrlichkeit um 7 Uhr 50 Minuten ein‘. Da ich in den nächsten Tagen einen Gebirgsausflug unternehme, möchte ich Sie bitten, mir die genaue Adresse des Herrn Vymlatil mitzutheilen, damit ich mir bei ihm für 4 Uhr 7 Minuten früh einen schönen Sonnenaufgang bestellen kann.« Wenden Sie sich doch direct an die Redaction der ‚Neuen Freien Presse‘!

Neugieriger Leser. Ob die liberale Presse in ihrem Inseratentheile nicht nur »Gelegenheit macht«, sondern auch imstande wäre, für schon vorhandene Gelegenheiten Reclame zu machen? Sicherlich. Das ‚Extrablatt‘ z. B. brachte neulich die folgende nette Geschäftsanzeige: »Die herzlichsten Glückwünsche zum Namensfeste der jungen Frau des Pensionats K . . . . r, 7. Bez., G . . . . gasse Nr. 23, sendet die Pensionatsvorsteherin sammt den 20 Pensionärinnen.« Im ‚Extrablatt‘ waren natürlich die Namen und die besonders wichtige Adresse voll ausgeschrieben. Die saubere Geschäftsanzeige hätte eigentlich auch im

politischen Theil stehen können. Denn das Pensionat, dessen junge Frau ihr Namensfest feiert, hat lange Zeit in der Parteiensprache als eine sogenannte »liberale Lasterhöhle« figuriert, die man den längst entdeckten christlichsocialen und deutschnationalen triumphierend an die Seite stellen konnte. Nun scheint sie seit der Gerichtsverhandlung, die dem liberalen Ortsschulrath Pleban als dem Besitzer des Hauses einen Namen machte, wieder einmal der Reclame zu bedürfen. Und so mussten sich denn die 20 Pensionärinnen aufs Glückwünschen und Inserieren verlegen . . .

Confuser Leser. In ihrem Abendblatt von Donnerstag, 16. August, bringt die ‚Neue Freie Presse' eine Correspondenz, die den Inhalt eines Pariser Briefes der ‚Narodni Listy' mittheilt. In jenem Brief hieß es, der Abgeordnete Dr. Herold habe bei einem Bankett der Vertreter von Armenonville eine Rede gehalten. Dazu macht die Redaction der ‚Neuen Freien Presse' den höhnischen Zusatz: »Armenonville ist eine Ortschaft von wohlgezählten 200 Einwohnern.« Sonntag, 19. August, veröffentlicht dann die ‚Neue Freie Presse' ein Schreiben aus Paris, worin es heißt: »Nicht genug daran, lassen sich jetzt die ‚Narodni Listy' noch einen Bären aus Armenonville aufbinden. Der Pavillon d'Armenonville ist ein Café und Restaurant im Bois.« Und die ‚Neue Freie Presse' merkt gar nicht, dass sie sich selbst den Bären aufgebunden hat.

Herrn W. Fred. Sie verlangten in Nr. 49 eine Richtigstellung der Behauptung, dass Sie vor Ihrer thatkräftigen Förderung des österreichischen Kunstgewerbes am Wasa-Gymnasium nichts taugen wollten. Ich that Ihnen den Gefallen und nannte das Josephstädter Gymnasium als jene Stätte, an der Sie Ihr Studium nicht absolviert haben. Nun erfahre ich, dass ich auch mit meiner ursprünglichen Bemerkung Recht hatte und Ihnen hereingefallen bin. Ihr kategorisches: »Ich habe nie das Wasa-Gymnasium besucht« war nämlich keine Berichtigung, sondern eine Bestätigung des von mir Gesagten; nur dass ich schonungsvoll andeuten wollte, Sie hätten selten das Wasa-Gymnasium besucht. Inzwischen theilte man mir mit, dass Sie thatsächlich an dieser Anstalt durch mehrere Jahre das Schulgeld erlegt haben, jene kleine Summe, die Ihnen kurz darauf in Form einer staatlichen Subvention zur Förderung des heimischen Kunstgewerbes von Herrn Hofrath Scala ersetzt wurde. Haben Sie also scherzhaft übertrieben oder mich angelogen? In jedem Fall gehören Sie nicht in die ‚Fackel', sondern ins Classenbuch. Setzen Sie sich!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 51 Wien, Ende August 1900 II. Jahr



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K	7.—
» » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		»	8.20
» » » » » halbjährig, »		»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., **Bauernmarkt 3.**
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: $^1/_1$ Seite K 70.—, $^1/_2$ Seite K 36.—, $^1/_4$ Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

NR. 51 WIEN, ENDE AUGUST 1900 II. JAHR

Vor dem Kreisgerichte in Reichenberg hatte sich neulich Einer wegen Majestätsbeleidigung zu verantworten, weil er im Theater während einer Huldigung für den Monarchen in seiner Loge sitzen geblieben war. Der Mann wurde freigesprochen. Dass er angeklagt werden konnte, mag manchen beunruhigen, der es bisher nicht für möglich gehalten hätte, die capriciöse Dame Themis könnte sich so weit vergessen, über die Binde hinüber zu den Mächtigen dieses Staates zu blinzeln. Erst jüngst hat man dem Geburtsfest des Kaisers übel genug präludiert, da man zehn Tage vor dem 18. August urbi et orbi verkündete, der Kaiser sei in einer Versammlung beleidigt worden, und den tschechischen Redner zu sechs Monaten schweren Kerkers verdonnerte. »Nichts macht«, sagt Montesquieu, »das Verbrechen der beleidigten Majestät willkürlicher, als wenn unbedachtsame Reden den Stoff dazu hergeben. Die Gespräche können auf so vielerlei Art ausgelegt werden, Indiscretion und Bosheit sind so sehr von einander verschieden, und die Ausdrücke, deren sich beide bedienen, dagegen so wenig . . .« Und wenn vollends in Oesterreich ein deutscher Polizeicommissär einen tschechischen Versammlungsredner anzeigt, so kommt noch eine Art der Möglichkeit missverständlicher Auslegung und noch einiges andere hinzu . . . Die Kaiser Theodosius, Arkadius und Honorius schrieben dem Praefectus praetorii: »Redet Jemand übel von unserer Person oder von unserer Regierung, so wollen wir ihn nicht bestrafen. That er es aus Leichtsinn, so muss

man ihn verachten; that er es aus Thorheit, so muss man ihn beklagen; ist es eine böswillige Beleidigung, so muss man ihm verzeihen. Du hast also die Dinge in ihrem Zusammenhange zu unserer Kenntnis zu bringen, damit wir die Worte nach den Personen beurtheilen und wohl erwägen, ob wir sie dem Gerichte unterwerfen oder sie nicht achten dürfen.« Von diesem Standpunkt, der es dem Monarchen vorbehält, die Ehrenbeleidigungsklage anzustrengen, zu der bei uns üblichen Auslegung des § 63 ist ein weiter Weg. Neuestens scheinen in unseren Landen reichsdeutsche Einflüsse die Härte des Majestätsbeleidigungsparagraphen fühlbarer zu machen. Auch im Nachbarstaate war's freilich nicht immer so, aber die prächtige Nonchalance des Preussenherrschers, die ihren Ausdruck in dem Dictum fand: »Kann mich nicht beleidigen!«, hat längst einer zwar nicht minder persönlichen, aber ungleich strengeren Auffassung Platz gemacht, und die reichsdeutsche Rede- und Pressfreiheit wird heute von dem Temperament einer Majestät reguliert, die sich jeder einzelnen Beleidigung gegenüber als »Privatbetheiligten« fühlt. Würden nicht im heutigen Berlin byzantinische Gaffer freiwillig dies Amt übernehmen, Wilhelm II. ließe sich bei einer Spazierfahrt wohl die Mühe nicht verdrießen, respectlose Passanten persönlich an die Pflicht des Grußes zu erinnern. Und die deutschen Gerichte pflegen in solchen Fällen nicht säumig zu sein.

Reichenberg liegt hart an der deutschen Grenze. Es mag unpatriotische Politiker beherbergen, die hinüberschielen; seine Gerichtsbarkeit hat sich aus Patriotismus reichsdeutschen Sitten anbequemt. Hierzulande ist es meines Wissens die erste Majestätsbeleidigung, die durch stumme Nichtbetheiligung an einer Ovation begangen sein sollte. Man denke den Sinn dieser Anklage nur aus. Einer hat den Kaiser beleidigt, weil er im Theater von seinem Sitzplatz nicht aufgestanden ist. Einer hat sich eines Verbrechens, das nach dem Gesetze mit einer Strafe bis zu fünf

Jahren schweren Kerkers belegt wird, schuldig gemacht, weil er einfach gar nichts gethan hat. Ja doch. Eine Geschmacklosigkeit hat er begangen, vielleicht sogar eine Taktlosigkeit. Er war so unhöflich, in größerer Gesellschaft sich nicht so zu betragen, wie sich augenfällig die Anderen betragen haben. Das ist gewiss nicht nett von dem Herrn. Aber ein Verbrechen, für das der Staatsanwalt eine mit Fasttagen verschärfte Strafe beantragen musste, ist's sicherlich nicht. Kein Paragraph im Strafgesetzbuch enthält eine Bestimmung gegen Manierlosigkeit, und den Schutz der Gesellschaft gegen sie hat der Gesetzgeber wohlweislich der Gesellschaft selbst überlassen. Es scheint mir umso nothwendiger, dies alles zu sagen, als der Reichenberger Staatsanwalt hartnäckig anderer Ansicht ist und gegen den juristisch wohlbegründeten Freispruch eines Manierlosen die Nichtigkeitsbeschwerde angemeldet hat. Das Kreisgericht hat es abgelehnt, durch eine einmalige Erweiterung des Geltungsgebietes des § 63 ein bedenkliches Präjudiz zu schaffen, und die österreichische Justiz wird sich hüten, auf die ihr zugemuthete Vermehrung ihrer Arbeit einzugehen. Unsere Gerichte haben mit der Ahndung von Religionsstörungen, die nicht verübt wurden, gerade genug zu thun, um sich jetzt nicht auch mit Ehrfurchtsverletzungen, die nicht begangen wurden, zu befassen. Ob es die Staatsgewalt in stillen Stunden nicht bereut, dass sie der Geistlichkeit so oft freiwillig Messnerdienste geleistet hat? Reue spricht ja aus dem Missverhältnis zwischen dem Thatbestand der »Religionsstörung«, deren ein Spaziergänger angeklagt ist, weil er einen Geistlichen »in Ausübung seines Amtes« nicht gegrüßt hat, und den drei Tagen Arrest, die er dafür erhält. Welch schamhaftes Zugeständnis an eine Macht, die sich nun einmal mit der Herrschaft über die Köpfe nicht begnügen will und auch auf die Hüte Wert legt! Wenn die liberale Presse mit ihren eklen Jeremiaden über die »Staatsgrundgesetze« nicht immer dazwischenführe, der Clerus hätte gewiss

auch auf diese kleinen Gefälligkeiten längst verzichtet. Die Beachtung, die das Strafgericht den Schützlingen der liberalen Presse schenkt, die vor einem Priester auf dem Versehgang nicht den Hut gezogen haben, ist schließlich noch immer nicht so tadelnswert wie die Nichtbeachtung, die das Strafgericht den Schutzpatronen der liberalen Presse schenkt, die ihren Nebenmenschen die Geldbörse gezogen haben.

Es ist gewiss schlimm, dass der Staatsbürger, der nach dem Gesetz zu einer religiösen Handlung nicht gezwungen werden kann, im Arrest darüber nachdenken muss, dass er sie doch lieber hätte begehen sollen. Aber die Strafe, die nach der Meinung des Reichenberger Staatsanwalts auf ungefühlten Patriotismus entfallen müsste, ist eine ungleich höhere. Die österreichischen Gerichte werden darum gut thun, in solchen Fällen von dem äußersten Milderungsrechte — Unzurechnungsfähigkeit des Staatsanwaltes — Gebrauch zu machen und den Angeklagten freizusprechen. In Reichenberg hat bloß der Ankläger eine Majestätsbeleidigung begangen. Er wollte aus der Bequemlichkeit eines Logeninsassen ein crimen laesae majestatis machen und hat es zuwegegebracht, dass man in Oesterreich fortan an keine »spontane Ovation« mehr glauben und Loyalität als Furcht vor dem § 63 definieren wird.



Herr Chlumecky hat kürzlich in Aussee seinen alten Freund, Herrn Schmock von der ‚Neuen Freien Presse‘ empfangen. Da geriethen denn die beiden »Staatsmänner«, der Südbahnpräsident und der Schmock, in ein »zwanglos geführtes und über die verschiedensten Gegenstände sich

verbreitendes Gespräch«: das Wetter, China, die letzten Unfälle auf der Südbahn — Excellenz fühlte nach ihrer Brieftasche —, endlich »die Lage«. Der Schmock gestand, dass er vergebens über »die Lage« nachdenke; ihm wolle nichts einfallen, und er fürchte, es werde ihm wie seinem humoristischen Collegen St—g ergehen, der mit der Mission beauftragt, in Ischl darüber nachzudenken, was ein Kogel sei, schließlich melden musste, dass er es nicht wisse. »Was meinen Excellenz, wird das Parlament im Herbst arbeiten?« »Schwer zu sagen, lieber Doctor; ja, wenn die Tschechen nicht wären!« »Excellenz glauben, dass das Parlament nicht arbeiten wird? Da muss man es also wieder wegschicken? Oder gar nicht einberufen?« »Oder auflösen, lieber Doctor; Eines von diesen Dreien.« »Ja, wenn aber auch das neue Parlament nicht arbeiten will, dann müsste man es auch auflösen? Und immer so weiter; und schließlich?« »Schließlich hört eben die Obstruction einmal auf.« »Und wenn sie nicht aufhört?« »Im Vertrauen, lieber Doctor, ich weiß selbst nichts Gewisses; ich kann nur rathen. . . .«

Der Interviewer fuhr zufrieden nach Wien und meldete der ‚Neuen Freien Presse‘, Herr Chlumecky rathe, dass man das Abgeordnetenhaus immer wieder auflösen solle, bis die Obstruction beendet sei. Das aber war ein »bedauerliches Missverständnis«. Denn Herr Chlumecky hatte gar keinen Rath gegeben, sondern bloß eine Vermuthung ausgesprochen, und diese nur im Vertrauen auf die bekannte Discretion des Redacteurs der ‚Neuen Freien Presse‘, die so zuverlässig ist, dass der Mann gleichzeitig Mitarbeiter der ‚Narodni Listy‘ sein darf, ohne dass man befürchten müsste, er werde dort deutschliberale Geheimnisse ausplaudern. Außer dem Missverständnisse lag aber auch eine Taktlosigkeit vor; der Interviewer hatte nämlich das Gespräch aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und brachte so einen »Führer der Deutschen« in den Verdacht, als ob er sich der

Wendungen eines Reporters ungarischer Herkunft bediene. Diese Taktlosigkeit hatte böse Folgen. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ griff am nächsten Tage (20 August) einen der gewundenen Sätze heraus und erklärte Herrn Chlumecky, der ihn gesprochen haben sollte, für einen »politischen Esel« und überdies für einen Analphabeten, dem sie nun mit A und B nachwies, wie er seine Gedanken richtig hätte ausdrücken müssen. Schließlich erklärte sie mitleidsvoll, »der arme Mensch« sei »schon ganz altersschwach.«

Als die Redacteure der ‚Neuen Freien Presse‘ diese kräftige Kritik lasen, befiel sie Reue und Schrecken. Was würde der Südbahnpräsident dazu sagen, dass die ‚Neue Freie Presse‘ ihn als Staatsmann und Deutschen so bloßgestellt hatte! Da hieß es gut machen, was noch gut zu machen war. Am nächsten Morgen erschien eine Abbitte, in der für die Veröffentlichung eines vertraulichen Gespräches Entschuldigung erbeten und reuig alle stilistischen Ungeheuerlichkeiten in dem Interview dem Reporter zur Last gelegt wurden. »Da das Gespräch von unserem Mitarbeiter aus dem Gedächtnis wiedergegeben wurde«, hieß es, »so ist es auch erklärlich, dass er an einzelnen Stellen Worte gebraucht hat, welche der Staatsmann nicht angewendet hatte, und dass dadurch manche .... Gedanken anders nüanciert erscheinen als sie in der Unterredung ausgedrückt wurden«. Zum Schlusse bat die ‚Neue Freie Presse‘, aus dem Gespräch »keine falschen Folgerungen«, nämlich nicht den Schluss zu ziehen, dass von Herrn Chlumecky das Sprichwort gelte: Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist. Damit aber kein Zweifel bestehe, dass das Deutsch des Interviews wirklich das des Schmocks und nicht Chlumeckys Sprache war, musste Schmock selbst auch die Berichtigung verfassen, die denn mit der Bemerkung begann, dass »dieses Gespräch durch ein bedauerliches Missverständnis unseres Mitarbeiters, welcher es hatte, als ein solches angesehen wurde,

welches zur Veröffentlichung bestimmt sei, während es von Seiten des sprechend eingeführten Staatsmannes als ein vertrauliches betrachtet wurde«.

* * *

Die Semestralbilanz der Creditanstalt ist erschienen, und ihre Resultate sind, wie die befreundete Presse einmüthig feststellte, weit günstiger, als man in Börsenkreisen erwartet hatte. Und doch sind seither Creditactien beträchtlich gefallen. Wem misstraut also die Börse, ihrer Presse oder der Creditanstalt? Beiden — und mit Recht.

Fast drei Jahre sind verflossen, seit in der Führung der Geschäfte der Creditanstalt ein Umschwung eintrat. Herr Mauthner, der bis dahin im Rufe gestanden hatte, der anständigste Mann unter den Wiener Bankdirectoren zu sein, nur leider etwas zu beschränkt, um ein so großes Institut zu leiten, bekam ehrgeizige Gelüste; er wollte zeigen, dass er auch nicht ohne Unternehmungsgeist sei. Herr Wittgenstein, damals Verwaltungsrath der Creditanstalt, wies diesem Unternehmungsgeist die Bahnen, und das große Creditinstitut gieng mit Erfolg unter die Jobber: eine Speculation mit zehntausenden von Alpinen-Montanactien warf einen netten Profit ab. Aber so zufrieden sich auch die große Menge der Actionäre zeigte, da und dort wurden doch Stimmen laut, die davor warnten, die Creditanstalt zu einer Spielbank mit aller Unsicherheit der Chancen einer solchen zu erniedrigen; und als Herr Wittgenstein aus dem Verwaltungsrath geschieden war, mochten Herrn Mauthner wohl auch Zweifel überkommen, ob in Hinkunft den Speculationen seiner Bank das Glück treu bleiben werde. Da beschloss er denn, sich der Industrie zuzuwenden. Länderbank, Bankverein und die Bodencreditanstalt, die durch Taussig den Aufgaben eines Crédit foncier mehr und mehr entfremdet wird, waren auf diesem Wege vor-

angegangen. Und das kleine Unglück, das dabei Herrn Taussig passiert war — man muss billigerweise zugestehen, dass der geriebene Jobber bei der Waffenfabrik durch seine Unwissenheit auf industriellem Gebiet hineingefallen ist —, schreckte den ehrgeizigen Mauthner nicht, stachelte ihn vielmehr an, durch Erfolge in der Industrie Herrn Taussig zu schlagen und sich so zum ersten Bankdirector Wiens emporzuschwingen. Aber zu den neuen Unternehmungen brauchte die Creditanstalt Geld. Deshalb ward die famose Capitalsvermehrung durchgeführt. Und da sie neben 20 Millionen neuen Capitals einen Agiogewinn von 20 Millionen brachte, so mussten die Erträgnisse der Creditanstalt, die 20 Millionen mehr zu verzinsen hatte, dafür aber die Passivzinsen für 40 Millionen ersparte, bei vernünftiger Verwendung der Gelder beträchtlich steigen.

Heute aber weiß man: Die Creditanstalt hat die Skoda-Werke auf Grund der Erträgnisse ihrer besten Jahre in eine Actiengesellschaft verwandelt, und seither ist die Eisenkrise eingetreten. Ein beträchtlicher Verlust aus diesem Geschäft ist gewiss, wenn auch die jüngste Bilanz davon noch nicht Notiz nehmen konnte. Aber in dieser Bilanz ist in recht eigenartiger Weise das Ergebnis zweier anderen Geschäfte, der Emissionen der Actien der Hirtenberger Patronenfabrik und der Stölzle'schen Glasfabrik, verrechnet. Die Creditanstalt trägt nämlich einen Coursgewinn von rund 800.000 Kronen an den gegenwärtig in ihrem Besitz befindlichen Actien beider Unternehmungen vor. Ich will versuchen, dem Laien die Bedeutung dieses Postens zu erklären. Die Creditanstalt hat die Actien der Hirtenberger Patronenfabrik und der Stölzle'schen Glasfabrik mit hohem Agio emittiert. Dabei wurden natürlich große Betheiligungen gewährt, d. h. einer Anzahl von Personen — zum guten Theil Börsenjournalisten — das Recht eingeräumt, die Actien al pari zu beziehen. Kurze Zeit nach der Emission begannen die Einge-

weihten an der Berechtigung des Emissionscourses zu zweifeln. Sobald als thunlich suchten also die Betheiligten, ehe noch der Cours allzusehr fiele, ihre Actien zu verkaufen. Aber auch die wirklichen Besitzer wurden bedenklich und gedachten, ihres Besitzes, wenn auch mit Verlust, sich zu entledigen. Nun hatte die Creditanstalt nur einen kleinen Theil der Actien zu dem hohen Emissionscours wirklich anbringen können. Wenn aber jetzt infolge der Verkäufe der Cours sank, war jede Aussicht, die übrigen Actien losschlagen zu können, geschwunden. So trat denn die Creditanstalt als Käuferin der eben emittierten Actien auf und »hielt« den Cours; sie zahlte also den wirklichen Besitzern den Preis, den sie vor kurzem erhalten hatte, zurück, sie zahlte aber außerdem den Betheiligten, denen sie ihre Actien zum Emissionscours abnahm und gleichzeitig al pari liefern musste, die Differenz aus eigener Tasche. Die Creditanstalt hat folglich an den reellen Käufern nichts verdient, an den Betheiligten bares Geld verloren. Nun liegen tausende von Hirtenberger Patronenfabriks- und Stölzle'schen Glasfabriks-Actien in ihren Kassen. Der Courszettel aber verzeichnet unverändert günstige Course für beide Actien, und wenn sich Leute fänden, die zu diesen Coursen die Actien beziehen wollten, würde die Creditanstalt 800.000 Kronen verdienen. Sie trägt daher diese Summe als nicht realisierten Gewinn vor. Nun begreift aber ein Kinderverstand, dass nichts leichter wäre, als auf solche Weise einen beliebig hohen Emissionscours festzusetzen und zu erhalten. Das Emissionsinstitut würde zwar beim Actienrückkauf um so größere Summen verlieren, je höher das Agio ist; aber es könnte andrerseits einen desto größeren fictiven Coursgewinn vortragen. Wer in unterhaltlicher Weise Belehrung über dieses Verfahren sucht, wird sie in den treffenden Darlegungen Zolas in L'Argent finden. Was die Creditanstalt gethan hat, ist eine der häufigsten, aber auch bedenklichsten Formen des Gründungsschwindels.

Der Coursrückgang, der nach der Veröffentlichung der Bilanz in Creditactien eingetreten ist, scheint mir zu beweisen, dass unsere Financiers den Schwindel durchschaut haben und dass die Vertuschungsversuche der betheiligten Börsenjournalisten erfolglos geblieben sind. Was aber mag wohl die Leitung der Creditanstalt veranlasst haben, gerade jetzt eine möglichst schöne, die Erwartungen der Börse übertreffende Bilanz herzustellen? Man muss vermuthen, dass den Directoren der Creditanstalt daran gelegen ist, eine Hausse in Creditactien zu erzielen. Und diese Vermuthung wird zur Gewissheit, wenn man sich der Abmachungen erinnert, durch die die Affaire Schossberger beigelegt wurde. Gemeinsam mit der ungarischen Creditbank und der Bodencreditanstalt hat die Creditanstalt die Engagements des Ofen-Pester Börsenspielers, unter denen sich fast 60.000 Creditactien befinden, übernommen. Diese Actien müssen nun verkauft werden. Die Banken aber haben sich für ihre Mühewaltung keine Provision, sondern einen Gewinnantheil bedungen. So speculiert also die Creditanstalt in ihren eigenen Actien à la hausse, um den Gewinnantheil thunlichst zu erhöhen. Die Aufsichtsbehörde aber, die die Bilanzen zu prüfen und darüber zu wachen hat, dass eine Actienunternehmung nicht in den eigenen Actien speculiere, nickt stummen Beifall. Und doch scheint sich Herr Mauthner unbehaglich zu fühlen, ja der »wissende« Herzog von der ‚Montags-Revue' hält ihn bereits für ernstlich krank. Sollte die Creditanstalt zu allen anderen Verlusten nächstens auch noch den ihres Generaldirectors zu fürchten haben? Ich kann es nicht recht glauben; Rothschild und die anderen Gründer werden sich jetzt für das Millionengeschenk dankbar zu zeigen haben, und diesen Herren ist schon Schwereres gelungen, als einen stürzenden Director zu halten. +

* * *

Unter den Actiengesellschaften, die dem Kaiser zum siebzigsten Geburtstag huldigten, hat sich die Teppichfirma Philipp Haas & Söhne besonders hervorgethan. Staunend bewunderten die Gaffer die „secessionistische Beleuchtung“ des Palais auf dem Stock-im-Eisenplatz, und aus dem leisen Stich ins Zionistische ersahen die Kenner, dass hier des Architecten Marmorek Künstlerhand am Werk gewesen war. Die Zeitungen haben denn auch Geschmack und Patriotismus der Firma gebürend gewürdigt — nach dem Inseratentarif. Einer Reclamenotiz, die der leitende Director in einer liberalen Redaction bestellt hatte, ward überall bereitwillig Raum gewährt. Sorgfältig wie das Beleuchtungsarrangement war auch diese Notiz ausgearbeitet. Eine erste Fassung, die in einer anderen Redaction hergestellt war, hatte der scharf prüfende Director zwar bezahlt, aber wegen stilistischer Mängel verworfen.

Nun aber wendet sich ein Besitzer von Actien der »Teppich- und Möbelstoff-Fabriken vormals Philipp Haas & Söhne« an mich mit der Frage, ob die Zeitungen, die damals für Geld von der Gesellschaft sprachen, auch sonst Geld erhalten, wenn sie von ihr schweigen. Denn eigentlich, meint der Inhaber dieser Actien, die neuestens zu Antheilscheinen auf Patriotismus geworden sind, gebe es hinlänglich, wenn auch minder freudigen Anlass, von der Teppichfirma Haas zu reden. Die Actien der Gesellschaft, die meist kleinen Leuten, nicht Spielern — es sind Inhaberpapiere — gehören, lauten auf 100 Gulden Gold, das sind 120 Gulden ö. W; der Reservefonds betrug nach dem letzten Ausweis 800 000 Gulden, also 20 Gulden per Actie. Aber schon im vorigen Jahre war der Cours auf 53 Gulden gesunken. Seither hat der Hauptcassier und Procurist Hanns Hödel sich entleibt, und man erfuhr, dass er das Unternehmen um mehr als 100.000 Gulden, mehr als den letzten Jahresertrag, betrogen habe. Heute sind die Actien 34 Gulden wert. Von 140 Gulden (Einzahlung und Reservefonds) sind also 106 Gulden

per Actie, oder für die 40.000 Actien nicht weniger als 4,240.000 Gulden verloren. Der Actionär erzählt mir, er habe sich, als Hödels Defraudationen bekannt wurden und der Cours neuerlich fiel, an den Verwaltungsrath mit der Bitte gewendet, ihn über die Lage des Unternehmens aufzuklären. Bis zum heutigen Tage hat er keine Antwort erhalten. Sollte es also nicht Pflicht der Zeitungen sein, fragt er, sich auch nach dem 18. August mit der Firma Haas zu beschäftigen? Freilich müsste man dabei auch des Bankvereins, der die Umwandlung in eine Actiengesellschaft seinerzeit durchgeführt hat, ehrenvolle Erwähnung thun. Und da liefen die Zeitungen Gefahr, die Bescheidenheit des Herrn Moriz Bauer zu verletzen, dessen Verdienste an diesem wie den meisten anderen Geschäften des Wiener Bankvereins bisher im Stillen geblieben sind.

* * *

Feiertag auf der Südbahn.

15. August. Verkehr infolge des heftigen Regens ein so minimaler, dass es aller Anstrengung des Personals bedarf, um die gewohnte Schlamperei in vollem Maße aufrecht zu erhalten. Ein Passagier schreibt mir: »Ich machte in Gesellschaft einer Verwandten einen Ausflug zu Rade. In Laxenburg vom Regen überrascht, entschlossen wir uns zur Heimfahrt per Bahn. Unser Zug gieng um 4 Uhr 54 Min. von Laxenburg ab. Die Räder wurden ordnungsgemäß aufgegeben und nach Meidling, unserer Aussteigstation, dirigiert. In Mödling, wo wir umsteigen mussten, stand ein ganz leerer Train, der die spärlichen Passagiere und das noch spärlichere Reisegepäck nach Wien zu befördern hatte. Bis auf die Haut durchnässt, glaubten wir uns endlich geborgen und schwelgten schon in dem Gedanken, in höchstens $^3/_4$ Stunden frische Kleider anlegen zu können. Unsere Freude sollte nicht allzulange währen. In Meidling angelangt, erfuhr ich, dass unsere Räder zurückgelassen worden seien und mit einem der nachfolgenden Züge expediert würden. Dafür lag allerdings kein zwingender Grund vor, da der Gepäckswagen unseres Zuges fast leer war. Nicht einmal die even-

tuelle Entschuldigung einer zu großen Zeitversäumnis konnte gelten, da doch der Train nahezu 15 Minuten auf einem Nebengeleise des Mödlinger Bahnhofes gestanden war. Freilich ist im Betriebsreglement ein Passus enthalten, demzufolge die Bahnverwaltung nur verpflichtet ist, den Rädertransport nach »Thunlichkeit« vorzunehmen. Aber die Grenze zu bestimmen, wo die Thunlichkeit aufhört und die Nachlässigkeit beginnt, ist der Laie nicht in der Lage. Unsere Leiden waren noch lange nicht zu Ende. Ich wollte nun auf dem Perron die nachfolgenden Züge erwarten, um die Ausladung der Räder zu überwachen, da ja auch diese Manipulation bekanntlich viel zu wünschen übrig lässt, wurde aber von dem diensthabenden Beamten mit jener Energie, zu der sich die Schlamperei manchmal aufrafft, aufmerksam gemacht, dass die Ausfolgung der Reisegüter im Gepäcksraum zu erfolgen hat. Ich trottete gehorsam zwei Treppen auf, zwei Treppen ab, hinüber auf den anderen Perron. Endlich kommt ein Zug von Mödling. Mit Freuden sehe ich Räder ausladen, und die mich begleitende Dame erkennt schon von ferne das ihre. Mit welchen Gefühlen wir auf unsere Räder warteten, können Sie sich beiläufig vorstellen, wenn ich Ihnen wiederhole, dass an unseren Kleidern auch nicht ein Faden trocken war. Die Pointe: Beide Räder waren unter einer Nummer und auf einem Schein eingeschrieben. Während nun das Rad der Dame ordnungsgemäß in Meidling ausgeladen wurde, ließ man das meinige — als wäre es ein Redactionsrad — eine Gratis-Spazierfahrt nach Wien (Südbahnhof) machen. Das Schönste aber war, dass man die Sache als etwas ganz selbstverständliches auffasste. Man scheint daran gewöhnt zu sein. Um halb sechs Uhr waren wir in Meidling angekommen und konnten den Bahnhof glücklich um dreiviertel acht verlassen. Also 2¼ Stunden Zeit geopfert auf dem Altar der Südbahn-Schlamperei. Urkomisch aber waren die Redensarten der Herren Angestellten. Während der Eine mir den menschenfreundlichen Rath gab, meinen Schmerz im nächsten Gasthaus in Alkohol zu betäuben, wollte der diensthabende Beamte mich gar auf die Reise schicken, indem er treuherzig meinte, ich solle doch meinem Rade nach Wien nachfahren. Und als ich meinem Unwillen in Worten Luft machte und zu meiner Begleitung äußerte, ich würde den ganzen Vorfall »in die Zeitung geben«, bekam ich von einem Bediensteten niederen Grades die folgenden originellen und be-

zeichnenden Worte zu hören: »Oh je, da wern's ka' Glück haben. Die Zeitungen nehmen Ihnen nix an. Der Redacteur hat sei' Freikarten und thuat uns net weh.« Sie sehen also, die Corruptions-Clarinette blasen sie bis auf den letzten Mann herunter.«

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Geehrter Herr Kraus! Stellen Sie sich einen Raum von knapp 16 Kubikmeter vor, dessen Fussboden seit Wochen nicht gefegt, dessen Fenster seit Monaten nicht geputzt wurden. Um in diesen Raum zu gelangen, muss man behutsam durch eine enge niedrige Thüre schliefen, will man ihn verlassen, muss man sich hüten, sich an den schmutzigen, russigen Stützen anzuhalten.

Ich spreche nicht etwa von einem Schweinestall; ich entwerfe hier das getreue Bild eines Coupés II. Classe der Südbahn-Localzüge, in dem auf unbequemen, staubigen Sitzen 16 Personen zusammengepfercht sind.

Betritt der Reisende den Wagen, der in der Regel mehrere Stunden vor Abgang des Zuges der Sonnenglut ausgesetzt war, so ist seine erste Aufgabe, alle Fenster aufzureissen und das Coupé zu lüften. Kaum, dass der Zug die Halle verlassen hat, müssen die Fenster schleunigst wieder geschlossen werden, denn der eindringende Rauch macht den Aufenthalt im Wagen unerträglich.

Seit der Steigerung der Kohlenpreise ist die Betriebsleitung der Südbahn ängstlich bemüht, die schlechteste Kohlengattung aufzutreiben, um nur ja nicht die Dividende schmälern zu müssen. Die jetzt verfeuerte Kohle ist schwefelhältig und von so penetrantem Geruch, dass das Einathmen der giftigen Schwaden geradezu lebensgefährlich ist. Die armen Conducteure sind besonders zu bedauern, denn sie können sich dieser Qual nicht entziehen, und täglich beobachte ich, wie das Zugsbegleitungspersonale den Stationsbeamten sein Leid klagt. Die Betriebsdirection kümmert sich wenig darum; sie weiß, wieviel sie dem Wiener Publicum zumuthen darf, und sie findet ihre Rechnung dabei.

Wie aber kommt das reisende Publicum, wie kommen die Conducteure dazu, dem Dividendenhunger Seiner Excellenz »des deutschen Staatsmannes« Chlumecky und seiner Actionäre ihre Gesundheit zu opfern?

Zu dieser Zuschrift hat der Herausgeber nur zu bemerken, dass sich die alte Wahrheit ihm wieder einmal zu bestätigen scheint: Es ist viel leichter, die Südbahn zu verwalten als mit ihr zu fahren. Die Klugheit des Herrn v. Chlumecky zeigt sich besonders darin, dass er viel lieber Verwaltungsrath als Passagier der Südbahn sein will. Man muss dabei nicht einmal an Katastrophen denken, die ja wirklich selbst auf der Strecke Wien—Triest nicht immer passieren. Herr v. Chlumecky will sich uns nicht nur möglichst lange gesund erhalten; er hält auch auf sein schönes Aeußeres, das durch den Kohlenstaub sicherlich leiden würde. Man darf darum auch nicht erwarten, dass Herr v. Chlumecky sich eines Tages, als Angestellter verkleidet, von den Zuständen auf der von ihm geleiteten Bahn überzeugen wird. Zu dem gefahrvollen Amte des Conducteurs taugt er nicht, und als Kuppler dient er schon den politischen Parteien. . . . Sollten die Gerichte endlich einmal sich für die Thätigkeit dieses Mannes zu interessieren beginnen, so rathe ich ihnen, nicht zu weit zu gehen. Es genügt, Herrn v. Chlumecky wegen »fahrlässiger Tödtung«, »Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens« u. dgl. zu belangen. Eine Verurtheilung zu einmaliger Benützung der Südbahnstrecke wäre Justizmord.

* * *

Die kurze Geschichte einer »Jüdischen Volkspartei«

ist in den folgenden Mittheilungen eines Eingeweihten enthalten. Bekanntlich sind die größten Förderer des Antisemitismus gerade jene, die bestrebt sind, ihn zu »bekämpfen«. Die Zionisten freilich, die jüngst wieder einmal durch einen Congress von ihrem Dasein Kunde gaben, sind nicht zu den Bekämpfern der Antisemiten zu zählen, da sie ja die gleichen Ziele, wie diese, verfolgen: nämlich die Befreiung der Völker durch die Auswanderung der Juden nach Palästina. Es ist daher begreiflich, dass sich die Partei der

Zionisten keines großen Anhanges in der besitzenden Judenschaft erfreut. Mit Recht befürchtet diese, dass, je mehr die Schar der Zionisten anwächst und je mehr Geld in der Londoner »Colonialbank« zusammenfließt, desto dringender die Völker die Auswanderung verlangen werden. Da aber die besitzende Judenschaft absolut keine Auswanderungsgelüste verspürt, sich vielmehr in der Gesellschaft der Völker ganz wohl fühlen würde, wenn nur die kleinen Unannehmlichkeiten, die die antisemitischen Anfeindungen mit sich bringen, nicht vorhanden wären, schließt sie sich im guten Glauben an eine »wirksame Bekämpfung« des Antisemitismus den unterschiedlichen, zumeist obscuren Vereinigungen an, die zu jenem Zwecke von Zeit zu Zeit ins Leben gerufen werden. Und auf die Angst des Judenthums vor der Auswanderung speculierend, haben sich Leute gefunden, die sich nicht entblöden, unter Vorspiegelung irgend welcher »politischer Actionen«, unter Verheißung eines jüdischen Nationalismus, der der Uebersiedlung nach Palästina nicht bedürfe, die Juden für dic Zwecke ihres privaten Ehrgeizes zu missbrauchen.

Vor etwa einem Jahre tauchte ein wochenlang vorher mit ekelerregendem Pomp angekündigtes Blatt in Wien auf, das sich die, wie es versicherte, lobenswerte Aufgabe stellte, immer und überall die »jüdischen Interessen zu vertreten« — das ‚Jüdische Volksblatt'. Der Herausgeber des Blattes, Herr Rappaport, ist, soviel bis jetzt festgestellt wurde, nach zweifacher Richtung hin erblich belastet: mit Geld und mit dem nicht zu bezähmenden Drang, ein »berühmter Mann« zu werden. Herr Rappaport kam nun auf die Idee, in Oesterreich autonome jüdische Politik zu »machen«. Und wenn Herrn Rappaport einmal eine Idee kommt, so kann man sicher sein, dass er sie auch sofort verwirklicht, besonders dann, wenn die Idee ihren Ursprung in der großen Langweile hat, die Leute, die weder allzu dumm, noch sonderlich gescheidt sind und deren ganze Thätigkeit im Aufzehren des ihnen von ihren Vorfahren hinterlassenen Capitals besteht, zu plagen pflegt. So kam es, dass Herr Rappaport noch in derselben Woche, in der er den famosen Einfall von der »autonomen jüdischen Politik« hatte, in die Leopoldstadt gieng und den »Jüdischen Volksverein« gründete. Die Kosten, die ihm diese Gründung verursachten, waren für die Größe des Unternehmens ganz geringe,

da sich sofort zehn arme jüdische Agenten fanden, die dem neuen Verein beitraten und feierlichst Herrn Rappaport als ihren Führer anerkannten. Man findet hier merkwürdigerweise die Zehnzahl wieder, die der jüdische Ritus bei gewissen Gebeten vorschreibt, aber ein Kenner vermag eben eine politische Partei von einer sogenannten »Minje« zu unterscheiden. Aus Freude darüber, dass die zehn Agenten so viel Opfermuth und Ausdauer bekundeten, machte sie Herr Rappaport zu »Parteibeamten« mit Monatsgehalten von 30 bis 50 Gulden. So ward vorläufig wenigstens einem Theil des »jüdischen Volkes« geholfen, und Herr Rappaport hatte treue Anhänger. Aber dem politischen Ehrgeiz des Mannes war mit diesem Erfolg nicht genuggethan. Da er außer seinen Parteiangestellten durchaus auch eine Partei haben wollte, entschloss er sich, einen tüchtigen »Agitator« mit guten Platzkenntnissen aufzunehmen. Jacques Holitscher, ein ehemaliger »Redacteur« der Reichswehr', ward dazu ausersehen, den neuen Artikel — jüdisches Nationalbewusstsein — im Publicum »einzuführen«. Er hatte schon früher einmal ein Blatt geleitet, auf dessen Titelseite die Bemerkung verzeichnet war, dass der Nachdruck sämmtlicher Artikeln verboten sei. Sein unvollständiges Deutsch, seine journalistische Unfähigkeit, seine Ignoranz auf den verschiedensten Gebieten waren Eigenschaften, die ihn in hohem Grade befähigten, jetzt auch den hochtrabenden Titel eines Chefredacteurs des ‚Jüdischen Volksblattes' zu führen.

Und es dauerte wirklich nicht lange, da war Herr Rappaport »eingeführt«. Die armen Juden, die da wähnten, dass ihnen noch geholfen werden könnte, strömten ihm in Scharen zu, und ehe noch sechs Monate verflossen waren, zählte der »Jüdische Volksverein« bereits 30 Mitglieder. Holitscher, der getaufte Jude, war aber auch ein glühender Agitator für die »Sache des jüdischen Volkes« geworden. Er »machte« ganz allein, bloß mit Zuhilfenahme einer Scheere, das ‚Jüdische Volksblatt', sprach zweimal wöchentlich — mit den Händen — in »Volksversammlungen« und bewies, dass er wieder der »überzeugte Jude« geworden war, der er vor seiner Taufe gewesen. Doch die Hauptsache war, dass er Herrn Rappaport in die Geheimnisse der »jüdischen Politik« gründlich einweihte; und da diese überhaupt bloß aus Geheimnissen besteht, so war es immerhin ein schweres Stück Arbeit.

Zu seinem Schrecken merkte Herr Rappaport jedoch bald, dass der kleine Holitscher, den er doch mit 25 Gulden wöchentlich reichlich entlohnt glaubte, selbstsüchtige Zwecke verfolge. Die großartigen Erfolge, die Holitscher errang, das Anwachsen der Mitgliederzahl des »Jüdischen Volksvereines« von 10 auf 30 in einem Zeitraum von einem halben Jahre, hatten auf seinen Gemüthszustand einen üblen Einfluss ausgeübt — Holitscher war größenwahnsinnig geworden. Er begann sich für den größten jüdischen Politiker nach Herzl zu halten, ja, er trug sich bereits mit dem Plane, für den »Jüdischen Volksverein« eine selbständige Curie im Reichsrath zu schaffen und sich als »jüdischen Volksvertreter« ins österreichische Parlament entsenden zu lassen . . . Das musste auf Herrn Rappaport umsomehr verstimmend wirken, als er sich doch bewusst war, dass eigentlich niemand anderer als er der richtigste »jüdische Volksvertreter« sei. Denn mit seinem Gelde war der »Jüdische Volksverein« ins Leben gerufen, mit seinem Gelde war das ‚Jüdische Volksblatt' gegründet worden, er bezahlte die zehn Agenten, kurz er war die Quelle, aus der die ganze Partei schöpfte. Und so hatte er denn wieder einmal eine gute Idee, die er wieder einmal mit raschem Entschlusse ausführte: er entließ Holitscher, indem er ihn noch durch ein reichliches Trinkgeld friedlich stimmte. Er konnte ihn jetzt umso leichter missen, als er erstens schon eingeführt war, zweitens in die Geheimnisse der jüdischen Politik vollständig eingedrungen zu sein glaubte, drittens aber bereits einen Ersatz für Holitscher hatte.

Der neue Stern, der am jüdischen politischen Himmel auftauchte und auch jetzt noch sein Licht über den »Jüdischen Volksverein« und das ‚Jüdische Volksblatt' ergießt, ist Herr Siegmund Bergmann. Bergmann ist nicht der Idealist, der Holitscher war, er ist eine durchaus materiell angelegte Natur. Was Bergmann denkt, ist Geld und, wonach er trachtet, Procente. Darin aber, dass er Geld und Procente am liebsten von Juden nimmt, zeigt sich seine gut jüdische Gesinnung. Herr Bergmann, der auch Buchdruckereibesitzer ist und nebst dem ‚Jüdischen Volksblatt' auch die ‚Welt', das Hauptorgan der Zionisten, druckt, verkaufte sofort seine berüchtigte ‚Extrapost', um sich ungestört seinem neuen Nebengeschäfte zu widmen, das ihm, wie man sagt, mehr abwirft als seine Buchdruckerei. Konnte man von Holitscher sagen, dass

ihm seine journalistische Unfähigkeit wenigstens die Leitung des ‚Jüdischen Volksblattes' ermöglichte, so kann man von Bergmann nicht einmal dieses sagen. Bergmann ist nichts und kann nichts. Wenn er dennoch jetzt ein Führer des jüdischen Volkes geworden ist, so verdankt er dies ausschließlich seiner Ueberzeugung. Und seine Ueberzeugung geht so weit, dass er, während Holitscher bloß sein Herzblut verwendet hat, das ‚Jüdische Volksblatt' ausschließlich mit Gänseschmalz schreibt. . . .

Herr Rappaport ist aber vom Regen in die Traufe gekommen. Weder er noch Herr Bergmann besitzen agitatorisches Talent, weder er noch Herr Bergmann können eine Zeitung — und wäre es selbst das ‚Jüdische Volksblatt' — machen. Das ‚Jüdische Volksblatt' wird nicht gelesen, der »Jüdische Volksverein« wird bald wegen Mangels an Mitgliedern aufgelöst werden, und Herr Rappaport wird bald jede Aussicht verloren haben, je noch in Oesterreich Reichsraths-Abgeordneter zu werden. Möge er wenigstens darauf achten, dass Herr Bergmann etwas sparsamer mit dem Gänseschmalz umgehe. War schon Holitschers Blut ein ganz besonderer Saft, so ist Gänseschmalz erst recht theuer, und Herr Rappaport wird noch viel Geld brauchen, ehe er in seine alte Langeweile zurückkehrt, um die Gedanken an seine verunglückte »autonome jüdische Politik« zu verscheuchen . . .



Friedrich Nietzsche, der am »freiwilligen Leiden der Wahrhaftigkeit« so schwer getragen, ist erlöst. »Dieses Heraussagen der Wahrheit erscheint anderen Menschen als Ausfluss der Bosheit«, lautet einer seiner Sprüche. Aber die Viel zu Vielen haben es verstanden, sich gegen seine Bosheit und Wahrheit zu wappnen: durch Dickhäutigkeit. So haben seine Stachel sie nie geschmerzt; ihre Schärfe hat sie angenehm gekitzelt. Als einen Artisten betrachten sie denn den strengsten Geist des Jahrhunderts.

Im Sommer sterben, welch' schöner Tod! Im Sommer wurden sogar Wilhelm Liebknecht, werden selbst Friedrich Nietzsche Leitartikel-Exequien erwiesen. Ein Hugo Ganz »fühlt bei der Kunde — von Nietzsches Tod — einen Ruck durch alle Nerven«, wenn's sechs Uhr abends ist und kein Stoff für den Leitartikel vorliegt. Aber auch ihm ist Friedrich Nietzsche gestorben, auch die ‚Neue Freie Presse' hat »den Mann verloren, der, wie wenige seiner Zeitgenossen, ein Phänomen gewesen«. Das Wort Phänomen klingt schon an die philosophische Sprache an. Heraus denn mit der philosophischen Bildung der ‚Neuen Freien Presse'! Es gilt, eines Philosophen Ideen vom Börsenstandpunkt zu werten. Aber was ist's denn mit Nietzsches Ideen? »Er hat keinen neuen Gedanken gefunden«, versichert Herr Ganz, »seine Lehren enthalten nichts, was den mit der Entwicklung des menschlichen Geistes Vertrauten nicht schon irgendwo begegnet wäre.« Es war also ein Irrthum, wenn jene, die Nietzsches Werk kennen, bisher glaubten, dass der Denker von Sils-Maria ein neues Grundproblem der Sittlichkeit und Cultur aufgestellt habe, ein Problem, das den Denkern voriger Zeiten fremd war, weil es in der Entwicklungslehre fußt. Es war ein Irrthum, wenn sie meinten, Nietzsche habe die Tiefbohrung nach den Quellen der Moral erfunden, während Herbert Spencer, den breiten Strom der moralinsauren Gewässer entlang schreitend, die Entwicklung der Sittlichkeit zu verfolgen wähnte. Und wenn wir, wo Darwin unter den Hindernissen, die der Zuchtwahl in der menschlichen Gesellschaft entgegenstehen, neben dem Krieg auch die Heilkunst nennt, weil sie die Unpassendsten künstlich erhalte, wenn wir da zuerst den Grundton der mitleidslosen Ethik angeschlagen glaubten, die Nietzsche gelehrt hat — wir haben geirrt.

Aber was war denn Friedrich Nietzsche, wenn nicht ein Denker neuer Gedanken, wodurch hat er denn selbst auf Herrn Ganz gewirkt? »Durch seine

Energie, durch seine Leidenschaft.« Freilich ist er durch sie auch zu Uebertreibungen verleitet worden. »Nietzsche hat keinen Satz geschrieben, der nicht cum grano salis zu nehmen wäre.« Wenn er einmal von den Großstädten gesagt hat: »Dort hängen Seelen wie schlaffe Schmutzlumpen, und sie machen Zeitungen aus diesen Lumpen«, so hat er voreilig verallgemeinert. Denn wie viele Lumpenseelen gibt es noch in den Großstädten, die niemals zu Zeitungspapier ausgewalkt wurden! Aber eine der Nietzsche'schen Uebertreibungen erkennt Herr Ganz als berechtigt an. Nietzsche hat jene »Wohlfahrtsmoral« bekämpft, »die auf die Befriedigung der niedersten Bedürfnisse der Meisten ausgeht und ein höheres Gut als diese Befriedigung nicht kennt.« Das ist nämlich Herrn Ganz zufolge die Moral des Socialismus. Der Mann hat einmal vom Recht auf das Existenzminimum gehört; was das Recht auf den vollen Arbeitsertrag und das Recht der Gesammtheit auf Wohlfahrt, Gesundheit und auf die geistig-sittlichen Güter ist, weiß er aber noch nicht. Jedenfalls ist er mit Nietzsche in der Abneigung gegen »die Kasernierung der ganzen Culturmenschheit« einig, eine Abneigung, die Nietzsche geradezu zum »fanatischen Liberalen« gemacht hat. Man weiß, in der seichten Geschichtsklitterung des augenblicklich socialdemokratischen Herrn Mehring wird Nietzsche zum Philosophen des Capitalismus gemacht. Wenn er das war, dann muss er doch wohl — so mag Herr Ganz gedacht haben — ein fanatischer Liberaler gewesen sein. Als solchem mögen ihm denn auch die Leser der ‚Neuen Freien Presse' ein ehrenvolles Gedächtnis bewahren, wenn »die große Masse, die von Nietzsche nichts kennt, als ein paar bis in die Kaffeehäuser gedrungene Schlagworte«, in ihm den Ueberwinder der Moral ehrt. Nur hüte sich das auserlesene und auserwählte Publicum der ‚Neuen Freien Presse' vor den schädlichen Uebertreibungen, die jener Masse imponieren. Es wird am besten thun, wenn es Nietzsches Büchern auch weiterhin

fernbleibt. Denn sonst möchte es eines Tages an dem fanatischen Liberalismus des Philosophen irre werden und sich zur Meinung bekehren, dass selbst die Ueberaffen des Kaffeehauses den Meister noch besser verstehen als die Wiederkäuer liberaler Schulweisheit.

J.

* * *

Das ‚Börsenblatt für den deutschen Buchhandel' veröffentlicht folgenden Briefwechsel:

Deutsch-akademische Lese- und Redehalle in Wien
VIII/$_1$, Kochgasse 9.

Wien, am 13. August 1900.

Herrn Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung
in Stuttgart.

Euer Wohlgeboren!

Namens des Ferialausschusses der deutsch-akademischen Lese- und Redehalle in Wien erlaube ich mir, an Sie mit der Bitte heranzutreten, uns für die Bücherei unseres Vereines, der die deutsch-national-freisinnigen Studenten Wiens zu seinen Mitgliedern zählt, ein Exemplar von Fürst Krapotkin's »Memoiren eines Revolutionärs« spenden zu wollen. Das rege Interresse, das allenthalben im Deutschen Reich den deutschen Studenten Oesterreichs und ihren Bestrebungen entgegengebracht wird, lässt uns hoffen, keine Fehlbitte gethan zu haben.

Mit dem Ausdruck unserer vorzüglichsten Hochachtung zeichne ich

I. A. d. F.-A.:
med. K . . . . R . . . .
d. Z. Bücherwart.

*

Stuttgart, 15. August 1900.

Löbl. Deutsch-akadem. Lese- und Redehalle in Wien.

Auf Ihre Zuschrift theile ich Ihnen mit, dass ich Ihrem Wunsche der unentgeltlichen Abgabe der Krapotkin'schen Memoiren nicht entsprechen kann. Ich bin nicht in der Lage, Bücher an wohlhabende Kreise zu verschenken. Die Absatzverhältnisse deutscher

Bücher, auch guter und bester, sind häufig derart, dass sie einem deutschen, wohlhabenden und auf Bildung Anspruch machenden Publicum nicht zur Ehre gereichen; während anderseits die Aufforderungen, Bücher unentgeltlich herzugeben, gerade in Deutschland in ein die berechtigten Grenzen überschreitendes System gebracht sind.

Trotzdem bin ich bereit, zu Ihren Gunsten eine Ausnahme zu machen, wenn Sie mir nachweisen können, dass die Mitglieder Ihres Studentenvereines mehr Wasser als Bier trinken, in welchem Falle es mir ein Vergnügen wäre, zur Stillung des Wissensdurstes derselben auf meine Kosten beizutragen.

Hochachtungsvoll

gez. Robert Lutz.

*

Jeder Verleger und Herausgeber wird den vernünftigen Worten des Herrn Lutz zustimmen, besonders hier in Wien, wo das Schnorren um Freiexemplare zu einer wahren Plage geworden ist. Aber es handelt sich diesmal um einen liberalen Verein. Bloß die ‚Ostdeutsche Rundschau‘ hat deshalb von dem Vorfall Notiz genommen und — nicht den Brief des Verlegers, aber das Bettelschreiben der »Deutsch-akademischen Lese- und Redehalle in Wien« abgedruckt. Wer aber nach der Ueberschrift »Schnorrende Judenstudenten«, mit der die Notiz der ‚Ostdeutschen Rundschau‘ versehen war, etwa glaubte, das Blatt des Herrn H. K. Wolff wolle das Schnorren als eine jüdische Unart rügen, hat schwer geirrt. Nicht dass geschnorrt wird, sondern dass »Judenstudenten« schnorren, brachte die ‚Ostdeutsche Rundschau‘ in Harnisch. Bei der Vordringlichkeit der Juden befürchtet sie, dass die deutschnationalen Studenten, wenn sie sich entschließen, schnorren zu gehen, zu spät kommen und bei den schon allzu oft von den »jüdischen« Verbindungen angebettelten Verlegern taube Ohren finden könnten. Sie richtet also ihre Mahnung an die Verleger. Diese mögen »die freche Anmaßung — der Judenstudenten — in ihre Schranken zurückweisen«. »Wenn ein deutscher Buchhändler für deutsche Studenten ein

Opfer bringen will, so wird er bei der Lese- und Redehalle deutscher Hochschüler »Germania« in Wien hiefür genug Gelegenheit finden.« Wie aber, wenn der deutsche Buchhändler von der »Germania« den Nachweis verlangte, dass ihre Mitglieder »mehr Wasser als Bier trinken«?

* * *

Vor ungefähr zwei Jahren wurde in Lemberg das Sobiesky-Denkmal enthüllt, eine Feier, zu der auch Herr Georg Brandes eingeladen wurde. Dort hielt er einen Vortrag in französischer Sprache »Ueber das Lesen«. Am nächsten Tage las ich »Ueber das Lesen« in den polnischen Blättern. Einige Wochen später las ich den Vortrag in einer Berliner Wochenschrift deutsch. Vor einigen Monaten hielt Herr Brandes in der Wiener »Concordia« einen Vortrag »Ueber das Lesen. Inhalt: derselbe. Am nächsten Tage Auszüge aus dem »Lesen« in allen Wiener Zeitungen. Einige Tage später hielt Herr Brandes in Pest einen Vortrag »über das Lesen«. Tags darauf Abdruck in ungarischen und deutschen Pester Blättern. Dann brachte die ‚Neue Freie Presse' — ich glaube im Februar — ein Feuilleton von Georg Brandes »Ueber das Lesen«. Jetzt hatte ich schon ziemlich oft »über das Lesen« gelesen. Die Welt ist aber groß. Kopenhagen, Stockholm, Paris sind auch nicht von Pappe. Wahrscheinlich hat Herr Brandes auch in anderen Städten denselben Vortrag gehalten, eventuell in Zeitungen veröffentlicht und Entrées und Honorare x-mal bezogen.

Als ich am 15. August die ‚Neue Freie Presse' zur Hand nahm, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Innerhalb eines halben Jahres in einem und demselben Blatte ein und dasselbe Feuilleton zweimal. Der Titel des Feuilletons lautete: »Ueber das Lesen« von Georg Brandes. Ein Leser.

* * *

Der Polizeipräsident hat sich infolge meiner Interpellation entschlossen, den Detectiv, der Herrn Milan Obrenowitsch in Wien, Karlsbad und Semmering beigestellt ist, durch einen Detectiv überwachen zu lassen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herr von »zur Lage«. Die Reise des Herrn v. Gautsch nach Ischl muss Ihnen keine Scrupel machen. Dass der Mann die Mission, in der ihn Herr v. Koerber an das kaiserliche Hoflager entsandte, zu einem Intriguenspiel veraltetster Sorte ausgenützt und dem Monarchen sich als Nachfolger des Herrn v. Koerber mit einer fertigen Majorität der Rechten angetragen hat, ist doch nicht so schlimm. Wenn Herr Koerber sich über diese Fopperei kränkt, so ist das weitaus schlimmer, zumal, da er ja ganz gut wissen müsste, dass er's in einem ähnlichen Falle kaum anders machen würde. Ein Ministerpräsident sollte sich und seine Leute besser kennen. Und von Herrn Gautsch konnte er keinen besseren Hintertreppenwitz erwarten. Dass die Linke des Herrn v. Koerber nicht weiß, was die Rechte des Herrn v. Gautsch thut, ist nur natürlich. Aber der arg Gefoppte, der einige Tage nach der Ischler Episode seinen Aerger bei einem Gastmahle in der Nuntiatur an der Seite des Herrn v. Gautsch hinunterwürgte, mag sich beruhigen. Der nach Ischl kommende Mann ist noch nicht der kommende Mann. Wie oft wäre uns sonst schon Herr Chlumecky beschieden gewesen!

Diplomat. Welche Haltung unser auswärtiges Amt angesichts des bulgarisch-rumänischen Conflictes einnimmt? Herr Goluchowski hatte just in letzter Zeit eine bulgarenfreundliche Haltung beobachtet; er hoffte dadurch frühere Ungeschicklichkeiten gutmachen und den Fürsten Ferdinand ein wenig dem russischen Einfluss entziehen zu können. Seit aber der Conflict ausgebrochen ist, steht Oesterreich unbedingt auf Seiten Rumäniens; und wohl mit Recht. Man kann der unsicheren Hoffnung, Bulgariens Freundschaft zu gewinnen, nicht die alte rumänische Freundschaft opfern. Allerdings wäre es Herrn Goluchowski schwer geworden, seiner Presse diese Ueberzeugung beizubringen, wenn ihm Herr Carp nicht zu Hilfe gekommen wäre. Herr Carp aber fand sogar die Mittel, um die liberalen Blätter zu dem Bekenntnis zu bringen, dass es den rumänischen Juden doch nicht so schlecht gehe, wie man zuerst geglaubt habe. Die liberalen Leser sind jetzt über das weitere Schicksal der rumänischen Juden beruhigt und werden der äußeren Politik der Monarchie keine Hindernisse mehr in den Weg legen. Wenn Sie aber aus den ausführlichen Darlegungen

der Wiener Blätter über den bulgarischen Standpunkt im Streit mit Rumänien den Schluss gezogen haben, diese Blätter trieben bulgarenfreundliche Politik," so irren Sie. Jene Artikel waren inseriert. Man brachte es einfach nicht über sich, das bulgarische Geld zurückzuweisen. Aber während die Rechte es entgegennahm, klimperte die Linke im Sack mit den rumänischen Leis. Und am nächsten Tage schrieb man wieder, was Herr Goluchowski wünschte. Der Besuch des Königs von Rumänien in Ischl zeigt wohl am besten, auf wessen Seite Oesterreich steht. Dass die Königin von Rumänien ihren Gatten begleitet hat, um ihren Conflict mit Herrn Julius Bauer beizulegen, ist unwahr. Carmen Sylva ist gar nicht nach Ischl gefahren. Sie war nur kurze Zeit in Wien und begab sich dann nach Deutschland zu ihren Eltern. Und übrigens werden, wie verlautet, die Recensionsexemplare von Carmen Sylvas nächstem Werk vorsichtshalber vom rumänischen Finanzminister an die Wiener Redactionen versendet werden.

Leser. Das Gemauschel, das die »Organe der Deutschen in Oesterreich« aufführen, wird immer wüster. Der Leitartikler des ‚Neuen Wiener Tagblatt' versicherte kürzlich, die heldenmüthige Gattin unseres Geschäftsträgers in China sei »halb mit Resignation in ein unvermeidlich scheinendes grauses Ende, halb mit Hoffnungen ausgefüllt«. Die Wirren in China und ihre Begleiterscheinung, die Wirren in den Köpfen unserer heimischen Zeitungsverschleißer, dauern fort. Im »Verlieren von Todten« und »Machen von Gefangenen« legt sich das Steyrermühlblatt ebensowenig Beschränkung auf wie seine Rivalin, die ‚Neue Freie Presse', die erst jüngst wieder melden konnte, die Japaner hätten zwar einen Verlust von mehr als 200 Todten und Verwundeten, dafür aber habe der Feind 600 Todte verloren .... Man hat nie daran gezweifelt, dass die Missionäre gegenwärtig in China nicht auf Rosen gebettet sind. Niemand aber hätte vermuthen können, dass es ihnen so schlimm ergeht, wie's vor einigen Tagen die ‚Neue Freie Presse' uns geschildert hat. Da heißt es zuerst: »Die Missionäre mussten alles versetzen, was sie hatten. Sie kamen unbelästigt nach Lucheng, aber nannten nichts mehr ihr eigen. Von da flohen sie südwärts mit einer Eselswagenladung an Betten und einer geringen Summe Silber.« Nun, das Silber konnten sie ja für die versetzten Gegenstände bekommen haben. Aber weiter: »Als sie 12 Meilen marschiert waren, wurde ihnen der Esel, das Silber und die Betten weggenommen, und alles andere verbrannt.« Die Missionäre hatten also wieder nichts mehr. Doch nein: »An einem Orte wurde die ganze Gesellschaft vom Mob geschlagen und ihr das letzte Geld abgenommen.« Es ist wirklich unerhört, Leuten, die schon Alles versetzt haben und nichts mehr ihr eigen nennen, Esel, Betten und Silber wegzunehmen, alles andere zu verbrennen und sie dann noch einmal ihres letzten Geldes zu berauben. Das kann aber auch nur in China oder in einem Bericht der ‚Neuen Freien Presse' vorkommen! Grässlich liest sich auch die Schilderung des Marsches. »Die am Leben ge-

bliebenen Kinder waren nur noch Skelette. Auch mehrere Erwachsene waren unterwegs Hungers gestorben.« Offenbar waren also die am Leben gebliebenen Kinder ebenfalls todt und man schleppte nur ihre Skelette mit, oder es waren die Hungers gestorbenen Erwachsenen auch am Leben geblieben, aber nur noch Skelette ... Was aber ist dies alles gegen die Qualen jenes italienischen Abgeordneten, der bei dem Eisenbahnunglück von Rom nach der Versicherung der ‚Neuen Freien Presse' unter den Leichen dreier Todter hat schmachten müssen!

Publicus. Gewiss, man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, und die moderne Presse ist im Grunde eine überaus nützliche Institution. Hätten wir unsere Presse nicht, so würden wir wahrscheinlich niemals oder erst auf dem langwierigen Wege mündlicher Ueberlieferung erfahren haben, was sich jüngst in Paris begeben hat. Die ‚Neue Freie Presse' sucht, seit sie Herrn Frischauer in Paris hat, förmlich zu demonstrieren, dass die Zeiten, da ihr die Ermordung eines Präsidenten der französischen Republik entgehen konnte, endgiltig vorbei sind. Ueber den Pariser Empfang des Gesangvereines der Eisenbahner ist sie wirklich glänzend informiert, und am 23. August weiß ihr Correspondent uns zu erzählen: »Was dem schönen Feste die Krone aufsetzte, waren die blonden oder dunklen, reschen »Virginier«, die Sectionschef Exner mit gewinnendster Liebenswürdigkeit seinen Landsleuten persönlich herumreichte. Die Virginier waren denn auch, wenn ich mich so pariserisch ausdrücken darf, der ‚Comble' des Abends, wiewohl auch das übrige Programm des Empfanges, insbesondere der gesangliche Theil desselben, sich überall sehen lassen konnte.« Herr Frischauer kann sich also bereits pariserisch ausdrücken. Deutsch noch nicht. Aber das wird schon kommen. Herr Exner entdeckt auch erst spät gewisse Fähigkeiten an sich, die man ihm nie zugetraut hätte. Er kann mit gewinnendster Liebenswürdigkeit persönlich Virginier herumreichen. Das ist immerhin etwas. Wenn Herr Exner von seiner zahlreichen Aemter Bürde befreit sein wird, darf man ihm in Anerkennung seiner Verdienste um den österreichischen Staat eine Tabak-Trafik verleihen.

Habitué. Die Wiener Polizei hat die »Weber« verboten, und in Pressburg werden sie aufgeführt. Das Publicum freilich, das die kurze Fahrt ins gelobte Land der Freiheit nicht scheut, scheint es darauf abgesehen zu haben, die Wiener Polizei ins Recht zu setzen, die bekanntlich von der Ansicht ausgeht, die »Weber« seien keine künstlerische Schilderung, sondern ein »Tendenzstück«. Ich glaube nicht, dass es Arbeiter waren, die kürzlich im Pressburger Theater den Radau aufführten, der einem Wiener Censor das Herz im Leibe hüpfen gemacht hätte. Der Kunstgeschmack der Arbeiter scheint von dem der socialdemokratischen Handlungsgehilfen und Studenten doch recht verschieden zu sein. Dass die Plünderung der Wohnung des Fabrikanten Dreißiger dröhnenden Jubel weckt, mag immerhin nicht der bloßen Be-

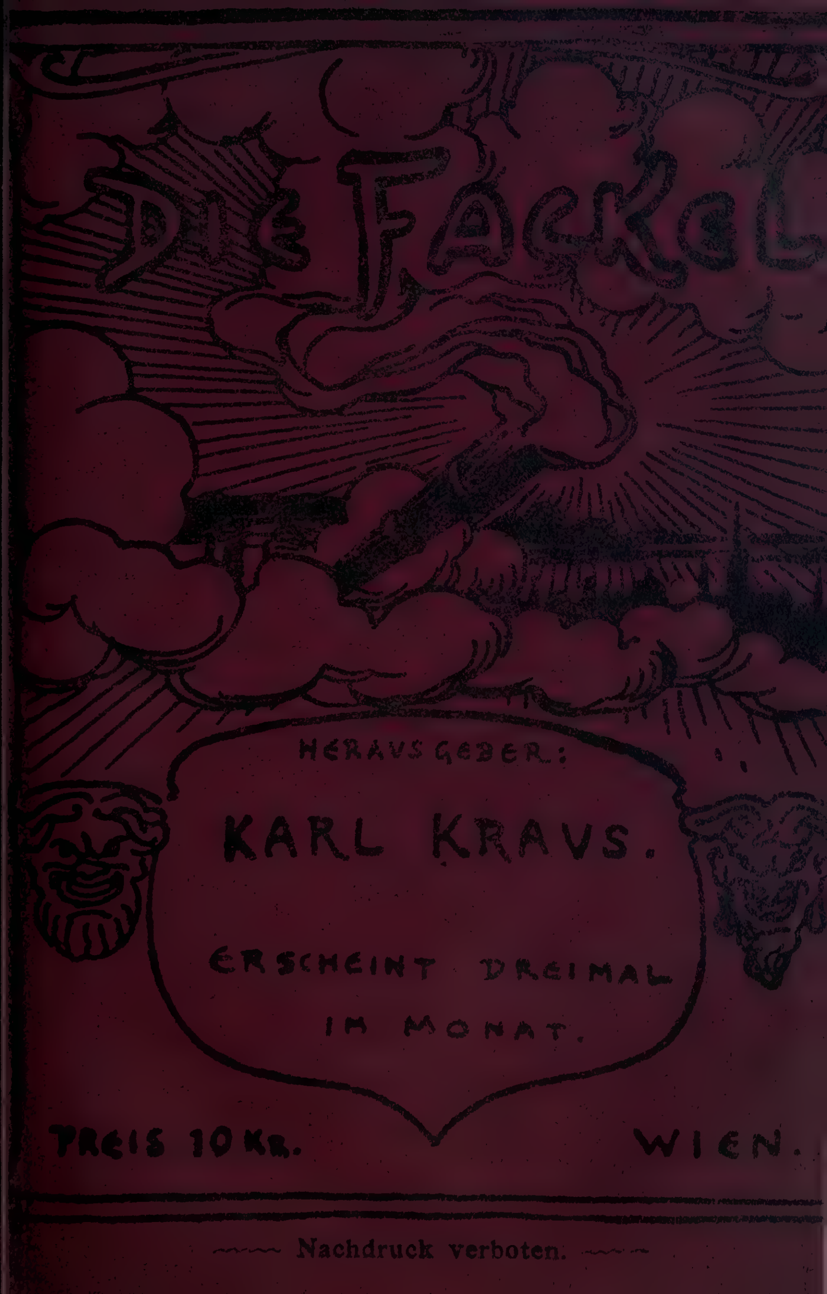
friedigung über das Kurz- und Kleinschlagen einer Zimmereinrichtung, sondern der ergreifenden Wirkung zuzuschreiben sein, die die fast mechanische Rache der vorerst schüchtern den ungewohnten Glanz betrachtenden Hungergestalten hervorruft. Aber das Bravorufen in die Scene, da der junge Hilse dem starrgläubigen Vater gegenüber Zweifel an dem Jenseits ausdrückt, dürfte gerade nicht dem proletarischen Empfinden entstammt sein. Die tumultuarische Zustimmung, die Hauptmann in Pressburg fand, ist fast geschmackloser noch als das Abwehrgetrampel gegen Herrn Adamus in Wien und Prag. Hier wird ein herzlich uninteressanter Stückeschreiber, dort gar der Censor zum Märtyrer.

Kenner. Sie senden mir die folgende Zuschrift, die ich mit Vergnügen veröffentliche, weil sie in einer bedeutungsvollen Angelegenheit unseres heimischen Kunstlebens den gegnerischen Standpunkt mit Ernst und Würde vertritt: »Sie geben in der letzten Nummer Ihres geschätzten Blattes der Nachricht Raum, dass der bekannte Kunstschriftsteller Bahr die Anschaffung eines Automobils in den Bereich seiner künstlerischen Erwägungen gezogen habe. Motiviert werde diese folgenschwere Entschließung in einem Commentar des Herrn Hevesi im hochofficiösen ‚Pester Lloyd', der mit Geschick die Auffassung vertritt, »die einspännerwidrige Steilheit« des Zuganges zu Bahr's Villa zwinge den Eigenthümer geradezu zur Anschaffung eines unbespannten Vehikels. Gestatten Sie mir als genauem Kenner von Bahrs markanter Individualität eine Entgegnung. So viel ich weiß, war noch nach jeder Première eines Bahr'schen Stückes, insbesondere aber nach dem »Tschaperl« und der »Josephine«, die Begeisterung so groß, dass man dem Dichter die Pferde ausspannen wollte. Bahr ist aber — das weiß jeder, der ihn kennt — ein abgesagter Feind der Reclame für seine Person. Da nun für die nächste Première Bahrs »Die Wienerinnen«, ein Werk, das die Kenner der »Josephine« mindestens gleichstellen, abermals Demonstrationen erwartet werden, so will der Meister durch zeitgerechte Anschaffung eines Automobils alle lärmenden Demonstrationen verhindern. Uebrigens hat nicht Hevesi als erster von des Meisters bedeutendem Entschlusse der Welt Kunde gegeben, sondern, wenn ich nicht irre, der Meister selbst. Auch hier muss ich, geehrter Herr Redacteur, eine der Ihren entgegengesetzte Ansicht vertreten. In einer auch von Ihnen in Nr. 40 der ‚Fackel' citierten Theaterkritik Bahrs heißt es nämlich: »In einemfort scheint es in ihm zu krachen und zu prasseln; er muss in einemfort explodieren.« Es ist doch, denke ich, klar, dass Bahr hier nicht, wie Sie damals glaubten, den Tragöden Novelli, sondern einen Benzinmotor gemeint hat. Genehmigen Sie etc. etc.«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.
Nachdruck verboten.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . . K	7.—
» » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . . M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel‘ und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 52 WIEN, ANFANG SEPTEMBER 1900 II. JAHR

DER GRAZER PARTEITAG.

Aus einem Briefe.

... Und jetzt fühlen Sie sich so klug als wie zuvor? Sind unzufrieden, lieber Genosse, weil Sie mehr erwartet haben und — Anderes? Klagen, man höre zwar noch kräftige Worte, aber des Sinnes Schwingen seien ermattet? Unverbesserlicher Ueberschätzer der Menschheit! Sie vermeinten, just die Socialdemokratie müsse den Wirkungen des allgemeinen Niederganges in unserem Volks- und Staatsleben entgehen? Ich Enttäuscher, selten Enttäuschter, habe mich oft genug bemüht, den anderen die Niedergangssymptome wahrnehmbar zu machen. Jetzt bin ich's zufrieden, dass die Sache noch nicht schlimmer steht, als es sich in Graz gezeigt hat. Freilich, wenn Sie auf die Genossen aus der Provinz große Hoffnungen gesetzt haben, begreife ich Ihre Ernüchterung und den Katzenjammer, der ihr gefolgt zu sein scheint. Ich aber war mir längst darüber klar, dass die Provinz uns nicht geben kann, was wir eigentlich brauchen: einen Führer. Aber wir haben doch V. A.? Gewiss, ein prächtiger Mensch, klug, zu klug und zu klügelnd leider in vielen Fällen; keine active Natur. Stark und groß im Dulden. Als die Socialdemokratie noch verfolgt ward und Männer brauchte, die Verfolgungen ertragen konnten, haben ihm die Kraft, mit der er sie trug, und der Muth, mit dem er sich ihnen aussetzte, die Führerrolle zugewiesen. Später, als die Schwierigkeiten der Partei-

organisation den Genossen zu thun gaben, hat seine nachgiebige und stets vermittelnde Klugheit ihn unentbehrlich gemacht. Heute ist ein Mann vonnöthen, der die Entschlossenheit zum Handeln besitzt. Adler besaß sie nie und ist jetzt vollends müde. Nerven, lieber Genosse! Auch der viel robustere Lueger ist heute nicht mehr, der er war. Wen gibt's außer dem Doctor? Schuhmeier — ausgeschumpfen. Skaret — kein Kopf. Ellenbogen — anständig und brauchbar, folglich ein guter Cassier. Pernerstorfer — Gefühlssocialist, gehört eigentlich nicht in die Partei; guter Mensch und doch als Theaterkritiker gefürchtet — von allen, die ihn lesen. Und die Genossen aus der Provinz? . . . Das Auffallendste, was der Parteitag gezeigt hat, ist ihre völlige Rathlosigkeit. Einer nach dem andern ist aufgestanden, um gegen Victor Adler zu polemisieren; sie glauben nicht an die Wunderwirkungen seiner Parole: Erneuerung des Kampfes für das allgemeine Wahlrecht. Und als Adler auf Bretschneiders Frage, wer uns denn das allgemeine Wahlrecht geben soll, geantwortet hatte, wir müssten »nur« einen Staatsmann von Courage haben, der werde sich dann nicht den Kopf darüber zerbrechen, wie's verfassungsmäßig zu machen sei: — da sind wohl auch die letzten Gläubigen wankend geworden. Die Staatsmänner, und gar die von Courage, sind doch zu seltene Kostbarkeiten, als dass wir armen österreichischen Socialdemokraten es uns vergönnen dürften, unser Parteiprogramm mit ihnen zu schmücken. Aber schließlich . . . schließlich hat man einstimmig den Antrag angenommen, die Erneuerung des Kampfes für das allgemeine Wahlrecht sei die wichtigste, nächste Aufgabe der Partei. Sie waren über die Einstimmigkeit erstaunt, lieber Genosse? Bedenken Sie, auch der Antrag betreffs der Agitation für das Frauenwahlrecht ist einstimmig angenommen worden. Und nicht ein Mann war dafür; niemand als die Weiber und auch die, glaub' ich, nur pro forma. Gemeinsame Rathlosigkeit schafft Einigkeit. Wenn

irgendeiner etwas anderes vorzuschlagen gewusst hätte, als was Adler beantragte — Skaret mit seinem Generalstrike ist doch nicht ernst zu nehmen —, dann hätte die Abstimmung etwas bedeutet. Aber über ein paar gescheite kritische Bemerkungen kommt ja keiner hinaus.

Sie haben mit regstem Interesse die Debatte über die Agitation auf dem Lande verfolgt. Ich glaube, lieber Genosse, Sie überschätzen die Wichtigkeit der Sache. Ellenbogens Programm: eine fleißige Seminararbeit. Dass der Genosse Hertz citiert wurde, hat mir viel Spass gemacht. Er ist ein braver Schüler Lujo Brentanos; der hat ihm in einem Jahr so völlig den Kopf verdreht, dass er die für die socialistisch-agrarische Theorie grundlegende Frage der hypothekarischen Verschuldung der Bauerngüter nicht anders mehr als nach der Brentano'schen Klimax zu betrachten weiß: Kein Besitz, verschuldeter Besitz, freier Besitz. Und dieses Schülers Schüler ist Ellenbogen. Aber Vollmars Bemerkungen gegen die Freigeisterei, den Aufkläricht, der bei uns die Köpfe der Genossen füllt, haben Ihnen gefallen. Nun, auch mich freut es, dass Vollmar die paar kräftigen Worte gesprochen hat; nützen werden sie nichts. Das Lied von dem »Schweinepfaffen« ist bei uns das politische Lied geworden; damit wollen wir die Agitation auf dem Lande betreiben: »Wieder Einer« und immer wieder Einer, der aber manchmal, wie sich's dann herausstellt, wieder Keiner ist. Vollmar kommt aus Baiern, wo die Socialdemokratie sich mit der stärksten Partei im Lande, dem Centrum, verbündet hat, um den Liberalismus zu ecrasieren. Können Sie sich vorstellen, dass bei uns Christlichsociale und Socialdemokraten gemeinsam gegen den Schottenring und Franz Josefs-Quai zu Felde zögen? Statt dessen wird in Wien das Bündnis der Socialdemokratie mit den Börsenliberalen immer enger. Die gemeinsame Parole: V. A.-Banque ... Austerlitz' Antrag zum Gemeindewahlrecht beweist schon reinliberale Ge-

sinnung. War übrigens untaktisch und taktlos. Er wäre, wenn ihn ein anderer Genosse eingebracht hätte, in fünf Minuten abgethan gewesen. Aber seine Stellung als leitender politischer Redacteur der ‚Arbeiter-Zeitung‘ gibt eben Austerlitz eine ungewöhnliche Macht. Nachdem er durch Artikel und Polemiken im Centralorgan seinen Antrag Wochen hindurch erneut und eine »Affaire« daraus gemacht hatte, musste sein Standpunkt auch auf dem Parteitag discutiert werden. Darüber sind denn wichtige Communalfragen unbeachtet geblieben, und unser Liberalismus triumphiert natürlich, dass er dem Genossen Austerlitz einstweilen wenigstens als kleineres Uebel erscheint. Das dicke Ende kommt schon noch nach. Ueber die journalistischen Fähigkeiten unseres Austerlitz sind wir ja einer Meinung; der wär' doch etwas anderes als der heutige Nachwuchs, den sich die ‚Neue Freie Presse‘ herangezogen hat. Sie haben ja selbst bemerkt, lieber Genosse, wie sogar der Gedanken- und Sprachschatz des ‚Wiener Tagblatt‘ in der Wiener Socialdemokratie heimisch geworden ist. Selbst Victor Adler hat sich die schöne Bezeichnung der Christlichsocialen als der »österreichischen Boxer« von Herrn Frischauer ausgeborgt. Und da wundern Sie sich noch über die häufigen Uebereinstimmungen in den sonntäglichen Humorergüssen unseres feuchtfröhlichen Habakuk von der ‚Arbeiter-Zeitung‘ und des ‚Ego‘ vom Frischauer-Blatt? Mein Gott, der satirische Gedanke, Herrn Lueger im Gespräch mit seinem Factotum Pummerer einzuführen, ist doch nicht so überraschend, dass er nicht zwei gleichgesinnten Männern gleichzeitig auftauchen könnte. Auch dass Herr Lueger nicht französisch kann und dass er einen Orden vom Schah haben will, muss jedem Witzbold einfallen. Die Blätter könnten tauschen, der Habakuk'sche Humor würde im ‚Wiener Tagblatt‘ sicherlich nicht als fremdes Gewächs auffallen.

Aber wohin komme ich? Ich habe davon sprechen wollen, dass wir schlechte Politiker sind; dass die

Adler'sche Taktik, die in dem Wunsche gipfelt, das Bürgerthum möge doch etwas Fleisch an den Knochen lassen, die es uns hinwirft, bedenklich an die »Brosamenpolitik« unserer bürgerlichen Parteien erinnert; dass es thöricht ist, immer zu agitieren, wenn man nicht organisieren kann; und dass der Gedanke, die österreichische Socialdemokratie, die bisher nur jeden vierzigsten Textilarbeiter organisiert hat, habe jetzt nichts Dringenderes zu thun, als aufs Land agitieren zu gehen, ganz köstlich ist. Und jetzt bin ich wieder einmal bei der Presse. Ja, lieber Genosse, die ist unser Schmerzenskind, so gut wie es die bürgerliche Presse für ihre Parteien ist. Ueber die Presse hat man diesmal in Graz in geheimer Sitzung berathen. Dass es da Spannungen, Weiterungen gegeben hat, können Sie denken. Sie kennen doch Hartensteins Wort: »Der Grad der Oeffentlichkeit, der in einer Gesellschaft herrscht, ist so ziemlich der directe Maßstab für den Grad ihrer inneren Verbindung.« — — — — — —

* * *

Geehrter Herr Kraus! Zur näheren Charakterisierung der galizischen Censurzustände möge Ihnen folgendes dienen: In meiner Correspondenz vom 28. August übersandte ich meinem Blatte ‚Slowo polskie‘ in Lemberg eine wörtliche Uebersetzung des in der 50. Nummer der ‚Fackel‘ erschienenen Auszuges aus dem Geschichtswerke Heinrich Friedjungs — Charakteristik des Kaisers — mit der genauesten Angabe der Quelle. Trotz allen diesen Vorsichtsmaßregeln, trotzdem Ihr wertes Blatt in Lemberg stark gelesen wird und das Werk Friedjungs allbekannt ist, wurde meine Correspondenz von der Lemberger Staatsanwaltschaft confisciert. Was in ganz Oesterreich erlaubt ist, wird in Galizien nicht geduldet.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Julian Korski

Correspondent d. ‚Slowo polskie‘.

*

Somit wäre — im Sinne des Pressgesetzes — das ganze Geschichtswerk »Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866«, dem ich jene glückliche Beschreibung der Persönlichkeit Franz Josefs I. zum letzten Geburtsfeste entnommen hatte, eine in allen Kronländern Oesterreichs verbotene Druckschrift. Ich will bei dieser Gelegenheit dem Verfasser zum Troste den Wortlaut der Kritik verrathen, die der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, an dem Buche ein Jahr, bevor sein Inhalt in Galizien als verbrecherisch erkannt wurde, geübt hat. Es war gleichfalls in Galizien, gelegentlich eines Manövers. Beim Officiersdiner debattieren mehrere Herren über die Darstellung der Ereignisse vom Jahre 1866, die in dem Werke Friedjungs gegeben wird. Der Erzherzog mischt sich in das Gespräch und fragt den Officier, der eben zur Vertheidigung des Historikers das Wort ergriffen hat, ob er denn den »Kampf um die Vorherrschaft« gelesen habe. Da der also Angesprochene sichtlich verlegen seine Vertrautheit mit Friedjungs Standpunkt und seine Kenntnis des Werkes zugibt, versetzt der österreichische Thronfolger: »Das ist recht erfreulich. Dies höchst interessante Buch sollte jeder Officier gelesen haben. Ich habe für jedes meiner Schlösser je ein Exemplar angeschafft.«

* * *

Abdul Hamid II. feierte sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum. Darob großer Jubel in Byzanz und in Wien. Die Intimität Oesterreich-Ungarns mit der Türkei — man spricht am Bosporus bekanntlich schon von »österreichischen Zuständen« — wurde bei diesem Anlasse von der Presse unseres auswärtigen Amtes in festlichen Leitartikeln besiegelt. Das ‚Fremdenblatt' versäumte nicht, aus dem Exposé, das der Graf Goluchowski im Jahre 1899 in der Delegation gehalten, eine seiner berühmtesten Stilblüthen zu citieren: »Einen

besseren und uneigennützigeren Freund als uns hat die Türkei gewiss nicht, eben weil sich ihre Interessen vielfach mit den unseren begegnen und weil wir dementsprechend nichts anderes wünschen können als dasjenige, was ihren ungeschmälerten Bestand zu sichern und zu kräftigen vermag.« Das ‚Fremdenblatt‘ ist das officielle Organ des Grafen Goluchowski, und man kann darum nicht gut annehmen, dass es sich über ihn lustig machen will. Man würde ihm diese Absicht übrigens auch dann nicht zutrauen, wenn es nicht ausdrücklich jenen Ausspruch des Grafen Goluchowski als »bedeutsame Worte« bezeichnet hätte.



DER BEAMTEN-VEREIN.

Eine Zuschrift, die sich mit der Thätigkeit des »Ersten Allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie« beschäftigt, klärt mich über die Bedeutung der Worte »Durch Selbsthilfe« auf, die über dem Thore des Vereinspalastes in der Wipplingerstraße prangen. Durch Selbsthilfe, wird mir mitgetheilt, befinden sich die Antheilscheinbesitzer und Functionäre des Vereines in einer wirklich behaglichen Lage. Weniger Grund zur Zufriedenheit hat aber die große Masse derjenigen Beamten, auf deren Kosten sich die Antheilscheinbesitzer selbst helfen. Und zum Schaden wird noch der Spott gefügt, da man an der Fiction festhält, als wäre der Erste Allgemeine Beamten-Verein ein Wohlfahrtsinstitut, dazu bestimmt, Beamte davor zu behüten, dass eine augenblickliche Nothlage durch wucherische

Ausbeutung zum dauernden Nothstand führe. In Wahrheit aber hält sich die Gebarung des Beamten-Vereines bei Gewährung von Darlehen knapp an der Grenze strafbaren Wuchers. Der Jahresbericht gesteht ganz offen ein, dass der Zinsfuß, zu dem solche in monatlichen Raten zurückzuzahlenden Darlehen ertheilt werden, zwischen 5 und 10 Procent beträgt und dass außerdem noch Manipulationsgebüren erhoben werden, die 1 bis 2 Procent des Darlehens ausmachen. Dazu aber kommt eine weit härtere Bedingung, die die Ausbeutung des Darlehenswerbers zugunsten des Vereines vervollständigt. Als Sicherstellung für das gewährte Darlehen verlangt der Beamten-Verein nämlich außer einem Bürgen und einer Vormerkung auf die Gehaltsbezüge des Vorschussnehmers die Beibringung einer Lebensversicherungs-Polizze. Mit ruhigem Gewissen kann nun behauptet werden, dass der weitaus überwiegende Theil der Petenten eine solche nicht besitzt und somit gezwungen wird, eine Versicherung bei dem Beamten-Verein bis mindestens zur Höhe des erhaltenen Darlehens einzugehen. Welche Unsummen die Prämie für diese Versicherung verschlingt, geht daraus hervor, dass bei einem im Laufe der Zeit auf K 1980·— angewachsenen Capitale von der Rückzahlungsrate von K 30·— pro Monat für Prämie und Zinsen K 22·82 abgezogen und zur Tilgung des Darlehens insgesammt K 7·18 verwendet werden.

In Beamtenkreisen gilt es als unumstößliches Axiom, dass einer, der einmal in die Krallen des Beamten-Vereines gerathen ist, keine Aussicht hat, sich jemals aus ihnen wieder befreien zu können; denn bis zur Tilgung des ersten Darlehens tritt an den Beklagenswerten zweifellos noch einigemal die Nothwendigkeit heran, um einen neuerlichen Vorschuss zu petitionieren und sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass die Höhe seiner Schuld zur Höhe der für die Amortisation verwendeten Theilbeträge in umgekehrtem Verhältnisse steigt. Tritt der

bestimmt zu gewärtigende Fall ein, dass ein Vorschussnehmer stirbt, ohne seine — gewiss schwer gesühnte — Schuld gänzlich abgezahlt zu haben, so bleibt dem Beamten-Verein die Lebensversicherungs-Polizze und das erhebende Bewusstsein, die Interessen der Antheilscheinbesitzer bestens vertreten und diejenigen seiner Schutzbefohlenen bis ins Grab gefördert zu haben. Wenn ungeachtet dieser Uebelstände die Höhe der Vorschüsse und die Zahl der Vorschussnehmer von Jahr zu Jahr steigt, so wird damit keineswegs ein empfehlendes Zeugnis für den Beamten-Verein, sondern bloß — im wahren Sinne des Wortes — ein Armuthszeugnis für unsere Beamtenschaft ausgestellt, die den Zwang, das Leben für welchen Preis auch immer zu fristen, stärker empfindet, als der Beamten-Verein die Verpflichtung, die das tönende Programm der »Wahrung und Förderung der Interessen des Beamtenstandes durch Vertretung der materiellen, socialen und geistigen Berufsinteressen« ihm auferlegt.

* * *

Zu der Rede, die ich in Nr. 47 einem mit der Inseratenverschwendung seines Unternehmens unzufriedenen Actionär in den Mund gelegt, sendet mir ein Verwaltungsrath die folgende Zuschrift:

»Es thut mir herzlich leid, an Ihrem sonst mustergiltigen Actionär, dessen ideale Vollkommenheit Herr Alexander Scharf durch sein Benehmen bei General-Versammlungen zur Genüge kennzeichnet, einen bei Actionären typischen Fehler und zwar den der Kurzsichtigkeit aussetzen zu müssen. Ihr Actionär scheint nämlich von dem Anstandsgefühl unserer Pressleute eine noch viel zu hohe Meinung zu haben, wenn er annimmt, dass das Zurückweisen von Pauschalienansuchen nichts anderes als das Rügen der incorrecten Handlungen des jeweiligen Institutes zur Folge hat. Diese Annahme ist nur dann richtig, wenn die Gebarung jener Gesellschaft die öffentliche Meinung — nicht die der Zeitungen — scheuen und fürchten muss und einer ehrlichen Kritik, die allerdings bei unserer Journalistik kaum zu befürchten ist, nicht Stand zu halten vermöchte. Was geschieht aber

dann, wenn diese Voraussetzung nicht zutrifft und die Gestionen einer unzugänglichen Gesellschaft über jeden Zweifel erhaben sind? Nun, die Antwort liegt auf der Hand, — auf der schmutzigen Hand unserer Oeconomisten- und Capitalisten-Männer, die, ohne jemals Oeconomie zu ihren Tugenden gezählt zu haben, nach kurzer Zeit Capitalien ihr eigen nennen und deren Emporkommen den Glauben an die Möglichkeit einer ehrlichen Publicistik zu einer weltfernen Naivetät macht.

Ich erlaube mir, einen Fall zu Ihrer Kenntnis zu bringen, der zur Evidenz beweist, dass man oft gezwungen ist, Inserate nur zu dem Zweck zu vergeben, um einer ehrenvollen Nichtbeachtung gewürdigt zu werden.

Vor geraumer Zeit beschloss die Verwaltung meiner Gesellschaft, da sie die Vortheile des centralistischen Systems erkannte, den Verkehr mit den bis dahin einer Direction in Budapest untergeordneten ungarischen Vertretungen der Wiener Central-Direction zu überantworten und darum mehrere Versetzungen im Beamtencorps vorzunehmen. Diese Thatsache wurde nun von einem Blatte, dessen Ansuchen um ein Inserat kurz zuvor abgelehnt worden war, in folgendem Sinne veröffentlicht: die Gesellschaft hätte in Ungarn derartige Verluste erlitten, dass sie gezwungen sei, sich gänzlich zurückzuziehen und ihre ungarische Direction aufzulassen, was naturgemäß die Entlassung des gesammten Beamtenkörpers in Budapest zur Folge haben musste. Die hieran geknüpften Reflexionen waren geeignet, den Ruf der Gesellschaft auf das Empfindlichste zu schädigen, und so musste man schließlich, als der betreffende Herr die Stirne hatte, sich neuerlich um ein Inserat zu bewerben, das kleinere Uebel wählen und dem Blatte ein Pauschale gewähren, da man längst die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass es ungleich mehr Vortheile bietet, von unserer Presse todtgeschwiegen als todtgesprochen zu werden. Das Blatt aber hat wie so viele andere dank der erzwungenen Unterstützung seitens der meisten Gesellschaften heute ein glänzendes materielles Auskommen.«

* *
*

Herr Bukovics verlautbart, dass im Deutschen Volkstheater vom 16. September an weder für die Benützung der Garderobe noch für den Bezug des

Theaterzettels eine Gebür eingehoben werde. Dagegen erfolge beim Kartenverkaufe ein »kleiner Zuschlag«, der bei den Billets im Preise bis einschließlich K 1·— 10 Heller, bei den Billets von K 1·— bis einschließlich K 2·— 20 Heller und bei den übrigen Sitzplätzen und Logen 40 Heller beträgt. Diese Kundmachung haben unsere wackeren Tagesblätter — für deren Freikarten ja in der That keine Erhöhung des Preises eintritt — ohne kritische Randbemerkung publiciert. Mehrere Leser — darunter Antheilscheinbesitzer des Deutschen Volkstheaters — theilen mir mit, dass sie an Wiener Redactionen Proteste gegen die Verfügung des Volkstheaterleiters gerichtet haben, dass aber ihre Zuschriften bis heute unberücksichtigt geblieben sind; einer will sich sogar den Spass gemacht haben, Herrn Bahr vom ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ zu einer Erklärung gegen die Absicht des Herrn v. Bukovics aufzufordern... Thatsächlich handelt es sich, wie alle Einsender mit Recht hervorheben, um nichts weiter als um einen schlecht maskierten Coup zur Erhöhung der Preise. Bis jetzt hat z. B. auf der Gallerie des Deutschen Volkstheaters die Garderobegebür 10 Heller betragen, und das Galleriepublicum sämmtlicher Wiener Theater ist gewöhnt, sich das Personenverzeichnis aus den Tagesjournalen auszuschneiden. Nun soll man sich bei Billets bis zum Preise von K 2.— statt 10, 20 Heller Zuschlag gefallen lassen. Während sich aber bisher eine Gesellschaft von mehreren Theaterbesuchern gerne mit einem einzigen Programm begnügte, wird ihr jetzt das Beneficium von mehreren Theaterzetteln aufgedrängt.

Will Herr Bukovics mehr verdienen, so mag er es offen eingestehen. Gegen diese verschämte Profitmacherei, die dreister ist als die unverschämte, weil sie sich als Wohlthat gegenüber der Oeffentlichkeit aufspielt, muss entschieden Einspruch erhoben werden. Herr Bukovics hat den Zwang zum Ankauf seiner Theaterzettel offenbar verfügt, weil jetzt eine andere Unternehmung vor dem Theater Programme um 8 Heller

feilbieten lässt, die jene Besucher, die das Personenverzeichnis nicht aus der Zeitung ausschneiden, gerne kaufen. Herr Bukovics ist wohl imstande, seine Maßregel nicht nur für eine Beglückung des Publicums, sondern auch für eine socialpolitische That zu erklären, weil den sitzanweisenden Dienern durch den Verkauf der Theaterzettel außer dem Hause der Verdienst genommen wurde. In Wahrheit erhielt der Diener bisher von den zehn Kreuzern bloß zwei, und es bleibt abzuwarten, ob er in Hinkunft auch nur einen kriegen wird. Den Zuschlag zum Preise der Billets hat zuerst Herr Müller-Guttenbrunn bei der Eröffnung des Raimund-Theaters eingeführt, und er war dazu offenbar berechtigt. Dem Deutschen Volkstheater wird die Erfindung mindestens 50.000 Kronen jährlich eintragen, auf die Herr Bukovics aber nicht den geringsten Anspruch hat. Die Preise der Sitze sind ihm in seinem Pachtvertrag vorgeschrieben, und er hat die Maßregel ohne Zustimmung der Generalversammlung der Antheilscheinbesitzer getroffen. Man mag begierig sein, wie lange diese Herren dem Treiben eines untüchtigen Directors und eigenmächtigen Administrators noch geduldig zusehen werden.

* * *

Im »Theatertheil« des ‚Neuen Wiener Journal‘, den bekanntlich der anmuthige Herr Buchbinder verfasst, fand ich eine Notiz über den verstorbenen Hofopernsänger Sommer, in der es wörtlich hieß: »Wir haben kürzlich gemeldet, dass er eine schwere Operation überstanden hat. Ueber Ersuchen der Angehörigen berichteten wir damals, dass die Operation vollständig gelungen war. Sommer, der aufmerksam die Wiener Blätter las, musste darüber hinweggetäuscht werden, dass die Operation vergeblich und seine Stunden gezählt waren.« Das ist das Bekenntnis einer für die Sitten unserer Publicistik typischen Unanständigkeit. Dass der Sänger eine Operation durchzumachen hatte, musste von dem Coulissenschnüffler um jeden Preis der Oeffentlichkeit aufgetischt werden. Lieber eine glücklich überstandene Operation als gar keine. Das Publikum erhält eine

»interessante«, wenn auch völlig lügenhafte Nachricht, und dem Kranken schadet's nicht. Ob diese Gesellen auch sonst auf den Einzelnen, dessen Privatleben sie mit klebrigen Fingern durchstöbern müssen, so zarte Rücksicht nehmen? Auch die Angehörigen eines Selbstmörders pflegen »aufmerksam die Wiener Blätter zu lesen«, und noch nie hat eine Wiener Redaction der Gedanke an den Familienvater beunruhigt, der zuerst aus einem Telegramm des Abendblattes die Nachricht empfängt, dass sein Sohn auf der Raxalpe verunglückt sei. Wie oft ist schon schwerkranken Bühnenkünstlern, auch wenn sie noch so aufmerksam die Wiener Blätter lasen, die Hoffnungslosigkeit oder Bedenklichkeit ihres Zustandes anschaulich geschildert worden! Sentimentalen Erwägungen sind unsere Redactionen nicht zugänglich; nur über ausdrückliches »Ersuchen der Angehörigen« sind sie anständig und wissen sogar von einer vollständig gelungenen Operation zu berichten, deren Meldung aber dann manchmal auf eine vollständig gelungene Finanzoperation zurückzuführen ist.... Das rächt sich leider an den Herren selbst. Nehmen wir z. B. an, dass ein Stück des Herrn Buchbinder durchfällt. Die Blätter melden lediglich aus Schonung für den Autor — oder über dessen ausdrückliches Ersuchen —, dass der Abend ein vollständig gelungener war. »Buchbinder, der aufmerksam die Wiener Blätter las, musste darüber hinweggetäuscht werden, dass es eigentlich ein vollständiger Durchfall war.« . . .

*

P. S. Der Hofopernsänger Sommer war also gestorben. Am Dienstag noch. Mittwoch früh mussten die Schmöcke inclusive Herrn Buchbinder berichten, dass der Hofopernsänger Sommer eigentlich noch lebe und sich sogar recht wohl befinde; die Operation habe er denn doch glücklich überstanden.... Diesmal kann, da ja ein Verstorbener nicht mehr mit der früheren Aufmerksamkeit die Wiener Blätter liest, ein ausdrückliches Ersuchen seitens der Angehörigen nicht gestellt worden sein. Herr Sommer lebt wirklich, und die Schnüffler haben bloß einer Familie unnütze Aufregung und unbegründete Condolenzen verursacht. Herrn Buchbinder trifft das plötzliche Aufleben des Sängers besonders schmerzlich. Er hat zuerst aus Verlogenheit die Wahrheit geschrieben und dann aus Aufrichtigkeit gelogen.

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift: Gestatten Sie mir, Sie auf eine Pressusance aufmerksam zu machen, deren Duldung die landesübliche Gemüthlichkeit denn doch um Einiges überschreiten würde. Ein hier erscheinendes sogenanntes Witzblatt, das sich zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, durch ein populäres Format und geringen Preis die Segnungen des in besseren Nachtcafés gepflegten Geistes weiteren Kreisen zugänglich zu machen *), und als Titelblatt jeder Nummer ziemlich unverhüllte Schönheiten in suggestiver Stellung bringt – für schwach Auffassende ist überdies durch ein paar Textzeilen gesorgt –, richtet an alle Amateurphotographen die Aufforderung, jede in den Bereich ihres Apparates kommende Schönheit aufzunehmen und der »Redaction« für das Titelblatt zur Verfügung zu stellen. Hiefür wird eine Prämie von K 25.– versprochen.

Da Lumpereien öfter um Geringeres verübt werden, lässt sich an dem Erfolge nicht zweifeln.

Obzwar ein entschiedener Gegner jeder Lex Heinze-artigen Bestrebung, frage ich nun, ob es nicht doch möglich wäre, einem Unfug zu steuern, der darauf abzielt, irgendeine Dame, deren ein Momentphotograph zufällig habhaft wird, in tausenden von Abdrücken, entsprechend lasciv arrangiert und textiert einem hohen Adel und verehrten Publikum in »Freiheit« vorzuführen.

* * *

In der ‚Neuen Freien Presse' wird demnächst der Economist das endgiltige Urtheil über Friedrich Nietzsche verkünden. Schon haben die übrigen Mitglieder des Vierer-Senates gesprochen, der Nietzsche wegen Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit — be-

---

*) Hier ist das berüchtigte ‚Kleine Witzblatt' gemeint, mit dessen Verschleiß sich die Angestellten der sonst so ethisch veranlagten Stadtbahn während des Kartenabzwickens befassen. Die Härte der Strafen, die die Stadtbahn auf Zonenüberschreitung, Benützung der höheren Wagenclasse u. dgl. gesetzt hat, ist von den Juristen der Tagespresse sicherlich überschätzt worden. Immerhin wirkt es possierlich, wenn die nämlichen Functionäre, die jetzt eine Art Gerichtsbarkeit über das reisende Publicum ausüben und ihre Aufmerksamkeit der strengen Prüfung jeder Fahrkarte widmen sollen, Zeitungen verkaufen und einem Passagier, der zitternd der Controle harrt und sich bereits »ertappt« fühlt, lächelnd das ‚Kleine Witzblatt' in die Hand drücken. Anm. d. Herausgeb.

gangen durch die Umwertung aller sittlichen Werte und durch die das Schamgefühl gröblich verletzende Anpreisung des als Uebermenschen bezeichneten nackten Gewaltsmenschen — zu richten hat. Leitartikler und Feuilletonist haben für Schuldig gestimmt, der »Localerer« für Unschuldig. Die Namen der drei Richter sind: Hugo Ganz, Ludwig Stein, Carl Bulcke. Herr Bulcke hatte den Thatbestand an Ort und Stelle untersucht, hatte der Leichenfeier für Nietzsche beigewohnt und theilte die Ergebnisse des Localaugenscheins in dithyrambischen Wippchen mit; er rühmte die Buschigkeit des Schnurbartes, den Nietzsche getragen, die Größe der Hände des Philosophen und die »unendliche« Schmalheit seines Sarges. Und wenn auch zu befürchten ist, dass der Uebermensch in einem »unendlich schmalen Sarg« schlecht liegen und sich unbehaglich fühlen wird, haben doch die Leser dem frommen Requiescat, mit dem Herr Bulcke schloss, sicherlich zugestimmt. Aber Herr Bulcke ist kein bloßer Stimmungsreporter, der sich bei solcher Gelegenheit mit einer Beschreibung der Leichenfeier begnügt. Der wichtigste Theil seines Aufsatzes war vielmehr eine poetische Schilderung des Wesens des Verblichenen. Diese aber ward vom Localredacteur der ‚Neuen Freien Presse‘ unbarmherzig gestrichen. Und doch ist sie »aufmerksamen Zeitungslesern« nicht entgangen. Denn als am Tage, nachdem die Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ in Bulckes Schilderung geschwelgt hatten, die deutschen Blätter einliefen, da fanden wir das wohlbekannte Entrefilet im ‚Berliner Tagblatt‘ und in der ‚Frankfurter Zeitung‘ wieder. Und siehe da, die ‚Frankfurter Zeitung‘ war wieder einmal liberaler gewesen als unsere ‚Neue Freie Presse‘ und brachte Bulckes Ergüsse ungekürzt zum Abdruck.

Man war bisher gewohnt, den politischen Theil, das Feuilleton und die Rubrik »Tagesereignisse« von Correspondenzen gespeist zu sehen. Die Idee des Herrn Bulcke, eine Correspondenz für lyrische Stimmungen zu begründen, dürfte neu sein. Und wie alles Neue hat sie sogleich Widerspruch erregt. Vornehmlich in der ‚Zeit‘. Allerdings, der »aufmerksame Zeitungsleser«, der an die ‚Zeit‘ seine Beschwerde richtete, fügte die Worte hinzu, dass er kaum hoffen könne, sie dort gedruckt zu sehen. Und dieser Zweifel an der Bereitwilligkeit der ‚Zeit‘, eine Rüge für Herrn Bulcke zu veröffentlichen, war sicherlich wohlbegründet. Dass die Rüge zugleich der ‚Neuen Freien Presse‘ galt, verschlug nichts; aber vor allem musste sich ja die ‚Frankfurter Zeitung‘, an die die ‚Zeit‘ durch zarte Bande

geknüpft ist, getroffen fühlen, weil sie selbst die ärgsten Geschmacklosigkeiten des Herrn Bulcke, die sogar von der ‚Neuen Freien Presse‘ beseitigt worden waren, zum Abdruck gebracht hatte. Aber die ‚Zeit‘ ist, mag auch Herr Kanner der Wiener Correspondent der ‚Frankfurter Zeitung‘ sein, über alle Verdächtigungen ihrer Unabhängigkeit erhaben. Sie gab der Beschwerde Raum. Nur eine geringfügige stilistische Aenderung hat ihre Redaction sich erlaubt. Herr Kanner wünscht nämlich, wie man sich noch von der Affaire Kanner-Landau her erinnert, dass bei Angriffen in der ‚Zeit‘ keine Namen genannt werden. Nun war es freilich diesmal nicht zu vermeiden, dass die ‚Neue Freie Presse‘ erwähnt wurde. Aber die Nennung weiterer Namen hätte der ‚Zeit‘ leicht den Vorwurf eintragen können, dass sie ein »Schmähblättchen« sei. Das ‚Berliner Tagblatt‘ und die ‚Frankfurter Zeitung‘ durften also in der Beschwerde nicht genannt werden. Und der Einsender gab darum bloß dem Unmuth Ausdruck, der ihn, da er Herrn Bulckes Bericht in der ‚Neuen Freien Presse‘ gelesen hatte, ergriff, als »die ein paar Stunden später einlangenden Nummern von Frankfurter und Berliner Zeitungen denselben Berichterstatter zu Worte kommen ließen.« »Frankfurter Zeitungen«! Der Plural sagt wieder einmal weniger als der Singular. Es ist ein Plural der Bescheidenheit des Herrn Dr. Kanner.

* * *

Ein Budapester Leser theilt mir mit, dass Herr Georg Brandes sein abgetragenes Feuilleton »Ueber das Lesen« (siehe Nr. 51) in einem privaten Casino und vor geladenem Publicum vorgelesen hat, und erinnert sich nicht, dass es am nächsten Morgen in Pester Blättern reproduciert worden sei. Dafür aber habe Herr Brandes in Pest einen nicht minder wertlosen Vortrag über »seinen Freund« Ibsen gehalten, bei dem er durch allerlei Indiscretionen aus dem Privatleben des Dichters diesen möglichst lächerlich zu machen, seine eigene Bedeutung aber ins rechte Licht zu setzen suchte. Gegen die Annahme, dass der Vortrag neu war, sprechen schon die vergilbten und abgegriffenen Blätter, aus denen Herr Brandes vorlas, sowie auch die außerhalb Wiens nur in Budapest mögliche Erscheinung, dass mehrere Journale im bekannten Concurrenzkriege um die raschesten Informationen den Vortrag auszugsweise schon zwei oder drei Tage früher, als er gehalten wurde, brachten, respective einem ausländischen

Journal entnahmen. Der unermüdliche Wanderästhet hat, wie noch erinnerlich sein dürfte, das Publicum der ungarischen Hauptstadt bei anderer Gelegenheit durch einige Ausfälle gegen die deutsche Sprache reichlich entschädigt. Uns hat er kürzlich durch Vermittlung der ‚Neuen Freien Presse' mit einem Feuilleton über einen Herrn Julius Damati, der eigentlich ein Fräulein Diamantidi ist und Dramen schreibt, beglückt. Sätze wie der folgende: »Es ist ein Tendenzschauspiel, aber sehr gut und folgerichtig gebaut, die Gestalten lebendig, der Dialog dem Leben abgelauscht« beweisen, dass Herr Brandes glücklich auf dem Niveau des Literaturreporters angelangt ist. »Ohne mit der Tendenz einverstanden sein zu können, muss ich das Stück doch sehr tüchtig componiert finden, wie ich auch keinen Zweifel hege, dass es einen Bühnenerfolg erringen könnte« — ist nicht minder hübsch und originell gesagt. Eine tiefbohrende Kritik enthält auch der übrigens gutdeutsche Satz: »Die männliche Hauptperson des Stückes ist als problematische Natur fesselnd und das gestellte Problem interessant.« Wenn man vollends Herrn Brandes versichern hört, dass der Held, »gesund aus einem Curort nachhause g e k o m m e n«, Sylvia zu heiraten begehrt, muss man sich fragen, warum Herr Brandes, der ja längst nicht mehr dänisch schreibt, sich nicht endlich entschließen will, bei Herrn Frischauer Unterricht in der deutschen Sprache zu nehmen. Zur Charakteristik eines der Werke des Herrn Damati beruft sich der berühmte Essayist auf die Thatsache, dass es »zum Benefice eines beliebten Schauspielers in Lübeck« aufgeführt und »von der städtischen Presse mit warmer Anerkennung beurtheilt« wurde. Herr Brandes traut es sich nicht zu, auf eigene Faust einen Damati zu entdecken. Mit Nietzsche gieng's ihm leichter vonstatten. Er war einmal agiler und ist ein großer Mann geworden, weil er allen möglichen Leuten Besuche gemacht hat. Aus einigen wurde dann etwas, und Herr Brandes galt als deren »Entdecker«, weil er sich entschloss, bloß die Essays, die er über sie geschrieben, zu einem Buche zu sammeln, jene aber, die er mit gleicher Liebe den Vielzuvielen gewidmet, vorsichtig auszuscheiden. Mit Nietzsche hat Herr Brandes Glück gehabt. Er darf sich aber nicht dagegen wehren, wenn pietätvolle Kenner seiner gesammten, nicht gesammelten Werke ihn auch als den Entdecker Julius Damatis und Adolph Donaths preisen . . .

* * *

Das ‚Neue Wiener Tagblatt' ertheilt am 1. September unter den »Antworten der Redaction« den folgenden Rath:

Walter F. Am Tage der Verhandlung ersuchen Sie den Gerichtssaalreporter, Ihren Namen nicht zu nennen, oder wenden Sie sich an die einzelnen Blätter.

Frage auf die Antwort: Wenn etwas verschwiegen werden soll, was auszusprechen das öffentliche Interesse verlangt, warum wird dann der Act der Corruption vorher öffentlich angekündigt? Wenn aber etwas verschwiegen werden soll, was zu verschweigen die Anstandspflicht erfordert, warum wird dann die Ueberzeugung von der Unanständigkeit unserer Gerichtssaalreporter in ihren eigenen Blättern ausgesprochen?

* * *

Wie kommt man in das Schwurgerichtsgebäude?

Geehrter Herr! Ich hatte am 17. Juli dringend mit meinem Rechtsfreunde in einer juridischen Angelegenheit zu sprechen und telephonierte in dessen Kanzlei, wo mir die Auskunft ertheilt wurde, dass der Advocat sich im Barreau des Schwurgerichtes befinde. Ich begab mich per Wagen sofort dahin. Der bei dem Schwurgerichtsgebäude postierte Wachmann Nr. 1185 erklärte mir barsch, der Saal sei überfüllt, und auf meine Frage, was ich thun solle, um den Herrn, den ich dringend sprechen müsse, herauszuholen, bekam ich, statt einer Auskunft, die Antwort: »Schauen S', dass wegkommen, sonst führ' ich Sie auf's Commissariat.« Ich begab mich in das benachbarte Gebäude, um einen Passierschein für das Schwurgerichtsthor zu erlangen. Der in der Landesgerichtsuniform amtierende Diener, dem ich meine Bitte vorbrachte, erklärte mir, dass es keines Passierscheines für das Schwurgerichtsgebäude bedürfe, sondern nur für den Schwurgerichtssaal, und machte sich erbötig, mir den Advocaten selbst herauszuholen. Ich begab mich in Begleitung des Landesgerichtsdieners wieder zum Eingange des Schwurgerichtsgebäudes; da stürzte die Nummer 1185, als sie meiner ansichtig wurde, wüthend auf mich zu, gab mir einen wuchtigen Schlag auf die Schulter und brüllte: »Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet!«

Unter großem Aufsehen und Zurufen der sich ansammelnden Menge: »Ein Dieb, ein Dieb!« folgt nun Escorte zum Herrn Wach-

inspector, ich glaube VIII., Lederergasse. Trotzdem ich angab, dass ich Kaufmann und Wiener Hausbesitzer sei, wurde ich sodann wieder die Straßen kreuz und quer in die Sicherheitswachstube, VIII., Fuhrmannsgasse gebracht, wo man mir Taschenmesser und Spazierstock abnahm und meine Taschen auf das mögliche Vorhandensein einer Krupp'schen Kanone untersuchte. Nun war ich erst würdig, vor die Person des Polizeicommissärs, der in diesem Falle Müller hieß, geführt zu werden. Der Wachmann gab an, dass er mich wiederholt aufgefordert habe, zu gehen, ich hätte in den Schwurgerichtssaal eindringen wollen u. s. w. Der Commissär fragte nun den Wachmann, ob ich grob oder renitent gewesen sei, was dieser verneinte. Wahrscheinlich dachte der Herr Commissär, er müsse mit dieser Frage dem Wachmann eine vergessene Thatsache ins Gedächtnis zurückführen. Meine Behauptung, dass ich legal vorgegangen sei, sowie die wahrheitsgemäße Schilderung des Vorfalles wurden zu Protokoll genommen, das in seiner Gänze aus folgenden Worten bestand: »Wollte nicht in den Schwurgerichtssaal, sondern seinen Advocaten sprechen.« Davon, dass ich um einen Erlaubnisschein ersucht hatte und mit einem Landesgerichtsdiener zurückgekehrt war, dem mich die Nummer 1185 vor der Nase wegarretierte, enthielt das Protokoll kein Wort. Ich sagte dem Commissär, dass ich eine polizeiliche Legitimationskarte mit Personsbeschreibung bei mir habe und es wohl genügt hätte, wenn der Wachmann mein Nationale aufgenommen hätte, worauf mich der Commissär bedeutete, ich möge mich ruhig verhalten. Mein Gesuch, gegen den Wachmann die Disciplinaruntersuchung einzuleiten, wurde ad acta gelegt und ich zu einer Strafe von 4 Kronen oder 48 Stunden Arrest verurtheilt. Die Behauptung des Wachmannes, dass ich in den Schwurgerichtssal eindringen wollte, um der Verhandlung beizuwohnen, ist durch den Advocaten, der eine halbe Stunde nach meiner Verhaftung sich im Commissariate einfand und bestätigte, dass ich ihn sprechen wollte, widerlegt worden.

Ich wurde also deshalb, weil ich jemanden aus dem Schwurgerichtsgebäude herausrufen lassen wollte, verhaftet, dem allgemeinen Hohn preisgegeben und gleich einem Einbrecher von amtswegen behandelt. Einen guten Rath erhielt ich jedoch von Seite der Behörde. Auf meine Frage, was ich eigentlich hätte thun sollen, um meinen Advocaten zu treffen, gab mir der Herr Commissär die Antwort: »Sie hätten trachten sollen, von der Florianigasse aus

oder durch eine andere Nebenthüre in das Schwurgerichtsgebäude zu kommen.« — — — Das heißt also, ich hätte mich, nachdem man mir beim Hauptthor den Eingang verweigert hat, hinter dem Rücken des Wachmannes auf Umwegen hineinschwindeln sollen .... Das nächste Mal werde ich mir den Einmarsch der verbündeten Truppen in Peking zum Vorbild nehmen, und etwa durch einen Abzugscanal das Gebäude der Schwurgerichtsfestung betreten.

(Folgt Name und Adresse.)

* * *

Als ‚Personalnachricht' brachte die ‚Neue Freie Presse' am 6. d. M. die nachstehende Meldung: »Wachcommandant Zaunmüller ist von seinem Urlaub zurückgekehrt und hat das Commando der Justizwache wieder übernommen.«

Wir stehen hier vor einer eigenartigen Neuerung. Bisher wurde bloß die Thatsache, dass ein reclamebedürftiger Arzt oder Advokat vom Urlaube eingerückt ist, der Welt verkündet. Aber es geschieht das erstemal, dass ein Soldat, der seinen Posten bezieht, in den Tagesblättern genannt wird. Sollten auch schon Beamte und Officiere das Erdendasein ohne Reclamenotiz unerträglich finden? Von wannen datieren die Beziehungen eines Wachcommandanten zur ‚Neuen Freien Presse'? Und interessant wäre es, zu eruiren, ob Herr Zaunmüller, bevor er das Commando wieder übernahm, sich freiwillig bei Herrn Benedikt gemeldet hat. Vielleicht geht das Kriegsministerium diesen Fragen nach. Man stelle sich nur die Situation vor, wenn etwa ein Gerichtssaalreporter sich während einer Verhandlung unanständig benimmt und die Justizwache sich weigert, einzuschreiten, weil sie sich's mit dem Herrn, der so schöne Reclamenotizen bringt, nicht verderben will ....

* * *

Heirats-Antrag.

Junger Kaufmann wünscht die Bekanntschaft einer Dame, welche geneigt wäre, ihn zur Verbreitung eines neuen patentierten Artikels für hygienische Zwecke zu unterstützen. Briefe erb. unter »Herzensgüte K. M. 28« an das Ank.-Bur. d. Bl.

(‚Neue Freie Presse', 30. August 1900.)



EIN ANGRIFF.

Literarische Feinschmecker raunten sich am 8. September, Feiertags, eine Pikanterie zu: Es gehe das Gerücht, die ‚Neue Freie Presse‘ habe mit ihrer Todtschweigetaktik versuchsweise gebrochen und einen, wenn auch verhüllten, »Angriff« auf den Herausgeber der ‚Fackel‘ veröffentlicht. Das Gerücht schien leicht auf seine Stichhältigkeit zu prüfen. Die ‚Neue Freie Presse‘ liegt glücklicherweise noch an vielen Orten auf, und ein flüchtiger Blick wird uns darüber Gewissheit verschaffen, ob das Nochnichtdagewesene diesmal wirklich eingetreten ist. Ein so vornehmes Blatt sollte wirklich —? Wo konnte der Angriff stehen? Im Briefkasten? Die Antwort, dass eine schweinische Annonce nur in Form eines Heiratsantrages Aufnahme finden könnte, kann doch den Herausgeber der ‚Fackel‘ nicht empfindlich treffen? Oder etwa an der Stelle, wo einst der Zeitungsstempel, bevor er defraudiert wurde, gestanden ist, also in der wertvollsten Rubrik der ‚Neuen Freien Presse‘? Das wäre zu viel Ehre. Dann also vielleicht in der wertlosesten, jener humoristischen, die seit so vielen Monden schon die friedfertigen Gefühle der Sonntagsleser aufstachelt, die Menschheit mit Erbitterung erfüllt, alle bösen Instincte weckt und Zwietracht in Familien säet?

Das Gerücht wollte wissen, dass der Angriff thatsächlich in der humoristischen Rubrik untergebracht war. Noch blieb die Frage offen, ob St—g, Ludwig Bauer oder Erwin Rosenberger . . . Jeder repräsentiert eine Specialität. Nach dem Grade der Uebelkeit, die er jeweilig beim Sonntagsleser erzeugt, wird er von den Herausgebern geehrt und beschäftigt. Je mehr grobe Briefe und Beschwerden am Montag in der Redaction einlaufen, desto lebhafter die Genugthuung. Nach dem letzten Beitrag Rosenbergers gab's gar keine Zuschriften. Die Herausgeber, anfangs verstimmt, jubelten über die Nachricht, dass die letzten Beschwerden sämmt-

licher Abonnenten so heftige Verdauungsbeschwerden seien, dass keiner an die Absendung eines groben Briefes auch nur denken konnte. Vergangenen Freitag aber wollte Herr Benedikt seine Humoristen antreten lassen, um den Plan des feiertäglichen Feldzuges gegen das Publicum zu berathen. Da wurde ihm gemeldet, dass die drei Herren über ihre letzten Entrefilets so sehr gelacht hätten, dass sie krank geworden seien und zu Bette liegen müssten. Nur St—g erholte sich noch am selben Abend; das Zuhauseliegen brachte ihn in eine so gelangweilte Stimmung, dass er dem Chefredacteur melden lassen konnte, er sei wiederum zur Abfassung einer Sonntagsplauderei vollständig disponiert. Herr Benedikt hatte aber schon vorgesorgt. Auf die barsche Frage, wer unter den anwesenden Redacteuren am wenigsten Humor besitze, war resolut Herr Hugo Ganz hervorgetreten, und im Nu waren auch schon alle Vorbereitungen für die zu schreibende »Chronique« — sie sollte scandaleuse werden — getroffen. Und so erschien denn im localen Theile des Feiertagblattes zum erstenmale die Chiffre Gz.

An ihr blieb der Blick der Leser haften, die, um den Kaffeehaustisch versammelt, auf das Gerücht von dem »Angriff« nach der ‚Neuen Freien Presse‘ verlangt hatten. Nun gieng zuerst ein heftiges Debattieren los, wer in der Runde das Entrefilet auch wirklich lesen sollte. Einer musste. Aber er schlief bei der zweiten Zeile ein. Ein zweiter brachte es bis zur dritten, ein dritter bis zur vierten Zeile u. s. f. Gerade wollte einer bemerken, dass Herr Ganz den Ursprung des Wortes »Dyspeptiker«, das im ganzen Artikel immer wieder vorkommt, nicht verstehe, weil er beharrlich D*i*speptiker schreibe; da schlief auch er. Der Rest der Gesellschaft konnte eben noch herauskriegen, dass Herr Ganz eine Satire auf die moderne Literatur schreiben wollte, und der letzte Mann fragte aus dem Schlafe: »Wo — bleibt — der Angriff auf die ‚Fackel‘?« ...

Und so gieng's vielen an jenem Tage. Im Kaffeehause und daheim schliefen die Wiener. Feiertagsruhe . . . Gerade vor jener Stelle, wo die ‚Neue Freie Presse' nach anderthalbjährigem Schweigen zum erstenmal zu einer gebürenden, von ihren Freunden mit Spannung erwarteten Antwort ausholte, ermatteten die Freunde und schliefen ein. Als es Abend wurde, erfuhr Herr Ganz, wie sich die Stadt unter der Einwirkung seines ersten humoristischen Beitrages verwandelt hatte, und da ihm doch offenbar daran lag, dass die Wiener von dem Angriff auf den Herausgeber der ‚Fackel' Kenntnis nähmen, so machte er mehrere Besuche, um wenigstens die wichtigsten Abonnenten, deren er habhaft werden konnte, aufzuwecken. Einem, der alsbald munter, aber dann sogleich wieder verdrießlich wurde, soll er den humoristischen Inhalt seines Entrefilets in der folgenden Weise auseinandergesetzt haben: »Sie sind bis zu der Stelle gekommen, da die Gesellschaft moderner Dichterlinge beschließt, eine neue literarische Richtung, nämlich die der Dispeptiker — Sie erinnern sich, dass ich das Wort mit i schreibe —, ins Leben zu rufen. Dann sind Sie leider eingeschlafen und so um den Hauptspass gekommen. Ein Angriff auf die ‚Fackel' in der ‚Neuen Freien Presse'! Wir haben in der Redaction lange berathen, ob wir dem Manne die Ehre anthun sollen. Aber da mein Angriff so humoristisch ausgefallen ist, ertheilte der Chef seine Zustimmung. Ich sage Ihnen: ein vernichtender Angriff. Wir haben lange genug zugewartet, anderthalb Jahre den Mann gewähren lassen. Aber nun ist die große Abrechnung da. Gepfeffert! Ich nenne ihn den »Herausgeber der ‚Laterne'«. Er sitzt am Nebentisch, während die Kaffeehausliteraten über die Gründung der neuen Richtung streiten. Man beschließt, ihn einzuweihen. Und nun sage ich:

»Das kleine Männchen wurde an den Tisch complimentiert. Er begrüßte die Versammelten mit einer Grimasse des Ver-

ständnisses. ‚Ich soll euch schonen, wollt ihr. Wird euch gerne gewährt. Erst müsst ihr euch ein wenig mästen, bevor ich euch schlachte,‘ sagte er gnädig. Der Dramatiker aber war cholerischer Natur. ‚Für uns oder wider uns,‘ declamierte er mit verhaltenem Ingrimm. ‚Jeder ist sich selbst der Nächste,‘ erwiderte der Herausgeber achselzuckend. ‚Erst komme ich. Ich lebe vom Schlachten. Für mein Geschäft brauche ich per Nummer mindestens Eine Reputation, der ich den Garaus mache. Aber es ist noch Vorrath da. Ihr habt Schonzeit.‘ ‚Mich lasse ungeschoren,‘ knirschte der Dramatiker, ‚sonst haue ich dir den Buckel voll.‘ ‚Hauen! Ein Dispeptiker!‘ wehrte der Lyriker sanft ab. ‚Lasst ihn nur hauen!‘ erklärte gelassen der Laternenmann. ‚Jeder Hieb ist hundert Exemplare wert. Ich bin ein todter Mann, wenn Niemand mehr sich die Mühe nimmt, mich zu prügeln.‘ ‚Jeder macht auf seine Weise sein Geschäft,‘ erklärte der Verleger philosophisch.«

Na, was sagen Sie? Ich spreche geradezu von Prügeln. Das ist die einzige und beste Antwort, die wir vom geistigen Wien auf alle Anwürfe wegen Corruption u. dgl. bereit haben. Unsere Satire lebt von der Gnade jedes Rowdy, der einen uns unangenehmen Schriftsteller im Kaffeehaus wehrlos macht. Wenn man aufs Todtschlagen hoffen kann, hat man es nicht mehr nöthig, todt zu schweigen. Und wir hoffen aufs Todtschlagen. Andere Blätter haben schon vor uns dem Manne zu verstehen gegeben, dass er das jeweilige Quartal seines Blattes nicht erleben wird. Wir sind eben Publicisten und antworten mit der Feder, wenn man uns angreift. Sie werden bemerkt haben, dass man seit Jahren gegen den Herausgeber der »Laterne« nichts anderes vorbringt, als erhaltene, leider nicht erhaltene, hoffentlich noch zu erhaltende Prügel. Er wirft uns vor, dass wir den Zeitungsstempel defraudiert haben, er zeiht uns der Bestechlichkeit, er nennt uns Heuchler, Schmöcke, Erpresser, er beweist, dass wir die ärgsten Culturverderber sind, dass wir von den öffentlichen Uebeln, die aufzudecken Pflicht der Presse ist, leben, somit der öffentlichen Uebel schlimmstes sind, und dass wir zumal in Oesterreich,

wo die Zeitung der einzige Bildungshort ist, die weitaus gefährlichste Macht im Staate repräsentieren. Darauf haben wir vom geistigen Wien nur die eine, bekannte Antwort. — Aber was ist Ihnen denn? Sie sind ja wiederum eingeschlafen? . . . .«.

Herr Ganz schlich betrübt nachhause. Er fühlte, dass die Herausgeber ihn von nun an zwar in die Reihe der ständigen Humoristen aufnehmen, aber ihm doch wegen der ungeschickten Art der Placierung des Angriffes grollen würden. Am anderen Tage hielten die Herren eine Conferenz ab und beschlossen, künftige Angriffe auf die ‚Fackel' immer gleich zu Beginn des humoristischen Beitrags unterzubringen. Sie gaben der Befürchtung Ausdruck, der erste werde ein Redactionsgeheimnis der ‚Neuen Freien Presse' bleiben, und der Hoffnung, dass die ‚Fackel' es ausplaudern werde.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Abonnent der ‚Neuen Freien Presse'. Darüber, dass Ihr Blatt auf Seite 1 dem König Carol von Rumänien »ein Anrecht auf sympathische Würdigung dort, wo man Cultur und Civilisation zu schätzen weiß«, zuerkennt und auf Seite 5 für die rumänischen Auswanderer sammelt, dürfen Sie sich nicht wundern. Die Sammlung ist in der Rubrik »Mittheilungen aus dem Publicum« untergebracht und weist eine Reihe stattlicher Geldspenden auf. Die im Leitartikel vertretene Meinung gehört aber in die Kategorie der Mittheilungen aus dem Pressbureau der rumänischen Regierung, und die stattlichen Geldspenden, die hier miteinlaufen, werden nicht ausdrücklich verzeichnet. Erst, wenn die ‚Neue Freie Presse' sich entschließen könnte, die rumänischen Pauschalien den rumänischen Juden zuzuwenden, wäre der Zusammenhang, den Sie heute vermissen, hergestellt.

Confuser Leser. Nein. Verhaftet wurde der Börsencomptoirsinhaber Knöpflmacher. Die 400 Kronen für die türkisch-sephardische Gemeinde hat der Börsencomptoirsinhaber »Consul« Thalberg gespendet. Die ‚Neue Freie Presse' hat an auffallender Stelle eine Danksagung des Vorstandes gebracht, und ich begreife nicht, wie Sie die beiden Ereignisse verwechseln können.

Kenner. Hermann Bahr schrieb jüngst über eine Debutantin, die im Deutschen Volkstheater durchfiel, dass ihr Antlitz »frei, rein und

fast diaphan« sei und ihre Augen, wenn sie sinnt und horcht, stahlblau, im Zorn aber »gelb entflammt wie Bernstein« seien. Soweit gienge die Sache. Bahr erklärte aber auch, dass man, wenn ein solches Talent auftauche, nicht »mit gesunkenen Händen zuschauen« dürfe. Sie fürchten nun, dass diese Bemerkung die Position Bahrs im ‚Neuen Wiener Tagblatt' erheblich verschlechtern werde. Die gesunkenen Hände hätten ihm die Redactionscollegen, die auch nicht besser deutsch schreiben, wohl noch hingehen lassen. Aber, dass er mit den Händen, die doch ausschließlich zum Reden da sind, von nun an auch sehen wolle, scheint ihnen eine Neuerung, die sie dem kühnen Stürmer mit Recht verübeln. Herr Wilhelm Singer, der fast zärtlich an Bahr hängt, soll dem neuen Mitarbeiter wegen seiner Verachtung aller »Steyrermühl«-Traditionen bereits ernstlich Vorstellungen gemacht haben. Er bat ihn, sich in den Rahmen des Blattes zu fügen, und redete ihm mit erhobenen Händen zu. Bahr aber fuhr fort, ihn mit gesunkenen anzuschauen.

Neugieriger Leser. Sie machen mich auf das Referat des Herrn Landesberg in der ‚Oesterreichischen Volkszeitung' über eine Novität des Josefstädter Theaters aufmerksam und fragen, wer der »geistvolle Deutsche Ludwig Fischl« ist, den, wie's in der Recension hieß, die Komödie zum Bearbeiter hat. Natürlich ein Redactionscollege des Deutschen Landesberg.

Maske. Kommt Alles an die Reihe. Mittheilung bestimmter Thatsachen höchst willkommen.

Herrn Stoll, Regisseur der Hofoper. Ich höre, dass Sie sich etwas paschamäßig aufführen und den Chor und die Bühnenarbeiter mehr, als es erlaubt und in anderen Theatern üblich ist, schinden und plagen. Ich hätte Ihnen gerne zu dieser Auffassung Ihres Berufes ein Wörtchen gesagt. Aber seitdem Sie den Franz Josefs-Orden bekommen haben, soll mit Ihnen überhaupt nicht mehr zu reden sein ....

Herrn Prof. Josef Bergmann, Fachschriftsteller. Wenn ich Sie damit »glücklich mache«, so will ich gerne der Feststellung Raum geben, dass Sie mit dem in Nr. 51 genannten Sigmund Bergmann weder identisch noch verwandt sind.

Herrn W. Fred. Sie senden mir »mit Bezugnahme auf § 19 des Pressgesetzes« die folgende Berichtigung: »I. Es ist unwahr, dass ich durch Entrichtung des Schulgeldes dem Wasagymnasium als Schüler angehört habe; wahr ist hingegen, dass ich niemals an diese Anstalt Schulgeld entrichtet, diese Anstalt niemals besucht habe und dementsprechend nie in den Listen der Anstalt als Schüler eingetragen war. II. Es ist unwahr, dass ich in meinem am 4. August an Sie gerichteten Briefe scherzhaft übertrieben oder Sie angelogen habe; wahr ist hingegen, dass die von mir in diesem Schreiben gemachten Angaben der Wahrheit nachweisbar vollständig entsprechen. III. Unwahr ist ferner die von Ihnen gemachte Angabe,

ich hätte meine Gymnasialstudien nicht vollendet; wahr ist hingegen, dass ich meine Gymnasialstudien durch Ablegung der für österreichische Staatsgymnasien vorgeschriebenen Maturitätsprüfung beendet habe. IV. Unwahr ist schließlich, dass ich vom k. k. öst. Museum oder dessen Director, Herrn Hofrath A. v. Scala eine Subvention aus Staatsmitteln zur Förderung des heimischen Kunstgewerbes erhalten habe; wahr ist lediglich, dass ich für die von Hofrath A. v. Scala redigierte Zeitschrift ‚Kunst und Kunsthandwerk' eine Reihe von Aufsätzen geschrieben habe und für diese Arbeiten in der üblichen Weise honoriert wurde. Hochachtungsvoll W. Fred.« — Aber Herr Fred! Wer wird denn so kindisch sein? Wollen Sie denn mit aller Gewalt auch nach Ablegung der für österreichische Staatsgymnasien vorgeschriebenen Matura als Gymnasiast betrachtet werden? Sie bestehen hartnäckig darauf, vor der großen Oeffentlichkeit zu constatieren, dass Ihre ersten literarischen Triebe nicht dem Schulschwänzen am Wasagymnasium entsprossen sind. Ich gestehe Ihnen zu, dass sich der Literarhistoriker, den ich dieserhalb seinerzeit befragt, geirrt haben mag, dass Sie wirklich am Josefstädter Gymnasium nichts taugen wollten und dass Sie in Ihrer ersten kindischen Zuschrift die Wahrheit gesagt haben. Nun, der Streitfrage, ob Sie im achten oder neunten Bezirke Ihr Schulgeld erlegt haben, mag ein wichtiges biographisches Moment zugrunde liegen; an der Thatsache, dass sie irgendwo nichts gelernt haben, ändert sich nicht das geringste. Nicht das Pressgesetz, sondern eine gute Laune hat mich bestimmt, Ihre Berichtigung abzudrucken. Sie Schäker hatten so nebenbei die Absicht, durch mein Blatt die Nachricht zu »lancieren«, dass Sie — nach wiederholten vergeblichen Versuchen — Matura gemacht haben. Ich habe dies mit keinem Worte bestritten, wäre darum nicht verpflichtet, von dieser Mittheilung, die Ihnen jetzt zu hohem Ansehen in der literarischen Gemeinde verhelfen soll, publicistischen Gebrauch zu machen, und bin überhaupt, da ich kein Tagesblatt redigiere, auf interessante Nachrichten nicht erpicht. Und doch, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, Ihre Berichtigung, wie sie ist, abzudrucken. Sie haben nie das Wasagymnasium besucht, haben in Meran — ich bitte nicht zu berichtigen, dass es in Bozen geschah — nach einem Wiener Durchfall die Maturitätsprüfung abgelegt — und dies alles ändert doch nichts an dem Urtheil, das ich mir über Ihr literarisches Auftreten gebildet habe und das noch aus jener Zeit stammt, da Sie eine andere Wiener Anstalt ebensowenig wie das Wasagymnasium besuchten, ein paar falsche Adjectiva von Herrn Bahr, aber sonst nichts zu lernen bestrebt waren und es der Gedankenlosigkeit der ‚Neuen Freien Presse' und anderer Wiener Redactionen verdankten, dass zum größten Erstaunen Ihres Deutschprofessors Ihre kunstkritischen und novellistischen Versuche da und dort eine Ablagerungsstätte fanden. Matura gemacht zu haben, ist kein Verdienst, ein schlechter Gymnasiast zu sein, keine Schande. Und dem gefesselten Genius auf der Schulbank literarisches Streben und Kunstinteresse verübeln zu wollen, wäre kleinlich und engherzig. Aber Alfred Wechsler, der, wenn's zwölf Uhr läutete, als W. Fred seinen journalistischen

Verbindungen nachschlich, hat nie eine Sturm- und Drangperiode durchlebt. Er war immer ein abgeklärter Gymnasiast, der sich's hundertmal überlegt hätte, eine temperamentvolle Dummheit zu schreiben, und es schon in frühester Jugend vorzog, eine temperamentlose zu schreiben. Ich erinnere mich der Betrachtungen über das alte Burgtheater, die Sie als Septimaner vor etwa drei Jahren schrieben und zu deren Abdruck sich das ahnungslose ‚Magazin für Literatur' in Berlin hergegeben hat; ich staunte damals über die Rüstigkeit des Gymnasiasten, der sich noch mit aller Genauigkeit an Anschütz, La Roche und Fichtner »erinnerte«. Bei Premièren war Ihr Platz natürlich mitten unter den Auguren im Zwischengang des Parquets, nach Schulschluss eilten Sie in die Journalistenloge des Parlaments, um über die letzten Ereignisse an ein Berliner Blatt zu telephonieren. Ich musste damals nicht nur darüber staunen, wie früh Sie unreif geworden waren, sondern auch über die Dreistigkeit, mit der Sie, der doch an kunstkritischer Unberufenheit sich's hätte genügen lassen müssen, sich auf einen Berichterstatterposten vordrängten, dessen pekuniärer Vortheil vielen anderen, die weder Mittelschüler noch die Söhne reicher Eltern waren, versagt bleiben musste. Oder sollten Sie mit Ihrer damaligen Stellung bloß renommiert haben, wie Sie später in London mit Ihrer Wiener Vergangenheit, in Wien mit Ihrer staatlichen Subvention renommierten? Und so komme ich denn zum letzten Punkt Ihrer Berichtigung. Traurig genug, dass sich nicht nur Journale, wie die wissenschaftliche Beilage der ‚Münchener Allgemeinen', wie ‚Artist' in London, zur Verbreitung Ihres Gestammels herbeilassen, sondern dass Sie auch für das Blatt des Hofrathes v. Scala eine Reihe von Aufsätzen schreiben konnten, für die Sie »in der üblichen Weise honoriert« wurden. Aber Sie haben wiederholt selbst behauptet, dass Ihre Verbindung mit Herrn Hofrath Scala eine noch viel engere ist. Die Kunstschriftsteller Wiens waren entsetzt darüber, dass Herr W. Fred, wie er überall herumerzählte, eine staatliche Subvention für seine Pariser Reise erhalte, derselbe Herr Fred, der nach seinem schlechten und in schlechtem Deutsch geschriebenen Werk über die »Präraphaeliten« kurz vorher von einem Fachmann wie Professor Muther als kecker Eindringling aus dem Reiche kunstkritischen Wirkens gejagt worden war. Das Museum — fragte man sich —, das an Folnesics und Dreger wirklich vortreffliche Fachleute hat, lässt einen Fred über Architectur schreiben und sendet ihn jetzt gar nach Paris? Ich kann Zeugen dafür nennen, dass Sie selbst von einer Mission im Auftrage des Herrn v. Scala gesprochen und hier 1000 Francs, dort 600 Gulden als die Summe bezeichnet haben, die Ihnen zur Förderung des heimischen Kunstgewerbes ausgesetzt sei. Es ist erfreulich und Herr Hofrath v. Scala kann Ihnen dafür nur dankbar sein, dass Sie jetzt die Geschichte von der staatlichen Subvention selbst als unwahr bezeichnen. So haben Sie also auch einmal die Wahrheit gesagt. Setzen Sie sich!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von

16 bis 32 Seiten.

Die in den einzelnen Quartalen erschienenen Hefte sind als

Bände

zum Preise von je *K* 2.— = M. 2.— durch alle Buchhandlungen und durch die Geschäftsstelle der ‚Fackel' zu beziehen und werden auf Bestellung binnen Kurzem geliefert.



Band V der ‚Fackel'



(April—Juni)

soeben erschienen.

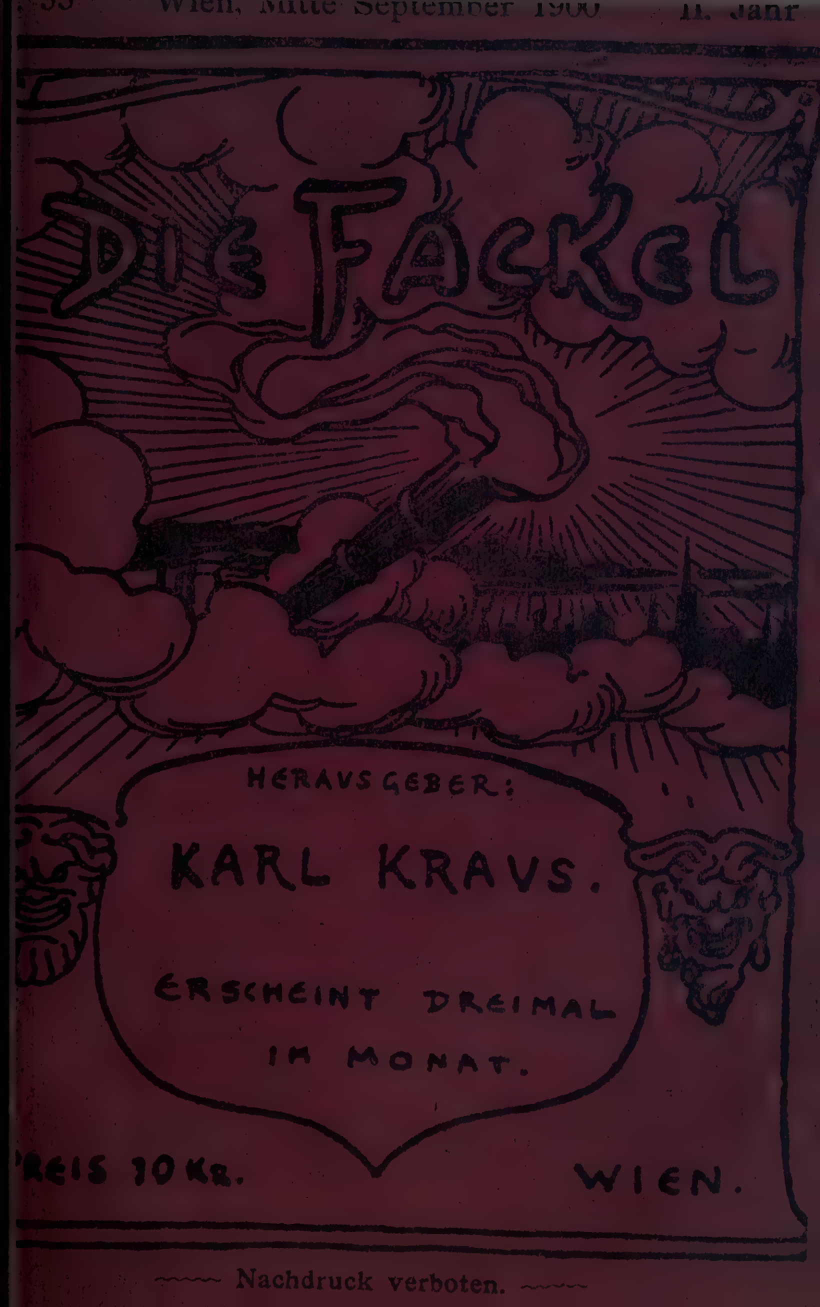
Detlev von Liliencron

Ausgewählte Gedichte.

Berlin, Schuster & Loeffler. M. 5.—

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

53 Wien, Mitte September 1900. II. Jahr



Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . . K	7.—
» » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . . M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise, 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 53 WIEN, MITTE SEPTEMBER 1900 II. JAHR

Herr Schlenther ist höflich und Herr Schnitzler ist indiscret. Das sind die Ueberraschungen, die die Theatersaison schon in ihren ersten Anfängen den erwartungsvollen Premièrenläufern gebracht hat. Mindestens hat sich ihnen Herr Schnitzler von einer neuen Seite gezeigt. Höflichkeit ist eine bereits notorische Eigenschaft des Burgtheaterdirectors, seit dem Tage, da er dem Intendanten und vormaligen Leiter der Stadterweiterungs-Commission, Herrn v. Plappart, zurief, die Leute, die früher in den Vororten wohnten, könnten jetzt von sich sagen: Auch wir sind Wiener, unsere Kinder werden in Wien geboren, — »dank der thätigen Mithilfe Eurer Excellenz!« .... Die Höflichkeit des Herrn Schlenther hat sich seither nicht nur in Ansprachen an Vorgesetzte bewährt. Er war auch zu höflich, die Trümmer aus dem Wege zu räumen, in die sein schneidiger Vorgänger die Burgtheaterherrlichkeit verwandelt hat. Und als darum die journalistischen Freunde Burckhards ihn selbst für den Zerstörer zu halten anfiengen, war er höflich genug, Mitglied der »Concordia« zu werden und den Führer der kritischen Opposition bei einem Festbankett mit Zeus, der in den Wolken thronet und über die Geschicke des Burgtheaters entscheidet, zu vergleichen. Die Bitte, Zeus der Verdonnerer möge sich der Directionsführung Schlenthers gnädig erweisen, ward bekanntlich nicht erhört. Herr Ludwig Speidel, der die Entwicklung des Burgtheaters durch dreißig Jahre mit schönen Inhaltsangaben begleitet hat und dessen

kritisches Wort den Werdegang keiner dramatischen oder schauspielerischen Begabung zu bestimmen oder auch nur zu hemmen vermochte, hat sich seit jenem Trinkgelage, da seine Johannistriebe so sorgsam begossen wurden, zu fühlen begonnen. Das Gerücht, dass von seinem siebzigsten Geburtstage an in der ‚Neuen Freien Presse‘ kein reines Deutsch mehr zu finden sein werde, wollte er kräftig dementieren, er griff nach längerer Ruhepause wieder zur Feder und hat sie neulich in kriegerischer Stimmung gebraucht, um seinen Namen unter einen Protest zu setzen, den mehrere Recensenten gegen eine Entschließung Schlenthers losgelassen hatten.

Eine Entschließung Schlenthers! . . . Seine Höflichkeit hatte ihn lange genug von ihr zurückgehalten. Das ist die tragische Schuld des Mannes, der, wenn er gegen den guten Geist des Burgtheaters nichts weiter verbrochen hätte, als dass er Herrn Schnitzler am 13. Februar seine Unentschlossenheit bezüglich der Annahme eines Stückes, am 17. Juni seine Zweifel an dessen Erfolg und am 2. September seinen Willen zur Ablehnung kundgab, seit langem der erste würdige Leiter des Burgtheaters wäre. In diesem Falle liegt gegen Herrn Schlenther nichts anderes vor, als dass er einem harthörigen Autor, der aus seinen verschiedenen Briefen längst Klarheit über die Situation gewinnen musste, mit der ihm eigenen Höflichkeit begegnet ist, und dass er zur Ablehnung eines Werkes von Arthur Schnitzler, dem das Burgtheater ein Repertoirestück verdankt, aus Dankbarkeit mehrere Monate gebraucht hat. Wenn Herr Schlenther — er sprach nicht, wie Iphigenie, vergebens viel, um zu versagen, Herr Schnitzler hat von allem nie das Nein gehört — sich vorweg das Erstaufführungsrecht sichern wollte, so kann nur die verstellte Blödigkeit seiner kniffigen Gegner daraus den Vorwurf des »Wortbruches« gegen ihn ableiten wollen; die theaterkundigen Herren wissen nur zu gut, dass die principielle Wahrung des Erstaufführungsrechtes

für die Werke bekannter Autoren in der Regel schon vor der Lectüre versucht wird und nicht das geringste mit der Frage der Annahme oder Ablehnung im einzelnen Falle zu thun hat. Den Herren wäre es niemals gelungen, auch nur den Schein eines Beweises, dass auf Seite des Herrn Schlenther ein Wortbruch vorliegt, zu liefern, wenn sie nicht so glücklich einen Vertrauensbruch, den sie selbst begiengen, gegen den Gegner ins Treffen geführt hätten. Die Publication des Briefes, den Herr Schlenther an den Autor, dem jetzt angeblich ein »Recht« verletzt ist, am 13. Februar gerichtet hat und worin er ihn »freundschaftlich vor dem Deutschen Theater in Berlin warnt«, gehört wohl zu den abenteuerlichsten Taktlosigkeiten, zu denen sich je der freche Dünkel gebietender Pressleute verstiegen hat. Es bleibt unerfindlich, wie Herr Schnitzler, den selbst die Bestreiter seiner dichterischen Originalität und Größe bisher als bescheiden wirkenden und dem Cliquentreiben entrückten Literaten zu schätzen wussten, seine Zustimmung zu diesem Schritt und zu dem ganzen Protest ertheilen konnte.

Dass die Wiener Oeffentlichkeit ihr Urtheil über den Autor der »Liebelei« nunmehr ändern und bei den folgenden Aufführungen dieses Stückes vielleicht an der Stelle: »Ich sag' es immer, man soll nicht Briefe schreiben« am kräftigsten applaudieren wird, wäre nun freilich nicht die erschreckendste der Folgen des üblen Handels. Es gibt noch andere, die die protestierenden Herren sicherlich nicht vorausgesehen und sicherlich auch nicht gewünscht haben. Die Stellung des Herrn Schlenther ist auf mindestens zehn Jahre gefestigt. Was dem Manne jederzeit bei seinen Vorgesetzten fast noch mehr als die eigene Höflichkeit genützt hat, ist die Unhöflichkeit der Wiener Tagespresse. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, dass die Angriffe, die die meisten Burgtheaterkritiker seit Jahr und Tag auf Herrn Schlenther verüben, an maßgebender Stelle

darum so geringen Eindruck machen, weil ihre Motive so klar zutage liegen. Herr Schlenther kann oft selbst dem scheinbar sachlichsten Tadel gegenüber auf ein abgelehntes Stück oder auf eine entlassene Schauspielerin hinweisen; und kein größeres Glück konnte ihm widerfahren, als nun in einer zur »Affaire« aufgebauschten internen Angelegenheit so mühelos in's Recht gesetzt zu werden. Die Erwiderung taktvoller als den Protest zu gestalten, war kein Kunststück, und dass Herr Schlenther ein besserer Stilist ist als Herr Salten, der sich darum einbildet, ein besserer Theaterdirector zu sein, wusste man auch vordem schon. Ueberraschend war nur, dass der Leiter des Burgtheaters, dem man nach der Darstellung seiner Gegner ein tüchtiges Maß von Hinterhältigkeit zutrauen musste, in der Sache so völlig Recht behielt. Der sieghaften Erscheinung des Mannes, dessen Schwäche als Arglist verleumdet wurde und dem zur Erfüllung wie zum Wortbruch in gleicher Weise die Courage fehlt, kann heute kritisches Uebelwollen nichts mehr anhaben . . .

Was das Vorgehen der sechs Recensenten so unsympathisch macht, ist die abgeschmackte Lüge von der principiellen Wahrung der »Autorenrechte«, um die es sich ihnen handle. Es ist zu auffallend, dass diese Gesellschaft nur dann, wenn sie gerade mit dem Autor persönlich befreundet und mit dem Director gerade persönlich verfeindet ist, principiell die Autorenrechte wahrt. Herr Anton Bettelheim hebt in seinem Münchener Blatte ganz zutreffend hervor, dass Herr Speidel kein Wort verloren hat, als Laube Hebbel's »Nibelungen« jahrelang zurückwies, und nie eine Silbe zugunsten Anzengrubers sprach, als sämmtliche Wiener Bühnen ihn in einem Zeitraum von sechs Jahren nicht aufführten. Wenn ihn und die protestierenden Collegen dafür das »Verfahren«, das gegen Herrn Schnitzler geübt wurde, »mit aufrichtiger Besorgnis für die Behandlung erfüllt, die heranwachsenden, noch nicht beglaubigten Talenten

am Burgtheater zutheil werden mag«, so ist das pure Heuchelei. Wenn die heranwachsenden Talente in einer Wiener Redaction sitzen und vollends als Kritiker über das Theater schreiben, dem sie ein Stück anhängen wollen, so braucht niemandem um ihr Fortkommen bange zu sein. Räumt man nun auch die Möglichkeit ein, dass die Herren sich selbst einreden konnten, in dem juristisch völlig belanglosen Falle Schnitzler lasse sich eine Rechtsfrage von principieller Wichtigkeit zur Entscheidung bringen, so bleibt noch immer die Frage nach der Competenz offen. Es ist für die Beziehungen, die sich in Wien immerdar zwischen Theaterkritik und Theaterkanzlei spinnen, nur zu bezeichnend, dass sich in einer Frage, die schlimmstenfalls die materiellen Interessen des Bühnenautors tangiert, zu allererst die Kritiker zum Worte melden. Man hört ordentlich, wie die protestierenden Herren Bahr und Bauer bei der Nachricht von der definitiven Ablehnung des Schnitzler'schen Stückes erschreckt ausrufen: Was heute Schnitzlern passiert ist, das kann morgen auch uns passieren; das »erfüllt uns mit aufrichtiger Besorgnis« für uns und für die anderen heranwachsenden Talente ...

Und könnte eine solche Behandlung ihnen nicht auch an anderen Theatern zutheil werden? Sagen wir z. B.: am Deutschen Volkstheater. Warum protestiert Herr Bahr nicht gegen das Verfahren, das gegen ein zwar »noch nicht beglaubigtes«, wohl aber von ihm entdecktes Talent, gegen einen Herrn Rudolf Holzer, geübt ward? Auch ich stelle »die Qualitäten des Werkes in dem vorliegenden Falle gänzlich außer Discussion«; ich kenne Herrn Holzer nicht und nicht das Stück und bin nach der von ihm vor etlichen Jahren im Raimundtheater abgelegten Talentprobe nicht erpicht, es kennen zu lernen. Aber ihm ist im Gegensatz zu Herrn Schnitzler, dem höchstens eine Enttäuschung widerfuhr, thatsächlich eine Unbill zugefügt worden. Herr Holzer, der, als sein Stück im Burgtheater von

Burckhard angenommen war, vierzehn Monate von zwei Directoren hingezogen wurde, wandte sich endlich an das Deutsche Volkstheater. Herr Bukovics schloß mit ihm einen Contract, ließ dann das Stück unaufgeführt und bat, ihn aus dem Contract zu lassen. Bisher sei keine »Constellation« für die Aufführung gewesen . . . Der junge Autor, der sich natürlich mit dem Theater nicht verfeinden wollte, verzichtete auf sein Recht, erhielt aber von Herrn Bukovics die ehrenwörtliche Zusicherung der Aufführung im Herbst 1899. Bis jetzt ist das Werk unaufgeführt. Bukovics weiß immer neue Hindernisse geltend zu machen; der Autor muss sich's gefallen lassen. Mit einem zerrissenen Contract und einem gebrochenen Ehrenwort kann er juristisch nichts anfangen. Wohl aber könnte er sich — und mit mehr Berechtigung als Herr Schnitzler — an die journalistischen Nothhelfer wenden. Die Herren müssten dann wieder zur Feder greifen und es »im Interesse der Autorität des Volkstheaterdirectors« für geboten erachten, »dass sein in Ausübung des Amtes hinausgegebenes Ehrenwort einer gewissen Verlässlichkeit nicht entbehre«, — wenn schon ein Contract, den es ja im Burgtheater überhaupt nicht gibt, sich als zu unsicher erwiesen hat. Aber ich zweifle, ob Herr Hermann Bahr diesen Protest mitunterzeichnen wird.



In Anerkennung seiner Verdienste um den Ruf, den Herr v. Koerber als Stilist genießt, ist Herr Dr. Rudolf Sieghart zum Sectionsrath ernannt worden. Also wollten jüngst Viele zwischen den Zeilen der ,Wiener

Zeitung' gelesen haben. Mich dünkt, sie haben nicht alles zu entziffern gewusst, was dort stand. Mag immerhin das Deutsch des Ministeriums Koerber das des Herrn Sieghart sein, wie das Deutsch der früheren Regierungen das der Herren Karminski, Rosner, Freiberg war; mag auch Herr Sieghart das suggestive Wort: Der Staat muss leben! souffliert haben, mit dem Herr v. Koerber, alle anderen Heilmittel verschmähend, an das Krankenlager trat, auf das sich der Staat, fest entschlossen zu sterben, hingestreckt hatte: solche Verdienste könnten kaum den zureichenden Grund dafür liefern, dass der im letzten »Lehmann« noch als Ministerial-Vicesecretär verzeichnete Herr Sieghart in einem halben Jahre Sectionsrath wurde.

Aber ich habe schon einmal auf die wichtige Function hingewiesen, die Herr Rudolf Sieghart im Ministerium erfüllt. Als das Ministerium Koerber ins Amt trat war seine erste That die »Reinigung« des Pressbureaus. Herr Karminski räumte dem unbescholtenen Herrn Forstner v. Billau den Platz, und das Bureau, das bis dahin anerkanntermaßen die eigentliche Centralregierung Oesterreichs gewesen war, wurde eine bedeutungslose Auskunftsstelle, an der Journalisten aller Parteien, was sie längst wussten, bestätigt erhalten können. Die Aufgaben aber, die früher das Pressbureau erfüllt hatte, die Aufrechthaltung der Beziehungen der Regierung zur verschämt-officiösen und darum so unverschämten Presse, wurden Herrn Rudolf Sieghart zugewiesen. Er war das Protectionskind und der Hausfreund der Herren Benedikt und Bacher. Und wenn man erwägt, wie geschmeichelt die Machthaber der ‚Neuen Freien Presse' sich fühlen mussten, als ihr Vorschlag über die Besetzung der wichtigsten Stelle in der Regierung entschied, und welche Verpflichtungen die erfolgreiche Protection seiner journalistischen Gönner Herrn Sieghart auferlegte, so kann man sich weder über die Dienstwilligkeit wundern, mit der die ‚Neue Freie Presse' sich dem Ministerium Koerber zur

Verfügung gestellt hat, noch über die Bereitwilligkeit, mit der seither die ‚Neue Freie Presse‘ vom Ministerrathspräsidium aus informiert wurde. Man versteht, wie trotz der Reinigung des Pressbureaus Beziehungen zwischen Regierung und Journalistik weiter bestehen konnten, die es möglich machten, dass die ‚Neue Freie Presse‘ eines Tages mit Bestimmtheit zu melden wusste, der Ministerrath habe die Auflösung des Abgeordnetenhauses bereits beschlossen, während noch am Tage nachher die kaiserliche ‚Wiener Zeitung‘ von der »angeblich in Erwägung stehenden Auflösung des Hauses« sprach. Ein Einwand muss freilich gegen Herrn Sieghar ts Thätigkeit erhoben werden. Dass es ihm gelang, die freundschaftlichen Beziehungen, die ihn seit langem mit der ‚Neuen Freien Presse‘ verbinden, auch auf das Ministerium Koerber auszudehnen, ist, wenn er auch dafür Sectionsrath geworden ist, kaum ein sonderlich starker Beweis für das diplomatische Talent, das seine Freunde ihm nachrühmen. Nun steht er vor der weit schwierigeren, durch die Eifersucht der ‚Neuen Freien Presse‘ auf ihre Bestinformiertheit noch erschwerten Aufgabe, die guten Beziehungen zu den ‚Narodni Listy‘ wieder herzustellen. Nicht bloß Herr Thorsch von der ‚Neuen Freien Presse‘, auch Herr Penicek braucht Nachrichten. Wird Sieghart imstande sein, die beiden Rivalen gleichmäßig zu befriedigen? Der Hofrathstitel ist der Preis für die Erreichung dieses Ziels — »auf's innigste zu wünschen«.

Meines Erachtens ist Herr Sieghart den Beweis der diplomatischen Fähigkeiten, die an seinen Vorgängern Freiberg und Rosner so hoch geschätzt wurden, noch schuldig geblieben. Aber Herr Sieghart ist nicht ausschließlich Diplomat, er ist auch Gelehrter, und auch seine Erfolge auf dem Gebiete der Wissenschaft müssen erörtert werden. Ist er als Protectionskind der ‚Neuen Freien Presse‘ Sectionsrath geworden, so hat er es als Schwiegersohn des Hofraths Karl Samuel

Grünhut zum Universitätsdocenten gebracht. Noch als Dr. Rudolf Singer hatte er, vom Schwiegervater zur Universitätscarrière bestimmt, aus einigen Seiten der Anton Menger'schen Schrift über das »Recht auf den vollen Arbeitsertrag« ein Büchlein über »Das Recht auf Arbeit« gemacht, ohne freilich damit Beachtung zu wecken. Bald darauf gelang es dem Dr. Singer aber doch, sich einen Namen zu machen. Er lautete: Sieghart. Als Sieghart hat er dann eine Zusammenstellung der Erträgnisse des Lotteriespieles seit dessen Einführung in Oesterreich publiciert. Als er hierauf um die venia legendi an der juristischen Facultät sich bewarb, erkannte das Professorencollegium einstimmig, dass seine Verwandtschaft mit Hofrath Grünhut mehr für ihn spreche, als seine Bücher gegen ihn, und Herr Sieghart erhielt die Docentur. Welches Gewerbe er außerhalb der Räume der Universität betreibt, darum scheinen die Männer der reinen Wissenschaft sich nicht bekümmert zu haben. Denn sonst hätten sie sich wohl die Frage vorlegen müssen, ob nicht die Wissenschaft getrübt wird, wenn sie durch den Canal fließt, der die Verbindung von Regierung und ‚Neuer Freier Presse' herstellt.

* *

Curriculum vitae:

1892: Plener, Führer der deutschen Opposition.
Dr. Rudolf Singer, Parteipressläufel.

1894: Plener, Finanzminister.
Dr. Rudolf Sieghart wird ins Finanzministerium berufen und der Section Böhm-Bawerk zugetheilt.

1895: Böhm-Bawerk, Finanzminister.
Dr. Rudolf Sieghart wird schleunigst ins Pressbureau abgeschoben.

1898: Graf Thun, Ministerpräsident.
Dr. Rudolf Sieghart wird für patriotische Artikel im ‚Fremdenblatt' zum Ministerial-Vicesecretär ernannt.

1900: v. Koerber, Ministerpräsident.
Dr. Rudolf Sieghart wird für gute Notizen in der ,Neuen Freien Presse' zum Ministerialsecretär, hierauf für gute Leitartikel in der ,Neuen Freien Presse' zum Sectionsrath ernannt.

* * *

Das ,Fremdenblatt' hat die Stilblüthe aus dem Exposé des Grafen Goluchowski, die es dem Sultan Abdul Hamid II. zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum reichte, wie ich nachträglich bemerke, falsch citiert. In Nr. 25 der ,Fackel', in der ich einen ganzen Stilblütenkranz aus jenem Exposè niedergelegt habe, kann man den Wortlaut der Aeußerung des Ministers nachlesen. »Einen besseren und uneigennützigeren Freund als wir hat die Türkei gewiss nicht«, hat Graf Goluchowski anfangs December 1899 ausdrücklich erklärt. Freilich war dieser Freund — das scheint das ,Fremdenblatt' neulich vergessen zu haben — mit der Aufführung der Türkei nicht sonderlich zufrieden. »Diesem Staate gegenüber«, sagte ich in meiner Besprechung des Exposés des Grafen Goluchowski, »macht er sogar von der pädagogischen Regel, die er sonst beobachtet, eine Ausnahme, der Regel nämlich, dass der Schulmeister sich um häusliche Angelegenheiten nicht zu kümmern habe ... Er spricht von tiefeingewurzelten Uebelständen in der inneren Administration, von gewissenlosen, professionsmäßigen Hetzern etc.« Wie rasch und stark sind doch die Wirkungen der Worte unseres Goluchowski! Kaum drei Vierteljahre sind vergangen, seit die Türkei seinen herben Tadel erfuhr. Und schon hat sie die gerügten Misstände beseitigt. Denn sonst hätte doch wohl das ,Fremdenblatt' in seinem Leitartikel über Abdul Hamid ihrer Erwähnung thun müssen?

* * *

Höhepunkt der Parteiverblödung in Oesterreich.

(Vgl. Nr. 38 der ‚Fackel‘.)

Unter der Ueberschrift »Ein Socialdemokrat als — Vater« brachte das ‚Deutsche Volksblatt‘ am Mittwoch, 12. September einen Gerichtssaalbericht mit der folgenden Einleitung:

»Unter all' den Zukunftstheorien unserer rothen Weltbeglücker besitzt die der »freien Liebe« die größte Anziehungskraft. Auf diese Lockspeise »fliegen« so manche »Genossen«, zu ihrem Verderben. Wie weit es mit einem solch' Bedauernswerten kommen kann, der, um als vollgiltiger »Rother« zu gelten, auch diesem Programmpunkte der Socialdemokraten huldigt, wie moralisch tief ein solcher Mensch sinken kann, beweist nachstehendes ungeheuerliches Verbrechen, welches einem »Genossen« und seiner eigenen Tochter zum Vorwurfe gemacht wird. Die That dieses Socialdemokraten, für die wir den anständigen Theil seiner Gesinnungsgenossen selbstverständlich nicht verantwortlich machen, ist so abscheulich, so entsetzlich und eines Menschen unwürdig, dass man vor derselben zurückschaudert.

Als wir seinerzeit diesen Fall an einer anderen Stelle unseres Blattes in ausführlicher Weise besprochen hatten, da schwieg sich die ‚Arbeiter-Zeitung‘ gründlich aus. Dass es ihr unangenehm ist, dass der traurige Held der nachstehenden Affaire sogar socialdemokratischer Agitator ist, finden wir begreiflich, allein wo bleibt denn die vielgerühmte Objectivität, die man stets mit großem Geschrei und Geserres in die Welt hinausposaunt, wenn derlei Vorkommnisse entweder nur sehr behutsam berührt oder gar verschwiegen werden, falls es sich um einen »Genossen« handelt?«

Donnerstag, 13. September, antwortete die ‚Arbeiter-Zeitung‘ unter der Ueberschrift »Gerichtssaallügen des ‚Deutschen Volksblattes‘« also:

»Warum sollte es sich nicht einmal ereignen können, dass ein Mann, den seine Arbeitsgenossen für vertrauenswürdig gehalten haben, sich als ein Schweinekerl entpuppt. Leute, die sich nicht auf die Verleumdungskunst des ‚Deutschen Volksblattes‘ verstehen, würden davon ebensowenig Aufhebens machen, als etwa wir uns bemühen, jeden »christlichen« Hausherrn, der wegen Schändung verurtheilt wird, zu einem christlichsocialen Vertrauensmann zu stempeln. Nun hat aber das ‚Deutsche Volksblatt‘ das entschiedene Pech, dass unter den Socialdemokraten solche Dinge absolut nicht vorkommen wollen, und dass es sich jedesmal, wenn das ‚Deutsche Volksblatt‘ sich mühselig einen socialdemokratischen Schweinekerl erfunden hat, herausstellt, dass der Mann den Christlichsocialen zuzurechnen ist. Auch mit Johann Karhan ist es nicht anders. Schon seinen

geringen geistigen Fähigkeiten nach wäre dieser Mensch den Christlichsocialen zuzurechnen. Außerdem ist es aber in den Kaisermühlen, wo er zu Hause war, allgemein bekannt, dass er ein Mitglied der dortigen christlichsocialen Organisation war. Einige Zeit vor seiner Verhaftung hat sich Johann Karhan, allerdings aus Neugierde, auch in socialdemokratischen Localen herumgetrieben — Vorwand genug, den christlich-socialen Parteigenossen im Handumdrehen zu einem socialdemokratischen Agitator umzulügen. Wem es noch zweifelhaft erscheint, welchen Kreisen dieser Johann Karhan entstammt, dem diene zur Kenntnis, dass ihn in der Verhandlung — die übrigens behufs Untersuchung seines Geisteszustandes vertagt wurde — der bekannte christlichsociale Advocat Dr. Victor Kienböck vertheidigte. Diese Thatsache war dem Berichterstatter des ‚Deutschen Volksblattes‘ gewiss sehr peinlich, er hat sich aber schlau aus der Schlinge gezogen. Er hat sich nämlich entschlossen, den Druckfehlerteufel als rettenden Engel walten zu lassen, und Dr. Victor Kienböck hatte, als er den Verhandlungsbericht des ‚Deutschen Volksblattes‘ las, die schwierige Aufgabe, sich unter dem Namen Dr. Kinbeck wiedererkennen zu müssen.«

Die Behauptung, dass Dr. Kienböck den Johann Karhan vertheidigt habe, war irrthümlich vom Berichterstatter des ‚Deutschen Volksblattes‘ aufgestellt worden. Thatsächlich hatte ihn Dr. Max Hitschmann vertheidigt, während Dr. Kienböck der Anwalt der Tochter war. Beide Herren fungierten übrigens als ex-offo-Vertheidiger. Sogleich, nachdem Dr. Hitschmann den Bericht des ‚Deutschen Volksblattes‘ gelesen hatte, ließ er den Karhan holen und befragte ihn vor Zeugen um seine politische Meinung. Karhan ist ein halbverblödeter Alkoholiker, ist nie in seinem Leben in einer politischen Versammlung gewesen und versteht die Bedeutung der Parteinamen nicht. Dr. Hitschmann sandte also am selben Tage dem ‚Deutschen Volksblatt‘ eine Berichtigung. Ehe sie noch erschien — das ‚Deutsche Volksblatt‘ ließ ihn bitten, sie zurückzuziehen —, hatte die ‚Arbeiter-Zeitung‘ erwidert. Der Vertheidiger verzichtete, in der Annahme, die Berichtigung im ‚Deutschen Volksblatt‘ werde genügen, um auch die ‚Arbeiter-Zeitung‘ zur Zurückziehung ihrer Behauptungen zu veranlassen, auf die Absendung einer zweiten Berichtigung. Aber am 14. September hielt das ‚Deutsche Volksblatt‘ »ganz und voll die Behauptung aufrecht, dass derselbe (Karhan) der socialdemokratischen Partei angehört«, und am 15. September führte die ‚Arbeiter-Zeitung‘ die Berichtigung im ‚Deutschen Volksblatt‘ als schlagenden Beweis der christlichsocialen Gesinnung des Karhan an.

* *
*

Die Wiener Handels- und Gewerbekammer klagt in ihrem jüngst erschienenen Jahresberichte, dass von Wirkungen der Aufhebung des Kalender- und Zeitungsstempels wenig zu merken sei. Hingegen hat ‚Warrens Wochenschrift‘ erfahren, dass sich die Ergebnisse des ersten Halbjahres 1900 bei der Steyrermühlgesellschaft »geradezu glänzend gestaltet« haben. In unterrichteten Kreisen schätze man »die Mehreinnahme, die die Steyrermühl-Gesellschaft im ersten Semester erzielt hat, auf einen Betrag, der schon jetzt gestatten würde, die Dividende um 50 Procent ihres vorjährigen Ausmaßes zu erhöhen«. Und da das Geschäft das ganze Jahr hindurch gleich gut geht, lässt sich hoffen, dass man sie am Schlusse des zweiten Semesters um 100 Procent wird erhöhen können. Diese Mehreinnahme wird doch die Actionäre der Steyrermühl-Gesellschaft für die Vertheuerung der Postgebüren entschädigen können. Die übrigen Bewohner Oesterreichs aber müssen sich damit abfinden, dass wir nicht nur von den, sondern auch für die Wilhelm und Mendel Singer, die Bacher und Benedikt regiert werden. Sie werden es nicht mehr verwunderlich finden, dass diese Herren so eifrig für unseren Parlamentarismus schwärmen, wenn sie bedenken, dass unser Parlament in den letzten drei Jahren keine einzige Leistung aufzuweisen hat, als dass es den Zeitungsstempel aufhob — oder richtiger: das Parlament hat ihn achtlos weggeworfen, und die Zeitungsherausgeber haben sich ihn sorgfältig aufgehoben.

* * *

Die Staatsgewerbeschule.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Die Staatsgewerbeschule, I., Hegelgasse, ist die einzige Anstalt ihrer Art in Wien. Es existiert zwar noch eine ähnliche Anstalt im X. Bezirk, aber diese nimmt Schüler nur nach längerer praktischer Lehrzeit auf.

Jene Eltern, deren Söhne sich für einen technischen Beruf qualificieren, die aber weder Geld noch Zeit haben, so lange zu warten, bis sie sie auf die Technik schicken können — 4 Jahre Volksschule, 7 Realclassen und 4 Jahre Technik, zusammen 15 Studienjahre; häufig aber 5 Volksschul-, 8 Gymnasialclassen und 5 Jahre Technische Hochschule, zusammen 18 Jahre —, sind darauf angewiesen, ihre Knaben nach der 3. Mittelschulclasse in die Staatsgewerbeschule zu senden.

Zur Aufnahmsprüfung, die an dieser Anstalt letzter Tage stattfand, hatten sich über 220 Bewerber gemeldet. Erst durch den vorsitzenden Professor erfuhren sie, dass nur 30 — sage dreißig — Jungen aufgenommen werden könnten. Es seien nur 40 Plätze da, wovon 10 von Repetenten besetzt wären. (Aus dem Schulprogamm ist die Anzahl der Plätze nicht zu ersehen.) Diese 30 Plätze wurden nun natürlich den Söhnen von Industriellen reserviert. Leuten, die Geld genug haben, um ihre Söhne auf die Technik zu senden, musste man vor allen anderen gefällig sein.

Nun werden Sie glauben, dass innerhalb bescheidener Grenzen doch auch ein wenig auf das Ergebnis der Prüfung Rücksicht genommen wird. Dafür ein Beispiel. Mein Vetter erhielt die Noten: 1, I, I, ist jedoch kein »Industriellensohn« und wurde zurückgewiesen, sein College, der das Glück hat, einen großen Fabrikanten zum Vater zu haben, wurde ihm mit der Classification: 3, 2, 2 vorgezogen.

Ich frage nun:

1. Warum existieren an einer so wichtigen und nöthigen Lehranstalt nur 40 Plätze?

2. Warum steht das nicht im Schulprogramm, damit vorsorgliche Eltern für ihren Sohn im Falle der Nichtaufnahme rechtzeitig eine andere Bestimmung treffen können?

3. Warum werden die paar Plätze nicht wenigstens den Söhnen armer Eltern reserviert, die

nicht auf die Technik können? Ist der Staat eine Unterstützungsanstalt für reiche Großindustrielle?

4. Wozu dienen Aufnahmsprüfungen, wenn nicht einmal die beste Arbeit eine Chance für die Aufnahme eröffnet?

* * *

Inseratenagenten klagen über einen interessanten Fall von angeblicher Schmutzconcurrenz, der ihnen in ihrer Berufssphäre neulich aufgestoßen sei. Herr Sectionschef Exner, der »Generalcommissär« auf der Pariser Weltausstellung, hat nämlich in seinem nimmermüden Bethätigungseifer nach einem Ersatz für die niedergelegte Professur an der Hochschule für Bodencultur gesucht. Herr Exner dachte nach und fand, dass er eigentlich nur eines noch nicht gewesen sei: ein tüchtiger, platzkundiger Inseratenagent. Und so gieng er denn hin und ließ an die österreichischen Aussteller das nachstehende Rundschreiben ergehen: »Euer Hochwohlgeboren! Der ... (hier folgt der Name eines Pariser illustrierten Blattes), das beste und weitverbreitetste der illustrierten Blätter Frankreichs, hat dem k. k. Generalcommissariat vorgeschlagen, eine eigene Nummer, lediglich den österreichischen Abtheilungen auf der Pariser Weltausstellung gewidmet, herauszugeben. Da sich der Annehmbarkeit dieses Vorschlages nichts gegenüberstellt und im Hinblick auf den großen Erfolg, den bereits Schweden in einer solchen Specialnummer dieses Blattes erzielte und der von Oesterreich durch das weitaus größere zur Verfügung stehende Material übertroffen werden könnte, hat das k. k. Generalcommissariat die Herausgabe einer solchen Publication beschlossen. Dieselbe wird in dem aus beiliegendem Prospect ersichtlichen Format in 20.000 Exemplaren erscheinen. Der Verkauf von 12.000 solcher Exemplare ist bereits gesichert. Schweden hat die Beiträge der sich an diesem Unternehmen speciell betheiligenden Firmen nach folgendem Maßstab fixiert: Für die ganze Seite 500 Francs, für die halbe Seite 300 Francs, für die Viertelseite 100 Francs, an welchem Maßstab auch wir festhalten zu können glauben. Ich erlaube mir an Euer Hochwohlgeboren die Anfrage zu richten, ob Sie gesonnen wären, sich an dieser Publication zu betheiligen und uns unter gleichzeitiger Bekanntgabe des Raumausmaßes anzugeben, ob Sie auf bildliche Darstellung und begleitenden

Text oder bloße textliche Erörterungen oder endlich bloß auf ein Inserat reflectieren. Ueber die Modalitäten der Einzahlung würden wir uns erlauben, Euer Hochwohlgeboren nach Mittheilung Ihres Beschlusses zu informieren. Indem ich Sie bitte, mir Ihre Entschließung mit Rücksicht auf die besondere Dringlichkeit der Angelegenheit ehestens, womöglich mittels Depesche, zukommen zu lassen, zeichne ich hochachtend Exner, k. k. Generalcommissär.« Herr Exner versucht es also, wie man aus diesem imponierenden Bettelbriefe ersieht, vorerst mit einem Pariser Journal. Es ist aber jedenfalls Aussicht vorhanden, dass der Mann, wenn wir ihn erst wieder in Wien haben, sein Talent auch in den Dienst der Wiener Inseratenpresse stellen wird. Heute mögen es unsere Redactionen, die über die Pariser Ausstellung in so spärlichen Annoncen referiert haben, bereuen, dass es ihnen nicht rechtzeitig eingefallen ist, sich der bewährten Kraft des Herrn Exner zu versichern. Hätte er von allem Anfang an die Sache in die Hand genommen, so wäre uns das beschämende Schauspiel erspart geblieben, in einem Weltblatte wie der ‚Neuen Freien Presse' immer wieder dieselben Reclamenotizen über ein paar österreichische Firmen zu finden, und in die ganze Geschichte wäre sicherlich ein internationaler Zug gebracht worden. Man thut darum auch entschieden Unrecht, hier von Schmutzconcurrenz, unlauterem Wettbewerb u. dergl. zu sprechen. Herr Exner ist der geborene Inseratenagent, sowie der Handelsminister Herr v. Call, der kürzlich in einem Rundschreiben den Ankauf eines Ausstellungswerkes empfahl, der geborene Colporteur ist. Oder halten sich die Annoncensammler am Ende über den billigen Tarif auf, den ihr neuer College den Firmen offeriert? Dann sollten sie erst recht nicht klagen, sondern bewundern. Herr Exner ist ein geschickter Mann, und die Thätigkeit des Inserentenfangens nimmt ihn nicht einmal voll in Anspruch. Er hat sogar, wie man mir mittheilt, Stunden, wo er überhaupt nichts zu thun hat. Dann ist er Generalcommissär. Als solcher sitzt er an einem Tisch des Restaurants in der »österreichischen Abtheilung«. Der Saal ist leer, und Herr Exner kann nichts entdecken als zwei Cocotten, die wie er auf Fremdenzuzug vergebens warten. So sitzt er da und repräsentiert Oesterreich. Dem Besucher, der sich in diese Abtheilung verirrt, bietet sich zu jeder Tageszeit derselbe Anblick: Herr Exner, der ehemalige Naturforscher, über die Definition eines Hohlraumes nachdenkend, und die zwei Cocotten.

Die Pariser haben für den Bereich Exner'schen Wirkens eine hübsche Bezeichnung gefunden. Oesterreichisches Generalcommissariat übersetzen sie in: *pavillon des cocottes*. . . .

* * *

Die Bahn des Verderbens.

Zahllose Zuschriften, die sich auf den in Nr. 51 enthaltenen Klageruf eines Südbahnpassagiers beziehen, beweisen mir, dass die Erregung über die zum Himmel, aber nicht bis zum Chlumecky stinkende Misswirtschaft auf der Südbahn eine allgemeine ist. Einem der Briefe entnehme ich die folgende Beschreibung: »Gestern fuhren wir am Abend von Baden nach Wien. In einem Waggon zweiter Classe sitzen zusammengepfercht fast lauter Passagiere mit III.-Classe-Billet. Nach Abfahrt von der Station Baden bemerken wir, dass der Waggon nicht beleuchtet ist. In Mödling wird uns auf unser Ersuchen um Licht überhaupt nicht geantwortet. In Liesing verspricht man uns von Meidling an, der letzten Station vor Wien, Licht. Dialoge in Meidling: Der Conducteur: ‚Es geht nicht, es is brochen!' Ein Passagier: ‚So geben Sie doch Ihre Laterne in das Coupé!' Der Stationsbeamte: ‚Steigen S' aus, wenn S' Ihnen net passt!' Der Passagier: ‚Ja, wohin steigen, es ist ja kein Platz!' Der Beamte: ‚Nehmen S' Ihna an Extrazug!' . . .« Ein beständiges Aergernis bilden auch die Zugsverspätungen auf der Südbahn, die klipp und klar beweisen, dass die von dieser Actiengesellschaft ausgegebene »Fahrordnung« keinen anderen Zweck hat, als den, durch ihre Einschaltung die Zeitungen zu bestechen und die Oeffentlichkeit über den pünktlichen Abgang der Pauschalien aus den Bureaux der Südbahngesellschaft und deren pünktliche Ankunft in den Administrationen der Tagesblätter zu informieren. Der geregelte Verkehr zwischen dem Verwaltungsrath und den Journalen kann indes doch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Verkehr auf der Bahnstrecke täglich den fatalsten Unregelmäßigkeiten ausgesetzt ist, und die schönsten Inserate vermögen das Publicum nicht mehr über die Entgleisungen, Zusammenstösse und Tödtungen von Bediensteten zu beruhigen, die namentlich in den letzten Wochen wieder das Einerlei der Südbahnärgernisse unterbrochen haben . . .

*

Quousque tandem? . . . Im vorletzten Sessionsabschnitte unseres Parlaments ersuchte mich der Abgeordnete Hofmann v. Wellenhof, ihm jene Nummern der ‚Fackel' zukommen zu lassen, in denen die Südbahnwirtschaft aufgedeckt war. Ich vermuthete, dass es sich um eine Action der Deutschen Volkspartei oder deren steirischer Gruppe gegen die Südbahn handle, und beeilte mich, dem Wunsche des Abgeordneten zu entsprechen. Am 16. März dankte Herr Dr. v. Hofmann »für die so liebenswürdige Zusendung« und fügte die Worte hinzu: »Leider gelangt unser Dringlichkeitsantrag in Südbahn-Angelegenheiten in diesem Sitzungsabschnitte nicht mehr zur Verhandlung. Doch soll aufgeschoben nicht aufgehoben sein — ich hoffe im Mai das schätzbare Material verwerten zu können«. Leider haben unsere deutschen Politiker auch im Mai andere Sorgen gehabt, und von einem Dringlichkeitsantrag gegen die Südbahn hat man offenbar deshalb nichts gehört, weil die radicalen Abgeordneten sich dabei beruhigt hatten, dass die Hilferufe des reisenden Publicums bei einem Zusammenstoße auf der Südbahnstrecke noch immer in deutscher Sprache ertönen. Und die Herren hätten es doch so leicht gehabt, dem Chlumecky den Garaus zu machen. In Nr. 36 der ‚Fackel' hatte ich ihnen den Weg gewiesen. »Und hier will ich«, hieß es, »jene Abgeordneten, die im nächsten Sessionsabschnitte eine kräftige Action gegen die Südbahn, aber eigentlich zu Gunsten der wahren Interessen des Unternehmens einzuleiten gedenken, auf den § 47 des Gesetzes vom 19. Mai 1874 (über Eisenbahnbücher, Manz'sche Gesetzesausgabe, Band XVIII) verweisen. Dort heißt es: ‚Bei der Verwendung des Einkommens, welches durch eine gerichtlich oder im Verwaltungswege verhängte Sequestration erzielt wird, . . . haben den in einer Eisenbahneinlage eingetragenen Hypothekarforderungen diejenigen Forderungen voranzugehen, welche durch die für den ordentlichen Betrieb der als Hypothek dienenden bücherlichen Einheit erforderlichen Leistungen entstanden sind

(Betriebsauslagen) . . .‘ Was die Regierung der Südbahn jetzt vorzuschreiben hat, sind aber offenbar Leistungen, die für den ordentlichen Betrieb erforderlich sind. Und die Sequestration ist das einzige Mittel, den Anforderungen des ordentlichen Betriebs den Vorrang vor den Ansprüchen der Prioritäre zu verschaffen, der ihnen, wenn schon nicht von der Südbahnverwaltung, so doch sicherlich von der Regierung zuerkannt werden muss.«

* * *

Die kurze Geschichte einer »Jüdischen Volkspartei«

wird »berichtigt«. Der »Jüdische Volksverein« (unterschrieben ein Herr namens Eltbogen) sendet die folgende Zuschrift:

Auf Grund des § 19 des Pressgesetzes fordern wir die Aufnahme der nachstehenden Berichtigung der in dem Artikel »Die kurze Geschichte einer ‚Jüdischen Volkspartei‘« in Nr. 51 der Zeitschrift ‚Die Fackel‘ enthaltenen Mittheilungen: Es ist unwahr, dass Herr Rappaport in die Leopoldstadt gieng und den »Jüdischen Volksverein« gründete; wahr ist, dass der »Jüdische Volksverein« von einem Comité gegründet wurde, das sich aus ehrenhaften Männern vieler Wiener Bezirke zusammensetzte. Es ist unwahr, dass sich sofort zehn arme jüdische Agenten fanden, die dem neuen Verein beitraten und Herrn Rappaport als ihren Führer anerkannten; wahr ist, dass der Verein gleich nach der Gründung über 600 Mitglieder zählte, die sich aus allen Bevölkerungsclassen der Wiener Judenschaft recrutierten. Es ist unwahr, dass der »Jüdische Volksverein« nach sechs Monaten 30 Mitglieder zählte; wahr ist, dass er nach dieser Frist über 1000 Mitglieder hatte. Es ist unwahr, dass Herr Sigmund Bergmann sein Licht über den »Jüdischen Volksverein« ergießt; wahr ist, dass Herr Sigmund Bergmann weder Ausschussmitglied des »Jüdischen Volksvereines« ist, noch sich sonst um die Interessen des Vereines kümmert. Es ist unwahr, dass der »Jüdische Volksverein« bald wegen Mangels an Mitgliedern aufgelöst werden wird; wahr ist, dass der Verein heute 2432 Mitglieder zählt, stetig wächst und eben ein neues

großes Vereinslocal bezogen hat, dass somit von Auflösung des Vereines keine Rede sein kann.

Und das ‚Jüdische Volksblatt' (unterschrieben ein Herr namens Munk) sendet die folgende Zuschrift:

Auf Grund des § 19 des Pressgesetzes fordere ich die Aufnahme der nachstehenden Berichtigung der unter der Spitzmarke »Die kurze Geschichte einer ‚Jüdischen Volkspartei'« gebrachten Mittheilungen in die nächste Nummer Ihres Blattes: Es ist unwahr, dass Herr Bergmann noch jetzt sein Licht über das ‚Jüdische Volksblatt' ergießt; wahr ist, dass Herr Bergmann mit der Redaction des ‚Jüdischen Volksblattes' gar nichts zu thun hat. Es ist unwahr, dass das ‚Jüdische Volksblatt' nicht gelesen wird; wahr ist, dass das ‚Jüdische Volksblatt' in mehreren tausend Exemplaren seit fast zwei Jahren versendet, somit auch von den Abonnenten gelesen wird.

*

Auch Herr Sigmund Bergmann, der Drucker des ‚Jüdischen Volksblattes' verlangt die Aufnahme einer Berichtigung. Er wünscht zu constatieren, dass er kein neuer Stern ist, dass er Ideale hat, dass er Geld und Procente nicht nur von Juden, sondern auch von anderen Leuten nimmt, dass er lesen und schreiben kann, dass er agitatorisches Talent besitzt und dass er endlich überhaupt kein Gänseschmalz verbraucht. Ich erweise ihm den Gefallen, all' dies festzustellen, wenn auch nicht im Wege des von den beiden anderen Einsendern genügend missbrauchten § 19. — So schlechte »Politiker« und »Journalisten« die Herren von der jüdischen Volkspartei auch sein mögen, als so vorzügliche Geschäftsleute haben sie sich seit Erscheinen der Nr. 51 der ‚Fackel' gezeigt. Mit der Geschicklichkeit von Rosstäuschern haben sie die Kritik zur Reclame für ihre Zwecke auszunützen verstanden. Sie begnügten sich nicht damit, an allen Ecksteinen und den Wänden der Bedürfnisanstalten in der Leopoldstadt Plakate anzubringen, die zum Lesen des ‚Jüdischen Volksblattes' aufforderten, nein, unter dem Vorwand einer »Berichtigung« haben sie es sogar verstanden, die ‚Fackel' als Insertionsorgan zu missbrauchen. Nachdem ein Herr Eltbogen, »Präsident« des »Jüdischen Volksvereines«, bestritten hat, dass Herr Rappaport in die Leopoldstadt gieng und den »Jüdischen Volks-

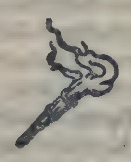
verein« gründete, bemüht er sich, die Vorzüge dieses Vereines plausibel zu machen. Der Verein zählte gleich bei seiner Gründung 600 (!) Mitglieder, nach einem halben Jahr über 1000 (!!) und heute bereits über 2432 (!!!). Tretet dem »Jüdischen Volksverein« bei; gegen den Erlag von bloß einem Gulden pro Mitglied »vertritt« er ein ganzes Jahr die diversen »jüdischen Interessen«! Es ist unwahr, dass der »Jüdische Volksverein« bald aufgelöst wird, denn er hat soeben ein neues, großes Vereinslocal bezogen. Tretet dem Verein bei und Ihr habt das Recht, Euch in diesem schönen Vereinslocal so lange aufzuhalten, bis die Judenfrage gelöst ist! . . . Weiß Herr Eltbogen nicht, wie der Verein diese gewaltige Mitgliederzahl erreicht hat? Weiß er nicht, dass es noch nicht gar so lange her ist, dass in den Geschäftshäusern der inneren Stadt ein vom Verein eigens zu diesem Zwecke gemietheter Mann mit einer Sammelbüchse und einem Sammelbogen vorsprach und so lange dem Chef und dem Personal im Wege stand, bis man ihm einen Gulden gab und ihn hinauswarf? Den Gulden steckte er in die Büchse und schrieb sich sodann den Namen der Firma, die ihn hinausgeworfen, mühsam ab. Und nicht genug, dass man den Leuten einen Gulden abnahm, stempelt man sie jetzt noch zu Mitgliedern des »Jüdischen Volksvereines«. Ist das nicht undankbar? Ein Herr Munk, »Redacteur« des ‚Jüdischen Volksblattes‘, »berichtigt«, dass es unwahr sei, dass das ‚Jüdische Volksblatt‘ nicht gelesen wird. Im Gegentheil: Das ‚Jüdische Volksblatt‘ wird »in mehreren tausend Exemplaren versendet« und — ist deshalb ein wirksames Insertionsorgan! . . . Das schönste an den beiden Berichtigungen ist, dass sowohl der »Jüdische Volksverein«, als auch das ‚Jüdische Volksblatt‘ Herrn Sigmund Bergmann zu verleugnen suchen. Warum denn, Ihr Herren? Hat Euch denn der ja gewiss nicht ganz saubere Sigi Bergmann gar so arg compromittiert? Es ist doch bekannt, dass er — aus purer Gefälligkeit natürlich — nach Hollitschers Entlassung das ‚Jüdische Volksblatt‘, so gut er eben konnte, redigiert hat; es ist bekannt, dass Herr Bergmann der »Chefadministrator« des ‚Jüdischen Volksblattes‘ war — und es vielleicht jetzt noch ist. Es ist aber auch bekannt, dass Herr Bergmann an der Seite des Herrn Rappaport Versammlungen besuchte und dort — Reden hielt. Und es ist sogar bekannt, dass Herr Rappaport, als er zum »Ehrenpräsidenten« des »Jüdischen Handwerkervereines« gewählt werden sollte, den Vorschlag machte,

Herrn Bergmann in den Ausschuss zu wählen, was der Verein natürlich ablehnte. — Und nun zum Schluss: Der § 19 des Pressgesetzes ist oft genug missbraucht worden, aber das Kunststück, aus einer Berichtigung eine Reclame zu machen, ist doch den Herren von der jüdischen Volkspartei vorbehalten geblieben. Dergleichen Annoncen bleiben jedoch in der ‚Fackel‘, wie ich den Herren leider eröffnen muss, ohne jede Wirkung.

* * *

Ein Herr Agassi, Sprachlehrer in Wien, hat kürzlich, wie man aus den Tagesblättern weiß, der Polizeibehörde mitgetheilt, er habe in einer vor Jahren gekauften, seither unbenützten englischen Grammatik eine Tausendguldennote gefunden. Herr Agassi erbat Bescheid, was er mit dem Funde zu thun habe. Man belehrte ihn, dass die Banknote zu deponieren sei. Sie sei nicht mehr in seinen Händen, erwiderte der Sprachlehrer. Er hatte, zu vorsichtig, um eine so große Summe bei sich zu tragen, das Geld in der Sparcasse hinterlegt. Das Sparcassenbüchlein übergab er dem Polizeibeamten. Was war nun zu thun? Man hatte dem redlichen Finder zu danken und den Vorfall, wie's auch geschah, durch die Blätter bekannt zu machen, damit der Verlustträger sich melde. Aber der Scharfsinn unserer Polizei entdeckt auch in den scheinbar einfachsten Dingen seltsame Verwicklungen. War es nicht befremdend, dass ein Sprachlehrer eine Grammatik jahrelang nicht benützt haben wollte? Und ist eine Grammatik nicht ein merkwürdiger Aufbewahrungsort für eine Banknote? Wenn aber einer wirklich eine Tausendguldennote in einer Grammatik versteckt haben sollte, warum nur e i n e, warum nicht mehrere? Niemand kann bezeugen, dass Herr Agassi nicht ungezählte Tausender in seiner englischen Grammatik gefunden hat. Wenn er jetzt den Fund des einen eingesteht, thut er's vielleicht aus Reue, vielleicht aus Furcht, erwischt zu werden, vielleicht aus Vorsicht, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Dabei war er aber schlau genug, nicht die Banknote selbst, deren Nummer ja auf die Spur der anderen, verheimlichten Tausender hätte führen können, sondern bloß ein unverfängliches Sparcassenbuch zu deponieren. Aber einen Wiener Polizeibeamten vermag auch der Schlaueste nicht zu übertölpeln. Die Polizeibehörde brachte den Vorfall zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft, setzte die schweren Verdachtsgründe aus-

einander und — gegen Herrn Agassi ist das Verfahren wegen Fundverheimlichung eingeleitet worden. Der Mann, der mir hievon Mittheilung gemacht hat, meint freilich, es werde wieder niedergeschlagen werden. Um so nöthiger sei es aber darum, dass die Oeffentlichkeit wenigstens aus der ‚Fackel' erfahre, wie erfolgreich sich Polizei und Staatsanwaltschaft um die Erziehung der Bevölkerung zur Redlichkeit bemühen. Wer sich bei uns als Finder eines Zaums meldet, mag ja nicht glauben, dass ihm die Behörde nicht auf den Diebstahl des Pferdes kommen wird, das einst den Zaum getragen ...



»Die Bildschnitzer«, ein Einacter des Herrn Karl Schönherr, der die scène-à-faire auch thatsächlich zu »machen« versteht, haben neulich dem Deutschen Volkstheater den ersten ungelogenen Erfolg seit langer Zeit gebracht. Am Leidenslager eines braven Mannes werden seine Gattin und der Freund, der in den Tagen harter Noth die Familie erhielt, sich der Liebe bewusst, die mählich in ihnen gekeimt ist. Der schwerkranke Mann sieht den ersten Kuss dieser schuldlosen Liebe, denkt des Glücks, das sie den Liebenden bieten wird, wenn er nicht mehr da ist, sie zu stören, und wendet vom Anblick des Paares und vom Leben sich ab ... Am Morgen nach der Erstaufführung las ich die Wiener Blätter: Lob über Lob, das insbesondere der psychologischen Vertiefung des Dichters galt, der doch in Wahrheit ein Theatraliker von großer Begabung ist. Was aber die Zeitungen als Psychologie des Dichters lobten, das waren — die Missverständnisse der Herren Kritiker. Dass Herr Julius Bauer die einfache Handlung nicht begriffen hat, ist nicht verwunderlich. Wer die humoristischen Inhaltsangaben Ibsen'scher Stücke

die sich Herr Bauer im ‚Extrablatt‘ so oft geleistet, kennt, war sicherlich nicht erstaunt, wenn er in der Inhaltsangabe der »Bildschnitzer« las: »... der Alte ist so empört, dass er Aeußerungen fallen lässt, die das ehebrecherische Verhältnis des Perathoner zu der Frau seines Freundes enthüllen. Dem Kranken gehen nun die Augen auf über die grenzenlose Güte des Bildschnitzers.« Als Entschuldigung für Herrn Julius Bauer muss bemerkt werden, dass er einen »Ehebruch« brauchte, weil er sonst den Einacterabend des Deutschen Volkstheaters nicht als »internationale Ausstellung von Ehebrüchen« hätte bezeichnen können und also keinen »satirischen« Gesichtspunkt gehabt hätte, von dem aus der Abend zu betrachten war. Im gleichen Missverständnis wie Herr Bauer befanden sich — ohne alle Entschuldigung — die Kritiker der ‚Reichswehr‘ und der ‚Deutschen Zeitung‘. Sie alle jedoch übertraf der Referent der ‚N. Fr. Presse‘. Nach ihm ist das ehebrecherische Verhältnis weit älter, als die Collegen meinten, so alt, dass es längst Folgen gehabt hat. Den Inhalt des Stückes erzählt er also: »Die Noth führt ein armes Weib zur Untreue, die Noth, welcher der Tod sich unheimlich verbindet, lässt diese Treulosigkeit entdecken, und in seiner Noth vereinigt der sterbende betrogene Gatte um eines Kindes willen, das nicht das seine ist, Frau und Geliebten.« Man hat oft genug der Wiener Kritik vorgeworfen, dass sie dramatische Producte nicht zu beurtheilen vermöge. Aber wer will wissen, ob die Werturtheile unserer Kritiker nicht vielleicht ganz richtig ausfallen würden, wenn sie nur erst den Gang der Handlung verstünden? Wie unberechtigt ist der Vorwurf, der Ludwig Speidel so oft gemacht wurde, dass seine Kritiken bloße Inhaltsangaben seien. Sie sind doch wenigstens richtige Inhaltsangaben.

* *
*

»Goethe-Bund«.

Aus Berlin erhalte ich den folgenden Situationsbericht: Sie leben! — die liberale Presse als berufene Hüterin der höchsten und heiligsten Güter jubelt es in die aufhorchende Welt. Die freiwilligen Sittenpolizeibeamten für Literatur und Kunst nämlich, die in teuflischer Selbstironie sich »Goethebündler« getauft, haben ihres idealen Strebens erste Etappe erreicht: Der oberste Vorgesetzte der Berliner Schutzmannschaft, alias Polizeipräsident, hat die Ernennung der Sachverständigen-Commission »gutgeheißen«, und diese hat sich constituiert. Die Zeitungsnotiz, die das Ereignis kündet, sagt leider nicht, wie lange dieser mit dem Namen »Goethe« getriebene Unfug reclamegieriger Schriftsteller, geschäftseifriger Verleger und kurzsichtiger Professoren noch währen wird. Und doch ist's die höchste Zeit, die Glacéhandschuhe abzuwerfen und mit kräftiger Faust dem Tamtam ein Ende zu machen, der zu einem sogenannten »Culturkampf« geschlagen wird, in Wahrheit aber auf elenden Verrath, auf jämmerliche Prostituierung der Schaffensfreiheit hinausläuft.

Dem kundigen und nüchternen Beobachter allerdings konnte bereits in der berühmten Rathhausversammlung nicht verborgen bleiben, welche Thierchen der kreißende Berg gebären würde. Der Berliner freisinnige Magistrat hatte der Redesucht eitler Sudermänner die Hallen geöffnet, die er der Ehrung eines Giordano Bruno verschloss. Wer unbefangen in jener Versammlung, an deren Schluss der Schöpfer der »Heimath« mit einem erhabenen Geschäftstric alle Anwesenden als Bundesgenossen proclamierte, die Ansprachen prüfte, der wusste, was die Glocke geschlagen. Man hörte Herrn Dernburg, Gardisten des ‚Berliner Tagblatt', sentimental um Kaiser Friedrich klagen und den Markgrafenbildner Professor Eberlein etwas über Wilhelm II. als den kaiserlichen Schirmherrn der Kunst und über das Gewähren gnädigen Gehörs ablesen.

Und bei dieser Couleur sind die Streiter gegen »Büttel und Pfaffen«, gegen »Säbel und Kutte« geblieben: Der gesegneten Judenschutztruppe — Patent Rickert — stellen sie nun eine Polizeischutztruppe an die Seite. Uebrig bliebe nur, ihre Mitglieder auch mit äußerlichen Legitimationszeichen auszurüsten; für Ludwig Pietsch z. B., den unsterblichen Sänger decolletierter Damentoiletten, wäre nichts charakteristischer, als eine Blechmarke . . . . V. Fr.

*

Die Herren vom »Goethe-Bund« waren bestens bemüht, sich selbst die Satire auf ihre Bestrebungen zu liefern. Aber nicht einmal dazu reichte ihre Kraft. Erst als ihnen neulich die Berliner Polizei zu Hilfe kam, ward der gewünschte Lacherfolg erzielt. Ich denke hier nicht nur an die »Gutheißung« der Sachverständigen-Commission. Die literarische Schutzmannschaft feiert noch andere Triumphe. Jeden Tag gibt uns der Draht von neuen Kunde. Die Berliner Censurbehörde, die vor dem lex Heinze-Rummel das Confiscationsgeschäft recht lässig betrieb, ist jetzt der Sache auf den Geschmack gekommen. Und sie macht sich nun den Spass, den Herren zu zeigen, wie thöricht ihr Wüthen gegen ein Gesetz war, das die Bestimmung des Ausmaßes künstlerischer Freiheit den deutschen Gerichten überantworten wollte. Die deutsche Verwaltung besorgt jetzt in viel umfassenderer Weise, was die klugen Kämpen von der lex Heinze befürchtet hatten. Sie zeigt, wie im Deutschen Reiche das längst geltende Gesetz, wenn es nur straff gehandhabt wird, der literarischen Freiheit gerade hundertmal so oft ein Bein stellen kann, wie der so hitzig bekämpfte »reactionäre« Gesetzentwurf. Das Theater wird von den Gerichten nicht »geknebelt« werden; aber die Freiheitskämpfer müssen es sich gefallen lassen, dass es von der Polizei verboten wird. Täglich wird uns aus Berlin von neuen und ganz verblüffenden Censurverboten berichtet. Und weil denn die Reaction im Reiche schon einmal bei so guter Laune ist, so hat sie jüngst die Herren Blumenthal & Kadelburg zu Märtyrern der dichterischen Tantièmenfreiheit gemacht. Das heißt wirklich, zum Spott den Schaden fügen.

* * *

In den »Studien zur Kritik der Moderne«, der Sammlung jener Interviews, durch die Herr Hermann Bahr als Reporter der ‚Deutschen Zeitung' zu Beginn der Neunziger Jahre verschiedene berühmte Männer belästigte, ist auch die Schilderung eines Gesprächs

enthalten, das Bahr mit Maurice Barrès geführt hat. Für diesen Dichter hat ja Herr Bahr damals und später geschwärmt, solange bis er aus dem cher confrère des interessanten Franzosen zum »Bruder Bahr« wurde, dem natürlich in den Zeiten der »Affaire« die Schwärmerei für den eifrigen Antidreyfusard Barrès von Herrn Wilhelm Singer untersagt ward. Wie nun Herrn Bahrs Gesinnung gegen Barrès seit Jahr und Tag gewechselt hat, so ist vielleicht auch sein Urtheil über Friedrich Nietzsche nicht dem gleich geblieben, das in jenem Gespräch enthalten ist. Dies erste Urtheil aber, das gerade jetzt des actuellen Interesses nicht entbehrt, lautet wörtlich: »Ich kenne so ziemlich den ganzen Nietzsche, aber ich kann auch die große Bewunderung nicht begreifen und nicht theilen. Man darf das ja jetzt in Deutschland nicht sagen, aber ich halte ihn auch nur für einen recht geschickten und amüsanten Feuilletonisten, der freilich, was bei uns sehr selten und darum wirklich ein Verdienst ist, einen leserlichen Stil schreibt«. Herr Eduard Poetzl, der diesen Ausspruch Bahrs gewiss kennt, scheint seinen Redactionscollegen nicht für einen berufenen Richter über Leserlichkeit des Stils, Nietzsches Stil aber für mehr als bloß leserlich zu halten. Dessen Vorzüge hat er also nach des Philosophen Tod in einem hübschen Feuilleton dargelegt. Aber sollte Bahr bei Nietzsches Tode schweigen? Er erzählt in jenem Artikel über Barrès so nett, wie er den Zutritt zu dem Dichter dem Mitleid der braven Concierge verdankte, der er sich vorstellte als ein »armer Journalist, der verloren ist, wenn er um seine Zeilen kommt«. Durch das gleiche Argument hat er jetzt wohl den Collegen Poetzl zu rühren gewusst, und Poetzl ging sogar so weit, Herrn Bahr den Lesern, die ihm doch sicherlich Verständnis für Philosophie nicht zutrauen, als den »berufenen Collegen«, der über Nietzsche schreiben werde, zu empfehlen. Die Leser haben dann freilich nach der Lectüre des Bahr'schen Feuilletons Herrn Poetzl desavouiert. Sie fanden, Herr Bahr habe eigentlich gar nichts über Nietzsche gesagt, nur in allzu deutlichen Anspielungen von sich selbst gesprochen. Und doch sei der Ueberwinder Nietzsche ein Kämpfer gewesen, dem Herrn Bahrs Methode, jede Richtung zu überwinden, indem er ihr den Rücken kehrt, gänzlich fremd war. In den lauten Ruf: Nietzsche ist todt, es lebe Bahr!, in den er am Schlusse seines Feuilletons ausbrach, hat niemand eingestimmt. Niemand will glauben, dass

jetzt Hermann Bahr berufen sei, den »Typus des neuen Künstlers«, den, wie er sagt, Nietzsche aufgestellt hat, »erfüllend auszuführen« ...

* * *

Vor etwa einem halben Jahre haben die Wiener Tagesblätter gemeldet, dass ihre Musikkritiker gegen den Concertagenten Kugel eine Ehrenbeleidigungsklage eingebracht hätten, weil Herr Kugel in seine Spesenrechnung für eine Concertgeberin 400 Gulden als Zahlung »an Wiener Kritiker« eingestellt hatte. Die Musikkritiker aber hatten kein Geld erhalten und würden schon in der Zumuthung, Geld zu nehmen, eine Beleidigung erblicken. Bald darauf vernahm ich, dass die Staatsanwaltschaft gegen Herrn Kugel das Verfahren wegen Betruges eingeleitet habe. Da die Kritiker aller Blätter die Geldannahme leugneten, war es doch offenbar, dass der Concertagent die 400 Gulden, die er verrechnete, in die eigene Tasche gesteckt hatte. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich aber kürzlich, dass das Verfahren gegen Herrn Kugel wieder eingestellt worden ist. Er hat also jedenfalls nachgewiesen, dass er die 400 Gulden wirklich an Kritiker abgeführt hat. Die Wiener Musikkritiker aber haben eingesehen, dass demnach der Ehrenbeleidigungsklage jedes Substrat fehlt. Zur solidarischen Wahrung ihrer Ehre braucht es jetzt kein gerichtliches Verfahren mehr; es genügt, dass man solidarisch die Namen jener, die von Kugel Geld erhalten haben, verschweigt. Dabei fällt keinem ein, dass es der vielberufenen »Standesehre« noch zuträglicher wäre, ohne gerichtliches Verfahren rücksichtslos die Namen jener preiszugeben, die sie verletzt haben. Was verschlägt's übrigens, ob einzelne Kritiker Geld nehmen? Ich will den Herren die tröstlichen Worte citieren, die ihr College Hermann Bahr – freilich lange, bevor er im ‚Neuen Wiener Tagblatt' landete und mit Gerechten und Ungerechten in innigster Concordia sich vereinigte – niedergeschrieben hat: »Dass ein Kritiker sein Urtheil nach der Zeile für Cigarren oder auch, wenn es einem bequemer ist, für bares Geld verkauft, ist gewiss nicht schön. Aber es beweist nichts gegen die anständige Kritik, neben der überall Erpresser sind, wenn sie sich auch freilich anderswo wenigstens nicht in die erste Reihe drängen.«

* * *

Am 70. Geburtstage der Ebner-Eschenbach hat niemand die Bedeutung der Dichterin in so prägnanten Worten zugestanden, wie Herr Moritz Necker. In der ‚Neuen Freien Presse' widmete er ihr zwar ein längeres Feuilleton, in dem er den Nachweis zu führen suchte, dass sie »eine neue Cultur« in Oesterreich geschaffen. Umso kürzer fasste er sich im ‚Extrablatt', woselbst er einfach erzählte, wie er, da der Kaiser der Baronin Ebner die Medaille verlieh, der Dichterin gesagt habe, er finde »das Vorgehen des Monarchen nur in der Ordnung.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Politiker. Gewiss, das ‚Neue Wiener Tagblatt' ist ein »demokratisches Organ«. Dafür spricht seine Gesinnung. Es ist aber auch ein »Organ der Deutschen in Oesterreich«. Dafür spricht sein Stil. Der politische Schmock des Blattes will aus dem Lobe, das der Kaiser jüngst der Staatstreue der polnischen Abgeordneten gespendet hat, einen gelinden Vorwurf für die Tschechen heraushören. Der Kaiser hat kein Wort des Tadels gegen irgend eine Partei ausgesprochen, und Schmock versichert, dass der Tadel, den der Kaiser nicht ausgesprochen hat, unmöglich an die Adresse der Deutschen gerichtet sein könne. Und warum nicht? Weil der Kaiser überhaupt nichts gesagt hat? Nein: weil »auf dem Gebiete der Bereitwilligkeit und des Entgegenkommens gegenüber den Staatsanforderungen die Deutschen jahrzehntelang unerreichte und, was namentlich hervorzuheben ist, tadellos uneigennützige Classiker gewesen sind.« Ob Herr Wilhelm Singer als Chefredacteur tadellos und uneigennützig ist, weiß ich nicht; aber dass er auf dem Gebiete des Entgegenkommens gegenüber den Anforderungen der deutschen Sprache ein Classiker ist, geht aus dem angeführten Beispiel zur Evidenz hervor.

Leser. Sie finden in der ‚Neuen Freien Presse' eine Danksagung, die also construiert ist: »Unmöglich, auf die zahlreichen mir vom In- und Auslande aus Anlass . . . . . . antworten zu können, bringe ich all den verehrten und lieben Freunden . . . .« Unterzeichnet ist diese Erklärung von einem Professor Dr. Peschka. Darüber dürfen Sie sich nicht wundern. Die Sprachverpöbelung, die die Entwicklung des modernen Zeitungswesens mit sich bringt, ist eben bereits eine so allgemeine, dass sie auch vor den Schranken der akademischen Bildung nicht mehr Halt macht. Wie könnte übrigens eine Danksagung in einem Blatte anders stilisiert sein, dessen Theaterreferent (ich glaube, der gefürchtete st—g) von einem Theater-

zettel spricht, der »sich mit einer älteren Idee prahlt«? Und an anderer Stelle hieß es dort kürzlich: »Eine Hundert-Guldennote in Zehn-Guldennoten umzuwechseln, bot geradezu unabsehbare Schwierigkeiten, es sei denn, dass der Besitzer geneigt gewesen wäre, seine Taschen mit hundert Silbergulden zu füllen.« Dann also gieng's nothdürftig ... Die albernen Schmöcke, die es »kleinlich« finden, wenn ich hie und da der ‚Neuen Freien Presse' Stilblüthen entnehme, verstehen nicht, dass es sich immer wieder darum handelt, die Schuld der Journalistik an der sprachlichen Uncultur, die über uns hereingebrochen ist, nachzuweisen. Könnte man dies in einem Lande, dessen ganzes Geistesleben von der Tagespresse besorgt wird, besser als durch Citate aus dem führenden Blatt thun, dessen ethische wie formale Haltung dem Publicum noch immer eine Art Offenbarungsglauben einflößt?

Sportsman. Sie sind von der Generosität des ‚Neuen Wiener Tagblatt' entzückt. »Die fortschreitende Entwicklung des Fußballsports in Oesterreich« — verkündet es — »hat uns dazu veranlasst, der Oesterreichischen Fußball-Union einen Pokal als Preis für ihre Meisterschaftskämpfe anzubieten«. Der Pokal ward sofort der ‚Neue Wiener Tagblatt'-Pokal getauft. Aber die Grossmuth des Blattes kennt keine Grenzen. Soeben hat es feierlich die Spende angezeigt, und schon beginnt es, auch noch die Firma zu loben, die den Pokal liefern soll. Da heißt es wörtlich: »Was nun den Pokal selbst anlangt, so können wir heute seinen Wert noch nicht bestimmen. Wir haben nämlich nicht die Absicht, irgend einen Pokal zu kaufen und der Fußball-Union zur Verfügung zu stellen; der von uns gespendete Ehrenpreis soll vielmehr ein Kunstgegenstand sein, in dessen Ausstattung seine Bestimmung, als eine im Fußballwettkampf errungene Trophäe, zur Geltung kommt. Da der ‚Neue Wiener Tagblatt'-Pokal erst im nächsten Frühjahr zum ersten Male gewonnen werden kann, zu seiner Fertigstellung somit genügend Zeit vorhanden ist, so haben wir uns mit der Firma Thenn und Kauba in Verbindung gesetzt, die uns schon einmal, anlässlich des ersten Exelberg-Motocycle-Rennens, den damals von uns gespendeten Ehrenpreis, ein in Silber getriebenes Motocycle, in wahrhaft künstlerischer Weise angefertigt hat. Wir sind davon überzeugt, dass die Firma Thenn und Kauba Alles aufbieten wird, um auch diesmal dem Rufe ihres Ateliers Ehre zu machen. Die Oesterreichische Fußball-Union wird mit dem ‚Neuen Wiener Tagblatt'-Pokal zufrieden sein können«. Nun kann wohl kein Leser der Sportbeilage des ‚Neuen Wiener Tagblatt' mehr zweifeln, dass auch die Firma Thenn und Kauba großmüthig sein wird .....

Forscher. Unter dem Titel »Wissenschaftliche Resultate« schreiben Sie: Am 7. September brachte die ‚Neue Freie Presse' Nachrichten über die Rückkehr jener Polarfahrer, die unter Führung des Herzogs der Abruzzen stehen. Es heißt dort wörtlich: »Die wissenschaftlichen Resultate sind befriedigend, es wurden

40 Eisbären und ein Walross gefangen.« — Italien und die Wissenschaft können also mit diesen hochwichtigen Ergebnissen zufrieden sein. Wahrscheinlich hält die ‚Neue Freie Presse‘ die sonst noch gemeldeten Ereignisse auch für wissenschaftliche Resultate, das sind: In Zelten gefrorene Stiefel, schadhafte Maschinen, eingedrückte Schiffsseite, Hundefleischkost durch 100 Tage, 3 Verstorbene, 4 Vermisste und zwei abgefrorene herzogliche Finger.

Hutmacher und Kammerlieferant C. Z. Sie schreiben: »Ersuche den Artikel im naturwissenschaftlichen Fachblatte der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 13. September zu lesen und Herrn Dr. Ludwig Karell darüber zu belehren, dass der Consum von Hasenhaaren mit Cylinderhüten gar nichts zu thun hat und dass diese Kopfbedeckung, die ja auch Seidenhut heißt, aus Seide verfertigt wird«. — Definition: Ein Fachblatt der ‚Neuen Freien Presse‘ ist, wenn nachher die Fachmänner kommen und sagen, dass alles unrichtig war.

Ingenieur. Sie schildern eine Fahrt auf der Bahnstrecke »Hietzing-Mödling« der Dampftramway-Gesellschaft vormals Krauss & Comp.: »Die Abfahrtszeit eines jeden Zuges ist zwar fahrplanmäßig festgesetzt, bleibt aber doch unbestimmt, da man sich erst dann in Bewegung setzt, wenn die Waggons übertüllt sind. Ist die Verladung des Publicums vollzogen, so erfolgt die Abfahrt. Diesmal mit bloß 6 Minuten Verspätung; doch was sind der Dampftramway-Gesellschaft 6 Minuten im Vergleiche zu einem geologischen Zeitalter? Man dürfte deshalb nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass es nicht immer bei den 6 Minuten bleibt, zumal da ja diese Zeit durch eine Beschleunigung, im Gefälle der Bahn, ohne Dampfverbrauch, wieder eingebracht werden kann. In Neu-Hietzing bleiben wir auf offener Strecke stehen, weil ein Lastenfuhrwerk das Bahngeleise verlegt hat. Unter vereinter mühevoller Theilnahme an der Flottmachung des Fuhrwerkes — seitens der hiezu befähigten und willigen Interessenten — erfolgt nach Ablauf von 12 Minuten die Weiterfahrt. Währenddessen wartet schon circa 8 Minuten der Gegenzug zur Kreuzung auf der Haltestelle Lainz, wenn er nicht zufällig sein vis-à-vis kennt und sich gleichfalls verspätet hat. Ist die Kreuzung vorbei, so geht es im Freien rücksichtslos vorwärts, dass den Insassen des dahinrasenden Rumpelkastens die Aussicht, jeden Augenblick an die Lainzer Thiergartenmauer geschleudert zu werden, angst und bange macht. Wie weit die zulässige Fahrgeschwindigkeit da überschritten wird, ermittelt gewiss kein Controlapparat, sonst wäre der Betriebsleitung das Handwerk schon längst gelegt worden. In der Haltestelle »Perchtoldsdorf-Hochstrasse« sind auf diese Art von den versäumten 18 Minuten bereits 12 und in Mödling alle 18 eingebracht, freilich — aus triftigen Rücksichten auf die k. k. General-Inspection der österr. Eisenbahnen — ohne Verzeichnung im Stundenpasse. Eine dem Eisenbahn Publicum nicht geläufige Verschlussvorrichtung der Plateaus an den Waggons, deren Oeffnung durch den einfachen Druck auf einen an der Oberkante der

Waggonthüre unauffällig angebrachten Knopf bewerkstelligt werden kann, bildet bei der Kürze des Aufenthalts in den einzelnen Haltestellen und der ängstlichen Eile der Aussteigenden gleichfalls einen Uebelstand. Der Passagier muss an der Waggonthüre so lange klopfen und stoßen, bis ihn irgendein Eingeweihter — nicht etwa der Conducteur — aus der unangenehmen Situation befreit. Aber das Absteigen macht nicht allein auf den Haltestellen, sondern auch in der Endstation Mödling außergewöhnliche Schwierigkeiten, da ja nicht lauter Turner mitfahren, die von der Höhe des Trittbrettes in die Tiefe des Schotterbettes zu springen geneigt wären; eine Hebung des Perrons durch Nachschotterung wäre da dringend zu wünschen. Bemerkenswert sind auch die Mängel des Oberbaues, den das fahrende Publicum während der Fahrt nicht sieht, nur spürt, während das Streckenpersonal ihn weder spürt noch sieht oder vielleicht gar nicht sehen soll. Es ist also nicht zu verwundern, wenn soeben, bei Abschluss dieser Zuschrift, die Nachricht von einer Entgleisung vor der Einfahrt in den Ort Mauer eintrifft. In den Zeitungen heißt es: ‚Die Entgleisung erfolgte durch Lockerung einiger Schrauben‘ . . .«

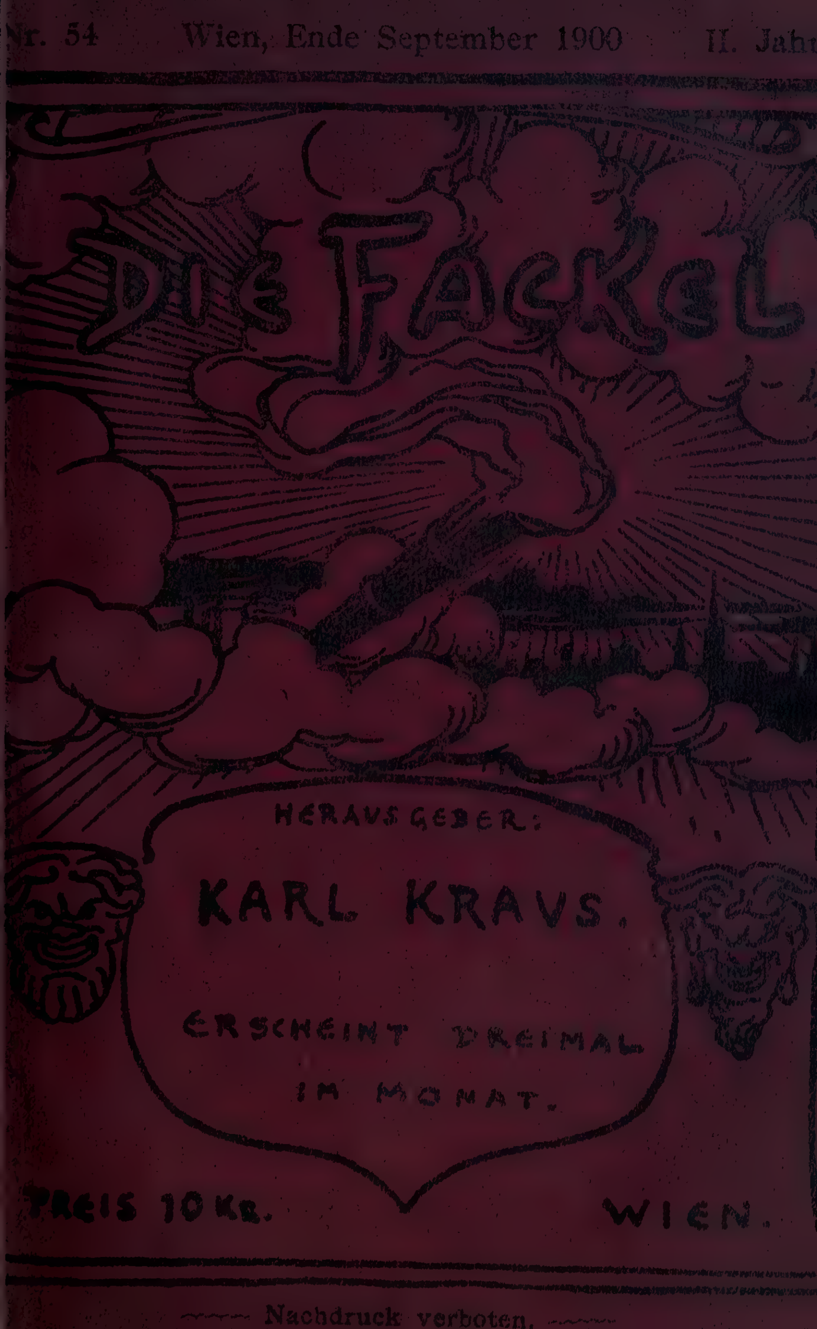
Herrn G. A. Crüwell, Globetrotter. Sie sollten Herrn Verganis Beispiel folgen und in Hinkunft den Baedecker abschreiben; dann werden Sie Unrichtigkeiten, wie jene, von denen Ihr letztes Reisefeuilleton in der ‚Neuen Freien Presse‘ strotzt, vermeiden. Unter anderem: Die Amsterdamer nennen ihren Thiergarten nicht »natura artis magistra«, sondern blos »Artis«. Komisch sind Sie als Uebersetzer holländischer Wörter. »Spoorweg« heißt Eisenbahn und darf nicht durch »Spurweg« wiedergegeben werden. »Schildern« bedeutet Malen; es hat also keinen Sinn, im Deutschen das Wort »Schilderkunst« zu bilden, wenn man einfach von Malerei sprechen will. Waren Sie übrigens thatsächlich in Amsterdam und haben Sie wirklich vom Amsterdamer Hafen aus den »köstlichen Blick auf das Meer« gethan? Sie glücklicher Entdeckungsreisender! Sie sind der Erste, dem es gelungen ist, von dort aus das Meer zu sehen.

Confuser Leser. Auf freien Fuß gesetzt wurde der Börsencomptoirsinhaber Knöpflmacher. Der Börsencomptoirsinhaber Thalberg war stets auf freiem Fuße. Das Gesetz, das jene, die »gewohnheitsmäßig in gewinnsüchtiger Absicht andere unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinnes zu Börsenspeculationsgeschäften verleiten«, mit Gefängnis und Ehrverlust bestraft, gilt ja nur im Deutschen Reich.

Dr. Kopf. Dank und herzliche Empfehlung!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


Nr. 54
Wien, Ende September 1900
II. Jahr
Die Fackel
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.
Nachdruck verboten.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K	7.—
» » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		»	8.20
» » » » » halbjährig, »		»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1033.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

DIE FACKEL

Nr. 54 WIEN, ENDE SEPTEMBER 1900 II. JAHR

EINE RÜGE AN HERRN VON SCHIESSL.

Das Jubelgeheul, mit dem die liberale Presse die Abkanzlung des Erzbischofs von Sarajevo Dr. Stadler durch die kaiserliche Cabinetskanzlei begrüßte und das so recht wieder — unmittelbar nach der Maßregelung katholischer Officiere — die wahren Mächte dieses Staatswesens am Werke zeigte, hat die öffentliche Aufmerksamkeit von der brenzlichsten, der eigentlich politischen Stelle des Rügeschreibens abgelenkt. Der journalistische Troß des Freisinns war natürlich drauf und dran, die eigene Genugthuung zu einer völligen Demüthigung des Clericalismus umzulügen und suchte die österreichische Welt geflissentlich glauben zu machen, von höchster Stelle sei überhaupt ein Veto gegen jegliches Politisieren der Geistlichkeit erflossen. Die Herren, die sich darob in den holden Wahn versenken mochten, dass die politische Bethätigung der Börsenjobber gewünscht werde, vergaßen die Veranlassung des berühmten Schreibens vom 8. September. In der Rede, die der Erzbischof von Sarajevo beim Abschluss des Katholiken-Congresses in Agram gehalten hatte, war der Wunsch ausgesprochen, die occupierten Provinzen möchten mit dem Königreiche Croatien-Slavonien vereinigt werden. Man vergaß nun auf liberaler Seite, dass jenseits der großcroatischen Aspirationen selbst in Oesterreich noch der Geistlichkeit und allen anderen Staatsbürgern dasselbe Recht auf Politik zusteht, wie den Herren Bacher und Benedikt,

und übersah, dass eben nicht so sehr der agitierende Erzbischof wie die Agitation selbst die Adresse war, an die die kaiserliche Rüge, das heißt: das Schreiben des Herrn v. Schießl sich richtete. Dieses Schreiben enthält eine Stelle, deren Gewagtheit der österreichisch-ungarischen Presse viel früher hätte in die Augen springen müssen als die vermeintliche Pointe gegen den Clericalismus. Aber keiner unserer Journalpolitiker ist auf jene Wendung des angeblich im allerhöchsten Auftrage abgefassten Schreibens aufmerksam geworden, wo gesagt wird, dass die Frage der Vereinigung Bosniens mit Croatien »eine rein politische« sei und dass »ihre Lösung nur in den Wirkungskreis bestimmter weltlicher Factoren fallen kann, insbesondere aber in erster Linie dem Souveränetätsrechte Sr. Majestät unseres allergnädigsten Herrn zukommt.« Zu diesem Ausspruch des Herrn v. Schießl, der unmöglich, wie in den Blättern erzählt wurde, »auf eine spontane Entschließung der Krone«, sondern einzig auf die stupende juristische Unwissenheit des Herrn v. Schießl zurückzuführen sein kann und für den trotz der optimistischen Meinung der ‚Neuen Freien Presse' weder die gemeinsamen Minister noch die beiderseitigen Ministerpräsidenten die Verantwortung so leicht werden tragen können, sendet mir ein Völkerrechtslehrer den nachstehenden Commentar:

Ich will gar nicht, schreibt er, auf diese »rein politische Frage« näher eingehen, da sie eine längere Auseinandersetzung erfordern würde, sehe mich aber veranlasst, auf eine ihrer vielen Seiten nachdrücklich aufmerksam zu machen. Der ganzen Affaire ist natürlich von Budapest aus der Anstoß gegeben worden, und es ist klar, dass sie als eine Art magyarischer Rüge gegen das Croatenthum aufzufassen ist, trotz der Versicherung der ‚Neuen Freien Presse' (Morgenblatt vom 14. September), dass »das Schreiben aus der kaiserlichen Cabinetskanzlei keine Spitze gegen die

DIE FACKEL

Nr. 54 WIEN, ENDE SEPTEMBER 1900 II. JAHR

EINE RÜGE AN HERRN VON SCHIESSL.

Das Jubelgeheul, mit dem die liberale Presse die Abkanzlung des Erzbischofs von Sarajevo Dr. Stadler durch die kaiserliche Cabinetskanzlei begrüßte und das so recht wieder — unmittelbar nach der Maßregelung katholischer Officiere — die wahren Mächte dieses Staatswesens am Werke zeigte, hat die öffentliche Aufmerksamkeit von der brenzlichsten, der eigentlich politischen Stelle des Rügeschreibens abgelenkt. Der journalistische Troß des Freisinns war natürlich drauf und dran, die eigene Genugthuung zu einer völligen Demüthigung des Clericalismus umzulügen und suchte die österreichische Welt geflissentlich glauben zu machen, von höchster Stelle sei überhaupt ein Veto gegen jegliches Politisieren der Geistlichkeit erflossen. Die Herren, die sich darob in den holden Wahn versenken mochten, dass die politische Bethätigung der Börsenjobber gewünscht werde, vergaßen die Veranlassung des berühmten Schreibens vom 8. September. In der Rede, die der Erzbischof von Sarajevo beim Abschluss des Katholiken-Congresses in Agram gehalten hatte, war der Wunsch ausgesprochen, die occupierten Provinzen möchten mit dem Königreiche Croatien-Slavonien vereinigt werden. Man vergaß nun auf liberaler Seite, dass jenseits der großcroatischen Aspirationen selbst in Oesterreich noch der Geistlichkeit und allen anderen Staatsbürgern dasselbe Recht auf Politik zusteht, wie den Herren Bacher und Benedikt,

und übersah, dass eben nicht so sehr der agitierende Erzbischof wie die Agitation selbst die Adresse war, an die die kaiserliche Rüge, das heißt: das Schreiben des Herrn v. Schießl sich richtete. Dieses Schreiben enthält eine Stelle, deren Gewagtheit der österreichisch-ungarischen Presse viel früher hätte in die Augen springen müssen als die vermeintliche Pointe gegen den Clericalismus. Aber keiner unserer Journalpolitiker ist auf jene Wendung des angeblich im allerhöchsten Auftrage abgefassten Schreibens aufmerksam geworden, wo gesagt wird, dass die Frage der Vereinigung Bosniens mit Croatien »eine rein politische« sei und dass »ihre Lösung nur in den Wirkungskreis bestimmter weltlicher Factoren fallen kann, insbesondere aber in erster Linie dem Souveränetätsrechte Sr. Majestät unseres allergnädigsten Herrn zukommt.« Zu diesem Ausspruch des Herrn v. Schießl, der unmöglich, wie in den Blättern erzählt wurde, »auf eine spontane Entschließung der Krone«, sondern einzig auf die stupende juristische Unwissenheit des Herrn v. Schießl zurückzuführen sein kann und für den trotz der optimistischen Meinung der ‚Neuen Freien Presse' weder die gemeinsamen Minister noch die beiderseitigen Ministerpräsidenten die Verantwortung so leicht werden tragen können, sendet mir ein Völkerrechtslehrer den nachstehenden Commentar:

Ich will gar nicht, schreibt er, auf diese »rein politische Frage« näher eingehen, da sie eine längere Auseinandersetzung erfordern würde, sehe mich aber veranlasst, auf eine ihrer vielen Seiten nachdrücklich aufmerksam zu machen. Der ganzen Affaire ist natürlich von Budapest aus der Anstoß gegeben worden, und es ist klar, dass sie als eine Art magyarischer Rüge gegen das Croatenthum aufzufassen ist, trotz der Versicherung der ‚Neuen Freien Presse' (Morgenblatt vom 14. September), dass »das Schreiben aus der kaiserlichen Cabinetskanzlei keine Spitze gegen die

Croaten überhaupt und gegen die unionsfreundlichen Elemente derselben . . . besitzt«. In der letzten Zeit fehlt es nicht an Zeichen dafür, dass es unter den zwei Theilen der österreichisch-ungarischen Monarchie einen Kampf gibt um die ausschließliche Herrschaft einer oder der anderen Hälfte in den occupierten Provinzen, wobei die Ungarn allem Anscheine nach die Oberhand behalten werden, da die Monarchie ja bekanntlich von Pest und nicht von Wien aus regiert wird. Von dem allen abgesehen und auch abgesehen davon, dass noch so zu sagen bis gestern Herr Dr. Stadler im vollsten Einvernehmen mit Herrn Kallay gewirkt hat, und dass der Reichsfinanzminister die großcroatische Propaganda in Bosnien und der Hercegovina nicht nur unterstützt, sondern in diese Länder sogar importiert und sie immer weiter gefördert hat, — muss man wirklich über den Wortlaut des Schreibens der Cabinetskanzlei staunen. Es enthält Dinge, deren Unmöglichkeit und Unhaltbarkeit dem Director der Cabinetskanzlei nicht und noch weniger den Herren gemeinsamen Ministern entgehen durfte.

Das Schreiben spricht nämlich von den beiden occupierten Provinzen, wie wenn sie staatsrechtlich einen integrierenden Bestandtheil der österreichisch-ungarischen Monarchie bildeten. Das ist indes gar nicht der Fall, und dass es nicht der Fall ist, weiß Herr v. Schießlebensogut, wie die Herren Kallay und Goluchowski. Die Provinzen Bosnien und Hercegovina stehen zu Oesterreich-Ungarn in einem völkerrechtlichen Verhältnis; ihre Stellung zu den beiden Theilen der habsburgischen Monarchie, die völkerrechtlich als eine Einheit gelten, beruht noch immer auf einer völkerrechtlichen Basis, die nicht einseitig und willkürlich in eine staatsrechtliche umgewandelt werden kann, wiewohl dies die Herren Goluchowski und Kallay wünschen mögen.

Sogar jene, die Oesterreich-Ungarn am meisten geholfen haben, das Mandat zur Occupation von Bosnien und

der Hercegovina auf dem Berliner Congress zu erhalten, haben es unter dem Vorbehalte gethan, dass die »sauvegarde des droits du sultan comme souverain doit rester une des bases principales de la paix.« In seinem zweiten Theile enthält selbst der Artikel XXV des Berliner Vertrages die Bestimmung, dass Oesterreich-Ungarn sich über die Besetzung und über die Verwaltung dieser Provinzen mit der Türkei zu verständigen hat, deren Souveränetätsrechte aufrecht erhalten werden. Und diese Verständigung ist auch seinerzeit zustande gekommen, denn es wurde eine besondere Convention zwischen den interessierten Mächten in diesem Sinne geschlossen. Aber an der Frage über die rechtliche Stellung von Bosnien und der Hercegovina ist nicht nur die Türkei allein, an ihr sind alle die Mächte interessiert, die ihre Unterschrift dem Berliner Vertrage gegeben haben, und juristisch gesprochen können gegenwärtig Oesterreich-Ungarn und die Türkei nicht das Souveränetätsverhältnis der occupierten Provinzen ändern; dazu bedarf es der Zustimmung aller europäischen Großmächte.

Wenn also Herr v. Schießl mit Einverständnis der Herren Goluchowski und Kallay im Namen des Kaisers von Souveränetätsrechten des Kaisers über die occupierten Provinzen spricht, so begeht er einen lapsus, der in derartigen Enunciationen ganz und gar nicht statthaft ist. Und wir hielten es für unsere Pflicht, diesen lapsus zu rügen, da solches die Herren, die in diesen Fragen von einem sicheren Herrn Doczi geleitet und inspiriert werden, nicht gethan haben. Wir hielten es umsomehr für unsere Pflicht, da wir vor dem Ausland der österreichisch-ungarischen Presse den Vorwurf ersparen möchten, dass sie insgesammt bereit sei, blind zu sein oder wenigstens zu schielen, sobald dies von Herrn Doczi und seinen Gönnern gewünscht wird, — sei es auch um den Preis der elementarsten Begriffe von Anstand und Würde.

* * *

Serbisches.

Nach dem Erscheinen von Nr. 48 der ‚Fackel‘, die Milans Ankunft in Wien feierte, begab sich der damalige serbische Gesandte am Wiener Hofe, Herr Mihailovic, in das Café Imperial und erbat ersparnishalber das Kaffeehausexemplar der ‚Fackel‘ für seinen königlichen Herrn, der sich alsbald im Hôtelzimmer an der entliehenen Lectüre erfreute. Tagsdarauf wurde an die Staatsanwaltschaft von der serbischen Gesandtschaft die Zumuthung gestellt, man möge mich wegen Beleidigung Milans von amtswegen verfolgen. Der Beleidigte wurde, da seine Sache höchstens die der Herren Goluchowski und Doczi, nicht die Sache des österreichischen Staates ist, auf den Weg der Privatklage verwiesen, den er aber bis heute nicht betreten hat.

*

Die ‚Neue Freie Presse‘ ist in Wirklichkeit ein noch viel anständigeres Blatt, als ich immer geglaubt habe. An leitender Stelle hat sie neulich den Versuch unternommen, dem Herrn Milan, der noch immer vielfach verkannt und verdächtigt wird, ein Wohlverhaltenszeugnis auszustellen. Stolz verkündete sie, Milan habe »einen unserer Redacteure« in sein Absteigquartier bitten lassen, und feierlich vermittelte sie der ungläubigen Welt seine Versicherung, er habe aus der serbischen Staatscasse nicht mehr gestohlen, als unbedingt nothwendig war. Diese Rehabilitierung Milans hat das Organ der Stempeldefraudanten mit einer Zuvorkommenheit, die eines größeren Betrages würdig wäre, unternommen. Herr Milan weiß ganz gut, wo auf der weiten Welt er noch Stütze und Rückhalt findet; und wenn er auch von den 360.000 Francs seiner jährlichen Apanage gewiss nichts entbehren kann, für die ‚Neue Freie Presse‘ ist und bleibt er ein König und ein Gentleman, und verwandte Seelen werden sich trotz kleinlich materiellen Meinungsverschiedenheiten stets zusammenfinden. Man kann wohl sagen: In Sachen Milans hat sich die ‚Neue Freie Presse‘ ihren Idealismus bewahrt. Hielte sie diesen König für den Schurken, für den ihn die übrige Welt hält, keine Summe wäre groß genug, um die ‚Neue Freie Presse‘ von dem rücksichtslosen Bekenntnis dieser Wahrheit abzuhalten. Und wenn Milan die Apanage eines Jahres draufgehen ließe! So viel verdienen die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse‘ gerade am Zeitungsstempel in einem Jahre . . . Kundige Leser des Blattes

haben übrigens den Grund dieser spontanen und an auffallender Stelle placierten Ehrenrettung errathen. Sie warfen einen Blick in den Inseratentheil und fanden eine Annonce des als »Wiener Ballhaus« neu eröffneten Etablissements »Eldorado«. Damen-Capelle! »Geöffnet die ganze Nacht!« War die Notiz über Milan etwa eine textliche Einschaltung, die der inserierende Director des Etablissements bestellt hat? Nein. Wiederum ein Beweis von Zuvorkommenheit seitens der ‚Neuen Freien Presse‘. Die Besucherinnen des »Wiener Ballhaus« haben gegenüber »einem unserer Redacteure« den Wunsch geäußert, dass König Milan vor dem Tage der Eröffnung sich rehabilitiere. Sie haben solidarisch erklärt, ihn solange nicht in das »Milanzimmer«, das so ziemlich in allen größeren Etablissements Wiens seit Jahren besteht, einzulassen, bis er sich nicht von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung gereinigt hätte. Er that es mit Hilfe der ‚Neuen Freien Presse‘. Jetzt ist er wieder ein besserer Herr . . . .

*

Ein gewisser Gencic, ehemaliger serbischer Minister des Innern, folgte alsbald dem Beispiel seines königlichen Herrn und rollte in der ‚Neuen Freien Presse‘ die in Serbien viel erörterte Streitfrage auf, ob er während seiner amtlichen Wirksamkeit 200.000, 80.000 oder bloß 3000 Francs aus dem Dispositionsfonds der serbischen Regierung entwendet habe. Herr Gencic bekannte sich schließlich zu den 3000; nur versicherte er, dass er »kein ganz gewöhnlicher Defraudant« sei, sondern die Summe über Wunsch Sr. Majestät des Königs Alexander behoben habe, und zwar für »eine Person aus der Fremde, welche zu jener Zeit in Belgrad weilte.« In den Archiven des Ministeriums würden sich »gewiss auch sonstige Actenstücke finden, welche im engsten Zusammenhange mit dieser Ausgabe stehen«, was dem jetzigen Ministerium wohl nicht unbekannt sein dürfte. Diese Bemerkung des Herrn Gencic bestätigt das Urtheil der Kenner Serbiens, das den Mann als einen der übelsten Kumpane Milans und als den bösartigsten unter den Handlangern bezeichnet, die den Hochverrathsprocess angestiftet und in ihrer politischen Muße um die Person des jungen Königs Kupplerdienste geleistet haben. Die Mitglieder des ruchlosen Ministeriums Gjorgjevic haben, ehe sie sich über den Heiratsplan Alexanders entrüstet zeigten, zu keiner der von ihnen für den königlichen Knaben arrangierten

»Soiréen« Frau Draga einzuladen verabsäumt. Herr Gencic bewährte sich auch sonst. Die Geschichte von den 3000 Francs ist offenbar eine — in dem Ton verhüllter Drohung vorgebrachte — Anspielung auf den Aufenthalt der Dame Rosa Benkö an dem Hoflager von Belgrad, und Herr Gencic hatte wohl die Aufgabe, die Kosten dieses Aufenthaltes zu verrechnen. Als Herr Gencic noch zu Zeiten seiner Ministerherrlichkeit einmal in Wien weilte, verbrachte er, wie ich damals erzählte, seine Nächte im Café Ceranke. Vielleicht hat Herr Gencic damals die Bekanntschaft von »Personen aus der Fremde« gemacht, die später in Belgrad weilten und der Staatscasse zur Last fielen. Jedenfalls hat er als der Allerletzte Ursache, von einem Gelegenheitsministerium — so nennt er die jetzige serbische Regierung — zu sprechen . . .

*

Die sonstigen »Abgänge« aus der serbischen Staatscasse sind aus der folgenden Rechnung zu ersehen:

Ministerpräsident Gjorgjevic (für Mobiliar, Diners, Beleuchtung, Dienerschaft etc.)	25.000 Frcs.
Vukasin Petrovic, Finanzminister (Begräbniskosten für seinen Sohn)	15.000 Frcs.
Georg Petrovic, der jüngere Bruder des Finanzministers	19.000 Frcs.
Der Unterrichtsminister (für Heilung eines Augenleidens)	5.000 Frcs.
Diverses (Attentat, Hochverrathsprocess etc.)	47.042 Dinars in Gold
	30.000 Dinars in Silber

etc. etc. etc.

Und die ‚Neue Freie Presse' wird die Mitglieder des Cabinets Gjorgjevic vergeblich, aber nicht umsonst reinzuwaschen suchen.

*

Die neue Gestaltung der Dinge in Serbien hat ein diplomatisches Curiosum gezeitigt. Es geschieht jedenfalls zum erstenmale, dass ein falliter Kaufmann Gesandter wird. Als serbischer Vertreter am Quirinal fungiert jetzt Herr Georg Barlovac. Carrière: Als falliter Kaufmann in die serbische Armee eingetreten. Da er das

Hauptmannexamen nicht bestand, als entfernter Verwandter Milans in die Diplomatie gesteckt. Zuerst Attaché in Berlin; dann Gesandtschaftssecretär in Wien, wird Schwiegersohn des liberalen Abgeordneten Russ; nach Athen versetzt; bald darauf Generalconsul in Budapest, fördert kräftig den Export der besten Schätze der ungarischen Hauptstadt nach Belgrad. Die Entfernung Milans macht diesen Handel überflüssig. Herr Barlovac wird Gesandter in Rom, und Herr Visconti-Venosta wäscht seine Hände — in Unschuld.

*

Der letzte Begnadigungsact in der Attentatsaffaire gestattet uns Rückblick und Einsicht in die ganze, sonst so hässliche Geschichte dieses Monstrums Milan und seiner Günstlinge. Wir stehen vor der Thatsache, dass alle noch eingekerkerten Unschuldigen — im Ganzen waren es 124 gewesen — am Vorabende des Geburtstages der Königin Draga begnadigt wurden — mit Ausnahme des gedungenen falschen Zeugen Pavic, alias Kresovic. Damit hat man implicite zugegeben, dass das ganze Hochverrathscomplot eine von den Herren Milan und Gjorgjevic arrangierte Sache war. Die Mitthäterschaft Kresovic' in der niederträchtigen, von Herrn Goluchowski aller europäischen Gesittung zum Hohn favorisierten Affaire soll durch sein Verbleiben im Gefängnisse noch besonders hervorgehoben werden. Nun ist zu bemerken, dass in dem gegenwärtigen serbischen Ministerium zwei Männer sitzen, die die hervorragendste Rolle in dem unerhörten Processe gespielt haben; es sind dies die Herren L. Popovic, Minister des Innern und der Justizminister N. Antonovic. Jener war Präsident des Blutgerichtes, dieser Regierungscommissär. Die zwei haben von Anfang an die abscheuliche Rolle des gedungenen Zeugen gekannt; der heutige Justizminister hat ihn sogar während der Untersuchungshaft sehr oft instruiert und für die Aussagen bei dem Untersuchungs- und Verhandlungsverhör vorbereitet. Und obwohl jetzt diese ganze Geschichte durch den letzten königlichen Ukas bloßgelegt wurde, bleiben die beiden Herren Minister. Herr Antonovic hat sogar zu dem Ukas als Justizminister seine Gegenzeichnung gegeben . . . Die Angelegenheit beweist nur zu drastisch, dass es trotz den Wonnen königlicher Flitterwochen noch viel Faules im Staate Serbien gibt, womit aufzuräumen die höchste Zeit wäre.

* *
*

Am Montag, dem 24. September, brachte die ‚Neue Freie Presse‘ einen Auszug aus einem offenen Briefe, den der Pariser ‚Radical‘ an Herrn Dr. Lueger gerichtet hatte. Der Brief des ‚Radical‘, der »nicht gerade schmeichelhafte Bemerkungen« für unseren Bürgermeister enthielt, war durch die Depesche veranlasst, mit der Herr Dr. Lueger die Mittheilung vom Unterbleiben des Banketts der Stadt Paris beantwortet hatte. Nun rief der ‚Radical‘ dem Bürgermeister von Wien rügend zu: »Sie hatten kein Recht, in Ihrer Depesche die Behauptung aufzustellen, die von der Regierung getroffenen Maßnahmen hätten das Bankett verhindert, zu dem Sie geladen waren.« Der ‚Radical‘ hat die Wahrheit gesprochen. Die französische Regierung hat das Bankett der Stadt Paris nicht verboten, konnte es nicht verbieten; auch nicht der Schein einer Rechtfertigung wäre für einen solchen Willküract zu erbringen gewesen. Aber wie kam Herr Dr. Lueger dazu, von einem Verbote des Banketts zu reden? Er hat, unbelehrt durch viele Erfahrungen, einmal der ‚Neuen Freien Presse‘ geglaubt. Die hatte triumphierend gemeldet, das Ministerium Waldeck-Rousseau habe »einen vernichtenden Schlag gegen die Nationalisten« geführt, indem es das Bankett des Pariser Gemeinderathes verboten habe. Der Vorwurf der »Geschmacklosigkeit« und des »Mangels an Tact«, den der ‚Radical‘ wegen dieser Behauptung erhoben hat — die ‚Neue Freie Presse‘ hat die Kraftworte gesperrt gedruckt —, richtet sich also gegen die ‚Neue Freie Presse‘. Freilich, deren Pariser Informator heißt Berthold Frischauer; und was könnte uns der ‚Radical‘ von diesem Herrn sagen, das wir noch nicht wissen? Herr Frischauer aber sollte endlich begreifen, dass alle Franzosen, wie der ‚Radical‘ erklärt, »darin einig sind, dass einem Fremden absolut jede Kritik über ihre Politik verboten sein muss«. Er ist doch schon einmal ausgewiesen worden, weil er zu vorlaut war.

* * *

Am 13. September war im Frisch-Glück-Schachte bei Dux, der vor kurzem von der Brüxer Kohlen-Bergbau-Gesellschaft erworben worden ist, ein Wassereinbruch erfolgt, dem zufälligerweise kein Menschenleben zum Opfer fiel. Den technischen

Leitern des Bergbaues war die Gefahr, die vom verwüsteten Schachte drohte, klar. Jenes Werk bei Dux ist eines der gefürchtetsten unter all den Unglückswerken, an die sich traurige Erinnerungen knüpfen. 1891 sind im Schachte »Fortschritt«, der mit dem »Frisch-Glück-Schachte« verbunden ist, 17 Bergleute ums Leben gekommen. Jetzt ergriff man umfassende Vorsichtsmaßregeln. Ein großer Theil der Grube wurde verbaut und verdämmt. Es war vorherzusehen, dass die Production für längere Zeit stillstehen müsse.

Am Morgen des 14. September erfuhr die Wiener Börse die Katastrophe; in wenigen Minuten waren die Actien der Brüxer Kohlen-Bergbau-Gesellschaft beträchtlich gefallen. Diese Actien sind seit Jahren großentheils in den Händen von Spielern, Coursschwankungen von 50—80 Kronen an einem Tage sind wiederholt vorgekommen. Nun schien ein ungewöhnlich heftiger Curssturz bevor zu stehen. Wohl hatte Herr Petschek, der Vicepräsident der Gesellschaft, dafür gesorgt, dass die Telegramme, die die Katastrophe nach Prag und Wien meldeten, möglichst unverfänglich lauteten. Aber die Börse weiß, was sie von solchen Telegrammen zu halten hat. Als die Actien fielen, ergriff die in Wien anwesenden Herren vom Verwaltungsrathe lebhafte Unruhe. Man sorgte dafür, dass die Börse mit Bestimmtheit erfahre, der Betrieb bleibe aufrecht. Noch konnte den Technikern in Dux unmöglich das Urtheil über die Folgen des Wassereinbruchs feststehen; aber Herr Hofrath Hallwich und mit ihm die Wiener Börse wussten noch am selbigen Tage, dass nichts zu fürchten sei. In ihrem abendlichen Börsenstimmungsberichte konnte die ‚Neue Freie Presse' am 14. September schreiben, dass die Brüxer Kohlenactien sich nach einem Coursfall von 20 Kronen wieder »völlig erholt« hätten, »da eine Betriebsstörung nicht befürchtet wird«. Und am Morgen des 15. September wusste sie bereits mit Bestimmtheit, dass der Schwimmsandeinbruch in Dux »keine Störung im Betriebe zur Folge gehabt hat.«

Die Herren Hallwich, Benedikt und die übrigen Speculanten, denen man bisher höchstens ein Urtheil in Fragen der Börsentechnik zugetraut hat, haben sich diesmal als vortreffliche Bergbautechniker erwiesen. Es gelang ihnen, den Duxer Fachleuten die Erkenntnis beizubringen, dass der Betrieb ungestört aufrecht erhalten werden müsse. Und er ward aufrechterhalten. Nur eine geringfügige Störung ist am 19. September eingetreten. An diesem Tage hat nämlich im Frisch-Glück-Schachte eine Explosion stattgefunden, bei der achtzig Bergleute um's Leben gekommen sind. Der Cours der Brüxer Kohlenactien ist darauf neuerlich gefallen. Aber er wird sich wohl in Bälde wieder »völlig erholt« haben. Von den Todten in Dux hofft man das Gleiche.

*

»Ja, wenn es ein reicher jüdischer Hauptmann wäre, auf den die Intrigue seiner Feinde die Deportation heraufbeschworen hat, wie viel Pathos würde da aufgebracht, wie würden da alle Register menschlichen Fühlens geöffnet! Aber hundert Kohlengräber! Das regt unsere Presse nicht auf.« — So lässt sich treffend die ‚Arbeiter-Zeitung‘ vernehmen. Und sie verdient für diese hohnvollen Worte umso mehr Lob, als sie selbst lange genug in den Reihen derjenigen Presse gekämpft hat, die anlässlich der Affaire eines reichen jüdischen Hauptmannes alle Register menschlichen Fühlens geöffnet hielt...

* * *

Wenige Tage nach dem Erscheinen der 48. Nummer der ‚Fackel‘, in der ich dem noch immer vegetierenden ‚Ersten Wiener Localanzeiger‘ eine Briefkastennotiz gewidmet hatte, kam mir ein »Aufklärungsschreiben« des Herausgebers und »Directors« Julius Laurencic zu, worin er der Ueberzeugung Ausdruck lieh, dass nur Feinde, die er, wie jeder, auch der beste Mensch, habe, mich informiert haben könnten, dass ich aber, wenn ich ihn nur persönlich kennte, statt ihn anzugreifen, eher für ihn eintreten würde. In er-

greifender Weise schilderte er mir die Schwierigkeiten seiner Stellung: wie das »Verhängnis« des Concurses über einen der Mitbegründer des Blattes hereingebrochen sei; wie andere, die an dem Unternehmen Geld verdienen wollten, sich zurückzogen, als ihre Habgier nicht befriedigt wurde; und wie er nun um der zahlreichen, bedauernswerten Angestellten willen, die sonst brotlos würden, sich bemühe, den ‚Localanzeiger‘ zu erhalten. Und dabei brächten diese Angestellten ihn in peinliche Verlegenheit. Nicht er sei zuerst liberal gewesen und habe es dann mit der christlichsocialen Richtung versucht; aber unter seinen Mitarbeitern hätten sich zwei Parteien gebildet, die nun verschiedengefärbte Artikel und Berichte in das Blatt brächten. Unter solchen Umständen sei die Leitung des ‚Localanzeigers‘ sicherlich eine sorgenvolle und aufreibende Thätigkeit, der er sich nur im Interesse von Drucker, Papierhändler, Journalisten und Dienern und »auf deren Drängen« weiter widme.

Der Brief des Herrn Laurencic musste mich mit Mitleid erfüllen und den Wunsch in mir wecken, dass die »Dränger« dem geplagten Mann baldigst Ruhe gönnen und ihn ungestört der Herausgabe seiner »Jubiläums-Prachtwerke« sich widmen lassen möchten. Und kurz darauf schien es, als sollte der Wunsch in Erfüllung gehen. Der Besitzer der Druckerei Kreisel & Gröger, Herr Franz Kreisel, gab es auf, Herrn Laurencic zur weiteren Herausgabe des ‚Localanzeigers‘ zu zwingen, ja er »drängte« ihn nunmehr sogar dazu, das Blatt einzustellen, indem er sich weigerte, es ferner zu drucken. Wie es scheint, war also, gleich einigen Mitbegründern des ‚Localanzeigers‘, auch Herr Kreisel nicht ganz uneigennützig gewesen, hatte vielmehr gehofft, für den Druck des ‚Localanzeigers‘ Geld zu erhalten, und war, da er jetzt Geld verloren hatte, nicht gesonnen, die Wurst nach dem Schinken zu werfen. Wenn aber einen österreichischen Zeitungsherausgeber die Erkenntnis, dass Eigennutz das Thun

aller Menschen lenkt, niederzuschmettern droht, dann pflegt ihn die Regierung, die einzige Idealistin im Staate, wieder aufzurichten. So war's auch diesmal. Herr v. Koerber griff dem gebeugten Laurencic unter die Arme, sicherte ihm in völlig uneigennütziger Weise — denn was kann der ‚Localanzeiger', der zwar in 2000 Exemplaren erscheint, aber nicht gelesen wird, der Regierung nützen? — eine Subvention von 25 Gulden für die Nummer zu und bewog ihn, einen anderen Drucker zu suchen.

Der war auch bald gefunden. Der Besitzer der Druckerei L. Bergmann & Co. hatte sich eben entschlossen, den Druck des Frischauer'schen ‚Wiener Tagblatt' einzustellen, den er, ein hartnäckiger Idealist, so lang besorgt hatte, bis er endlich erkannte, dass man von Idealen allein nicht zu leben vermag. Uneingedenk der klugen Hausfrauenregel: »Es kommt selten etwas Besseres nach«, übernahm er jetzt den Druck des ‚Localanzeigers'; freilich nicht ganz ohne Vorsichtsmaßregeln. Auch Herr v. Koerber hatte ja, da er dem ‚Localanzeiger' nicht eine monatliche Unterstützung, sondern bloß eine solche per Tag gewährte, einigen Zweifel an der Lebenskraft des Blattes bewiesen. Die Druckerei L. Bergmann & Co. wollte sich also nicht gar zu sehr binden und sagte zunächst nur zu, die Zeitung des Herrn Laurencic acht Tage lang probeweise zu drucken. Am 28. August erschien die erste in der neuen Officin hergestellte Nummer des ‚Ersten Wiener Localanzeiger'.

An diesem Tage enthüllte sich aber dem Kaffeehausbesucher, dem der Marqueur die Zeitungen auf den Tisch legte, ein heiteres Tauschverfahren. Am Nachmittag vorher war ihm, da das ‚Wiener Abendblatt' nicht erschienen war, mitgetheilt worden, das Blatt des Herrn Frischauer habe das Zeitliche gesegnet. Nun lag abermals eine Nummer des ‚Wiener Tagblatt' vor ihm. Format und Druck verändert. Er blickte auf die letzte Seite und las: Druck und Verlag von Kreisel

& Gröger. Der ‚Localanzeiger‘ und das ‚Wiener Tagblatt‘ hatten die Druckereien getauscht. Die Druckerei L. Bergmann & Co. will nicht durch den Schaden der Druckerei Kreisel & Gröger klug werden und diese sich nicht jener Erfahrung zunutze machen.

An diesen Tausch der Officinen haben mehrere Wiener Blätter ganz unzutreffende Bemerkungen geknüpft. Namentlich haben sie Herrn Franz Kreisel, der ein Christlichsocialer ist, vorgeworfen, dass er ein »Judenblatt« drucke. Mir haben diese Bemerkungen bewiesen, dass unsere Zeitungen so lange Redactionelles und Geschäftliches vermengt haben, dass sich ihnen die Linie, die beides trennt, gänzlich verwischt hat. Vom Drucker erkauft der Herausgeber eine Leistung, die mit politischer Gesinnung nicht das Geringste zu thun hat. Der freien Meinungsäußerung droht die ärgste Gefahr, wenn dies verkannt wird. Denn was bedeutet alle Drangsalierung der Presse durch die Staatsanwälte gegenüber der Aussicht, dass eines Tages der Drucker, und wenn nicht er, die Setzer sich weigern könnten, eine der ihren widersprechende Meinung durch die von ihnen hergestellte Zeitung in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen? Wenn es aber schon principiell unzulässig war, Herrn Kreisel den Widerspruch zwischen seiner politischen Richtung und der des ‚Wiener Tagblatt‘ entgegenzuhalten, so war vollends der Vorwurf, dass Herr Kreisel seine politische Gesinnung Geschäftsrücksichten opfere, ein thörichter. Da doch Geschäftsrücksichten die Druckereien Kreisel & Gröger und L. Bergmann & Co. veranlassten, den Druck des ‚Localanzeigers‘ und des ‚Wiener Tagblatt‘ einzustellen, so können diese Druckereien unmöglich durch Geschäftsrücksichten dazu veranlasst worden sein, dass jede das Blatt der anderen übernahm. Unbezähmbarer Thätigkeitsdrang, der stets nach neuen Objecten verlangt, scheint das wahre Motiv beider Drucker gewesen zu sein. Speciell von Herrn Kreisel aber habe ich vermuthet, dass ihn, der wohl als eifriger Antisemit das ‚Wiener

Tagblatt‘ las, dessen Artikel bekehrt haben, — eine Vermuthung, die er seither durch die Niederlegung seines Mandates als Gemeinderath bekräftigt hat. Das ‚Wiener Tagblatt‘ macht ja seit Jahren Convertiten; zahlreiche Juden behaupten, durch seine Lectüre Antisemiten geworden zu sein. Warum sollte es nicht einmal einen Antisemiten zu jüdischen Anschauungen bekehren?

* * *

Wie unsere Bureaukratie sich auch drehen und wenden mag, der Zopf, der hängt ihr hinten. Wenn er einmal durch Erlässe gestutzt wird, wächst er sogleich um so üppiger nach. Aber selbst dort, wo übertriebener Bureaukratismus am schwersten ertragen werden müsste, im Handel, ist man den Zopf so gewöhnt, dass Klagen höchst selten laut werden. Um ihres Seltenheitswertes willen nehme ich denn von einer Beschwerde Notiz, die die Handhabung der Bestimmungen über die Entwertung der Stempelmarken zum Gegenstande hat. In allen vorgeschrittenen Staaten klebt der Aussteller eines Wechsels oder in gewissen Fällen der Girant den Wechselstempel in entsprechender Höhe auf das Blankett und entwertet die Marke durch Einsetzung des Datums selbst. Bei uns ist dieses Verfahren wegen seiner Einfachheit verpönt. Der Aussteller oder der Inhaber eines Wechsels muss den Wechsel auf ein k. k. Stempelamt senden, damit der k. k. Beamte daselbst den Datumstempel aufdruckt. Wenn aber ein Mensch mit normalen Sinnen glaubt, dass dies eine einfache Sache sei, so irrt er ganz gewaltig. Der k. k. Beamte hält sich zunächst für verpflichtet, mit dem Bringer der Wechsel ein Inquisitorium vorzunehmen, um am Schlusse seiner Fragen zu erklären, dass er nicht Zeit habe, eine größere Anzahl von Wechseln abzustempeln. Gegen ein solches Argument gibt es keine Einwendung, und die Wechsel wandern nun auf ein anderes Stempelamt, bis man endlich seinen Zweck erreicht. In Fällen, wo es sich um einen Durchgangsstempel handelt, verlangt der k. k. Beamte meist die Vorage der Correspondenz zum Nachweise, dass die betreffenden Appoints thatsächlich aus dem Auslande gekommen sind. Bringt dann der Einreicher einen in fremder Sprache geschriebenen Brief, von dem der k. k. Beamte natürlich kein Wort versteht, so ist alles in Ordnung. Aber ein halber Tag geht mit solcher Spielerei regel-

mäßig verloren. Dass dem Staate aus diesem Verfahren keine Mehreinnahmen erwachsen, steht fest; wohl aber verursacht es beträchtliche Mehrausgaben durch die Bezahlung überflüssiger Beamter. Der Zweck des Ganzen ist unerfindlich; es müsste denn der sein, die Kaufmannswelt zu chicanieren. Solch böse Absicht darf man aber der österreichischen Bureaukratie nicht unterschieben. Ihr Thun ist mitunter so harmlos wie zwecklos.



Dem gegen mich auch von socialdemokratischer Seite öfter erhobenen Vorwurf, dass ich »die Bedeutung der Presse überschätze«, halte ich die folgenden Ausführungen Wilhelm Liebknechts entgegen, die ich einem seiner älteren Aufsätze entnommen habe:

Was ist die Presse? »Die Presse ist die sechste Großmacht«, sagen ihre Bewunderer. Wir sind nicht ihre Bewunderer und sagen: Die Presse ist die erste Großmacht. Die Presse ist die große Fabrik, welche die »öffentliche Meinung« anfertigt, und zugleich der Nürnberger Trichter, durch welchen die »öffentliche Meinung« in jeden einzelnen Schädel hineingeschüttet wird. Sie ist die Amme des Volkes, das sie mit dem Brei der von ihr zurechtgekochten Gedanken und Gefühle aufpäppelt. Mächtiger als der constitutionelle Fabelkönig, der nur regiert, aber nicht herrscht, führt die Presse ein unbeschränktes Scepter: sie herrscht und regiert*); und der stolzeste, volkverachtendste, freiheitsfeindlichste Despot erkennt ihre Gewalt an, beugt sich vor ihr. Aber wie übt die Presse ihre Macht aus? Im Interesse der Gesammtheit? Um das Volk zu bilden? Sucht sie die Schäden in Staat und Gesellschaft zu heilen? Ist sie

---

*) Vgl. den in Nr. 44 der ‚Fackel‘, vor Kenntnis des Liebknecht'schen Artikels, niedergeschriebenen Satz: »Auf Erden aber spottet eine internationale Gaunerbande im sicheren Machtbesitz von Druckerschwärze aller Verfolger und regiert die Gehirne willkürlicher, als es je absolutistische Regierungswillkür vermocht hat.« Anm. d. Herausgeb.

die Rächerin des beleidigten Rechts? Reicht sie die Hand dem Unterdrückten? Erhebt sie das Schwert gegen den Unterdrücker? Nein, und nochmals nein!

— —

Keine Niedertracht, welche die Presse nicht für Hochsinnigkeit auszugeben, kein Verbrechen, das sie nicht zu einer großherzigen That umzufälschen bereit wäre; kein Schurke, dem sie nicht den Lorbeer des Ruhmes oder den Eichenkranz der Bürgertugend aufs Haupt setzte, — wenn es ihr zweckdienlich erscheint.

— —

Was diese Presse gestern erhöhte, das zieht sie heute in den Staub; was sie gestern in den Staub zog, hebt sie heute zu den Sternen. Vor dem Abenteurer, den sie gestern mit Füßen trat, weil er ein verlorenes Spiel zu spielen schien, liegt sie heut', da Fortuna ihm gelächelt, anbetend auf den Knieen, um morgen, hat die launische Glücksgöttin ihm den Rücken gekehrt, ihr Eintagsidol wieder in den Koth zu zerren.

— —

Wir nannten die Presse die erste Großmacht. Und mit Recht, denn in ihr ist alle wirkliche Macht concentriert; auf ihr, weit mehr als auf dem stehenden Heere, beruht der moderne Classenstaat, mit seiner ökonomischen Ausbeutung, seiner politischen Knechtung, seiner geistigen Verkrüppelung und Entmannung! Die stehenden Heere können in einer Schlacht durch einen gelungenen Handstreich zerbrochen werden. Die unsichtbaren Bande, welche die Presse um das Volk geschlungen hat und täglich schlingt, sind nicht so leicht zu zerreißen. Die Befreiung von diesem entsittlichenden, verdummenden Einfluss kann nur allmählich bewerkstelligt werden.

* * *

Eine Tochter des Grafen Eduard Taaffe, weiland österreichischen Ministerpräsidenten, soll ihren Gatten zu wechseln beabsichtigen. Das wäre eine Privatangelegenheit der Dame und der beiden Herren, zwischen denen sie sich entscheiden wird. Die Presse kann das offenbar nicht bekümmern; höchstens der Inseratentheil dürfte die Bereicherung durch eine Vermählungsanzeige zu erwarten haben. Aber die Budapester und Wiener Journalistik denkt anders. Ohne von einer der betheiligten Personen ermächtigt

zu sein, hat sie die Angelegenheit veröffentlicht. Da ihr nur Getrātsche von Unbefugten zu Ohren gekommen war, enthielten die Veröffentlichungen natürlich zahlreiche Unrichtigkeiten. Sogar in der Person der Dame, um die es sich handelt, irrte man. Aber der Spursinn der Schnüffler ward durch die Berichtigung erst auf die rechte Fährte gebracht. Binnen 48 Stunden waren alle Einzelheiten einer Scheidungs- und Liebesaffaire den Lesern von Budapest und Wien bekannt.

Warum der Eifer? Ob die Tochter des Grafen Taaffe, den doch sein alter Adel nicht einmal vom freundschaftlichen Verkehr mit den Herren Scharf und Herzog abhalten konnte, einem Baron Mattencloit oder einem Herrn Feldmann den Namen dankt, kann doch nur ihren persönlichen Bekanntenkreis interessieren. Dass sie einem bürgerlichen Arzte die Neigung zugewendet haben sollte, die sie dem angetrauten Gatten entzogen, konnte doch nicht einmal auf Gemüthsmenschen Eindruck machen, die stets nach romantischen Zügen fahnden. Wer sieht heute noch etwas Außerordentliches darin, dass die Schwägerin des deutschen Kaisers eine Arztensgattin ist? Aber dass eine geborene Taaffe die Gattin eines jüdischen Arztes werden soll, das ist's, was das Blut unserer Schmöcke in Wallung versetzte. Nun war noch die Frage zu erörtern, ob Herr Dr. Feldmann »sich tauft« oder nicht. Auch wenn er's thäte, blieb seine Heirat eine Errungenschaft ... Und dieselben Leute, die fortwährend die »Gleichberechtigung« im Munde führen, begannen vor Unterwürfigkeit übermüthig zu werden, weil einem der Ihren solch seltene Ehrung widerfahren war. »Wieder Eine« in der Reihe hochgestellter Damen, die dem »Zug des Herzens« folgt, und diesmal ist's kein Hofseparatzug, sondern geradezu ein Orientexpresszug. Welch glückliche Wendung durch Gottes Fügung! Die Posaunen Jerichos ertönen, und fast hätte Herr Benedikt seinem historischen »Reisst die Thore auf!«, das er nach der Bestätigung Luegers in die Welt gestöhnt, ein versöhnliches »Sperrt sie wieder zu!« folgen lassen ... Mich aber will bedünken, dass das Verlangen nach »Gleichberechtigung« nur dort mit Fug gestellt werden kann, wo Gleichberechtigung gefühlt wird. Leute, die vor Wonne explodieren, weil eine wirkliche Baronin einen Mitbürger mosaischer Confession heiraten soll, scheinen sich selbst zur »Gleichberechtigung« noch nicht reif zu wissen.

* * *

Carl Bleibtreu, der neulich zur Erstaufführung seiner Dichtung »Karma« am Kaiser-Jubiläumsstadttheater nach Wien gekommen war, staunend manch kritisches Bekenntnis kritischer Unfähigkeit las und das Uebelwollen einer Clique gegenüber einem Theater und all seinen Darbietungen kennen lernte, hat mich ersucht, den folgenden Brief an seine Adresse zu bestellen:

Liebe ‚Neue Freie Presse'! Heil und Gruß zuvor im Namen Buddhas! Unter Kameraden ist ja alles ganz egal, und unter uns Buddhisten sieht man ja nicht aufs äußere Wohlverhalten, sondern auf die innere Gesinnung. Und die habe ich bei Euch entdeckt. Was noch keinem gelang, das gelang mir: ich fand, dass Ihr eine Gesinnung habt. Für diese welterschütternde Entdeckung beanspruche ich das höchste Patent. Ja, Eure buddhistisch-christliche Denkart hat sich mir erschlossen.

Still verborgen saß ich in meiner Loge, bloß der Unbeträchtlichkeit meines »Karma« und nicht wahrhaft bedeutender Ereignisse harrend; aber mit dem Donnerrufe ward mir aufgethan: Schütz ist da!! Wie der Name mich armen Sterblichen durchzuckte, wie vor dem fernhintreffenden Welt-Schützen das Theater bis in die Grundfesten erbebte! Das Weltblatt brach den doppelten Boycott wider die verpönte Währing-Bühne und den verfehmten Dichter: Ein welthistorischer Vorgang! Die Sonne der neuesten, freiesten Presse gieng auf und bestrahlte die indische Mystik meines »Karma« mit doppelt orientalischem Glanze. Schon dies war groß und edel gedacht: »Thuet wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen.« Denn hatt' ich nicht noch jüngst mich schändlicher Hoffart unterfangen, in Sachen des Märtyrers Dreyfus die vortreffliche Gesinnung der »Neuen Freien« zu verhöhnen? Und dennoch kam sie, ungeladen und unerwartet, um meinem »Karma« das kritische Maß zu nehmen. Aber noch fraß an meinem schlechten Herzen geheimes Misstrauen. Wehe! ward mir zugeraunt, jetzt wirst Du endgiltig vernichtet für die ungebürliche Freiheit, eine Neuheit vorzuführen, ohne das intime Placet der »Neuen Freien«. Wenn jetzt nur irgend jemand zischt, der sich von den frechen Satiren auf der Bühne getroffen fühlt, und sei's der schwärzeste Reactionär, so wird man morgen lesen: Die gesammte hochgebildete Bürgerschaft Wiens habe das

trostlose Machwerk ausgezischt u. s. w. ad libitum. — Verzeiht mir, Brüder in Buddha, ich demüthige mich vor Euch, schamroth gestehe ich den so beliebten alten Wahrspruch: »Beim Theater kommt alles anders.« Möglich, ja gewiss, dass der erstaunliche Antritt des freien Schützen im unheiligen Währingbezirk von der gebundenen Marschroute ausgieng: Was gemacht werden kann, machen wir. Aber es war nun mal nichts zu machen, ein Fiasco unmöglich festzustellen. Und doch, hat die »Neue Freie« nicht schon ähnliche Kraftproben geliefert? Konnte sie nicht allen Thatsachen ins Gesicht die Welt aufklären, dass der Beifall nur akustische Täuschung war? Sie that es nicht, hochherzig sammelte sie unfeurige Kohlen auf mein schuldiges Haupt und begnügte sich mit der sanft zweideutigen Fälschung: »Die Schauspieler setzten viele Mühe an das Stück; sie war umsonst.« Kein Wort weiter, so dass sich jeder dabei denken kann, was er will. Umso unzweideutiger aber pries sie mit vollen Backen meine »vortreffliche Gesinnung«. Dank, heißen Dank! Denn in Sachen der Gesinnung seid Ihr alle ja Kenner und Sachverständige.

Dass sonst mein »undramatisches Gefühl« »jede tiefere Wirkung« von »Geist und Gedankenreichthum« vernichtet — macht nichts, wenn's Herz nur gesund ist. Meine Gesinnung von Euch, o wahlverwandte Brüder in Buddha, gewürdigt zu sehen, das ist was für's dramatische Gefühl, das ist die tiefere Wirkung. »Buchdrama« — auch dafür seid bedankt! Wir Eingeweihten wissen ja doch, was dies bedeutet. Aehnlich wie »Achtungserfolg« in unserm geliebten Deutsch besagen soll, dass man nur vom Weißen Rössl herab »vollen Erfolg« in vollen Cassen erbeutet, so heißt Buchdrama alles, was sich zu Pegasusschwingen erdreistet, statt auf besagtem Weißen Rössl ins alte romantische Land der Börsenjobberpremièren einzureiten. Ein echter Dramatiker ist auch Euer R. Lothar, der an Euch depeschieren ließ, dass seine Harlekinade an Shakespeare hinanreiche. Bleiben wir lieber bei der Gesinnung, denn das bleibt uns Buddhisten ja doch die Hauptsache. Wie hieß es doch? Alles und jedes werde von mir bespöttelt: Absolutismus, Priesterherrschaft, Militarismus, Kastenvorrechte, Streit der Confessionen, Unterdrückung der Parias — man denkt mindestens an rumänische Juden — jawohl, jawohl, aber umsonst suche ich in Eurer Spottliste nach dem Geldprotzenthum rücksichtsloser Ausbeuter, die Liberalis-

mus unnützlich im Munde führen und eine feile corrumpierte Presse besolden für ihre Geschäftszwecke. Und doch ist die Gestalt des Sunua Rahim, des Händlers, so frech deutlich gezeichnet, dass alle anderen Zuschauer hier die blutigste Satire fanden. Nicht so Ihr, o Brüder in Buddha! Wohlwollend, mit edler Selbstüberwindung, unterschluget Ihr diese Missethat Eurer Welt, der besorgenden Bürgerschaft von Groß-Delhi. Nein, kein Misston trübt dies schöne Feindeslob, und nach dem christlichen Satze: »Ihr sollt ihn entschuldigen und alles zum besten kehren«, ignoriert Ihr den Hohn und stellt ins rechte Licht meine »vortreffliche Gesinnung«. Wenn laut Ausweis Eurer prächtigen Liste das Stück nicht etwa gar verboten wird, so muss das gebildete Bürgerthum mein echt liberales Drama mit seinem Besuch beehren, um sich an Ausfällen wider Confessionshader, Militarismus, wahrscheinlich auch Antisemitismus zu erbauen. Wenn nun der Sunua Rahim und der Theatergründer Meha, den man in zwanglosem Anklang ans Brahminenmilieu auch Brahm nennen könnte, die Bühne betreten! Da wenden echter Liberalismus und echte Bildung sich schaudernd ab, und die arglos überlisteten Gläubigen des Weltblatts stehen starr entsetzt vor so — vortrefflicher Gesinnung! ... Hübsch ist's ja nicht, die lieben Abonnenten so zu täuschen, doch vorbildlich bleibt ewig solche Ethik selbstverleugnender Feindesliebe. Was ist meine neben Eurer Vortrefflichkeit! Dies gnädige Wegsehen über Unbequemes, dies traute Verheimlichen des Bösen, um nur ja dem Feinde nicht zu schaden: Das ist die allervortrefflichste Gesinnung ... Merkt, dass mir vom Karma beschieden ward, diese Neuheit zu offenbaren, diese Freiheit von jeder Bosheit zu bewundern, die dem Feinde verzeiht. Eingedenk Eures glorreichen Beispiels, Ihr neuen freien Buddhisten, verzeihe auch ich. Todtgeschwiegen habt Ihr mich ja mit einer Ausdauer, die besserer Sache würdig; jetzo aber schweigt Ihr über meine Sünde und bereitet mir koscheren Leumund bei allen Sunua Rahims Eurer Kaste. Ihr Vortrefflichen, ich zwar bin Euch »uninteressant trotz aller Weisheit seiner Sprache«, wie Ihr so fein bemerkt; aber mir seid Ihr interessant geworden ... In dankbarer Gesinnung neige ich mich und rufe wie Sunua Rahim: »Bewahret Eure Gesundheit, seid tugendhaft!« Ihr könnt so bleiben.

Euer Bruder in Buddha

Carl Bleibtreu.

* * *

Der Rebell . . . . . Ich meine nicht das so benannte Theaterstück des Herrn Hugo Ganz, sondern das Prager Publicum, das sich jüngst so entschieden dagegen aufgelehnt hat. Zahllose Correspondenzen vermitteln mir den Ausdruck dieser echten Empörung. Sie schildern mir, wie Clique und Claque aufgeboten war, um dem Nicht-Prager Schmock im Hause des Herrn Angelo Neumann alle gastfreundlichen Ehren zu erweisen. Herr Neumann hatte sich, wie er in einer Theaternotiz sagte, das Verdienst erworben, das Stück des Herrn Ganz »aus der Taufe gehoben zu haben.« Das Lob, das die Mitglieder der Prager »Concordia« dem Werke ihres Collegen zollten, ist natürlich noch maßvoll neben dem Enthusiasmus der ‚Neuen Freien Presse‘ für ihren Redacteur. In ihrem Berichte wuchs der Erfolg ins Riesenhafte, der Applaus steigerte sich von Act zu Act »mächtig«, bis er zu einem »nicht endenwollenden« wurde, Herr Ganz ward unzähligemale hervorgejubelt u. s. w. Sämmtliche Einsender bitten mich, das sonst nicht sehr kunstsinnige Prager Publicum gegen diese Verleumdungen in Schutz zu nehmen. Bei der zweiten Aufführung sei das Theater nicht einmal mehr zur Hälfte besetzt gewesen. Die Claque, die trotz angestrengter Arbeit nur drei Hervorrufe zustandebrachte, sei von der Gattin Angelo Neumanns, Frau Buska, persönlich angeführt worden. Mit weit über die Brüstung der Directionsloge hinausgestreckten Händen — schreibt man mir — applaudierte sie in regelmäßigem Tact, unermüdlich, so dass die Besorgnis um ihre weißen Glacéhandschuhe alle anderen Eindrücke des Abends überwog. Dabei feuerte sie mit Nicken und Blicken ihre zahlreichen Freunde im Parterre gleichfalls zum Klatschen an, und einige Winke an die Schauspielerlogen genügten, um auch dort eine Salve ertönen zu lassen . . . An dem »Rebell« will einer meiner Berichterstatter nichts gelten lassen als die episodistische Figur des Zeitungsherausgebers, den Herr Ganz beim Eintritt in das Haus seines Freundes sagen lässt: »Junge Gansel witt're ich, es knuspert einem ja ordentlich in den Ohren.« . . . . Und da man den Mann auffordert, gegen die herrschende Corruption aufzutreten, meint er: »Der ‚Tagesbote‘ hat vom Comitat und der Stadt und dem Casino die Drucksachen. Das macht 20.000 Gulden jährlich; solange für die kein Ersatz ist, kann sich der ‚Tagesbote‘ in kein Gedräng' einlassen und keine Action machen.« . . . »Mit Ueberzeugung, lieber Stephan, kann man keine Druckkosten bezahlen. Und aus meiner Tasche soll ich draufzahlen? Für wen hältst Du

mich denn? Erst kommt das Geschäft, Freund!« Wäre man da nicht versucht zu glauben, Herr Ganz sei, wenn auch ein schlechter Dramatiker, immerhin ein tapferer Anticorruptionist? Nein. Man darf Hang zur Indiscretion nicht mit Unabhängigkeitsgefühl verwechseln. Herr Ganz hat einfach ein Gespräch aus seiner eigenen Redaction wiedergegeben. Der Vorname des Herausgebers im »Rebell« lautet »Moriz« . . .

* * *

Der Schah und die Wiener Presse.

Théâtre paré.

»Der Schah streift seinen linken Handschuh ab, und in demselben Augenblick rauscht der Vorhang empor.«

»Das Entré bildete das Ballet ‚Sonne und Erde'. Schon nach den ersten Tacten gibt der Schah Zeichen einer immer mehr sich steigernden Ungeduld. Er blickt unausgesetzt nach der Thür, es scheint ihm etwas zu fehlen: der Dolmetsch.«

»Der Schah streift nun den zweiten Glacéhandschuh ab, stützt sich mit der linken Hand auf den löwenartig geformten Knauf seines reichjuwelierten Krummsäbels, während er mit der Rechten mittels eines kleinen Fächers sich unausgesetzt Kühlung zufächelt.«

*

Das Feuerwerk.

»Ungefähr im Mittelpunkt der acht Beete war durch Gesträuch verkleidet auf einem Wagen der Scheinwerfer montiert, der das Gloriette und die Neptungruppe in gerader Curve bestrahlen sollte.«

*

Die Marienbader Curliste.

Als Muzaffer ed-Din in Marienbad weilte, trug eine Separatausgabe der Curliste die Landesfarben Persiens; sie erschien in Weiß-gold-grün. Die ‚Neue Freie Presse' hat aber einen Humoristen, namens St—g, dem es just inmitten der servilsten und detailliertesten Berichte über die Anwesenheit des Schah gestattet ist, dem Gaste des Kaisers faule Witze an den Kopf zu werfen. Aber er ist nicht nur tactlos, sondern auch farbenblind und unwissend. Um eine »Schmucknotiz« über die Marienbader Curliste herauszubringen, muss er ihr einen blau-gelben Rand andichten und als persische Landesfarben »grün-weiß« anführen.

*

Das Interview.

»Einer unserer Mitarbeiter« wurde am Sonntag von dem Großvezier Mirza Ali Aschgar Khan Emin es Sultan in der Hofburg empfangen. Ergebnis des Gespräches: Der Großvezier hat einen vordringlichen Reporter kennen gelernt. Der persische Gesandte am Wiener Hofe, General Neriman Khan, hatte ihn einführen müssen, wiewohl er nach dem eigenen Eingeständnis des Reporters »an diesem Tage so sehr in Anspruch genommen« war. In der Hofburg »rannten alle aufgeregt hin und her«. Dem Gesandten Neriman Khan »rann der Schweiß von der Stirne«. Nützte nichts; Einer unserer Mitarbeiter musste vorgelassen werden. Der Großvezier (Sadrazam) erscheint. »Er hat es eilig.« Der Herr von der ‚Neuen Freien Presse' kann höchstens ein paar Beobachtungen anstellen. Der Großvezier sagt ihm gar nichts. Der Interviewer muss ihm Worte in den Mund legen, die er irgendeinmal von einem österreichischen Minister, etwa von Herrn Call, gehört hat; z. B.: »Die Einführung von Reformen erfordert stets die genauesten Erwägungen. Es müssen die Schwierigkeiten ins Auge gefasst werden, die sich bei solchem Versuche in der Vergangenheit ergaben, und die Schwierigkeiten, welche die Zukunft bringen könnte.« »Ein kräftiger Händedruck des Großveziers« — versichert der Reporter — »gibt mir die erste Probe von der vielgerühmten Energie des höchsten Würdenträgers des Schah.« Ein kräftiger Fußtritt die letzte. Der Interviewer constatiert allmählich an dem Großvezier eine »starke Stimme« und behauptet, dass sich »in der Bestimmtheit, mit der er die Worte ausspricht, die er in heftiger Folge aneinanderreiht, nicht geringe Thatkraft äußert.« Vermuthlich hat der Großvezier auf Persisch »Belästigen Sie mich nicht!« gesagt, und der Dolmetsch war höflich genug, dies in die Versicherung, dass die Einführung von Reformen nothwendig sei, zu übersetzen. Schließlich hat der Interviewer keinen wertvolleren Eindruck mitgenommen, als den: »Der Sadrazam hat keinen prononciert orientalischen Typus«. Ob der Sadrazam an dem Interviewer die gleiche Beobachtung gemacht hat, bleibe dahingestellt.

*

Frau Kopacsi.

Das ‚Extrablatt' bringt eine Photographie des Schmuckes, den ihr der Schah geschenkt hat. Gleich darauf einen Originalbericht, den sie selbst über ihre Begegnung mit dem Schah schrieb:

»— — — Nach jedem Liede applaudierte der Schah lebhaft und, was bei ihm sonst ungewohnt ist, er hörte mit freudestrahlendem Gesichte und lächelnd zu. Dann würde der Phonograph herbeigeholt. Es war ein wunderbar schöner Apparat, dessengleichen ich noch niemals gesehen habe. Der Schah ersuchte mich, ich möge etwas in den Apparat hineinsingen. Während ich sang, richtete er selbst meinen Kopf zurecht, damit er sich passend an den Trichter lehne.

‚Noch!‘ sagte er dann französisch.

Ich sang von Neuem.

‚Noch!‘ sagte er wieder ganz begeistert.

Ein Lied folgte dem anderen, und das Singen wollte kaum ein Ende nehmen.

Länger als eine Stunde währte mein Vortrag, nach dessen Beendigung er mir drei Etuis überreichte. Er öffnete selbst jedes einzelne und übergab mir persönlich ein herrliches Türkisengeschmeide.«

* * *

Liebe Fackel!

Warum hat die ‚Neue Freie Presse‘ so wüthend auf die neuen Zwanzig-Kronen-Noten geschimpft?

Weil sie keine Recensions-Exemplare erhalten hat.

+

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Habitué. Sie begreifen es, dass ich in der Affaire Schlenther-Schnitzler die Höflichkeit des Burgtheaterdirectors, die ich so oft getadelt, als Entlastungsmoment gelten lassen wollte. Die Action ist kläglich verendet und hat dem Angegriffenen Sympathien zugetragen, die er sich vermöge seiner Theaterführung nie erworben hätte. Ich habe seinen Verkehr mit Herrn Schnitzler als den eines überhöflichen Mannes mit einem harthörigen Autor, der aus allen Wendungen und Windungen directorialer Briefe die sichere Ablehnung erkennen musste, bezeichnet. Man könnte dies Verhältnis noch zu Gunsten des Herrn Schlenther verschieben, aus dessen unterschiedlichen Antwortschreiben fast das peinliche Bemühen herauszulesen ist, einem wertgeschätzten Autor das Bewusstsein des formell Abgewiesenen zu ersparen. Herrn Schnitzler wurden die Möglichkeiten, sein Stück »zurückzuziehen«, immer wieder plausibel gemacht. Herr Schlenther trieb's so weit, dass er lieber das Burgtheater von Herrn Schnitzler verschmäht sehen, als einem Autor, mit dem er so oft in der Directions-

loge gesessen, wehe thun wollte; und **das** ist's, was man dem Burgtheaterdirector eigentlich verübeln könnte. Aber Herr Schnitzler verstand nicht. Als er kategorisch zu werden begann, musste ihm endlich mit einem kategorischen Nein geantwortet werden. Schon der erste Brief des Herrn Schlenther hatte ihm einen geeigneten Vorwand geliefert, auf eine Aufführung freiwillig zu verzichten; nach dem letzten musste er's unfreiwillig thun. Die »Affaire« hat natürlich zahlreiche andere »Affairen« im Gefolge, und die Blätter, deren Kritiker den Protest unterzeichnet haben, sind eifrig auf der Suche nach misshandelten Burgtheaterautoren. So muss sich jetzt Arthur Schnitzler die Gesellschaft des J. Herzog, Eigenthümers der ‚Montagsrevue' und Verfassers mehrerer eingereichter Stücke, gefallen lassen. Aber wahrlich, wenn die Theaterdirectoren keine anderen Verbrechen gegen die Literaturentwicklung begehen, als dass sie Herrn Herzog unterdrücken, so haben wir uns nicht zu beklagen. Wie viel hat schon Herr Herzog unterdrückt! Nicht jeder muss für die Bühne schreiben, und Schweiggelder lassen sich noch immer leichter als Tantièmen verdienen. Oder gehört am Ende Herr Herzog zu den »noch nicht beglaubigten Talenten?« Die sechs Recensenten mögen nur den nächstbesten Börsencomptoirsinhaber fragen, ob er Herrn Herzog nicht kennt! Das letzte Bulletin vom Kriegsschauplatz lautet übrigens: »Gedeftet! . . .« Den greulichsten Katzenjammer soll Herr Speidel haben. Er erklärt, überrumpelt und dupiert worden zu sein, schwört, nie wieder für ein verletztes Autorrecht einzutreten, und die sorgende Gattin, die beizeiten vor dem Unterschreiben gewarnt hatte, hat alle Mühe, den fassungslosen Führer der Wiener Kritik zu trösten. Er ist so sehr gegen alle schon beglaubigten und noch nicht beglaubigten Talente aufgebracht, dass er neulich nicht einmal den Besuch des Herrn Schnitzler empfangen wollte. Auch über J. J. David, der als stiller Dichter sich übel genug unter den Protestlern ausnahm, sind die Tage der Reue gekommen. Beide empfinden es als besonders hart, mit den Bauer und Salten auf einer Liste zu stehen, ohne durch die Nachbarschaft der Herren Hevesi und Kalbeck entschädigt zu sein. Herr Kalbeck war in den ereignisvollen Tagen, in denen ein Stück des Herrn Schnitzler nicht angenommen wurde, nicht in Wien; vertritt als Kritiker übrigens auch eigene Interessen besser als fremde. Herr Hevesi **wollte** unterzeichnen; aber der Chefredacteur des ‚Fremdenblatt', das bekanntlich auch die Theaterzettel der Hoftheater druckt, hat's ihm nicht erlaubt. Herr Dr. Robert Hirschfeld bereut nichts. Sein Hass gegen Schlenther ist noch immer die weitaus überwiegende seiner Empfindungen. Auch bei Herrn Bahr hat sich nichts geändert; ihm ist die Sache, für die er sich eingesetzt hat, nach wie vor »Wurst«, und eine gute Gelegenheit, von sich reden zu machen, war's immerhin.

Schülerin des Professors Stein in Bern. Ihre Darlegungen kann ich nicht zum Abdruck bringen, so sehr ich auch die Meinung theile. Gewiss ist es unerträglich, dass der Breitschwätzer Stein die Banalitäten, die er als »seine Philosophie« bezeichnet, der Lehre Nietzsches ent-

gegenhält. Wenn er am Schlusse seines Feuilletons in der ‚Neuen Freien Presse‘ Nietzsches Worten vom »Pathos der Distanz« beistimmt, spottet er seiner selbst und weiß nicht wie. Just seinesgleichen ward doch dieses Pathos gelehrt. Aber der ‚Neuen Freien Presse‘ gilt Herr Stein als großer Philosoph und Sociologe, weil er dicke Bücher schreibt. Der Mann repräsentiert eine Gattung, die in Deutschland sehr verbreitet ist; auch Richard Moses Meyer gehört ihr an. Das sind Millionäre, die das schönste Leben führen könnten. Herr Stein steht als Besitzer der prächtigen Villa Schönburg in Bern (siehe Baedeker pag. 156) bei allen Reisenden in gebührender Achtung. Anstatt diese ungestört zu genießen, schreibt sich der Mann die Finger wund und hält sich dann für einen »geistigen Arbeiter«. Aber wenn einer Tag für Tag Papierbogen mit einer Scheere zerschnitzelte, würden ihn schließlich auch die Finger schmerzen: Arbeit hätte er darum nicht geleistet. Er hat eben Mist gemacht. Und anderen obliegt die Mühe, den Mist hinwegzuräumen.

Jurist. Herr Sieghart, meinen Sie, fühlt sich schwer gekränkt? O nein! Herr Sieghart, wird mir mitgetheilt, las die ‚Fackel‘, strich sich schmunzelnd den Schnurrbart, der ihm eine auffallende Aehnlichkeit mit Wilhelm II. verleiht, und sprach zufrieden: »Es ist erreicht!« Und man wusste nicht, meinte er den wohlverdienten Angriff in der ‚Fackel‘ oder den freilich minderverdienten Sectionsrathstitel oder — den Schnurrbart.

Leser. In der ‚Wiener Zeitung‘ finden Sie in einem Feuilleton über Teheran (Schilderung des Schachspieles) den Satz: »Das Brett ist keines, sondern ein viereckiges Stück Stoff«. Sie werden sich über den Stil des Amtsblattes nicht wundern, wenn Sie sich an die bekannte Kundmachung erinnern: »Dieser Weg ist keiner. Wer es doch thut, zahlt 5 fl. Strafe«.

Genealog. Die ‚Neue Freie Presse‘ erzählte am 22. September, dass sich das Verlobungsgerücht im Hause Taaffe »auf die ältere Schwester der Comtesse Louise, die verehelichte Baronin Helene Mattencloit«, beziehe, und versicherte gleich darauf, Baronin Mattencloit sei die »jüngste Tochter des verewigten Ministerpräsidenten Grafen Eduard Taaffe«. Jetzt kennt sich der Dr. Feldmann selbst nicht mehr aus . . .

Kenner. Herr Bahr, behaupten Sie, habe an dem Festessen, das Baron Berger nach der Eröffnung des deutschen Schauspielhauses in Hamburg gab, als Gast theilgenommen und dann einen böswilligen, mit schäbigen Ausfällen gegen den neuen Bühnenleiter gespickten Bericht geschrieben. Das ist ein grundloser Vorwurf. Herr Bahr war vorsichtig genug, das Essen zu loben. Seine Ansicht über Berger, in dem er nun einmal den fähigeren und achtungswerteren Candidaten für eine künftige Burgtheaterleitung sieht, konnte er beim besten Willen und beim besten Appetit nicht ändern. Das hätte ihm auch Herr

Burckhard, der ihn mit gebundener Marschroute nach Hamburg geschickt hatte und der seinerseits in Baron Berger den verständnisvollen Freund der Burgtheatertradition hasst, gründlich verübelt.

Herrn G. A. Crüwell, Globetrotter. In Ihrem Schreiben vom 23. September appellieren Sie an meine Loyalität, von der Sie die Constatierung erwarten, dass Sie w i r k l i c h in Amsterdam gewesen sind. Diese Thatsache wurde nie ernstlich bezweifelt; nur der Vermuthung sollte Ausdruck gegeben werden, dass man aus Amsterdam bessere Feuilletons schreiben kann.

Commercialrath Z. Sie theilen mir mit Bezug auf meine Ausführungen in Nr. 50 den Inhalt eines Briefes mit, den Sie an die ‚Neue Freie Presse' nach Erscheinen jenes Feuilletons gerichtet haben, worin in beredten Worten an die Pflicht erinnert wird, die Kress'sche Erfindung zu fördern und den Ruhm des Vaterlandes nicht an der Bagatelle von 10.000 Gulden scheitern zu lassen. Sie schrieben der Actiengesellschaft ‚Neue Freie Presse', dass s i e aus ihren reichen Mitteln wohl den fehlenden Betrag beschaffen könnte, und dies umso leichter, als »d i e b e k a n n t e S t e m p e l e r s p a r n i s i h r s o g r o ß e E i n n a h m e n z u f ü h r e«. Sie erinnerten die ‚Neue Freie Presse' daran, wie ihre Collegin, der ‚New-York Herald', da Livingston im Innern von Afrika für verschollen galt, die Expedition Stanleys auf eigene Kosten ins Leben gerufen, sich mit Ruhm und Reclame bedeckt und der Wissenschaft einen Dienst geleistet hat . . . Unsere Journalistik treibt zwar dem Amerikanismus entgegen, aber dort, wo er nützlich, wenn auch kostspielig ist, möchte sie ihn nicht nachahmen. Was da die ganze Woche hindurch von der Rückständigkeit unserer österreichischen Welt gepredigt, wie ihr vorgeworfen wird, dass sie jedem Aufschwung feindlich sei und sich weder politisch noch social und commerciell entwickeln wolle, wie sie stets aufgemuntert und haranguiert wird, sich zu bessern und da und dort etwas zu »leisten«! Und schließlich reservieren die Herren, die die Ideale aufzustellen haben, zehn Nonpareillezeilen für eine Collecte, an der sich — die Anderen betheiligen sollen.

Beobachter. Sie wundern sich, was Wiener Tagesblätter gegen Bezahlung alles bringen. Der »Distanzgang von 26 Wiener Mädchen und Frauen von Ottakring bis Weidlingbach«, über den sich gleichzeitig der satirische Schmock lustig machen darf, wird in einer Reclamenotiz für das ‚Interessante Blatt', das ihn im Bilde festhielt, als »culturgeschichtliches Ereignis« bezeichnet, und prompt wird uns gemeldet, dass der Herzog Ludwig Philipp von Orleans — nicht etwa König Milan — in einem Gummiwarengeschäfte mehrere Einkäufe besorgt hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: K a r l K r a u s.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

gegenhält. Wenn er am Schlusse seines Feuilletons in der ‚Neuen Freien Presse‘ Nietzsches Worten vom »Pathos der Distanz« beistimmt, spottet er seiner selbst und weiß nicht wie. Just seinesgleichen ward doch dieses Pathos gelehrt. Aber der ‚Neuen Freien Presse‘ gilt Herr Stein als großer Philosoph und Sociologe, weil er dicke Bücher schreibt. Der Mann repräsentiert eine Gattung, die in Deutschland sehr verbreitet ist; auch Richard Moses Meyer gehört ihr an. Das sind Millionäre, die das schönste Leben führen könnten. Herr Stein steht als Besitzer der prächtigen Villa Schönburg in Bern (siehe Baedeker pag. 156) bei allen Reisenden in gebührender Achtung. Anstatt diese ungestört zu genießen, schreibt sich der Mann die Finger wund und hält sich dann für einen »geistigen Arbeiter«. Aber wenn einer Tag für Tag Papierbogen mit einer Scheere zerschnitzelte, würden ihn schließlich auch die Finger schmerzen: Arbeit hätte er darum nicht geleistet. Er hat eben Mist gemacht. Und anderen obliegt die Mühe, den Mist hinwegzuräumen.

Jurist. Herr Sieghart, meinen Sie, fühlt sich schwer gekränkt? O nein! Herr Sieghart, wird mir mitgetheilt, las die ‚Fackel‘, strich sich schmunzelnd den Schnurrbart, der ihm eine auffallende Aehnlichkeit mit Wilhelm II. verleiht, und sprach zufrieden: »Es ist erreicht!« Und man wusste nicht, meinte er den wohlverdienten Angriff in der ‚Fackel‘ oder den freilich minderverdienten Sectionsrathstitel oder — den Schnurrbart.

Leser. In der ‚Wiener Zeitung‘ finden Sie in einem Feuilleton über Teheran (Schilderung des Schachspieles) den Satz: »Das Brett ist keines, sondern ein viereckiges Stück Stoff«. Sie werden sich über den Stil des Amtsblattes nicht wundern, wenn Sie sich an die bekannte Kundmachung erinnern: »Dieser Weg ist keiner. Wer es doch thut, zahlt 5 fl. Strafe«.

Genealog. Die ‚Neue Freie Presse‘ erzählte am 22. September, dass sich das Verlobungsgerücht im Hause Taaffe »auf die ältere Schwester der Comtesse Louise, die verehelichte Baronin Helene Mattencloit«, beziehe, und versicherte gleich darauf, Baronin Mattencloit sei die »jüngste Tochter des verewigten Ministerpräsidenten Grafen Eduard Taaffe«. Jetzt kennt sich der Dr. Feldmann selbst nicht mehr aus . . .

Kenner. Herr Bahr, behaupten Sie, habe an dem Festessen, das Baron Berger nach der Eröffnung des deutschen Schauspielhauses in Hamburg gab, als Gast theilgenommen und dann einen böswilligen, mit schäbigen Ausfällen gegen den neuen Bühnenleiter gespickten Bericht geschrieben. Das ist ein grundloser Vorwurf. Herr Bahr war vorsichtig genug, das Essen zu loben. Seine Ansicht über Berger, in dem er nun einmal den fähigeren und achtungswerteren Candidaten für eine künftige Burgtheaterleitung sieht, konnte er beim besten Willen und beim besten Appetit nicht ändern. Das hätte ihm auch Herr

Burckhard, der ihn mit gebundener Marschroute nach Hamburg geschickt hatte und der seinerseits in Baron Berger den verständnisvollen Freund der Burgtheatertradition hasst, gründlich verübelt.

Herrn G. A. Crüwell, Globetrotter. In Ihrem Schreiben vom 23. September appellieren Sie an meine Loyalität, von der Sie die Constatierung erwarten, dass Sie wirklich in Amsterdam gewesen sind. Diese Thatsache wurde nie ernstlich bezweifelt: nur der Vermuthung sollte Ausdruck gegeben werden, dass man aus Amsterdam bessere Feuilletons schreiben kann.

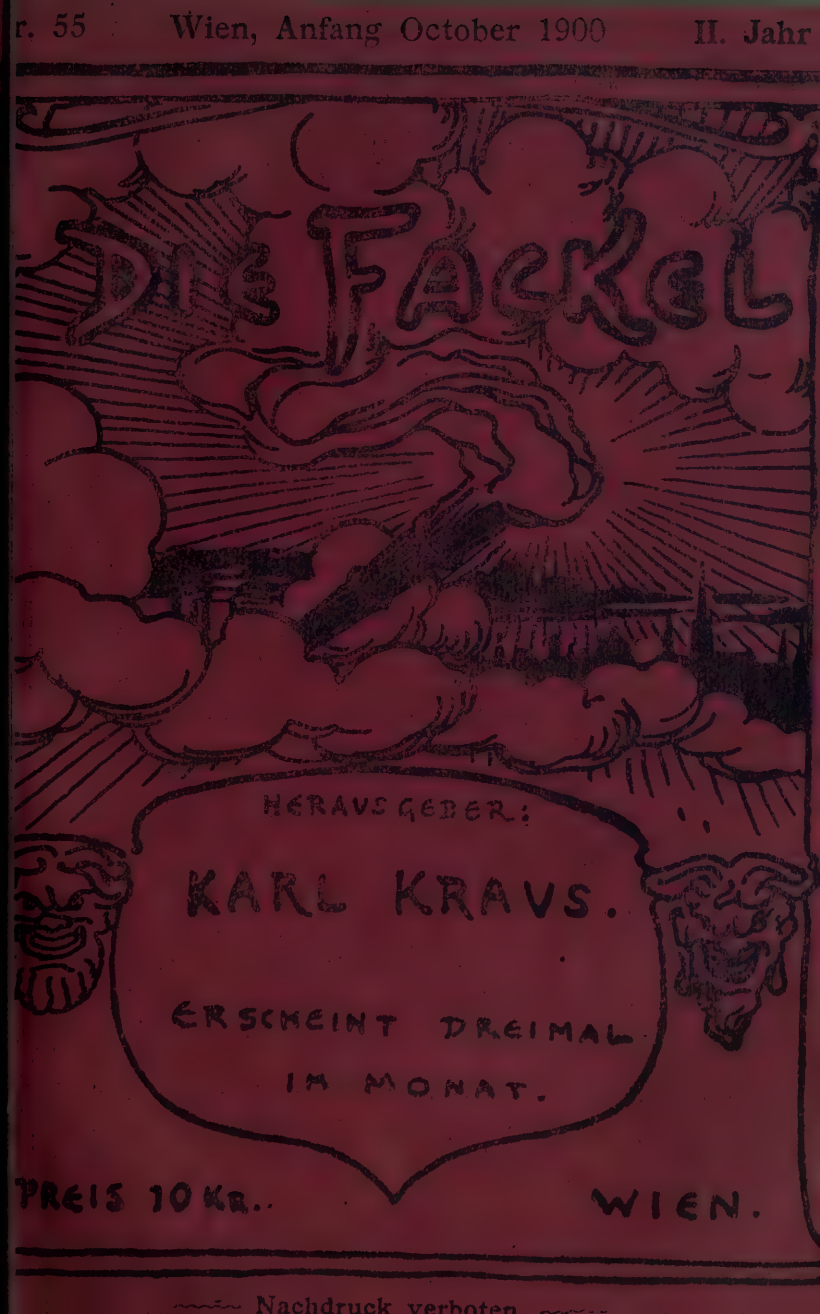
Commercialrath Z. Sie theilen mir mit Bezug auf meine Ausführungen in Nr. 50 den Inhalt eines Briefes mit, den Sie an die ‚Neue Freie Presse' nach Erscheinen jenes Feuilletons gerichtet haben, worin in beredten Worten an die Pflicht erinnert wird, die Kress'sche Erfindung zu fördern und den Ruhm des Vaterlandes nicht an der Bagatelle von 10.000 Gulden scheitern zu lassen. Sie schrieben der Actiengesellschaft ‚Neue Freie Presse', dass sie aus ihren reichen Mitteln wohl den fehlenden Betrag beschaffen könnte, und dies umso leichter, als »die bekannte Stempelersparnis ihr so große Einnahmen zuführe«. Sie erinnerten die ‚Neue Freie Presse' daran, wie ihre Collegin, der ‚New-York Herald', da Livingston im Innern von Afrika für verschollen galt, die Expedition Stanleys auf eigene Kosten ins Leben gerufen, sich mit Ruhm und Reclame bedeckt und der Wissenschaft einen Dienst geleistet hat . . . Unsere Journalistik treibt zwar dem Amerikanismus entgegen, aber dort, wo er nützlich, wenn auch kostspielig ist, möchte sie ihn nicht nachahmen. Was da die ganze Woche hindurch von der Rückständigkeit unserer österreichischen Welt gepredigt, wie ihr vorgeworfen wird, dass sie jedem Aufschwung feindlich sei und sich weder politisch noch social und commerciell entwickeln wolle, wie sie stets aufgemuntert und haranguiert wird, sich zu bessern und da und dort etwas zu »leisten«! Und schließlich reservieren die Herren, die die Ideale aufzustellen haben, zehn Nonpareillezeilen für eine Collecte, an der sich — die Anderen betheiligen sollen.

Beobachter. Sie wundern sich, was Wiener Tagesblätter gegen Bezahlung alles bringen. Der »Distanzgang von 26 Wiener Mädchen und Frauen von Ottakring bis Weidlingbach«, über den sich gleichzeitig der satirische Schmock lustig machen darf, wird in einer Reclamenotiz für das ‚Interessante Blatt', das ihn im Bilde festhielt, als »culturgeschichtliches Ereignis« bezeichnet, und prompt wird uns gemeldet, dass der Herzog Ludwig Philipp von Orleans — nicht etwa König Milan — in einem Gummiwarengeschäfte mehrere Einkäufe besorgt hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

r. 55 Wien, Anfang October 1900 II. Jahr



Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . . K	7.—
» » halbjährig, »	. . . . . . »	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . . . M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.–, 1/2 Seite K 36.–, 1/4 Seite K 20.–. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 55 WIEN, ANFANG OCTOBER 1900 II. JAHR

DIE LIBERALEN.

(Russ, Rauch, Pfersche, Burckhard und Tuschl).

Die Einen glauben an die Wiederkehr des Gleichen; hoffen, dass die Nachtwächter, die mit den langen Fortschrittsbeinen so oft Reißaus nahmen, in die neugeöffneten Thore des Parlamentes stolz wieder einziehen werden. Die Anderen fühlen sich, ach, so todesmatt, so ruhebedürftig. Agitieren? Nein, Schlafen! Schlafen? .... Sterben? .... Nur dass die Furcht vor Etwas nach dem Tod .... Wer weiß, wie die Erben wirtschaften mögen? Diese Herren von der Deutschen Volkspartei und die um K. H. Wolf haben sich freilich nicht so ungelehrig gezeigt, wie man zuerst gefürchtet hatte; wissen mit Börse und Banken ganz gut auszukommen und müssen, weil sie die kleinen Fabrikanten vertreten, die ihrer wirtschaftlichen Schwäche halber noch arbeiterfeindlicher sind als die großen, in socialpolitischen Fragen maßhalten. Mögen sie immerhin da und dort für den deutschen Arbeiter eintreten. Das ist ungefährlich. Wir deutschen Fortschrittsmänner wissen ganz wohl, dass man uns nicht anders beikommen, dem deutschen Arbeiter nicht anders helfen kann, als wenn man die Lebenshaltung seiner slavischen Genossen hebt, diese organisiert, damit sie nicht mehr die Löhne drücken. Aber sich unbedingt auf diese Deutschnationalen zu verlassen, wäre nicht gerathen. Haben sie nicht beim Bergarbeiterstrike, was sie für die

deutsche Arbeiterschaft gesammelt hatten, schließlich an die allgemeine Casse abgeführt? Die Dehmels sind denn doch sicherer.

*

»Unentwegt« treten sie also alle wieder für die »ewigen Ideen des Fortschritts« ein. Nein, doch nicht alle. Der wackere Dr. Russ, der sich in den parlamentarischen Kämpfen so viele Verwaltungsrathsstellen erstritten hat, fehlt diesmal. Er hat es satt, in einem Parlament mitzuthun, in dem so viel und so unhöflich gesprochen wird. Ja, als die Völker Oesterreichs noch stumm, höflich und willfährig waren wie Actionäre, da war's gut, Abgeordneter zu sein. Jetzt müssen die Verwaltungsräthe sich in's Herrenhaus flüchten .... Aber niemand ist unersetzlich. Kein Russ, aber doch Rauch, trösten sich die Liberalen. Herr Rauch in Trautenau hat den Befähigungsnachweis als Deutschfortschrittlicher durch sein Denunciantenstückchen erbracht. Denn die Deutschfortschrittlichen nennen sich mit Stolz eine »Ordnungspartei«, und um der Erhaltung der arg bedrohten Ordnung willen hat der freisinnige Herr Rauch die kaiserliche Cabinetskanzlei telegraphisch gebeten, den Trautenauer Volkstag der Deutschradicalen zu verbieten. Die Cabinetskanzlei war ja, wie Herr Rauch auf dem deutschfortschrittlichen Parteitag unter allgemeiner Zustimmung erklärte, zu einem solchen Verbote die »competente Stelle«. Freilich, Herr von Schießl hat nicht geantwortet. Er hat damit, wie schon früher durch das Schreiben an den Erzbischof Dr. Stadler, gezeigt, dass er die wahre Competenz der kaiserlichen Cabinetskanzlei nicht kennt.

*

Nur eines ist zu fürchten: dass die Deutschfortschrittlichen in ihren alten Fehler der Uneinigkeit verfallen. Da hat der Professor Pfersche in Trautenau einige recht despectierliche Aeußerungen über den Wiener Börsenliberalismus, über den von Herrn Hauck-

Weiß geleiteten »Bund österreichischer Industrieller« und vor allem über die Concordia-Presse gethan. Herr Pfersche denkt sehr niedrig über das Bemühen unserer liberalen Journalistik, ihrem Handwerk den goldenen Boden zu wahren. Er findet, die Mendel und Wilhelm Singer, die Bacher und Benedict seien nicht genug national gesinnt. Ein höchst ungerechter Vorwurf! Selbst jene Redacteure der ‚Neuen Freien Presse', deren private nationale Gesinnung in anonymen und pseudonymen Artikeln der zionistischen ‚Welt' mitunter zum Ausdruck gelangt, ziehen jedesmal, wenn sie einen Leitartikel für die ‚Neue Freie' schreiben, eine deutsche Schlafmütze über den Kopf. Die Wiener und die mit ihr verbündete Prager liberale Presse hielt es denn auch gar nicht der Mühe wert, Herrn Pfersche zu widerlegen. Natürlich konnte sie auch seine Angriffe nicht abdrucken, da es sonst den Anschein gehabt hätte, als könne sie ihn nicht widerlegen. Die ‚Bohemia' machte in der Einleitung zum Bericht über den Trautenauer Parteitag bloß die Bemerkung: »Professor Pfersche, dem es oblag, die Stellung der deutschen Fortschrittspartei gegenüber den anderen deutschen Parteien zu kennzeichnen, gab bezüglich der fortschrittlich gesinnten Presse einer Anschauung Ausdruck, die wohl nur auf einer persönlichen irrigen Auffassung beruht.« Aber in dem neun Seiten langen Berichte, der den Wortlaut sämmtlicher Reden wiedergab, hat sie das wichtige Referat des Professors Pfersche gänzlich unterschlagen. Natürlich hat auch die ‚Neue Freie Presse' den Gegner mit der gewohnten Todschweigetaktik geschlagen. Sie erwähnte bloß, dass er eine vom Parteitag gebilligte Resolution begründet hat, ohne ein Wörtchen aus der Begründung mitzutheilen. Wie erstaunt mussten also die Leser der ‚Neuen Freien Presse' sein, als sie im Morgenblatte vom 6. October einen anderthalb Spalten langen polemischen Artikel des »Bundes österreichischer Industrieller« (gezeichnet von Herrn Julius Pastrée und

verfasst von dem berüchtigten Hauck-Weiß) lasen, in dem Herr Pfersche wegen seiner Rede auf dem Trautenauer Parteitag gröblich beschimpft wird. Die Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ fanden, dass ihr Blatt in seinem Streben nach Gerechtigkeit zu weit geht, wenn es nicht bloß auch den anderen Theil, sondern nur den anderen Theil zu Wort kommen lässt. Ich kann dieser Meinung nicht beipflichten. Die Gerechtigkeit eines großen Inseratenblattes besteht eben darin, dass es seine Spalten jedem öffnet, der bezahlt. Der »Bund österreichischer Industrieller« hat offenbar seinen Artikel am 6. October inseriert. Wenn Herr Pfersche auf die Mittheilungen der ‚Neuen Freien Presse‘ Wert legt, dann hätte er seine Rede gleichfalls inserieren sollen.

*

Die Wiener Fortschrittspartei, jammert die ‚Neue Freie Presse‘ in ihrem sonntäglichen Leitartikel, scheine sich jetzt »in der Rolle des verarmten Edelmannes zu gefallen«. Sehr wahr; aber niemand wird leugnen, dass sie die Rolle schlecht spielt. Man glaubt den Börsenmillionären so wenig die Armuth wie den Adel. Die Wiener Fortschrittspartei ist einfach deshalb heruntergekommen, weil die politischen Klopffechter, die sie in den letzten Jahren gemiethet hatte, nichts taugten. Man muss sich nach neuen Männern umsehen. Einer, wird behauptet, habe sich bereits gefunden. Die Freisinnigen im 9. Bezirke erachten Herrn Max Burckhard als reif zum liberalen Abgeordneten. Herr Burckhard ist derzeit beschäftigungslos. Er hat kürzlich auf seine Stellung beim Verwaltungsgerichtshof verzichtet. Gewisse Angelegenheiten seines Privatlebens, die ihm solchen Verzicht nahegelegt haben mögen, scheinen bereits geregelt zu sein, und die Meldung der Blätter, er beabsichtige aus dem Richterstande in den Ehestand zu treten und zu diesem Zwecke die ungarische Staatsbürgerschaft zu erwerben, hat sich als irrig erwiesen. Warum sollte also der pensionierte Richter Burckhard

nicht als Politiker wieder activ werden? Zehn Gulden täglicher Diäten sind eine hübsche Activitätszulage für einen armen Beamten, und die Wiener Presse, die seinerzeit Burckhards heroischen Kampf für eine möglichst hohe Pension als den Ausdruck höchsten Freisinns gerühmt hat, wird jetzt auch seinen Kampf für diese Activitätszulage sicherlich mit freudigem Zuruf begleiten.

*

»Wieder Einer«: Herr Eduard Tuschl, ehemals Inhaber des »Salon Tuschl« und gegenwärtig liberaler Wahlagitator. Bei den nächsten Wahlen wird er freilich seine Thätigkeit nicht fortsetzen können, weil er für seine agitatorischen Leistungen bei den letzten Gemeinderathswahlen jüngst acht Monate schweren Kerkers erhalten hat. Er hatte einem christlichsocialen Candidaten — nach dem Muster des Frischauer'schen Tagblattes — mit Enthüllungen aus dessen Eheleben gedroht. »Alle liberalen Blätter«, kündigte er ihm an, würden diese Enthüllungen abdrucken. Der christlichsociale Candidat musste, wenn er an die Hetze der liberalen Blätter gegen die Gregorig und Purscht dachte, durch diese Drohungen in höchste Besorgnis gerathen. Immerhin blieb er besonnen genug, um eine Anzeige wegen Erpressung zu erstatten. In aufopfernder Weise hat Tuschl der liberalen Partei auch noch bei der Gerichtsverhandlung zu dienen gesucht. Der freisinnige Mann bekannte sich mit schwerem Herzen als Anhänger — der christlichsocialen Partei. Allerdings könnte man behaupten, er habe das bloß um seines eigenen Vortheiles willen gethan, weil er so seiner erpresserischen Handlung das edle Motiv unterschieben konnte, dass er die christlichsociale Partei vor einem unwürdigen Candidaten habe bewahren wollen; und sicherlich war es höchst unvorsichtig, dass der angebliche Christlichsociale sich just einen Advocaten mit dem gar nicht christlichsocialen Namen Geiringer zu seinem Vertreter wählte. Jedenfalls aber

wird die Wiener Fortschrittspartei Tuschls gute Absichten anerkennen müssen. Wenn er das graue Haus verlässt, wird man ihm wohl eine gesicherte Berufsthätigkeit eröffnen. Da Tuschl, wie man aus seinem Vorleben schließen darf, eine bürgerliche, wenn auch keine redliche Berufsthätigkeit sich wünschen dürfte, wäre es wohl das Beste, ihn irgendwo bei der Parteipresse unterzubringen und ihm etwa die Redaction der »Heiratsanträge« in der ‚Neuen Freien Presse‘ zu übertragen.

* * *

Der Erste Allgemeine Beamten-Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie hat die Ausführungen, die ich in Nr. 52 seiner wucherischen Geschäftsgebarung gewidmet hatte, mit der fast höhnischen Zusendung einer Druckschrift, betitelt »Die Beamten und ihr Credit«, erwidert. Die Schrift war, wie der Verein selbst angibt, zu dem Zwecke verfasst, den in weiten Kreisen herrschenden und häufig in Versammlungen von Beamten geäußerten, »zuweilen ungläublich unrichtigen Anschauungen« über seine Wirksamkeit entgegenzutreten. Mir waren und sind jene Anschauungen nicht bekannt; sicherlich aber können sie nicht so viel Unrichtiges und Unglaubliches enthalten, wie die Ausführungen, durch die sie entkräftet werden sollen. Die Argumente, deren sich die mir zum Bekehrungszwecke gesandte Schrift bedient, sind plumpe Versuche, einen offenkundigen Sachverhalt zu verhüllen. Aber man muss die Herren in der Vereinsleitung von der Pflicht freisprechen, diese Argumente zu verantworten: denn die Verhüllungsversuche werden mit augenscheinlich untauglichen Mitteln unternommen. Es kann nicht meine Aufgabe sein, dies im Einzelnen nachzuweisen. Nur als ein Beispiel will ich hier aus dem Schriftchen des Beamten-Vereins, das er mir als wertvolles Material zugehen lässt, den einzigen in Ziffern dargestellten Fall eines Vorschussgeschäftes citieren. Die Vereinsleitung schreibt:

Ein 30 Jahre alter Beamter, welcher eben erst einem Consortium beitritt, erhält einen Vorschuss von fl 500 gegen Schuldschein, Lebensversicherung auf fl. 500, 7·5% Zinsen und Zahlung von fl. 10 monatlich.

Von dem Vorschussse per			fl. 500.—
werden abgerechnet:			
Antheilseinlage	fl. 50.—		
Schuldschein- u. Bürgschaftsstempel	„ 5.—		
Mitgliedsgebür	„ 2.—		
erstmonatliche Versicherungsprämie	„ 2.07		
erstmonatliche Zinsen	„ 2.18	„	61.25
Er erhält baar auf die Hand			fl. 438.75

ist Schuldner von fl. 500, hat eine Einlage von fl. 50, welche ihm verzinst wird, als Guthaben bei dem Consortium und bezahlt nun fortlaufend zur Verzinsung des jeweiligen Capitalrestes, ferner für die Versicherung und zur Capitaltilgung monatlich fl. 10. Es dauert dies 80 Monate.

Während dieser Zeit bezahlt er:		
die Schuld per		fl. 500.—
7·5% Zinsen für 6 Jahre und 7 Monate . .		„ 133.61
79 Versicherungsprämien à fl. 2.07		„ 163.53
dazu die anfangs geleisteten Gebüren von .		„ 11.25
zusammen .		fl. 808.39
Nach Tilgung der Schuld kann das Mitglied verfügen über:		
die Antheilseinlage per fl. 50 und die darauf entfallende Dividende zusammen per	fl. 70.—	
den Rückkaufswert der Versicherung per	„ 53.—	fl. 123.—
Sonach hat er thatsächlich an das Consortium		fl. 685.39
bezahlt, und da er ein Darlehen von		fl. 500.—
erhielt, so kostet ihn das Darlehen während der Zeit von nahezu 8 Jahren		„ 185.39
oder jährlich nur		fl. 23.17

Jedermann erkennt ohneweiters die grobe Fälschung der entscheidenden Ziffern. Der Beamte hat eben kein Darlehen von 500 Gulden erhalten, sondern nur 438·75 Gulden. Nach der Berechnung des Vereines aber hätte er die 50 Gulden der Antheilseinlage zweimal, nämlich zuerst bei Abschluss des Geschäftes und zum zweitenmal nach Tilgung der Schuld, nunmehr durch die Dividenden auf 70 Gulden

erhöht, erhalten. Die spationierten Zeilen der obigen Rechnung sind daher folgendermaßen richtig zu stellen:

Da er ein Darlehen von	**fl. 438.75**
erhielt, so kostet ihn das Darlehen während der Zeit von nahezu 8 Jahren	**„ 246.64**
oder jährlich volle	**„ 30.83**

Dabei übergehe ich die weitere Unrichtigkeit, dass die Mitgliedsgebür nur einmal in Rechnung gestellt ist, während sie thatsächlich achtmal zu zahlen ist. Die correcte Darstellung des vom Vereine angeführten, natürlich günstigsten Falles ergibt also, dass der Darlehenswerber ungefähr 15 Procent Zinsen zahlt. In Wahrheit wird er meistens noch ärger geschröpft.

Man wird fragen, wie es denn kommt, dass trotz solcher Bewucherung immer neue Scharen von Beamten Darlehen vom Vereine erbitten. Die Antwort, die das mir vorliegende Schriftchen auf diese Frage ertheilt, dass bis vor dreißig Jahren der gewöhnliche Zinsfuß für Personalcreditdarlehen 60 bis 120 Procent fürs Jahr betragen habe, ist zwar tröstlich für alle »Fortschrittsfreunde«, aber schwerlich geeignet, den Socialpolitiker zu überzeugen. Klarer wird der Sachverhalt, wenn die Behauptung einer Zuschrift, die ich erhalten, sich bewahrheitet, dass der Erste Allgemeine Beamten-Verein die Beamten, namentlich auf dem Lande, geradezu zwingt, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Zum Consortialobmann wird meist ein Beamter gewählt, der auf seine Collegen eine Pression auszuüben in der Lage ist, um ihnen zur Erkenntnis zu verhelfen, dass das Standesbewusstsein die Aufsuchung anderer Hilfsquellen, als die der Beamten-Verein eröffnet, verbiete. So z. B. wird in einem großen Stationsort der Stationschef, in einem großen Fabriksort ein Hauptcassier oder Oberbuchhalter zum Consortialobmann gemacht. Und dadurch sehen sich Tausende von Beamten bemüssigt, in der festen Ueberzeugung, dass sie sich für immer verstricken,

sich die Netze des Beamten-Vereines über den Kopf zu ziehen. Die Vereinsverwaltung aber, der ihre »Ehrenstellen« hohe Gehalte tragen, »kann wohl mit einiger Befriedigung auf eine langjährige erfolgreiche Wirksamkeit zurückblicken«. Worin der Erfolg besteht? Nun, die Herren haben es zu etwas gebracht; just zu dem, um was sie ihre Collegen gebracht haben.

*

Der Beamtenverein kann sich allerdings für die Behauptung, dass er keinen Wucher treibe, auf den Wortlaut des Wuchergesetzes berufen. Ja, er kann sogar leugnen, dass er mit Wucherern behufs höherer Verzinsung seiner Capitalien associiert ist. In einer Verhandlung, die am 28. September vor dem Wiener Landesgericht geführt wurde, hat sich zwar herausgestellt, dass das Spar- und Vorschuss-Consortium Alsergrund Escompteuren, die für Wechsel von 14000 Gulden ungefähr 7000 Gulden geben, die Gelder zu solchen Geschäften zur Verfügung stellt. Aber der angeklagte Escompteur ist in jener Verhandlung von der Wucherklage freigesprochen worden. Er hat dem Urtheil zufolge — mit Hilfe des Beamtenvereins — den Leichtsinn zweier jungen Leute ausgebeutet, aber es konnte nicht erwiesen werden, dass diese Ausbeutung allein den wirthschaftlichen Ruin der beiden herbeizuführen geeignet war. Unser Gesetz schützt nämlich die Leichtsinnigen nicht, sondern lässt sie zur Strafe des Leichtsinns zuvor zugrunde gehen; dann erst bestraft es ihren Verführer, dem man doch, ehe er den Leichtsinnigen thatsächlich zugrunde gerichtet hat, nicht zwingend beweisen kann, dass sein Vorgehen ihn zugrunde richten müsse. Der Beamtenverein mag ruhig sein. Ehe nicht die gesammte österreichische Beamtenschaft zum Bettelstab greifen muss, kann ihm nichts geschehen. Und auch dann noch wird er sich damit vertheidigen können, dass nicht sein Vorgehen allein am Beamtenelend schuld ist.

* * *

Man kann sich in Oesterreich nicht entschließen, auf irgendwelchem Gebiete den Ausbeutern ernstlich zu Leibe zu gehen. Da hat das Ackerbauministerium einen »Fragebogen betreffend die Reform des börsenmäßigen Terminhandels mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen« für die Mitglieder der Terminhandelsenquête, die dieser Tage zusammentritt, ausgearbeitet. Und wer etwa durch das herkömmliche Gerede von der reactionären Gesinnung, die im Ackerbauministerium herrschen soll, zum Glauben verleitet worden ist, das Ackerbauministerium wolle durch diese Enquête die Börsenfortschrittlichkeit aufs Haupt schlagen, mag den Fragebogen einer kurzen Prüfung unterziehen. Nur eines für heute. Wiederholt ist in diesen Blättern auf § 78 des deutschen Börsengesetzes hingewiesen worden. Den scheint nun das Ackerbauministerium recipieren zu wollen — aber mit einem Zusatz, der ihn völlig entwertet. Punkt 40 des Fragebogens lautet: »Soll bestraft werden, wer in gewinnsüchtiger Absicht andere unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinnes zu Börsespeculationsgeschäften, welche nicht zu ihrem Gewerbebetriebe gehören, verleitet oder mittelbar oder unmittelbar zu verleiten versucht, **obwohl er weiß, dass der Umfang der Geschäfte die wirtschaftliche Existenz des Verleiteten zu gefährden geeignet ist?**« Die im Druck hervorgehobenen Worte fehlen im deutschen Gesetze. Die Knöpflmacher und Thalberg der Fruchtbörse mögen beruhigt sein. Wenn wir in Oesterreich ein Gesetz gegen die Verleitung zum Börsenspiel erhalten, werden die Börsencomptoirsinhaber ihre helle Freude daran haben.

* * *

Den Ruhm Wilhelms v. Lucam hat Herr Benedict am 2. October in der ‚Neuen Freien Presse‘ mit den Worten verkündet: »Er war unbestritten eine der stärksten Kräfte des öffentlichen Lebens, schöpferisch, ernst, willensfest, grundiegend und saß nie im Herren-

hause«. Die letzten Worte mögen jüngere Leser der ‚Neuen Freien Presse' stutzen gemacht haben, denen der Name Lucam wie der eines Verschollenen aus längstverschwundener Zeit an's Ohr klang. Dass er nicht im Herrenhause saß, wo doch die Mauthners Gesetze zu machen berufen sind, spricht sicherlich für Lucam; wenn nur die andere Behauptung, dass er schöpferisch und grundlegend war, auch richtig ist. Wir schlagen im Handwörterbuch der Staatswissenschaften den vortrefflichen Artikel des Professors Zuckerkandl in Prag über die Oesterreichisch-ungarische Bank auf, die Lucam von 1858—1878 — wie es in einer Anmerkung des Artikels heißt: »mit größter Sachkenntnis und Begabung und unbeugsamer Festigkeit« — geleitet hat. Da finden wir erwähnt, dass es Lucams Initiative zu danken war, wenn die Bank »ihre Golderwerbungen dem weit überwiegenden Theile nach noch vor dem deutschen G. v. 9. Juli 1873 abschloss und namentlich die österreichischen Vereinsthaler abgab, deren Einlösung durch das Deutsche Reich doch nicht sicher war«. Schön. Aber Lucam muß doch wohl etwas geschaffen, zu etwas den Grund gelegt haben; Herr Benedict kann doch seine Adjectiva nicht wahllos über die Leitartikelzeilen verstreut haben. Da Lucam sein intimer Freund war, muss er wohl Kenntnis von Leistungen des einstigen Generalsecretärs der Bank erlangt haben, von denen die übrige Welt nichts weiß. Uns ist nur bekannt, dass während der Amtsthätigkeit Lucams die Bankacte von 1863 geschaffen wurde, deren Gestaltung wesentlich durch Ignaz v. Plener, Herbst und Adolf Wagners Vorschläge bestimmt ward; und dass 1878 jene Bankacte, die Herr Benedict schon oft die Lucam'sche genannt hat, großentheils unter Verwerfung der Lucam'schen Vorschläge zustande kam. Wir wissen, dass Lucam dann bei Seite geschoben wurde und im Privatleben verschwand. Gern nehmen wir noch einige Curiositäten zur Kenntnis, die Herr Benedict über seinen Freund mittheilt, und kommen

schließlich, wenn wir die Worte lesen: »Der kleine Mann mit dem herrlich geformten Kopf und den schön gewölbten blauen Augen hatte Pranken und Zähne; von einem Angriff gereizt, schlug und biss er erbarmungslos ins lebendige Fleisch«, zur Ueberzeugung, dass es, wenn hier nicht eine der ärgsten Benedict'schen Uebertreibungen vorliegt, wohlgethan gewesen wäre, den alten Lucam, wenn nicht ins Herrenhaus, so doch in einen wohlvergitterten Käfig zu stecken ....

Die ‚Arbeiter-Zeitung' hat Herrn Benedict wegen seines Leitartikels über den todten Lucam heftig getadelt, weil Lucam »schamlos« als Hausfreund der Familie Benedict gefeiert worden sei. Ich finde diesen Tadel höchst ungerecht. In einem Blatte, dessen Spalten jedem Reporter für das Lob seines dichtenden Freundes oder seiner singenden Geliebten geöffnet sind, darf wohl auch der Herausgeber einmal von seinem Privatleben sprechen; besonders, wenn es sich um seine Beziehungen zu einem Manne wie Lucam handelt, von dem die ‚Arbeiter-Zeitung' sagt: »Herr v. Lucam war gewiss ein bedeutender Mensch, und er hat sich um die Ordnung des österreichischen Geldwesens namhafte Verdienste erworben.« Hier verdient nur die ‚Arbeiter-Zeitung' Tadel. Herr Benedict hat Wilhelm v. Lucam alles Lob gespendet, das dem Todten von Seiten eingefleischter Börsenliberaler gebürt. Die ‚Arbeiter-Zeitung' aber hat es unterlassen, ihren Lobesworten für Lucam die Bemerkung beizufügen, dass Lucam die Oesterreichisch-ungarische Bank ausschließlich nach kaufmännisch-egoistischen Rücksichten gelenkt hat, dass er bar allen Verständnisses für die socialpolitische Bedeutung des Geldwesens war und dass zwar die Actionäre der Oesterreichisch-ungarischen Bank und die Hochfinanz, nicht aber die producierenden Stände Oesterreichs Anlass haben, Lucams mit besonderer Dankbarkeit sich zu erinnern.

* * *

Ein tragisches Schicksal wird von unserer liberalen Presse in spaltenlangen Artikeln beklagt: »Baron« Sigmund Schoßberger ist an gebrochenem Herzen wegen des Tiefstandes der Creditactie gestorben. Schon seit Wochen war diese Säule des Budapester Freisinns geborsten; über Nacht ist sie jetzt gestürzt. Und im Gebälke der Wiener und Budapester Börse hört man's krachen .... »Ist denn kein Zola da«, um den Kampf des Budapester Speculanten zu schildern? »Dank vom Hause Rothschild!«, sollen seine letzten Worte gewesen sein. Er hatte den Gründern der Creditanstalt die geschenkten Actien zu guten Preisen abgenommen, hatte die Million, die sie verdienten, aus seiner Tasche gezahlt und noch drei andere dazu verloren. Dann flehte er die Rothschild-Gruppe um Hilfe an. Sie ward ihm zugesagt. Aber die letzten Wochen haben seine Hoffnungen enttäuscht. Rothschild hat für den Mann, dem er so stark verpflichtet war, nicht einen Kreuzer geopfert. Die Sigmund Schoßberger hatten schuldig werden lassen, überließen ihn der Pein. Da legte er sich hin zum Sterben. Auf seinen Grabstein wird man schreiben müssen: »Er blühte 1899, als die Creditactie 750 Kronen wert war, und starb 1900, als sie 650 stand«.



UNIVERSITÄTSBUMMEL.

In der Aula der Wiener Universität wurde anlässlich der Inscriptionen ein Aufruf an alle Studierenden vertheilt, der, von zahlreichen Universitätsprofessoren und auch von einem Mitgliede der Wiener medicinischen Facultät unterfertigt, in beweglicher Rede die Jugend vor den Gefahren des Lebens

und Liebens warnt und eindringlich das Wesen der unterschiedlichen Geschlechtskrankheiten auseinandersetzt. Bald darauf ward mir — mit der Bitte um Abdruck — ein Aufruf der Studierenden an die Professoren der medicinischen Facultät zugesendet, den ich schon um des merkwürdigen stilistischen Parallelismus beider Kundgebungen willen der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten möchte:

Zahlreiche nicht unterfertigte Commilitonen der Wiener Universität übergeben hiermit den Professoren der Wiener Universität folgenden Aufruf:

Professoren!

Mit jedem Jahre wächst die Erkenntnis, dass die zunehmende Verbreitung der **Protectionswirtschaft** und des **Nepotismus** für unser gesammtes geistiges Leben eine überaus ernste und dringende Gefahr bedeutet. Nicht nur die **Zahl** der durch Freunde und Verwandte emporgekommenen Assistenten, Docenten und Professoren zeigt eine erschreckende Steigerung; die genauere und bessere Erforschung der nichtswürdigen Zustände hat auch die traurige Wahrheit enthüllt, dass die meisten dieser Protectionskinder viel **untüchtiger** sind, für das Gedeihen und den Aufschwung der von ihnen befallenen Universitäten weit verhängnisvoller, dass ihr Wirken eine schwerere Schädigung aller Begabten, Freundlos-Strebenden bedeutet, als man gemeinhin vermuthet hat.

Als nüchterne Beobachter dieser betrübenden Zustände, als Studierende, die in erster Reihe durch die schweren Folgen der großgezogenen Talentlosigkeit zu leiden haben, endlich als Freunde der Wiener Universität, dieser wissenschaftlichen Leuchte langvergangener Tage, halten wir es daher für unsere Pflicht, das Uebel beim richtigen Namen zu nennen, und unsere warnende Stimme zuerst an diejenigen Kreise zu richten, die am innigsten mit dem Wohl und Weh unserer Hochschule verknüpft sind — an das **Professorencollegium der Wiener Universität.** Zwar hoffen wir nicht, dass ein offenes Wort und eine freie Aussprache über die drohende Gefahr eine gute Stätte findet; aber der Beginn des neuen Studienjahres, der bevorstehende Kampf bei der Besetzung einer erledigten Lehrkanzel macht es uns zur Pflicht, unsere ernste Mahnung an Euch zu richten.

Zuvörderst müssen wir bemerken, dass die Verbreitung der Protectionswirtschaft und des Nepotismus unter dem **Professorencollegium unserer großen Universität eine weit größere** ist, als man dies nach dem wissenschaftlichen Ernste und der verantwortungsreichen Gewissenhaftigkeit der Professoren erwarten sollte. Sicherlich ist dies mit die Folge einer traurigen, unser gesammtes öffentliches Leben durchsetzenden Krankheit, die zu bekämpfen es mehr feuriger Schwerter denn Engelszungen bedarf . . . Aber es sollte Euer schönes Vorrecht sein, Euch dieser Seuche gegenüber als immun zu erweisen, Ihr vor allen solltet von der heiligen Ueberzeugung durchdrungen sein, dass man eventuell **Söhne und Neffen** wird opfern müssen, um tüchtige **Gelehrte** zu gewinnen. Und da Ihr ebenso die Macht in Händen habt, die Wissenschaft schwer zu schädigen wie zum erneuten Glanze unserer alma mater beizutragen, so soll der Ruf nach strafferer Selbstzucht erhoben und der großen Versuchung gegenüber darauf verwiesen werden, dass nach vielfältiger Erfahrung die von Euch geübte Misswirtschaft mit dem **größten Schaden für den Bestand unseres alten wissenschaftlichen Ruhmes** verbunden ist.

Dreifach ist die Art der Schädigung, die unter Eurer Duldung unser wissenschaftliches Leben erfährt.

Die aus collegialen, verwandtschaftlichen und anderen Rücksichten erfolgenden **Assistenten**-Ernennungen sind verhältnismäßig am ungefährlichsten. Es kommt hiebei zu örtlichen Misständen, d. h. zur ungenügenden Vertretung des vielbeschäftigten klinischen Chefs. Freilich bedingt auch der letztere Fall oft eine schwere Benachtheilung des Studierenden, der die praktischen Handgriffe am Krankenbette vom minderwertigen Assistenten erlernen soll, die er in den Vorlesungen des Klinikers nicht lernen darf.

Am bekanntesten und gefürchtetsten ist die Ernennung der diversen Protectionskinder zu **außerordentlichen Professoren.** In der That verdienen diese Fälle die nachdrücklichste Beachtung, da der Protegierte sich gewöhnlich für Jahre und Jahrzehnte im Organismus unserer Universität fest nistet und endlich, falls er mit nichts anderem als guter Gesundheit begabt ist, meist als ordentlicher Professor und Inhaber einer Lehrkanzel zu enden pflegt — eine Eigenschaft, die viele Generationen studierender Jugend, die sich

vertrauensvoll der berühmten Wiener Universität zuwendet, in ihrer geistigen Entwicklung benachtheiligt, eine doppelt gefährliche Eigenschaft, weil sie sich namentlich auf die Nachkommenschaft zu vererben pflegt . . . .

Aber nicht weniger unheilvoll ist die durch blutsverwandtschaftliche, väterliche oder onkelhafte, oder anderweitige Unterstützung erlangte **Docentur.** Noch ist in weiten Kreisen der verhängnisvolle Irrthum verbreitet, dass »eine kleine Docentur« eine ziemlich nebensächliche Stellung sei. Doch hat die genauere Forschung der letzten Jahre gelehrt, dass auch eine einfache Docentur in einigem Zusammenhang mit der Wissenschaft steht und dass durch die Preisgebung des Docententitels für die Reclamezwecke wissenschaftlicher Gewerbetreibender geradezu ein Preis für den sträflichen Wettbewerb jener Begünstigten ausgesetzt wurde, die geld- und gönnerbegabt den schwierigen Kampf um das Dasein aufgenommen haben. Diese Docentur, ein willkommener Deckmantel für die verhüllten geschäftlichen Usancen, ist aber besonders für die wissenschaftliche Bethätigung der mit ihr Behafteten von übler Vorbedeutung. Einmal vernichtet schon die mit der Erlangung des Titels sich unfehlbar einstellende Privatpraxis die Fähigkeit, neue Werke zu schaffen und sich der Forschung mit der gleichen Frische zu ergeben. Ist es doch eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten der Docentur, dass sie mit tödlicher Sicherheit zu einer hohen Mitgift und damit zur vollständigen Erschlaffung aller wissenschaftlichen Aspirationen führt. Nur eine sehr sorgfältige Untersuchung vermag dann die Berechtigung zu finden, mit der seinerzeit der ehrende Titel eines Docenten verliehen wurde . . . Alle Bestrebungen scheinen gekrönt, wenn die Docentur erreicht ist, und zahlreiche junge Männer sind von dem Wahne befangen, dass sie der Titel von der Verpflichtung, ihn zu verdienen, enthebt. Die unheilvollen Folgen machen sich dann alsbald bemerkbar. Die ahnungslosen und schuldlosen Aerzte, denen keine kräftige Hand, kein väterlicher Geldsack rathend zur Seite gestanden ist, und die nach jahrelangen Mühen endlich die ersehnte goldene Praxis als sehr wenig nahrhaft kennen lernen, sie haben dann die schmutzige Concurrenz der Specialisten zu verspüren, deren einzige Specialität im Besitze eines besonders geschmeidigen Rückgrates zu bestehen scheint. Das vielgestaltige Heer der einkommenlosen, hungernden Aerzte

aller großen Städte ist nach dem Zeugnis der ersten Fachvertreter zum großen Theil **auf diese Ursachen zurückzuführen.**

Wir haben uns in diesem Aufruf von jeder Uebertreibung ferngehalten und nicht etwa aus Corruptionsriecherei diese Mahnung ausgestoßen, sondern nur die Dinge in ihrer wahren Gestalt gezeigt, die freilich nicht mit den Augen des Leichtsinns und der Gleichgiltigkeit angesehen werden dürfen. Aber wir hoffen, dass unsere Worte doch dazu beitragen werden, wenigstens die Anständigeren unter Euch vor Schuld und Gefahr zu behüten. **Verzichtet** also **vor allen Dingen möglichst auf die Unterstützung verwandter oder collegialer Unfähigkeiten.** Unter allen Personen, die Protection irgendwelchen Grades aufsuchen, ist thatsächlich die **große Mehrzahl** unfähig. Mögen sie noch so rite, nach Ablegung sämmtlicher Rigorosen, zu Doctoren der gesammten Heilkunde promoviert worden sein: unsere Prüfungen sind Formalitäten, die in der heute meist geübten Form **nicht die geringste Gewähr** für die Tüchtigkeit des Geprüften geben. Und da die Unfähigkeit unter so mannigfachen Vorwänden sich hinaufzuheben imstande ist, so muss jeder ehrliche Mann, der nicht von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit des zu Protegierenden überzeugt ist, mit der Möglichkeit, ja mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, einem Unwürdigen auf Kosten vieler Würdigerer zu Amt und Ehren verholfen zu haben. Wer aber bereits von der Protectionsseuche angesteckt ist, mache es sich wenigstens zur heiligen **Pflicht,** fürderhin **nie mehr seine Hand zu bieten,** wenn es gilt, über den Rücken eines sippelosen Vordermannes einem wohlgeborenen Hintermann hinaufzuhelfen. Wer gegen diese Pflicht verstößt, macht sich sogar vor dem Gesetz, aber sicherlich vor seinem Gewissen einer im hohen Maße **ehrlosen** Handlung schuldig.

Wir haben als Jünger der Wissenschaft, denen das Wohl der Universität am Herzen liegt, zu Euch gesprochen und die Gebote der Moral, so berechtigt sie uns auch scheinen, völlig beiseite gelassen. Aber es sei doch bemerkt, dass an keinem andern Punkt sich zu den wissenschaftlichen Nachtheilen so oft und so leicht auch materielle Vortheile gesellen wie gerade hier . . . **Darum hütet Euch und widersteht der Versuchung,** indem Ihr zuletzt, aber nicht am wenigsten, auch der Forderungen eingedenk seid, die Euer **Vaterland** an Euch richtet. Einst waren die Professoren der Wiener

Universität die edelste und kostbarste Frucht der Nation, des Staates — und auch auf Euch beruhte einmal die Hoffnung der Zukunft. Discite moniti!

* * *

Unverschämter ist kaum jemals ein klarer Sachverhalt entstellt worden, als es die Wiener liberale und antisemitische Journalistik beim Processe eines galizischen Staatsanwaltes gegen das ‚Barreau' versucht hat. Wer sich mit der von der antisemitischen Presse gebotenen Belehrung über die Vorgänge in unserem Rechtsleben begnügt, musste zu der Meinung verleitet werden, dass ein österreichisches Gewohnheitsrecht für jedermann, also auch für Staatsanwälte in Ausübung ihres Amtes, den Strafgesetzparagraphen 122 hinfällig gemacht habe, sofern auch Angriffe auf die Religion der Juden unter ihn bezogen werden könnten. Hinwiederum vermeinten die Leser der liberalen Blätter, der Wiener Richter habe, mit einem verständlichen Achselzucken des Bedauerns, dass er den Tarnopoler Staatsanwalt nicht direct verurtheilen könne, ein indirectes Verdammungsurtheil über ihn gefällt. Eigentlich sei aber der Bezirksrichter in der Josefstadt gar nicht competent gewesen, über den Artikel des ‚Barreau' zu urtheilen, und das competente Gericht, vor dem ein Wahrheitsbeweis zu führen gewesen wäre, hätte Herrn Dr. Morgenstern sicherlich freigesprochen. Der klagende Tarnopoler Staatsanwalt habe sich deshalb wohlweislich an Falstaffs Wort gehalten, dass Vorsicht der Tapferkeit besserer Theil ist, und statt wegen Schmähung, nur wegen Beschimpfung geklagt.

Nun stammten aber die thatsächlichen Angaben des incriminierten Artikels im ‚Barreau' von dem galizischen Advocaten Danic, und diesen hat der Tarnopoler Staatsanwalt wirklich wegen Schmähung geklagt. Dabei hat sich denn herausgestellt, dass der klagende Staatsanwalt die ihm in den Mund gelegten Worte nicht gesprochen hat, und der Advocat Danic

ist verurtheilt worden. Sollte nun derselbe Wahrheitsbeweis nochmals geführt werden? Herr von Bereznicki hatte gar keinen Anlass, just den Herren vom ‚Barreau' zu beweisen, dass er den Gerichtssaal nicht durch eine confessionelle Hetzrede verunreinigt habe. Wenn er das ‚Barreau' wegen Schmähung geklagt hätte, müsste man vielmehr erstaunt fragen: warum gerade das ‚Barreau', warum nicht die Scharf, Szeps, Bloch, warum nicht in Prag, Budapest und allen Sitzen der liberalen Presse Alle, die die Mittheilungen des Advocaten Danic abgedruckt haben? Nein. Anlass zur Klage gegen das ‚Barreau' gaben nur die Ausdrücke, deren dieses Organ für die Interessen jener Advocaten, die von den Advocatenkammern discipliniert worden sind, diesmal wie schon so oft sich zu bedienen beliebte. Die Herren Elbogen und Morgenstern haben wieder bewiesen, dass ein Theil der westösterreichischen Anwaltschaft an Gesittung noch tief unter den mindest achtbaren richterlichen Beamten des ungesitteten Ostösterreich steht. Und der Verlauf der Verhandlung vor dem Josefstädter Bezirksgericht hat den widerlichen Eindruck des Artikels im ‚Barreau' noch verschärft. Nichts hat zur Erniedrigung unserer Rechtspflege mehr beigetragen, als der Ton, den diese Sorte von Advocaten in den Gerichtssaal gebracht hat. Schwärmerische Ghettomenschen spotten als Rechtsanwälte des Ernstes einer Gerichtsverhandlung mit den blumigen Phrasen, mit denen die Reporter des Frischauer'schen Tagblattes ihre Schilderungen aufzuputzen lieben. Der Eine spricht von einem »unappetitlichen Brennpunkt der Charakteristik«, der Andere commandiert der »Leibgarde seiner Beweise«, »ergreift den Mantel des Schweigens, hüllt sich in ihn und geht seiner Wege».... An der Thüre wird er wohl noch das bei den Herren vom ‚Barreau' so beliebte »Zerspring!« gerufen haben....

* * *

Der Wiener Männergesangverein hielt eine Generalversammlung ab, auf deren Tagesordnung auch die Affaire jenes durch ein Telegramm des Herrn Frischauer und durch eine Collecte des Herrn Noske in weiteren Kreisen wieder bekannt gewordenen Dichters Heinrich Heine stand. In dem ganzen Handel hat, wie noch erinnerlich sein dürfte, der Männergesangverein eine hervorragend passive Rolle gespielt. Gutmüthige Bürger, die nach des Tages Müh' und Plage das Bedürfnis fühlen, sich gemeinsam auszusingen, waren mit einem Male zwischen die kämpfenden Parteien gerathen und sollten politische Farbe bekennen, — darunter städtische Lehrer und Beamte, die das begreifliche Interesse haben, sich's mit dem Stadtrath, der jene berühmte Resolution erlassen hatte, nicht zu verderben, und die wegen eines bloß in der Schmockphantasie niedergelegten Blumengewindes nicht zu Märtyrern werden wollten. Aber die liberalen Zeitungen verlegten sich wieder einmal auf's Erpressen, drohten mit Entziehung ihrer Reclamegunst und wollten den Männergesangverein zum Heroismus zwingen. Schließlich wurden die Antisemiten durch das Telegramm an den Bürgermeister und die Juden durch die Versicherung des Chormeisters, dass für ihn Heine gleich nach Goethe komme, versöhnt. Herr Noske sammelte weiter, und der kindische Tumult fand sein Ende. Jetzt drohte er in einer Generalversammlungs-Debatte wieder auszubrechen. Aber der Vorstand des Wiener Männergesangvereines gab rasch die allseits beruhigende Erklärung ab, dass der Verein »sich von jeder politischen und nationalen Parteistellung fernhalte«. Was thut der Verein also? Darf er Dichtern huldigen? Nein. Er muss es, wie der Herr Vorstand sofort hinzufügte, als seine ausschließliche Aufgabe betrachten, »die Kunst, das Deutschthum und die Freundschaft zu pflegen«. Wohlgemerkt, Kunst und nicht Heine, Deutschthum, aber keine nationale Parteistellung: das erhält die Freundschaft nach allen Seiten ...

* * *

Die Kupplerinnen.

Fichtegase 11.

Die ‚Neue Freie Presse' hat bekanntlich ihr wichtigstes Redactionsgeheimnis — dass die Heiratsanträge nur eine »Form« sind

— vor einiger Zeit in ihrem Briefkasten ausgeplaudert. Jetzt verrathen es die Geschlechtskunden selbst:

Dame der guten Gesellschaft sucht die **uneigennützigste Bekanntschaft** eines älteren Herrn von Geist und guten Manieren zu machen, um sich das Leben durch angenehme und gebildete Causerie zu verschönern. Ehe in jedweder Form gänzlich ausgeschlossen. Geneigte Antworten unter »Herbst 1900« postl. Habsburgergasse.

*

Die Steyrermüllerin.

Junges Mädchen, gesund, stark, neben Wirthschafterin v. Herrn gesucht. Vom Lande bevorzugt. Antr. unter »Willig und brav 89864« an die Exp.

(Hoffnungslos:)

Seit 1876 können Damen jeden Standes ihrer Entbindung unter Verschwiegenheit entgegensehen. Gesunde separierte Zimmer, Reinlichkeit, gute Pflege, von 15 fl. aufw. u. s. w., u. s. w.

*

Frau Lippowitz.

Junger, hübscher und intelligenter Mann empfiehlt sich Damen und Herren als Gesellschafter. Gefl. Anträge unter »Venus 3324« postlagernd 7. Bezirk, Lindengasse.

* * *

Die »Montags-Extraausgaben« der ‚Neuen Freien Presse‘, die, da sie nur auf einer Seite bedruckt waren, immerhin einem Bedürfnisse des Publicums entsprachen, sind längst spurlos verschwunden. Sie hatten eigentlich kein anderes wichtiges Ereignis zu verkünden, als die große Defraudation des Zeitungsstempels, die in Wien verübt ward, und da die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse‘ nicht

jeden Montagmorgen daran erinnert sein wollten, so beschlossen sie, sich die Gewissensbisse und die damit verbundenen Kosten einfach zu ersparen. Es gibt also schon seit Monaten keine »Extraausgaben« mehr. Das Programm der »Ausgestaltung« aber haben die Herausgeber darum nicht fallen gelassen. Vor einiger Zeit überraschten sie uns sogar mit einer recht dankenswerten Neuerung. Unter »Theater und Vergnügungen in Wien« finden wir jetzt täglich auch die Vorstellungen der Theater von Baden, Wiener-Neustadt, Brünn, St.-Pölten, Linz, ja sogar von Salzburg angezeigt. Welch beruhigendes Gefühl für den Wiener Leser, schon früh morgens zu wissen, dass im Salzburger Stadttheater »Das weiße Rößl« gegeben wird, während der Salzburger diese Thatsache natürlich erst gegen 4 Uhr nachmittags aus der ‚Neuen Freien Presse' erfahren kann. Es ist nur bedauerlich, dass man just der »Aufhebung des Zeitungsstempels« bedurft hat, um das Wiener Leserpublicum von einer so einfachen und sinnreichen Erfindung profitieren zu lassen.

* * *

Belgrad, 7. October. . . . . . Der Schah erhob in persischer Sprache sein Glas auf das Wohlergehen des Königspaares.

(K. k. Telegraphen-Correspondenzbureau.)



Hat ein Gott mich je gesegnet
Zu gedeihlichem Vollbringen?
Ist er hülfreich mir begegnet,
Hat gelohnt, was ich vollbracht?
Stets als Opfer auserlesen
Für ein fremdes Glückgelingen,
Bin ich immer mir gewesen
Eigener Stern in eigener Nacht.

Zu dem höchsten Flug geboren,
Durft entfalten nie die Schwingen,
Zu dem Größten auserkoren,
Doch in Niedrigkeit verlacht.
Nichts was mich beflügeln konnte,
Wollt ich hohe Lieder singen,
Nie ein Glückstrahl mich besonnte,
Stolz zu thun, was ich gedacht.

Nicht mein Sinnliches-Gemeines
Konnte ich für mich erzwingen,
Doch mein selbstlos Edles-Reines
Ward umsonst zur That gemacht.
Unvergolten bleibt das Hohe,
Nirgend flammt aus Erdendingen
Der Vergeltung heilige Lohe,
Kein gerechter Lenker wacht.

Jenseits nur von Gut und Böse
Kannst Erkenntnis Du erringen,
Dass von einstiger Schuld erlöse
Dich des Karma dunkle Macht.
Wo Entstehen und Vergehen
Wechselnd Dir vorübergiengen,
Wirst Du endlich auferstehen
Zu Nirwanas Sonnenpracht.

In der Leidenschaft Verwehen
Wirst Du siegreich vor Dir sehen
Gottesmacht, die Du gedacht:
Die Gerechtigkeit vollbracht.

Carl Bleibtreu, Wien.

* * *

»Mittwoch den 3. October findet die Première von Hermann Bahrs »Wienerinnen« im Deutschen Volkstheater statt. Unser Bruder Bahr wünscht einen großen Erfolg. Die Karten für Sie und Ihre Familie sind reserviert.« ... Ob auch diesmal wie vor Jahresfrist — die erste und eine der letzten Aufführungen von Bahrs »Athlet« fand am 7. October 1899 statt — ein Rundschreiben der Freimaurerloge circulierte, ich weiß es nicht. Wohl aber weiß ich, daß sie alle vollzählig versammelt waren, so sich durch den Druck der Hände, aber nicht durch den Applaus von den anderen Menschen unterscheiden; ein einig Volk von Brüdern. In jedem Range ein Meister vom Stuhl, der, des Ernstes der Situation vollauf bewusst, mit der Umsicht und Discretion eines profanen Claquechefs seines Amtes waltete. Aber mochte sich auch das Logenpublicum noch so beflissen zeigen, einem Stück, das unter Brüdern nichts wert ist, den äußeren Erfolg zu erkämpfen, die übrigen Theaterbesucher fühlten sich zum Besten gehalten. Natürlich wiederum zum Besten des Journalisten- und Schriftstellervereines »Concordia«. Wiewohl also auch diese Voraussetzung für ein Gelingen der Première gegeben war, — einem Publicum, das soeben die Mühsal eines Fasttages überstanden hatte, durfte man den Widerstand gegen die Langeweile einer albernen Reclamekomödie nicht zumuthen. Und so ist es denn nicht verwunderlich, dass die friedliche Stimmung, die in der Atmosphäre von Versöhnungstag, Brüderschaft, Concordia entstehen konnte, schließlich durch schneidende Zischlaute zerstört ward.

Herr Bahr hat es wohl nur dem Fasttag zu danken, dass seine herausfordernde dramatische Impotenz nicht mit faulen Äpfeln und Eierschalen belohnt wurde. Sie hätten nicht mit Unrecht Herrn Bukovics persönlich getroffen, der wieder einmal die Keckheit hatte, den Dank des »Dichters«, wie er sagte, abzustatten. Mit Herrn Bukovics, der das Deutsche Volkstheater voll-

ständig Herrn Bahr ausgeliefert hat, wird die Generalversammlung der Antheilscheinbesitzer abzurechnen haben, und es ist zu hoffen, dass sie sich einen Pächter vom Halse schaffen wird, der sich für Tantièmenverschleuderung an journalistische Freunde durch Erhöhung der Sitzpreise und Reducierung der Schauspielergagen schadlos hält. Mit Herrn Bahr hätte eigentlich ich abzurechnen. Aber ich versichere, dass es schon genug geleistet ist, die »Wienerinnen« gesehen zu haben, und dass die Nothwendigkeit, die Eindrücke des Abends zu reproducieren, just in dem Momente an mich herantritt, wo die Erbitterung bereits einem ruhigen Gefühle des Ekels zu weichen beginnt. So unterlasse ich's denn, von all dem Widerwärtigen zu berichten, das in diesem Stücke enthalten, aber leider nicht dramatisch gestaltet ist. Das beispiellos verlogene Wienerthum, der mit Witzen aus dem ‚Simplicissimus' besorgte Humor und der aus eigenen Tagblatt-Feuilletons entnommene Ernst, die Impetuosität, mit der Herr Bahr für redliches künstlerisches Schaffen eintritt und Respect für seinen jährlichen Tantièmenerwerb fordert, die Gemeinheit, mit der er die Maske eines harmlosen und anständigen Wiener Schriftstellers, dessen nüchtern ironische Art hundertmal weniger Schaden in der Literatur gestiftet hat als die Luderhaftigkeit Bahr'scher Culturförderung, dem Gespötte preisgibt, der Kampf gegen die »falsche Secession« und die Reclame für die noch falschere des Herrn Olbrich: — über all dies gleite ekelndes Erinnern sachte hinweg . . .

Man hört es selbst aus den Herrn Bahr vertrauten Pressstimmen, dass dieser geschäftskluge Olympier eigentlich abgewirtschaftet hat. Bald wird er nur mehr Einen täuschen: den Großherzog von Darmstadt. Dieser Unglückliche lässt sich eine Stadt von Herrn Olbrich, dem erfolgreichen Schöpfer der Salons von Jobbern und Kohlenwucherern, erbauen und will die künstlerische Verwaltung dieser Stadt

Herrn Bahr, dem schon lange nach einem Weimar Auslugenden, anvertrauen. Das wäre großherzig vom Großherzog, und ich stehe nicht an, ihn darob einen österreichischen Patrioten zu nennen. Wenn nämlich »Cultur« nach Darmstadt gebracht wird, so kommt sie ja endlich aus Oesterreich heraus. Und dass dazu die höchste Zeit ist, davon hat sich jeder Besucher der »Wienerinnen« überzeugen können.

* * *

Die »strengen Herren« werden jetzt verhöhnt und gepriesen. Natürlich gilt der Hohn den strengen Herren von der Berliner Censur, Preis und Lob hingegen jenen von Blumenthal & Kadelburg. Haben sie doch die oft entweihte Bühne wieder zur moralischen Anstalt gemacht, der Tartufferie vom Ende des 19. Jahrhunderts die aufgeklärte Meinung unseres freisinnigen Bürgerthums gesagt. Aber wo war dieses Bürgerthum, als Blumenthal & Kadelburg von der Censur bedroht schienen? Seine journalistischen Führer haben sich zwar des Paares wacker angenommen; aber seine wichtigste Kampforganisation, der Goethe-Bund, hat sich nicht gerührt. Herr Paul Goldmann hat denn mit Recht in der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 3. October dem Verein, der Goethes Geist mit dem wahren Liberalismus unserer Tage verschmelzen will, wegen seiner Unthätigkeit eine scharfe Rüge ertheilt. Herr Paul Goldmann sprach dabei gleichsam im Namen Goethes selbst, zu dem er in einem innigen, ja gemüthlichen Verhältnis steht. Eine zeitlang waren Goethe und Goldmann auf dem Frozzelfuß; das war die Zeit, da Herr Paul Goldmann noch in Wien die literarische Beilage der alten ‚Presse‘, die ‚Schöne blaue Donau‘ redigierte. Er pflegte damals im Briefkasten Goethe'sche Gedichte, die ihm von gut gelaunten Gymnasiasten als deren eigene Erzeugnisse gesendet wurden, satirisch zu zergliedern; wobei Goldmann sich Goethen an Witz weit überlegen zeigte, ja manchmal an Blumenthal selbst hinanzureichen schien. Immer aber war Paul Goldmann, mochte es ihn just mehr zu Goethe oder mehr zu Blumenthal & Kadelburg hinziehen, ein Freund der Freiheit. Ich habe seiner Meinung oft nicht beipflichten können; aber in Sachen des Goethe-Bundes stimme ich ihm aus vollem Herzen

zu. Der Goethe-Bund musste, ehe noch die Berliner Censur das Verbot der »Strengen Herren« aufhob und vorschützte, es sei nur ein Spass gewesen, auf die Wahlstatt treten. Wir hätten gar zu gern das Schauspiel erlebt, dass Blumenthal & Kadelburg im Zeichen Goethes über die Reaction siegen.

* * *

Am 30. September brachte das ‚Neue Wiener Tagblatt' ein angebliches Schreiben der aus dem Burgtheater und ihrem Wiener Freundeskreise so plötzlich geschiedenen, zur Zeit in Stuttgart weilenden Frau Katharina Schratt an Herrn Wilhelm Singer zum Abdruck. Die darin gebrauchten Worte »Degout«, »Medisance«, »mein Wiener Milieu« sowie die Ansprache »Geehrter Freund« an Herrn Singer machten mich sogleich stutzig, und die Ankündigung, dass Frau Schratt »einmal die Geduld verlieren« könnte und dass dann »gewisse hohe oder sich hoch dünkende Kreise« nichts zu lachen haben würden, berührte allenthalben peinlich und gab dem ohnehin journalistisch geschriebenen Briefe einen Stich ins Erpresserische. Auch das Selbstlob ihres Wohlthätigkeitssinnes — »ich kann mit ruhigem Gewissen sagen, dass ich unzähligen Menschen nur Gutes zu thun bemüht war« — und die spontane Versicherung, dass sie bei diesen Handlungen »ja nur den Regungen ihres Herzens gefolgt« sei, wollte der liebenswürdigen und bescheidenen Frau niemand zutrauen . . . . .

*

Am 28. September traf Herr Wilhelm Singer, Chefredacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt', persönlich in Stuttgart ein, klopfte an die Thüre der Frau Schratt und drückte ihr ein Schriftstück in die Hand. Frau Schratt aber fragte: »Sagen S', muss ich das alles lesen?«



ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Wlassack und Wetschl. Vor ein paar Tagen saß der Oboebläser des k. k. Hofburgtheaters im Stimmzimmer und verzehrte mit sichtlichem Behagen einen Schinken. Vor sich hatte er eine Flasche Lagerbier aufgepflanzt und trank daraus mit einer Würde, die der ungewohnten Situation angemessen war. Den Collegen begann es heimlich vor ihm zu grauen. Sollte der sonst so ehrenwerte Mann jemanden ermordet und dann beraubt haben? . . . »Und lauter immer wird die Frage und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage duech aller Herzen . . .« Von Fragern umringt, zog der kauende Oboist einen — Versatzzettel aus der Tasche, den er in Ermanglung eines andern Instruments sogleich auch an den Mund setzte. Die noch nicht begriffen, ersahen aus dem Scheine, dass der wackere Mann seine Oboe, auf der er im Theater immer seine schönen Soli spielte, versetzt und dafür 3 fl. erhalten hatte. Nun gieng man daran, das alte, wegen seiner Unbrauchbarkeit nie benützte Theaterinstrument hervorzusuchen und Versuche damit anzustellen, und siehe da, es gab Töne — Töne, die wie einer Kindertrompete entlockt klangen. Dies galgenhumoristische Spiel wiederholt sich jetzt jeden Abend. Aber das Publicum hat kein Verständnis dafür, glaubt, dass die ersehnte Gehaltsaufbesserung für die Orchestermitglieder längst durch die Intendanz und nicht durch das Versatzamt erfolgt sei, und moquiert sich über die »schlechte Musik im Burgtheater« . . .

»Auch Einer«. »Eine neue grausame Erfindung« nennen Sie nicht mit Unrecht die Methode, die Kunz, recte Herzl, jüngst gegen die ohnehin schon schwer geprüften Leser der Sonntagsnummern der ‚Neuen Freien Presse' angewandt hat. Eine Erfindung, die leider ihrer Einfachheit wegen bei allen an acutem Honorarhunger und chronischer Gedankenarmuth leidenden Collegen begeisterten Anklang finden wird. In einem »Theaterbrief« erzählte Kunz ohne jede sichtbare Veranlassung ganz plötzlich den Inhalt von Scribes altem Lustspiel »Fesseln« und füllte damit $1^1/_2$ Spalten. Welch herrliche Perspective eröffnet sich nun den getreuen Lesern der ‚Neuen Freien Presse'! Es darf Niemanden wundern, wenn nächstens Herr Ludwig Bauer den »Bibliothekar«, Herr St—g die »Fledermaus«, Herr Dörmann die »Maria Stuart« und Herr Erwin Rosenberger am Ende gar »Nathan den Weisen« erläutern wird. Herr Ganz dürfte — und das ist immerhin beruhigend — fortfahren, uns von einer Novität, nämlich von dem Drama »Der Rebell«, in der ‚Neuen Freien Presse' zu erzählen. Apropos: Hinz, Ganz und Kunz . . . . Kunz benützt seinen »Theaterbrief« zu einigen taktlosen Bemerkungen über die Burgschauspieler. Er begeht die Erbärmlichkeit, den alten Baumeister zu verhöhnen, weil er in einer Aufführung des Lustspieles »Fesseln« des Souffleurs bedurft und einmal »Abhandlung« statt »Abhaltung« gesagt hat. Herr Herzl bedenkt nicht, dass dem Wiener Publicum ein Auftreten Baumeisters noch immer fast so viel bedeutet wie eine Abhandlung des Herrn Kunz, der es allerdings die Abhaltung des Verfassers vorzieht. Herr Hart-

mann wird verspottet, weil er angeblich das Wort Nimbus wie «Nymbus« ausgesprochen hat. »Er sagte es mit einem schönen deutlichen ü-psilon. Er behandelte es als ein grüchisches Wort von unbekannter Herkunft, obwohl es nur lateinisch ist und, seit Menschen sich besinnen, nie anders als mit einem i geschrieben, gelesen und gesprochen wurde.« Das ist doch der Höhepunkt frecher Protzerei! Wenn Herr Hartmann, dessen Plauderton uns noch immer willkommener ist als der eines Sonntagshumoristen der ‚Neuen Freien Presse', statt Nimbus Nymbus sagt, so ist das, meine ich, noch lange nicht so schlimm, wie wenn Herr Ganz, Herzls literarischer College, (siehe Nr. 52) beharrlich statt Dyspeptiker Dispeptiker schreibt — es als ein lateinisches Wort von unbekannter Herkunft behandelt, obwohl es nur griechisch ist und, seit Menschen sich besinnen, nie anders als mit einem y geschrieben, gelesen und gesprochen wurde . . . .

Habitué. Es ist so, wie ich schrieb. Herr Hevesi vom ‚Fremdenblatt' hatte den besten Willen, den Protest der Burgtheaterkritiker gegen Herrn Schlenther zu unterzeichnen; er that's aber nicht, weil's ihm der Chef nicht erlaubt hat. Herr Hevesi war um das Schicksal der »heranwachsenden und noch nicht beglaubigten Talente« aufrichtig besorgt. Aber noch besorgter war der Chefredacteur des ‚Fremdenblatt', Herr Hofrath Frydman, um die Hoftheaterzettel, die in der Druckerei der »Elbemühl« gedruckt werden. Jetzt vollends, da auch noch der sinnige Text, der den Burgtheaterprogrammen beigegeben ist, von Herrn Stern, dem Theaterschnüffler des ‚Fremdenblatt', redigiert wird! Herr Frydman ist nach Dóczi der hervorragendste Lenker der äußeren Geschicke Oesterreichs; aber die Theaterzettel gehen ihm doch über alles. Und Herr Hevesi hinwiederum ist nach Bahr die wichtigste Culturmacht in Oesterreich; aber Elbemühl bleibt Elbemühl . . . So gieng's eben nicht. — Herr Kalbeck soll über meine Bemerkung — die erste, die ich ihm widmete — sehr ungehalten sein? Ich hoffe, er wird sich abhärten. Was ich geschrieben, war doch ganz richtig; er selbst kann es unmöglich billigen, dass er sich so hitzig für seine schlechte Don Juan-Bearbeitung eingesetzt hat, die die Direction der Hofoper an Stelle des ehrwürdigen alten Textes annehmen musste. Diesmal muss ich ihn gleich wieder tadeln, und ich wette, er nimmt's schon weniger krumm. Da spricht er in seinem Feuilleton vom 6. October von einer Riesenschüssel, die »siebenundzwanzig Meter im Umfang und fünfzehn im Durchmesser« habe. Herr Kalbeck ist gesetzlich nicht verpflichtet, zu wissen, dass der Umfang des Kreises 3.14 . d beträgt, einem Umfang von 27 Meter also höchstens ein Durchmesser von etwa $8^1/_2$ Meter entsprechen könnte. Aber er ist auch nicht zu mathematischen Versuchen gesetzlich verpflichtet. Von dem Burgtheaterkritiker der ‚Wiener Allgemeinen', Herrn F. Salten, kann man wiederum nicht verlangen, dass er Ursprung und Bedeutung des berühmten »Hic Rhodus, hic salta« kennt. Wohl aber könnte man von ihm verlangen, dass er dann alles thut, um einer Anwendung jenes Wortes auszuweichen. Es ist — um ein in der von Herrn

Salten verfassten Kritikererklärung oft vorkommendes Wort zu gebrauchen — mindestens »unstatthaft«, wenn ein Kritiker von dem neuen Director des Theaters an der Wien sagt: »Herr Langkammer ist jetzt endlich in Rhodus eingetroffen und wird da tüchtig springen müssen, wenn er die gute Meinung, die man von seinen Fähigkeiten hat, nicht enttäuschen will . . .«

Leser in Teplitz. Am 1. September unternahm es der auf das Niveau eines Theaterreporters gesunkene Herr Georg Brandes, die Leser der ‚Neuen Freien Presse' auf ein neues dramatisches Talent aufmerksam zu machen, das er der Fürsorge der Theaterdirectoren empfahl. Herr Brandes führte zur Bekräftigung seiner Ansicht an, dass »Fata morgana« von Julius Damati (recte Fräulein Diamantidi) in — Lübeck »zum Benefice eines beliebten Schauspielers« aufgeführt und »von der städtischen Presse mit warmer Anerkennung beurtheilt« wurde. Wenn Lübeck maßgebend ist, so ist es Teplitz nicht minder. Und so senden Sie mir um der Vollständigkeit willen einen Ausschnitt aus der »städtischen Presse«, der eine Besprechung des gleichfalls von Georg Brandes gepriesenen Schauspiels »Spätblüthen« von Julius Damati enthält. Das Werk wurde im Stadttheater von Teplitz-Schönau im Frühjahre 1898 aufgeführt und vom Publicum mit hellem Gelächter aufgenommen. Sie meinen, der damalige Director, Herr Witte-Wild, sei gezwungen gewesen, das Stück aufzuführen, da ihm von dem Theaterverleger — jedenfalls dem berüchtigten Eirich — sonst ein zugkräftiges Werk vorenthalten worden wäre. Die Kritik des Teplitzer Blattes aber beginnt also: »‚Spätblüten'. Zeitbild oder eigentlich Zerrbild in drei Acten. Wir wollen dem unglücklichen Autor nicht die Schande anthun, seinen Namen der Oeffentlichkeit preiszugeben. Das Publicum hat bereits sein einstimmiges, vernichtendes Verdict gefällt. Gegenüber so viel Talentlosigkeit bleibt die Kritik ohnmächtig. Nicht eine Scene, aus der nur ein Atom eines Talentes hervorschimmern würde, nicht eine Figur, die wirklich charakterisiert wäre«. Und sie schließt mit den Worten: »Wir können nicht umhin, den Mitwirkenden, welche genöthigt waren, all den Unsinn zu lernen, unser tiefstes Mitgefühl auszusprechen. Es war ein sensationeller Auslacherfolg«. Aus dem sonstigen Inhalt der Kritik könnte Herr Brandes immerhin zu seiner Genugthuung erfahren, dass auch die Teplitzer Vorstellung »zum Benefice eines beliebten Schauspielers« stattfand. Trotzdem wird er bald zur Ueberzeugung gelangen, dass er mit Nietzsche doch mehr Glück gehabt hat als mit Damati.

Akulina. Herzlichen Dank! Auf das Feuilleton des Literaturmammuts Nordau über Nietzsche mussten Sie mich nicht erst aufmerksam machen. Neues hätte ich über diese Erscheinung, die sich wieder einmal in ihrer ganzen breitspurigen Widerwärtigkeit dem Leser aufdrängte, gewiss nicht zu sagen. Interessant war nur, dass der Herr sich über den Professor Stein, in dem er offenbar einen besonders verständnisvollen Kenner Nietzsches wittert, lustig machen durfte, und dass die

‚Neue Freie Presse' sich so ungeniert vor aller Welt ins eigene liebe Gesicht spuckt. Die Feuilletonredaction des Blattes scheint für eine Art ausgleichender Gerechtigkeit zu schwärmen. Eine Meinung, die sie gestern vertreten ließ, macht sie heute lächerlich. Und so ist denn immerhin Hoffnung vorhanden, dass sie morgen einen Mitarbeiter zu Wort kommen lässt, der dem anmaßenden Philister Nordau für die an dem todten Nietzsche verübte Gemeinheit den verdienten Fußtritt versetzt.

Objectiv. Ist nicht wahr. Die antisemitische Presse copiert die Corruptionsmanieren der liberalen nur sehr ungeschickt. Die Freikartenwohlthat z. B. nützt sie gewiss in viel bescheidenerem Maße aus. Oder sie wird ihr überhaupt nicht gewährt. Wie wäre anders der traurige Bettlerton erklärlich, den das ‚Deutsche Volksblatt' in seiner Nummer vom 3. October dem — Jantschtheater gegenüber anschlagen muss? Da heißt es in der Besprechung der 150. Aufführung einer Ausstattungsposse wörtlich: »Wir hatten keine Ahnung, dass schon seit längerer Zeit Neubesetzungen dieses Stückes vorgenommen wurden, und wir dächten, es wäre viel zweckmäßiger, künftighin bei eventueller Neubesetzung von größeren Rollen Referatsitze zu senden, da doch für alle betheiligten Kreise ein Referat von bedeutenderem Interesse ist, als ein solches über unverändert besetzte Jubelvorstellungen.« Deutsch ist das nicht, aber beherzt und rührend zugleich. Wo hat man je in liberalen Blättern ein so offenes Wort gelesen? Die denken: Was man telephonisch fordern kann, muss man nicht coram publico erbetteln.

Curiositätensammler. Dass Zeitungen, auch die sogenannten »unabhängigen«, in ihrem Annoncentheile den »Fahrplan« der Südbahn veröffentlichen, ist eine alte Sache. Das ist zwar curios, aber nichts für Ihre Sammlung. Wenn Sie ihr indes etwas wirklich Seltenes einverleiben wollen, so schaffen Sie sich die Nr. 40 der ‚Wage' vom 1. October 1900 an. Dort werden Sie im Annoncentheil den Fahrplan der Südbahn W i n t e r 1899—1900 abgedruckt finden. Auch eine Südbahnverspätung!

Urheberrechtler. Dem Rundschreiben, das, wie in Nr. 52 ein Einsender erzählte, von dem berüchtigten ‚Kleinen Witzblatt' an Amateurphotographen versendet wird, schicken Sie die folgende Rechtsbelehrung nach: Nach § 13 al. 2 des Urhebergesetzes vom 26. December 1895 ist »bei Photographieportraits die Ausübung des Urheberrechtes, worunter nach § 40 ibidem insbesonders auch das ausschließliche Recht, das Werk zu veröffentlichen, auf photographischem Wege zu vervielfältigen und Vervielfältigungen zu vertreiben, zu verstehen ist, in allen Fällen an die Zustimmung der dargestellten Person oder deren Erben gebunden«, und nach § 52 al. 3 desselben Gesetzes begeht derjenige, der über ein Photographieportrait ohne Zustimmung der dargestellten Person oder ihrer Erben eine unter das Urheberrecht fallende Verfügung trifft, eine Uebertretung, die nach demselben Paragraphen (letztes alinea) mit 5—100 fl. zu bestrafen ist. — Die Auf-

forderung des ‚Kleinen Witzblattes' wäre demnach unter Umständen vielleicht schon an und für sich als Vergehen nach § 305 des Strafgesetzes (Aufforderung zu Handlungen, welche durch die Gesetze verboten werden) zu bestrafen. Würde die Veröffentlichung des Portraits mit lasciven Beigaben und Ausschmückungen erfolgen, so käme außer dem citierten § 52 des Urh. Ges. auch die strengere Strafsanction des § 491 ff. zur Anwendung. Allerdings würde in beiden Fällen die Verfolgung nur auf Antrag der Verletzten stattfinden.

Ing. W. Vorfälle, wie der von Ihnen geschilderte, ereignen sich nicht nur auf der Strecke Königswart—Wien, sondern auf allen Strecken der k. k. österr. Staatsbahnen und Privatbahnen tagtäglich. Sie hätten sich bei der Betriebsdirection beschweren und überdies gegen den Stationschef von Pilsen, der Sie und Ihre Damen, wie Sie behaupten, beschimpft und bedroht hat, klagbar vorgehen können. Der Ausspruch des Mannes: »Ein paar Sechserln zahlen diese Leute und wollen bequem fahren!« verdient immerhin zum ewigen Gedächtnis verzeichnet zu werden.

Kaufmann. Dass in dem Aufdruck der ärarischen Geldbriefcouverts unter den Notensorten die 20-Kronen-Noten, die bereits ausgegeben sind, fehlen, während die erst zu erwartenden 10-Kronen-Noten verzeichnet sind, ist eine der zahlreichen ärarischen Schlampereien, aber doch eine unschädliche. Man ist ja nicht gezwungen, die ärarischen Couverts zu benützen.

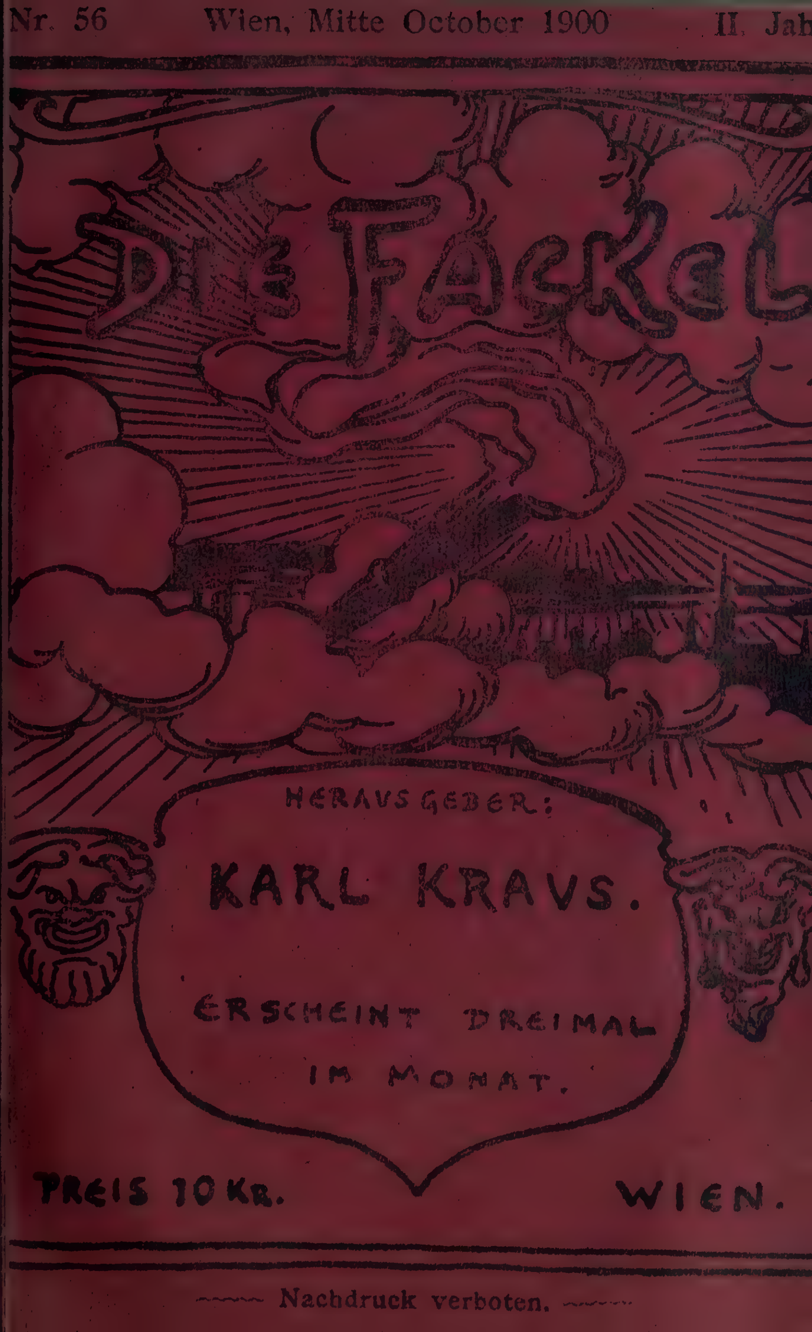
Augur. »Tief wurzelt in unserem Volke — —« Und als der Abend des 3. October kam, erschien die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' und in ihr ein Leitartikel, der einen sehr beziehungsreichen Titel hatte: »Der chinesische Versöhnungstag« . . . Warum nicht gleich Jom-Ki-pour? Das klänge doch östlich und ostasiatisch zugleich.

Leser. Sie haben Recht. Die chinesische Berichterstattung macht uns durch Frohsinn und Heiterkeit noch immer täglich das Leben lebenswert. Neulich ließ unser Correspondenzbureau durch sämmtliche Blätter den Zustand Cantons schildern. »Die Stadt ist ruhig. Es treiben sich dort führerlose Scharen von Ruhestörern umher.« So lasen Sie's natürlich auch in der ‚Neuen Freien Presse'. Man hatte also ausnahmsweise die Ruhestörer daran erkannt, dass sie die Ruhe nicht störten.

Publikum. ‚Neue Freie Presse' 1. October: »‚An der schönen blauen Donau', wohl eines der schwächsten Werke Bergs . . . .« — ‚Wiener Abendpost', 1. October: »‚An der schönen blauen Donau', . . . eines der besseren Werke Bergs . . .« Welches Urtheil das »maßgebende« ist? Sich selbst eines bilden und die Zeitungen nicht als Culturfactor, sondern als Packpapier ansehen!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien. I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


Nr. 56 Wien, Mitte October 1900 II. Jah
Die Fackel
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.
Nachdruck verboten.

DIE FACKEL

Nr. 56 WIEN, MITTE OCTOBER 1900 II. JAHR

Die Verhandlung, in der neulich deutsche Richter, treue Diener ihres Herrn, den Herausgeber der ‚Zukunft' wegen Majestätsbeleidigung zu sechsmonatlicher Festungshaft verurtheilten, hat bekanntlich hinter verschlossenen Thüren stattgefunden. Die Oeffentlichkeit erfuhr nur die Namen jener Männer, die als Zeugen in dem Processe auftraten, nicht den Inhalt ihrer Aussage. Was aber das deutsche Strafgesetz deutschen Blättern verbietet, von österreichischen konnte es, so mochte man meinen, ohneweiters gewagt werden. Und so überraschte es auch nicht, als man in der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' vom 14. October höchst bemerkenswerte Mittheilungen zu dem in Berlin geheim durchgeführten Processe fand. Man las die offenbar wörtliche Wiedergabe des Zeugenverhörs Schweningers: Die Bestätigung, dass der Bruder des Kaisers der Tendenz des incriminierten Harden'schen Artikels seine Anerkennung gezollt, Bismarck den »Majestätsbeleidiger« einen guten Royalisten genannt, die Flasche Steinberger Cabinet, die ihm der Kaiser gesandt, mit dem Angeklagten auf die Gesundheit Wilhelms II. geleert, ein andermal mit ihm auf das Wohl eines Berliner Richters, der Harden freisprach, angestoßen habe, und endlich die Citierung eines das deutsche Empfinden beleidigenden Kaiserwortes über den körperlichen Zustand des greisen Bismarck. Von wannen war dem nachrichtenarmen Sechs-Uhr-Blättchen die aufsehenerregende Kunde gekommen? Es gestand die Quelle ein: »Prager Blätter bringen nach privaten

Meldungen aus Berlin u. s. w. u. s. w.« Ich verschaffte mir die Prager Blätter und fand in der Abendausgabe, 11. October, von ‚Bohemia' und ‚Prager Tagblatt' gleichlautende Telegramme aus — Wien,. die also eingeleitet waren: »Die ‚Neue Freie Presse' bringt folgende Mittheilungen zum Harden-Processe u. s. w. u. s. w.« Ich konnte mich nun absolut nicht erinnern, auch nur eine Silbe von diesen Mittheilungen in der ‚Neuen Freien Presse' gefunden zu haben, und mein nachträgliches Suchen war nicht weniger vergeblich. Was war geschehen? Journalistisch erklärt sich der Vorgang so: Die ‚Neue Freie Presse' war thatsächlich im Besitze jener bedeutsamen Enthüllungen, die ihr der Berliner Correspondent vermittelt haben mochte. In ihrer Redaction sitzen wie in jeder andern Leute, die sich damit befassen, Telegramme und wertvolle Nachrichten noch vor der Drucklegung und womöglich sofort nach Einlauf an auswärtige Blätter, deren Correspondenten sie sind, zu verschachern. In der ‚Neuen Freien Presse' und im ‚Neuen Wiener Tagblatt' hat sich eine förmliche Nachrichtenindustrie etabliert, deren Vertreter nach Schluss der eigenen Redactionsthätigkeit an das Telephon stürzen, um diese und jene Meldung nach Prag, Pest und anderen Städten zu »blasen.« Wird von der Steyrermühlredaction Pest mit Neuigkeiten überfluthet, so erhalten die Prager ihre fettesten Sensationsbissen aus der ‚Neuen Freien Presse'. Und so »blies« denn ein Redacteur dieses Blattes am Vormittag des 11. October die »Mittheilungen zum Harden-Processe«, die soeben in seiner Redaction eingelangt waren, nach Prag, allwo sie — mit Beziehung auf die ‚Neue Freie Presse' als Quelle — in den Abendblättern pünktlich erschienen. Aber — in der ‚Neuen Freien Presse' erschienen sie nicht. Die Herren Bacher und Benedikt sahen mittags den Bürstenabzug und calculierten: Eine interessante Nachricht ist gut, aber besser ist eine Verbindung mit der deutschen Botschaft. Und müsste es Herrn Philipp Eulenburg nicht peinlich berühren, in seinem will-

fährigsten Blatte (das die Politik Wilhelm II. fast für einen Börsenschwindel zu halten scheint, weil es sich so warm dafür einsetzt) plötzlich einen Bericht zu finden, der in jedem Satze die trostlose Erkenntnis verkündet, dass im heutigen Deutschland der Patriotismus die Form der Majestätsbeleidigung angenommen hat? Nein, wenn die Machthaber dafür gesorgt haben, dass diese Erkenntnis nicht aus dem Gerichtssaale dringe, so ist die ‚Neue Freie Presse‘ nicht dazu da, ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen; sie unterwirft sich dem reichsdeutschen Strafgesetz, das Mittheilungen aus geheimer Verhandlung verbietet. Eulenburg wird sich durch andere interessante Nachrichten revanchieren; verzichten wir auf die eine. »Thorsch! Sie haben schon nach Prag geblasen: Die Neue Press' bringt? Die Neue Press' bringt nicht!« .....

* * *

Die »Oesterreichische Waffenfabriks-Gesellschaft« hat am 10. October ihre Bilanz für das Jahr 1899/1900 veröffentlicht, die, wie üblich, den Actionären jeglichen Aufschluss über die Lage des Unternehmens versagt. Man weiß ja, wie die Bilanzen österreichischer Actiengesellschaften hergestellt werden. Speculierende Verwaltungsräthe und Directoren einigen sich zuerst darüber, ob ihren Interessen die Auszahlung einer höheren oder niedrigeren Dividende entspricht. Dann erhält der Director den Auftrag, eine Bilanz herstellen zu lassen, in der als Reingewinn eine Summe erscheinen muss, die der Höhe der beschlossenen Dividende und einem angemessenen Gewinnvortrag entspricht. Vor einigen Wochen hat man in unseren Börsenblättern lesen können, dass sich die leitenden Männer der Südbahnverwaltung nach Paris begeben würden, um mit dem Pariser Comité darüber zu berathen, ob die Südbahn 2 oder 3 Francs Dividende zahlen solle. Man entschied sich in Paris für die Auszahlung von 2 Francs, und so weist denn die Südbahnbilanz einen

Reingewinn aus, von dem nach Befriedigung der Actionäre durch die vorher beschlossene Dividende ein kleiner Gewinnvortrag erübrigt. Hätte das Pariser Comité beschlossen, 3 Francs Dividende zu zahlen, dann würde eben eine andere Bilanz aufgestellt worden sein. Der gleiche Vorgang ist natürlich auch bei der Waffenfabriks-Gesellschaft beobachtet worden. Herr Taussig erachtete es für nöthig, den Cours der Actien (circa 300 Kronen) zu »halten«, und decretierte, dass die Dividende, die im vorigen Jahre 8 Kronen betragen hat, diesmal auf 12 Kronen erhöht werden müsse, da unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch diese Dividende nur eine sehr bescheidene Rentabilität des Unternehmens darstelle. Dem Befehl des regierenden Vicepräsidenten gemäß eine Bilanz auszuarbeiten, war für den leitenden Director der Waffenfabriks-Gesellschaft sicherlich eine schwere Aufgabe. Hat doch das Unternehmen in diesem Jahre den Umfang der Production beträchtlich eingeschränkt, einen kostspieligen Strike durchgemacht und hernach fast die Hälfte seiner Arbeiter entlassen. Aber gegen Taussigs Befehle ist kein Widerspruch möglich. So kam denn die seltsamste aller Bilanzen, die seit Jahren ein zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichtetes Unternehmen der öffentlichen Kritik zu unterbreiten gewagt hat, zustande. Als Herr Moriz Benedikt sie zu Gesicht bekam, frohlockte er. Seit Jahren hat er sich nicht mehr recht getraut, seinen alten Feind Taussig anzugreifen. Aber niemals hat er die schmähliche Erinnerung verwinden können, wie er einst von Taussigs erregten Anhängern an der Börse, als er einen heftigen Artikel gegen den Mann, der der Abgott der Haussiers war, geschrieben hatte, aus dem Saale hinausgedrängt wurde. Jetzt war eine Gelegenheit da, Herrn Taussig die Kränkung heimzuzahlen. Schonungslos setzte Benedikt die Geheimnisse der Bilanz der Waffenfabriks-Gesellschaft auseinander, so eifrig darauf erpicht, des Gegners Blößen auszunützen, dass er, der

gewiegte Fachmann im Bilanzwesen, sich in der Hitze des Kampfes selbst eine kleine Blöße gab. Das war nun Herrn Taussigs Glück. Aber welcher Zeitung sollte er sich zum Gegenangriff gegen die ‚Neue Freie Presse‘ bedienen? Das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ stünde ihm wohl zur Verfügung, aber es genießt in Finanzkreisen kein Ansehen, und die Gewissheit, dass finanzielle Notizen im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ eigentlich Inserate sind, mindert auch in weiteren Kreisen ihr Gewicht. Herrn Taussig blieb nichts übrig, als sich an die Revue zu wenden, aus der die großen und mittleren Financiers allwöchentlich jene »höhere Bildung« schöpfen, deren Ansprüchen die ‚Neue Freie Presse‘ nicht genügt. Das ist die ‚Zeit‘. Und so brachte Nr. 315 der ‚Zeit‘ vom 13. October eine Antikritik, die Herrn Benedikt scharf zu Leibe gieng. Freilich konnte man, ohne ein Hohngelächter zu provocieren, nicht behaupten, dass die letzte Bilanz der Waffenfabrik correct sei. Aber man wagte zu schreiben, dass sie im Vergleiche zu den Bilanzen anderer Industrieunternehmungen »geradezu von musterhafter Klarheit« sei. Dann ward der Fehler, den Benedikt bei Besprechung des Bilanzpostens »Creditoren« begangen hatte, unnachsichtlich gerügt, eine Bemerkung der ‚Neuen Freien Presse‘ über den Fabrikationsgewinn wurde unter Verschweigung des wichtigsten Argumentes, das Benedikt beigebracht hatte, scheinbar entkräftet. Und triumphierend warf der Verfasser der Notiz in der ‚Zeit‘ Herrn Benedikt eine »erschreckende buchhalterische Unkenntnis« vor. Die Börseaner, die die ‚Zeit‘ zu lesen pflegen, waren im ersten Augenblick verblüfft. Sie wissen wohl, dass Moriz Benedikt seit manchem Jahr schon durch das, was er über die Bilanzen österreichischer Unternehmungen nicht sagt, sich als einen der geriebensten Bilanzkritiker erwiesen hat, sie haben aber über Herrn Walter Federn von der ‚Zeit‘ aus dem, was er über diese Bilanzen sagt, schwerlich das gleiche Urtheil sich bilden können. Doch das Erstaunen über die

Notiz in der ,Zeit' wich, als man sie mit den Mitteln der Sprachvergleichung untersuchte. Man erkannte die Sprache eines alten Buchhalters und meinte nur, wenn die ,Zeit' in Hinkunft Notizen, die vielleicht gar in der Waffenfabrik verfasst sind, zum Abdruck bringe, solle sie doch darauf halten, sie zuerst einer gründlichen Sprachreinigung zu unterziehen. Dieser Ansicht waren selbst die Börseaner ...

* * *

Vor mehr als Jahresfrist (Nr. 17 der ,Fackel') schrieb ich über die Bilanz der Prager Eisenindustrie-Actien-Gesellschaft: »Die österreichischen Eisenkönige versichern, dass man mit dem Vertuschungssystem gebrochen habe; die jetzige Bilanz stelle den wahren Stand der Gesellschaft dar. Nun, an Königsworten soll man nicht drehen und deuteln. Aber gleichwohl werden Alle starke Zweifel empfinden, die den Autoritätsglauben der Wiener Börseaner — die Wiener Börse fürchtet Gott, Taussig, Wittgenstein und sonst nichts auf der Welt — nicht theilen. Wer die Bilanz recht aufmerksam liest, dem kann es nicht entgehen, dass ein Theil der latenten Reserven der Vorjahre dazu benützt worden ist, den Gewinn des laufenden Jahres höher erscheinen zu lassen. Die Ausschüttung von 95 Gulden ist zu gering, die Dividende von 60 Gulden für 1898/99 zu hoch. Thatsächlich hat das Unternehmen im letzten Geschäftsjahre keine 60 Gulden per Actie getragen und wird es auch im kommenden Jahre nicht können. Und was ist der Grund solcher Verschiebung der Zahlen? Die Herren wollen eben aus der Speculation heraus, natürlich mit größtmöglichem Vortheil. Die zu hoch bemessene Dividende muss nun den Cours hinauftreiben oder zumindest halten. Wenn dann die jetzigen Macher, die ja schon begonnen haben, sich von der Leitung der Gesellschaft zurückzuziehen, sich auch des Actienbesitzes zu gutem

Preise entledigt haben werden, dann mag die volle Wahrheit in die Bilanz einziehen. Sie ist schon en marche. Und Herr Wittgenstein ist gerne bereit, ihr, wenn sie gekommen sein wird, den Platz zu räumen.«

Was hier vorausgesagt war, ist pünktlich eingetreten. Die Prager Eisenindustrie-Actie erreichte nach der Bilanz von 1899 den Cours von 2800 Kronen, und Herr Wittgenstein und sein Berather beim Jobbern, ein gewisser Feilchenfeld, halsten den bethörten Kunden der Börsencomptoirs zu diesem Preise die Actien auf. Seither sind sie um zwölfhundert Kronen gefallen. Die Bilanz für 1900 weist nur mehr einen Reingewinn auf, der die Vertheilung einer Dividende von 50 Gulden gestattet, obwohl das Jahr 1900 für alle großen Montanwerke, — trotz dem Strike, während dessen die Vorräthe zu hohen Preisen verkauft wurden — auch für die österreichischen, günstiger als das Vorjahr war. Herr Wittgenstein aber hat vor einiger Zeit in den Blättern erklärt, dass er mit der Prager Eisenindustrie-Actiengesellschaft nicht das Geringste mehr zu thun hat.



DER KOPROPHOR.

Die liberale Presse schweigt mich todter denn je, und die Angriffe der socialdemokratischen haben aufgehört, weil sie schließlich kein anderes Mittel gegen mich wusste als die Drohung mit Bracchialgewalt. Unter den Rittern vom Geiste treten mir eigentlich nur die jüdischnationalen mit einiger Ausdauer entgegen. Aber die klebrige Art ihrer Polemik, die Mischung aus Rachsucht und einer speculativen Gier, mit der sie jede Erwähnung in der ‚Fackel‘ zu Reclamezwecken aus-

schroten, lockt nicht zur Erwiderung. Müssen denn, frage ich mich, die Herren, denen es darum zu thun ist, für die Gründung einer jüdischen Nation einzutreten, erst das Bestehen einer jüdischen Rasse beweisen? Aber ich bekenne, dass ich mich tief unglücklich fühlen würde, wenn's anders wäre. Ein Angriff im ‚Jüdischen Volksblatt': um ehrenvoll zu sein, brauchte er nur noch gelesen zu werden ... So bringt er den Angreifern nicht einmal Gewinn ...

Und was ist das Um und Auf dieser Angriffe, soweit sie nicht bloß eine wahllose Zusammenstellung von gemeinen Schimpfwörtern bedeuten? Der Vorwurf, dass ich »ein Geschäft mache«. Alle Leute, die sogar zum Geschäftmachen zu talentlos sind, halten nicht nur die Geschäftmacher für talentiert, sondern auch die Talentierteren für Geschäftmacher. Herr Julius Bauer, der mit seinem Libretto zu »Adam und Eva« beim besten Willen kein Geschäft gemacht hatte, ächzte in einer Gerichtsverhandlung, ich hätte mich, »um ein Geschäft zu machen«, seiner Person und seines Namens bemächtigt. Beileibe nicht, um Wien von einem der präpotentesten Theatertyrannen, dessen Können in einem grotesken Verhältnis zu seinem Ruhme stand, zu befreien! Es ist ja zu unsinnig, über diese Dinge auch nur ein Wort zu verlieren. Die Angegriffenen werde ich von der ethischen Absicht, die den Angriff führte, nicht überzeugen und die anderen Böswilligen von der Meinung nicht abbringen, dass die Herausgabe eines Blattes, das gegen Bankinserate kämpft und das nie einen Zeitungsstempel zu defraudieren hatte, zu den einträglichsten Geschäften von der Welt gehöre. Ich hätte mit keiner Silbe auf diesen äußersten Einwand gegnerischer Hilflosigkeit reagiert, wenn er nicht für die Lumpen und Dummköpfe in allen Lagern etwas ungemein Ueberzeugendes hätte. Die Jüdischnationalen brauchten ihn nur anzudeuten, und schon hatten sie einen der seltsamsten Bundesgenossen an ihrer Seite: — die Antisemiten. Wenn Herr Benedikt mich eines

Wortes würdigte, selbst er hätte mir sicherlich das Wort »Geschäft!« entgegengeschleudert. Aber in seiner Vertretung thut's, da man sich auf dem Boden gemeinsamer Abneigung findet, auch ein christlichsocialer Journalist.

Wahrlich, ich möchte mit dem Börsenliberalismus keine Antipathie gemeinsam haben. Dies die Ursache, warum ich die Antisemitenpresse des Tages — sie ist ja auch wirklich der Gefahren kleinere — erst dann zu beobachten scheine, wenn ich von der Verfolgung der liberalen müde bin. Die wirkenden Mächte unserer Oeffentlichkeit drücken sich längst nicht mehr in der Zusammensetzung der Vertretungskörper aus, und auch ein lebendes Parlament wäre heute in Oesterreich keine der Presse vergleichbare Tribüne. Der liberale Geist mag politisch todt sein; seine sociale Wirkungsmöglichkeit bleibt ihm, da er die Presse besitzt, gesichert. Und die Presse als den Urgrund aller Uebel betrachtend, konnte ich immerhin einen Mann wie Vergani als die unbeträchtliche, unvermeidliche, organische Folge des Phänomens Frischauer empfinden. Dass die Reaction durch die fortwährende Berührung mit den Verhältnissen, die sie erzeugt haben, allmählich selbst die Verfallseigenschaften annimmt, ist nicht minder organisch. Nur ist diese Erscheinung an der antisemitischen Presse leider auffallend rasch zutage getreten. Dass in ihren Börsenrubriken Animiernotizen für »christliche« Bankhäuser auftauchen, habe ich oft genug als charakteristisch hervorgehoben und hiebei nur noch auf die besonders plumpe Methode tröstend hingewiesen, die die antisemitische Corruption als die weitaus ungefährlichere erscheinen lasse. Mir scheint, von den sonntäglichen Börsenberichten der ‚Ostdeutschen Rundschau' bis zu den »Schelhammer & Schattera« - Kundgebungen im Blatte des Herrn Bielohlawek, weniger Gewinnsucht als Stolz auf die Errungenschaft einer, zwar kleinen, aber selbständigen Corruption im Spiele zu sein.

Nun ist freilich Anfang October in der ‚Deutschen Zeitung' ein Feuilleton »Der Koprophor« er-

schienen, das sich mit der ‚Fackel‘ — die höhnisch einem Kehrichtapparat verglichen wird — und principiell mit der Frage der Corruption und der Nothwendigkeit ihrer Bekämpfung befasst. Und da scheint mir denn die christlichsociale Journalistik um einen Schritt zu weit zu gehen und das ihr eingeräumte Recht auf Verfall schnöde zu missbrauchen. In einem liberalen Blatte hätte die Arbeit Aufsehen erregt. In der ‚Deutschen Zeitung‘ mussten die wirksamsten Argumente, die ein Herr Dr. Stefan Gruß gegen die ‚Fackel‘ vorbringt, verpuffen. Und warum? Weil selbst die wenigen Leser, die das Blatt besitzt, kein Verständnis für einen Standpunkt übrig haben, von dem aus der Kampf gegen die Corruption als das überflüssigste Ding von der Welt betrachtet wird. Mag auch manchem saturierten Antisemiten diese Welt im rosigsten Lichte erscheinen und mag er auch das laissez faire, laissez aller des Liberalismus scrupellos adoptiert haben, so ist es doch ungeheuerlich, dass eine antisemitische Redaction solcher Anschauung freudig die Spalten öffnet und sich nicht einmal mehr die Mühe nimmt, die Abneigung gegen die liberale Börsenverderbnis zu heucheln. Im Gegentheil. In der ‚Deutschen Zeitung‘ darf einer heute frank und frei für das Todtschweigen der Corruption eintreten, und die Schriftleitung gibt noch in einer Fußnote ihrer besonderen Genugthuung Ausdruck, dass sich endlich einer gefunden habe, der solchen Muth besitzt. Die ‚Deutsche Zeitung‘ und Herr Stefan Gruß bemühen sich gar nicht, zu beweisen, dass mein Kampf gegen die Corruption bloß ein »geschäftsmäßiger Scheinmoralismus« sei. Sie erklären den Kampf gegen die Corruption an sich, das Kehrichtfegen als solches — auch wo's sich nicht um den Wiener Straßendreck handelt — für überflüssig, ja gemeinschädlich.

Aber nicht nur um dieser merkwürdigen Anomalie willen, die im Auslande falsche Vorstellungen von dem Programme der christlichsocialen Partei erwecken könnte,

scheint mir der Aufsatz bemerkenswert; er bietet Gelegenheit, einen der albernsten Anwürfe, die je gegen polemische Schreibart erhoben wurden, zurückzuweisen. Mit der typischen Spießbürgerforderung »Selber besser machen!« lässt sich nicht rechten. Wer den Productivgehalt kritischer Zerstörerarbeit nicht erkennt und sich von dem Glauben nicht abbringen lässt, dass »jeder tadeln kann«, dem sagt man vergebens, dass das Loben eine nicht minder leichte, nicht minder unfruchtbare Kunstfertigkeit darstellt. Aber völligem Stumpfsinn scheint mir die Anschauung entsprungen zu sein, die die Uebel dieser Welt erkennt, sich aber vor allem Kampf schon hinter den Wall einer sagenhaften »Gesellschaftsordnung« flüchten möchte. Die »heutigen Zustände« werden mit einem Pauschaltadel beehrt, Angriffe auf die Personen, die jene Zustände verschulden oder vertreten, als Vermessenheit zurückgewiesen. Mindestens hält der Feuilletonist der ‚Deutschen Zeitung‘ nichts von der Reinigungsarbeit, die ein Blatt wie die ‚Fackel‘ unternommen hat. Seine engelhafte Naivetät hindert ihn daran. Er meint, Protection und Schlendrian bei unseren Behörden und öffentlichen Anstalten hätten seit dem Bestand der ‚Fackel‘ nicht im geringsten abgenommen, die großen liberalen Zeitungen seien nicht minder bestechlich, die Literaturverhältnisse nicht gesünder, die Kohlen nicht billiger geworden. Und ich hätte noch kein »Mittel« genannt, um all' diesen Uebelständen »abzuhelfen«. Nun, ich muss gestehen, dass ich mir selbst nicht eingebildet habe, nach anderthalbjährigem Bestande der ‚Fackel‘ würden alle Rechtsbeuger und Protectoren im Staate, alle Parasiten der Gesellschaft, alle Erpresser, Librettisten und Börsengauner ausgestorben sein. Wohl aber kann ich dem Herrn versichern, dass die in diesen Branchen Thätigen mindestens vorsichtiger geworden sind und dass überall und — sogar auf dem Gebiete des Kohlenwuchers noch ein besserer Erfolg erzielt werden könnte, wenn die christlichsociale Presse in jedem ein-

zelnen Fall ihre Pflicht erkennte und sich mit besserer Absicht und besserem Talent an deren Erfüllung machte. Die Ausrufungszeichen, die man hinter jeden jüdischklingenden Namen setzt, sind doch gewiss noch weniger taugliche »Mittel, um den Uebelständen abzuhelfen«, als der consequente und unerschrockene Frontangriff. Die ‚Deutsche Zeitung' stellt übertriebene Anforderungen. Der Herrgott, dessen sich ja ihre Gesinnungsgenossen oft genug von Parteiwegen bedient haben, hat in sechs Tagen die Welt erschaffen. Da ist es denn doch ein wenig zu viel verlangt, dass ich die Welt alle zehn Tage zerstören und außerdem noch ein »Mittel« zu ihrer Wiedererschaffung angeben soll.

Uebertrieben wie seine Wünsche sind die Befürchtungen des Mannes, der die Zeit gekommen sah, »über die ‚Fackel' ein ernstes Wort in der Oeffentlichkeit zu reden«. Diese Oeffentlichkeit, meint er, könnte, wenn man ihr immer wieder die Uebel, die sie birgt, unter die Nase schiebt und ihr immer wieder scheltend und prügelnd zusetzt, nachgerade »verprügelt« werden und abgestumpft; sie könnte sich an die Uebel, »zu deren Abschaffung doch nicht das Geringste geschieht«, gewöhnen und sich über nichts mehr wundern. Nun, die »Abschaffung der Uebel« kann ich selbst bei besserer Unterstützung durch die ‚Deutsche Zeitung' nicht decretieren. Aber ich glaube auch nicht, dass sich die Leute an die Uebel, die man nur aufdeckt, nie abschafft, gewöhnen. Ich glaube vielmehr, dass sie sich an die Uebel gewöhnen, die man nicht einmal aufdeckt, und sich ihrer entwöhnen, je öfter man sie aufdeckt. Denn die Vertrautheit mit den Uebeln ist der Uebel schlimmstes, und je eindringlicher man den Menschen auseinandersetzt, dass die moderne Presse eine Culturgefahr bedeutet, desto besser immunisiert man sie. Aber selbst an den Leuten, die »sich über nichts mehr wundern«, ist Malz und Hopfen nicht verloren. Schließlich werden auch sie noch nicht so »abgestumpft« sein, dass sie sich nicht mindestens

über das Erscheinen eines börsenliberalen Toleranzedictes in einem christlichsocialen Blatte wundern sollten . . .

Der um die Erhaltung der Corruption besorgte Antisemit hat noch ein weiteres Bedenken. Er erinnert an die »eingehenden und, wie man wohl im Allgemeinen zugeben kann, bis ins Detail zutreffenden Berichte aus den verschiedenen Aemtern und Kanzleien«, die in der ‚Fackel' erschienen sind. Die können doch nur von Subalternbeamten stammen, die »aus irgendeinem Grunde gegen ihren Vorgesetzten erbittert« sind! Und muss dies nicht »die Disciplin und die ordentliche Arbeit in jeder Art von Betrieb auf's empfindlichste schädigen«? Und »was soll man von einem Unternehmen denken, das die Rancune und Rachsucht der Subalternen gegen den Chef ausnützt«? Natürlich »zu Geschäftszwecken« ausnützt! Heißt das nicht selbst die ärgste Corruption treiben? . . . . Wie man's nimmt. Wenn sich antisemitische Blätter z. B. ein Circular, das ein jüdischer Verein an seine Mitglieder sendet, mit Hilfe eines Vereinsangestellten verschaffen, so will mir dies in der That als eine Benützung des Vertrauensmissbrauches zu Geschäftszwecken erscheinen. Wenn aber im Joche unwürdiger Vorgesetzter seufzende Subalterne sich an ein unabhängiges Blatt wenden, so hat sich der Herausgeber nur zu fragen, ob ihr Verrath einem öffentlichen Interesse dient. Sicherlich muss, wofern nur die Anzeige stichhältig ist, ihr Motiv für mich belanglos sein. Selbst die Möglichkeit einer Lockerung der Disciplin in einem öffentlichen Betriebe kann mich nicht abhalten, seine Schäden aufzudecken, wenn diese erwiesenermaßen ärger sind als der zu riskierende der gelockerten Disciplin. Das Ethos des Angebers interessiert mich nicht. Ich mag von der Discretion des Privatbeamten, der mich die Lumpereien eines Verwaltungsrathes, von der Treue des staatlichen Subalternen, der mich die verrotteten Zustände im

Allgemeinen Krankenhause kennen lehrt, die geringste Meinung haben, seiner Mitwirkung werde und muss ich mich bedienen, wenn meine anticorruptionistischen Collegen zu taktvoll oder zu feige sind, im Interesse der Oeffentlichkeit und gegen ein Privatinteresse zu wirken.

Wenn Herr Wähner, der Herausgeber der ‚Deutschen Zeitung‘, in seinem Blatt über Geschäftmacherei sprechen lässt, so wird er die Börsenfachmänner als Lacher auf seiner Seite haben. Aber die Aufgabe eines christlichsocialen Parteiorgans dürfte die ‚Deutsche Zeitung‘ nicht in dem Streben bethätigen, den Mantel christlicher Nächstenliebe über die socialen Uebel zu breiten. Und wenn sich maßgebende und ernste Männer, die der Partei nahestehen, längst über die literarischen Qualitäten ihrer Presse klar sind, so müsste man ihnen nicht so plötzlich über den geringen Unterschied die Augen öffnen, der auch im Punkte der Moral die Wiener antisemitische von der Wiener jüdischen Journalistik trennt.

Mir erscheint, ich wiederhole es, die zweite als die weitaus mächtigere und weitaus gefährlichere. Die Feindschaft der andern hat sie nicht zu fürchten; sie fühlt, dass sie nur den Neid antisemitischer Stümper der Corruption gegen sich hat. Bekenntnisse wie das in der ‚Deutschen Zeitung‘ niedergelegte mehren ihren Einfluss. Die liberale Presse erlebt die Genugthuung, in der antisemitischen all' das gegen den lästigen Erwerbsstörer ausgesprochen zu finden, was selbst zu sagen sie sich zu vornehm dünkt. Darum hat mich der Inhalt des Feuilletons »Der Koprophor« so sehr überrascht. Und nicht aus dem Grund, weil mich der Titel etwa zu der Erwartung angeregt hätte, in der ‚Deutschen Zeitung‘ eine der schmutzigsten Affairen im christlichsocialen Lager besprochen zu finden. Man erinnert sich an die Angelegenheit des antisemitischen Gemeinderathes, der der Commune die Koprophor-Apparate, an deren Erzeugung er interessiert war,

aufdrängen wollte. »Koprophor« ist wahrlich ein passendes Stichwort, wenn ein christlichsociales Blatt für das Verhüllen der Corruption eintreten will.



Der Wiener Freisinn ist in jüngster Zeit ungemein rührig geworden. Er ist aus dem Restaurant »zur Kugel« am Hof in das Restaurant »Kohlmarkt« in der Wallnerstraße übersiedelt. Ob diese That der »Fortschrittsfreunde« auch wirklich einen Fortschritt bedeutet, weiß ich nicht. Man müsste die Qualität und die Preise von Speise und Trank in den beiden Gasthäusern vergleichen .... Der Wiener Freisinn hat noch mehr gethan: er hat etwa viertausend Kronen für einen Kranz gesammelt, der auf Heinrich Heines Grab niedergelegt werden soll. Zu diesem Zwecke war ein Comité freisinniger Bürger und ein Comité freisinniger Studenten gebildet worden. Die geringen Comitéspesen bestanden im Wesentlichen in den Kosten des Druckes von Visitkarten. Der Text dürfte gelautet haben: »N. N., Mitglied des Comités freisinniger Studenten in Wien zur Einleitung von Sammlungen behufs Niederlegung eines Kranzes auf dem Grabe des Dichters Heinrich Heine«. Alle Visitkarten sollen in einem Album aufbewahrt werden. Was man mit den überschüssigen 3527 Kronen 44 Hellern anfangen wird, ist noch unsicher. Zunächst ist ein Comité gewählt worden, das mit bildenden Künstlern Unterhandlungen pflegen soll. Etwaige Entwürfe von Bronzekränzen werden voraussichtlich einem Subcomité vorgelegt werden. Der Entwurf des freisinnigsten Künstlers soll zur Ausführung gelangen Mit dem Reste des Geldes beabsichtigt man eine Heine-Feier in Wien zu veranstalten, zu der

auch die socialdemokratische Arbeiterschaft herangezogen werden soll. Die ‚Arbeiter-Zeitung' will freilich von einer solchen Feier nichts wissen. Es wird nöthig sein, dass die Freimaurerloge sich da ins Mittel legt und dass man, wenn sich der Genosse Schuhmeier störrisch zeigt, wie im vorigen Jahre, den Bruder Schuhmeier heranzieht. Sollte trotzdem die Feier unterbleiben müssen, so möchte ich an Stelle der freisinnigen eine immerhin sinnige und im Sinne Heines liegende Ehrung vorschlagen. Heine hat bekanntlich bitter darüber geklagt, dass an seinen Sterbetagen »nichts gesagt und nichts gesungen« würde. Man sollte — zur Beruhigung des Stadtrathes wie der Liberalen — an Heines Grab für das überschüssige Geld abwechselnd eine Messe lesen und einen Kadosch sagen lassen ..... Oder will man das Geld nicht vielleicht zum Ankaufe des Kranzes verwenden, den der Wiener Freisinn am Grabe Dittes' niederzulegen beschlossen hat? Wenn's dann noch nicht alle ist, wüsste ich noch andere Gräber des Wiener Freisinns zu nennen. Einige warten freilich noch auf ihre Bewohner, die unter uns herumwandeln und jedem, der es hören will, versichern, dass sie noch leben ......

Noch lebt übrigens, allen Spöttern zum Trotze, die Wiener Fortschrittspartei. Und einer ihrer Veteranen, Herr Dr. Josef Kopp, hat ein Mittel gefunden, um ihren Besitzstand nicht bloß zu erhalten, sondern in ungeahnter Weise zu vergrößern. Das »Festhalten an der Verfassung«, erklärte er, ist »das Schibboleth der Fortschrittspartei«. Schibboleth, das war, wenn meine biblischen Erinnerungen mich nicht trügen, das Wort, das als Erkennungszeichen für Jephtas Mannen diente. Die Gegner konnten es nicht aussprechen. Wenn nun das »Festhalten an der Verfassung« das Erkennungszeichen der Fortschrittsmänner ist, dann gehören nicht nur alle Parteien der »deutschen Gemeinbürgschaft«, die Christlichsocialen eingeschlossen, und nicht nur die Anhänger des Dr. Ebenhoch, der

neuestens so energisch für das Festhalten an der Verfassung eintritt, zur Fortschrittspartei; auch die österreichischen Regierungen, von Carlos Auersperg bis zu Taaffe, Badeni und Koerber, haben insgesammt eidlich gelobt und in ihren Programmen verkündet, dass sie an der Verfassung festhalten wollen. Und es ist nicht bekannt, dass in Oesterreich jemals ein Ministercandidat sein Ziel nicht erreicht hätte, weil ihm die Zunge versagte, als er das Schibboleth des Wiener freisinnigen Jephta, das »Festhalten an der Verfassung«, bei der Eidesleistung aussprechen sollte.

* * *

Die wirtschaftliche Fehde, die das Budapester Schmockthum etwa im Monate Juni gegen unsere Stadt eröffnet hat, dürfte wohl noch nicht beendet sein. Man muss bedenken, dass die Unterstützung durch den Wiener Liberalismus gerade in den Sommermonaten eine ergiebige war. Die Zeit, wo in Wien dem Fremdenverkehr nachgerechnet wird und die Reporter der liberalen Blätter sich mit Berufung auf den bekannten und jetzt schon ziemlich beständigen »Niedergang Wiens« als Communalhochveräther aufspielen möchten, hat uns heuer ja auch wieder einen kräftigen Allarmruf des Herrn Hofrathes Nothnagel gebracht. Es war — in einer Generalversammlung des »Vereines zur Abwehr des Antisemitismus« ausgestoßen — der Sehnsuchtsschrei nach einem »finanziellen Krach« in Wien. Und richtig geht drei Monate später, wenn auch nicht Wien, so doch »Venedig in Wien« zugrunde. Und die Zeichendeuter der Zeit, die in den liberalen Redactionen sitzen, lassen die Köpfe hängen. Dass die Wiener Bevölkerung sich nicht ein Jahrhundert hindurch von den Wundern Gabor Steiners, dieses Magus aus dem Osten, fesseln lassen will, dünkt sie ein Beweis traurigster Decadence, wie er nur unter einem »clericalen« Gemeinderathsregime zu erbringen sei. Aber die Budapester Kampfgenossen, die zwar selbst ein Oes-Budavar zu beklagen haben, ermuthigt solches Treiben. Und so kann denn heute die über die Wiener und Budapester Redactionen zerstreute Familie Singer stolz auf die Wirkungen des Boykotts hinweisen, den sie über Wien »verhängt« hat. Der gefährlichste Gegner Wiens ist Herr Arthur Singer, der das ‚Neue Budapester

Abendblatt', »liberales Organ«, herausgibt und Oesterreich in Leitartikeln und Notizen als seinen »Erbfeind« bezeichnet. »Kauft nur in Ungarn!« ist die Parole, mit der Herr Singer irredentistische Cavaliere, die in Wien ihren Kleiderbedarf decken möchten, einzuschüchtern versucht; — wenn sie schon durchaus nicht davon abzubringen sind, in Wien zu kaufen, so mögen sie doch wenigstens in Pest abonnieren. Herr Singer sagt in einem seiner Leitartikel ausdrücklich: »Den Vaterlandsverrath dieser Leute zu stigmatisieren, ist das Mittel, durch welches wir unseren Zweck erreichen wollen.« Herr Singer beklagt, dass nicht nur die Familien Matlekovits und Guttmann die Aussteuer ihrer Töchter in Wien anfertigen ließen, sondern dass neuestens auch der Abgeordnete Berthold Weiß anlässlich einer Hochzeit in seinem Hause dieser »an Vaterlandsverrath streifenden Mode« gehuldigt hat. Graf Andrássy hat »beim Wiener Schneider Prix, der direct deshalb nach Budapest kam, 16, sage und schreibe sechzehn Anzüge bestellt«. Singer macht aus seinem Herzen keine Mördergrube. »Wir wollen« — sagt er klipp und klar — »den Chauvinismus, welchem wir in politischer Beziehung offen huldigen, auch auf das wirtschaftliche Gebiet übertragen.« Und: »Wir werden die geehrten ständigen Kundschaften der ausländischen Firmen terrorisieren.« Folgt eine lange Liste von Budapester Kunden eines Wiener Herrenschneiders, die so verworfen sind, ihr Geld nach Wien zu tragen, »wo man den Magyarenhass auf offener Straße predigt und wo ein Lueger residiert«. Bei einem der Proscribierten wird besonders bemerkt, dass er sogar sein ungarisches Nationalcostüm bei einem Wiener Schneider habe anfertigen lassen, »nachdem er gnädigst geruhte, den Stoff hiezu in Budapest anzukaufen«. Und von einem Unverbesserlichen wird gesagt, dass er »sein letztes Taschentuch aus Wien bezieht«. Bald hat die Singer'sche Propaganda einen Erfolg: »Der Handelsminister Hegedüs, der, wie wir bereits berichteten, bisher in Wien arbeiten ließ, bezog gestern einen Ueberzieher von einem hiesigen Schneider und bestellte sich bei demselben auch einen Gehrock.« ... Herr Singer hat aber noch ein anderes Mittel gefunden, um die Einwohner Budapests an ihre patriotische Pflicht zu erinnern. Er versendet ein Rundschreiben, in dem er erklärt, »nicht rasten und nicht rosten« und »die geehrten Kunden Wiens und ausländischer Firmen« nach wie vor »an den Pranger stellen« zu wollen. Sein »Ziel« aber lasse sich nur dann erreichen, wenn drei

Wünsche der Redaction und Administration des ‚Neuen Budapester Abendblattes' in Erfüllung giengen: »1. Die Herren Kaufleute mögen uns durch fach- und sachgemäße Beiträge unterstützen und uns schonungslos bekanntgeben, wenn jemand seinen Bedarf nicht im Inlande deckt. 2. Die Herren Kaufleute mögen auf unser Blatt abonnieren und unser Blatt Freundes- und Bekanntenkreisen empfehlen. 3. Die Herren Kaufleute mögen bei Aufgabe von Inseraten stets auch unser Blatt freundlichst berücksichtigen.«

Ein Budapester Kaufmann hat mir das interessante Document und mehrere Nummern des Blattes zugesendet und einige Zeilen beigefügt, aus denen ich die Versicherung herauszuhören glaube, dass das ungarische Nationalgefühl, dort wo es wirklich vorhanden war, sich auf die Reizungen des Herrn Singer hin in ein Gefühl des Ekels verwandelt hat. Ich weiß nicht, wo Herr Singer das ungarische Nationalcostüm seiner Gesinnung, das er stolz zur Schau trägt, bestellt hat; dass es in Ungarn nicht angefertigt wurde, dünkt mich gewiss. Und ich weiß, dass auch er seine Geschäftsverbindungen mit dem Ausland hat und dass er speciell in Wien seinen Bedarf an Informationen deckt. Herr Singer ist Correspondent mehrerer liberaler Blätter Wiens, hat früher das ‚Fremdenblatt' und — zur Zeit, da sie österreichisches Regierungsblatt war — die ‚Reichswehr' bedient, und es liegt die Vermuthung nahe, dass er das reiche Material für seine Denunciationen aus der ‚Neuen Freien Presse' oder irgendeinem andern gemeindefeindlichen Wiener Blatte bezieht. Wahrscheinlich haben unsere Schmöcke sorgfältig ausgeschnüffelt, welche Ungarn bei Wiener Firmen kaufen, und lassen nun die Rache an den Antisemiten von Budapest aus vollziehen.

* * *

Die ‚Oesterreichische Wochenschrift' des Dr. Bloch, das »Centralorgan für die gesammten — zehn- und mehrpercentigen — Interessen des Judenthums« veröffentlicht in der Nummer vom 12. October eine Mittheilung aus London »über die Juden in Johannesburg«. Man wird in Oesterreich sicherlich mit Genugthuung vernehmen, dass zahlreiche Juden des Transvaal sich in das bekanntlich von Oesterreichern gegründete Polizeicorps einschreiben ließen. Einzelne Juden, vorzüglich holländischer und reichsdeutscher Herkunft, traten

auch in die Burenarmee ein; die Namen dieser Braven, die die ‚Oesterreichische Wochenschrift‘ für »bekannt« erklärt — was ja bei den Herren Müller, Isaacsohn, Wertheim, Blumenthal auch wirklich zutrifft — mag, wen's freut, in der Zeitschrift des Rabbi Bloch nachlesen. Seltsamerweise wird aber dort der Name gerade jenes Mannes verschwiegen, dessen muthige That ausführlich, wie folgt, geschildert wird: »Ein interessantes Abenteuer hat in allerjüngster Zeit der Präsident der New-Hebrew-Gemeinde zu Johannesburg erlebt. In einer mondlosen Nacht wurde er in seiner im Oranje-Freistaat gelegenen Farm von zum Corps des berühmten De Wet gehörenden Buren geweckt, die ihn freundschaftlichst aufforderten, für die Republik die Waffen zu ergreifen. Auf seine Weigerung wurde er als Gefangener fortgeführt. Als solcher musste er wochenlang alle Kreuz- und Querzüge des quecksilberigen De Wet mitmachen, bis es ihm eines Tages doch gelang, sich unsichtbar zu machen; volle zwei Tage und zwei Nächte musste er sich vor den ihn suchenden Buren in einer der südafrikanischen Dongas verstecken. Nach Abzug der Buren suchte er das Weite, um nach zahlreichen Anfechtungen und zum Skelet abgemagert endlich in die Nähe der englischen Linien zu gelangen« ... Wahrlich, Rabbi Bloch, der unermüdliche Verkünder jüdischen Ruhmes, ist zu bescheiden, wenn er die heroische That des Präsidenten der New-Hebrew-Gemeinde zu Johannesburg nur als »ein interessantes Abenteuer« bezeichnet. Mich dünkt sie der stärkste Ausdruck jener tiefen Loyalität, die an den »vaterlandslosen« Israeliten von ihren Bewunderern so oft gepriesen wird, einer Loyalität, die ein so inniges und innerliches Gefühl ist, dass ihr das äußere Object vollkommen gleichgiltig scheint, und die darum heute den Buren in gleicher Weise entgegengebracht wird wie morgen den Engländern, die inzwischen durch Annexion die »rechtmäßigen« Herren des Landes geworden sind. Der Streit zwischen England und den südafrikanischen Republiken ist heute eine res judicata, und der loyale Präsident der Johannesburger New-Hebrew-Gemeinde gehorcht mit heroischer Ueberwindung der Obrigkeit, die Gott und Lord Roberts eingesetzt haben. Bis etwa De Wet eine »neue Thatsache« schafft, die die Wiederaufnahme des Verfahrens zur Folge haben und die Loyalität des braven Präsidenten wieder den Buren zuwenden wird.

* * *

Unsere »Concordia« - Leute, die neulich die »Wienerinnen« des Herrn Bahr zu loben entschlossen waren, geriethen in schlimme Verlegenheit. Auf der Bühne ward immer wieder von wahrer und falscher Secession geschwätzt, und sie wussten nicht, was damit gemeint war. Und wenn sie auch sämmtliche Feuilletons des Herrn Bahr gelesen hätten, sie hätten's nicht erfahren. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit des Herrn Bahr, die neulich auch in einer Kritik seines Buches »Secession« in der ‚Neuen Deutschen Rundschau' hervorgehoben wurde, dass er über die Kunstwerke, die er lobt, niemals etwas sagt, wonach man sie von jenen, die er tadelt, unterscheiden könnte; ja, dass er über Kunstwerke überhaupt niemals etwas sagt, sondern nur über die Künstler, die seine Freunde oder Feinde sind. So viel nun konnten die Kritiker aus den »Wienerinnen« wohl entnehmen, dass Herr Bahr die Werke Olbrichs als wahre Secession bezeichnet. Aber jene unter ihnen, die den »Salon Berl«, die Villa Friedmann in der Brühl und die Villa Bahr in St. Veit nicht kennen, wurden dadurch nicht klüger. Als sie daher im zweiten Acte der »Wienerinnen« den Salon sahen, den der Architect Ulrich eingerichtet hat, wussten sie nicht, wie sie darüber urtheilen sollten. Der Salon missfiel ihnen auf's Aeußerste, und hätte ihnen doch gefallen sollen. Da war nur eines möglich: es musste ein Irrthum unterlaufen sein. Herr Tann-Bergler stellte im ‚Neuen Wiener Journal' fest: »Das Intérieur des zweiten Bildes, das doch ‚echt' sein muss, eine Schöpfung des Architecten Ulrich, der darin als ein wirklich Moderner, als ein Schaffender und Könner sich erproben soll, muthete wie eine Vergschnasung der ‚falschen Secession' an. Das war ja die reine Demonstration gegen die Absichten des Autors.« Aber man durfte nicht glauben, dass es etwa Herrn Bukovics' Absicht gewesen wäre, gegen seinen Freund Bahr zu demonstrieren, etwa aus Rache dafür, dass Bahr Herrn Bukovics seine »secessionistische« Villa

just vor's Fenster hingestellt hat. Der kluge Eduard Poetzl, der seinem Referat geschickt den Widerwillen, das collegiale Machwerk loben zu müssen, anmerken ließ, vermuthete im ‚Neuen Wiener Tagblatt', dass ein »empfindlicher Regiefehler« geschehen sei: »Der vernünftige Architect Ulrich«, schreibt er, »wohnt in einem Salon, bei dessen Anblick ein Gekicher durch das ganze Haus gieng. Wenn das nicht falsche Secession ist, dann gibt es überhaupt keine.« Herr Julius Bauer wusste nicht, was er zu dem Salon sagen sollte. »Nu, Herr Bauer«, fragte ihn ein Premièrengast, »wie gefallt Ihnen der Salon?« »Is es denn ein Salon?«, antwortete Bauer fragend, gieng nach Hause und schrieb ins ‚Extrablatt', im zweiten Acte der Wienerinnen sei »ein nach Secession riechendes Gemach« zu sehen — die Nase ist bekanntlich das hervorragendste Sinnesorgan des Herrn —, »von dem man nicht weiß, ob es ein Salon ein Speisezimmer oder eine Kegelbude ist.« Herr Ludwig Fischl, Bahrs Redactionscollege in der ‚Oesterreichischen Volks-Zeitung', war vorsichtiger als die Genossen; er glaubte nicht leichtfertig an einen Regiefehler, erkundigte sich und wusste dann zu melden: »Der Secessionssalon im zweiten Act ist an und für sich eine Sehenswürdigkeit; er scheint direct aus Olbrichs ‚Ideen' zu stammen.« Und Herr Marco Brociner vom ‚Wiener Tagblatt' konnte mit Bestimmtheit versichern: »Schließlich dürfen wir auch die originelle secessionistische Ausstattung der zwei letzten Acte nicht unerwähnt lassen. Dieselbe wurde nach Skizzen des Herrn Olbrich angefertigt.«

Man wird geneigt sein, anzunehmen, dass die Kritiker mit ihren einander widersprechenden Urtheilen wie gewöhnlich allesammt Unrecht gehabt haben. Im ersten Augenblick könnte die Behauptung verblüffen, dass sie vielmehr allesammt Recht gehabt haben. Die Ausstattung des Salons im 2 Acte der »Wienerinnen« stammt thatsächlich von Olbrich. Aber schon einmal ward hier erklärt, dass Herr Olbrich als »Ideen« zu

bezeichnen beliebt, was noch vor kurzem mit dem wienerischen Wort Gschnas viel treffender charakterisiert wurde. Mein mehrfach geäußertes Urtheil über Herrn Olbrich scheint ja Herr Bahr überhaupt in den »Wienerinnen« bekräftigen zu wollen. Olbrichs Kunst habe ich als die Kunst der Schottenringkreise bezeichnet; dass Herr Olbrich diese Kreise nicht nur durch seine »Werke«, sondern auch durch seinen persönlichen Umgang beglückt, nehme ich gern zur Kenntnis. Dass er sich aus ihnen auch eine Gattin wählen könnte, ist wohl nicht mehr als eine poetische Freiheit, die er hoffentlich Herrn Bahr, der sich schon so viele Freiheiten genommen hat, verzeihen wird. Es müsste denn das Wort vom goût juif, das die Pariser auf die Werke des Herrn Olbrich anwenden, in seiner strengsten Bedeutung zu nehmen sein. Aber wird Herr Olbrich es seinem »Macher« Bahr verzeihen können, dass dieser ihm, den ich doch stets für einen Künstler, wenn auch für einen in falscher Richtung strebenden, gehalten habe, gar kein eigenes Kunstdenken und Kunstempfinden zumuthet, dass er ihn beständig die plattesten Phrasen aus Bahr'schen Tagblattfeuilletons reden lässt?

Man ist in Künstlerkreisen, wenn auch ein durch kritische Banalitäten verdummtes Publicum wenig davon merkt, über die Schlagworte der letzten Jahre schon längst hinaus und hat geraume Zeit, ehe Herr Bahr über wahre und falsche Secession auf der Bühne docierte, begriffen, dass es sich heute wie immer um nichts anderes als um wahre und falsche Kunst handelt. Und man strebt — wir können's an Josef Hoffmanns letzten Arbeiten und den Leistungen seiner Schule sehen — von dem decorativen Ueberschwang, in dem man sich eine zeitlang gefiel, zum ehrlichen constructiven Denken des Meisters Otto Wagner zurück. Herrn Olbrich versagt niemand die Anerkennung für seine bemerkenswerte Geschicklichkeit im Ornament, eine Geschicklichkeit, die er noch von seiner Thätigkeit

in der väterlichen Lebzelterei her bewahrt hat. Aber man sieht nicht mehr eine verblüffende »Originalität« darin, wenn Herr Olbrich Ornamente, die wir längst von Möbelstoffen kannten, in Holz auf Kasten klebt. Und man wehrt sich vollends dagegen, dass einer die Lebzelterkunst als den Gipfel künstlerischen Schaffens in Oesterreich, als »österreichischen Stil« rühmen will Die Herren aus der Secession verwahren sich — auch in Zuschriften an meine Adresse — immer energischer gegen die Verantwortung, die ihnen von Vielen für das Kunstgeschwätz des Herrn Bahr zugeschoben wird. Sie dürfen sich freilich an dem Irrthum nicht unschuldig wähnen. Haben sie nicht einen sinnlosen Satz Hermann Bahrs in ihrem Hause verewigt und haben sie Bahr nicht anfangs die Redaction des ‚Ver sacrum' übertragen? So haben sie alles dazu gethan. damit das Publicum glaube, die verlogene Gespreiztheit Bahr'scher Rede sei der Wiederhall ihrer Kunstbestrebungen. Und dieses Publicum weiß noch heute nichts davon, dass die Künstler, die Bahr als die Trompete ihres Ruhmes benützt haben, schon lange zur Erkenntnis gelangt sind, dass auch *ihre* Trompete von Blech ist.

* * *

Die Theater-Landescommission hat mit sich reden lassen, und die Operette konnte wieder in ihre alten Häuser einziehen. Mit ihr die alte Feuergefahr und die alte Langweile, freilich durch die neuen Ausgänge gemildert, in deren nächster Nähe die spärlichen Besucher jetzt mit mehr Ruhe das Ende der Operette erwarten. Wer etwa gemeint hat, dass an den von den Landesberg und Taund verunreinigten Stätten neue Kunsttriebe sich durchringen würden, ist heute bereits des Schlechteren belehrt. Rasch ward das feinere Werkchen des Franzosen Audran vom Spielplane abgesetzt und, als Weinberger und der unvermeidliche Buchbinder auf der Carl-Theaterbühne zu Worte kamen, schien es dem angestammten Publicum, wie die ‚Neue Freie Presse' feststellte, »als habe die eigentliche Eröffnung des Carl-Theaters

erst an diesem Tage stattgefunden«. Ganz ohne alle Ironie theilt der Kritiker mit, dass man von Weinberger und Buchbinder »die gewohnten Theatergenüsse erwartete«. Und wirklich fand man — der Name Buchbinder bürgte dafür — eine Handlung ohne »Blödsinn und Schlüpfrigkeit«, wirklich hörte man, wie Herrn Weinberger »aus schier unerschöpflichem Born« die Melodien quollen. Herr Weinberger hatte »auch als Künstler ausserordentliche Fortschritte gemacht«. Eingeweihte wollen sie darin finden, dass er jetzt seine »Compositionen«, die er früher einem Musiker vorpfiff, bereits mit einem Finger auf dem Clavier spielen kann. Aber mochten Weinberger und Buchbinder dem Publicum was immer bieten, der tantièmenhungrigen Schar der Pressmenschen galt die Aufführung als der siegreiche Handstreich, mit dem von einem Boden, der ihnen fast schon entzogen war, abermals Besitz ergriffen wurde. Wieder einmal und wohl endgiltig sind die Musiker von ihm vertrieben worden. Einer von ihnen, der erste Capellmeister des Theaters, soll sich freiwillig vor Herrn Weinberger zurückgezogen, ja sich contractlich gegen die Zumuthung, die Aufführungen der »Diva« zu leiten, gesichert haben. Wie sonst musikalische Menschen über die Operettenkunst des Herrn Weinberger denken, mag man aus den ‚Concordia'-Blättern selbst ersehen. Zwar sind deren Musikkritiker zum guten Theile kaum redlicher als ihre Collegen auf anderen Gebieten, aber keiner von ihnen wäre so verworfen, Herrn Weinberger als Componisten ernst zu nehmen oder gar zu loben. Und da dem Adoptivsohne des Herrn Wittmann Lob gespendet werden musste, blieb nichts übrig, als dass statt der Musikkritiker die Localreporter über eine Operettenpremière berichteten. Herr St—g, der sich auf Musik so gut wie auf Witz versteht, darf über Weinberger und Buchbinder schreiben, was ein Mindestmaß von Selbstachtung Herrn Heuberger zu schreiben verbieten musste.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herrn von Schießl, Director der kaiserlichen Cabinetskanzlei. Wollen Sie endlich dafür sorgen, dass der Artikel in Nr. 54 der ‚Fackel', der die in dem Schreiben an Erzbischof Stadler enthaltene völkerrechtliche Ungeheuerlichkeit aufdeckt, dem Monarchen vorgelegt wird. Es ist ein alter Usus, dass täglich im Pressbureau eine

Collection von Zeitungsstimmen, die das in der Politik Wichtigste und Wesentlichste besprechen, für den Monarchen zusammengestellt wird, und Sie haben darüber zu wachen, dass diese Sammlung möglichst übersichtlich und vollständig ausfällt. Zahllose Ausschnitte aus Journalen, die sich mit der Affaire Stadler befassten, sind dem Kaiser in diesen Tagen überreicht worden. Das Pressbureau hat es aber unterlassen, den Artikel der ‚Fackel', der eine von keinem anderen Journal berührte Seite der Angelegenheit behandelt und die Meinung eines hervorragenden Völkerrechtslehrers wiedergibt, der für den Monarchen bestimmten Sammlung einzuverleiben. Da das Pressbureau sich hiebei lediglich von der Rücksicht auf Ihre Person — der Artikel war »Eine Rüge an Herrn v. Schießl« betitelt — leiten ließ, so ist es Ihre Pflicht, den Artikel zu reclamieren, eventuell mit Gewalt dem furchtsamen Pressbureau zu entreißen und irgend eine Ausrede für die verspätete Unterbreitung zu ersinnen. Der Kaiser wird von dem juristischen Lapsus, den Ihre Rüge an Herrn Dr. Stadler enthält, gewiss peinlich berührt sein; aber die selbstaufopfernde Bereitwilligkeit mit der Sie ihm die Rüge an Herrn v. Schießl unterbreiten, dürfte ihn versöhnlich stimmen. Nur Muth, nur Muth!

Diplomat. Natürlich ein Unsinn. Wenn die Leute im Auswärtigen Amt nichts Gescheiteres zu thun und nichts Triftigeres gegen mich vorzubringen haben, so ist das recht bedauerlich. Sagen Sie ihnen also: Es ist mir nie eingefallen, der panslavistischen Presse Russlands gefällig sein zu wollen. Ich habe nie der Redaction der ‚Rossija' oder deren Wiener Correspondenten — ich weiß nicht einmal, wie er heißt — den Bürstenabzug irgend eines in der ‚Fackel' erschienenen Artikels zur Verfügung gestellt. Dass die ‚Rossija' den in Nr. 38 veröffentlichten Brief eines »Freundes Oesterreichs am serbischen Hofe« reproduciert hat, weiß ich. Ob die Redaction in einer einleitenden Anmerkung so gethan hat, als ob sie meiner »Liebenswürdigkeit« dabei etwas zu verdanken hätte, weiß ich nicht, da ich die Nummer, die den Nachdruck brachte, nie erhalten habe. Aber jedenfalls dürfte eine ähnliche Flunkerei — Zeitungsleute sind eben auch in Rußland Zeitungsleute — in der ‚Rossija' gestanden sein. Denn der St. Petersburger Herold, ein deutschgeschriebenes und Herrn Goluchowski dienstwilliges Blatt, machte damals einen plumpen Ausfall gegen die ‚Fackel' und schrieb: »Die ‚Fackel' hat von einem Belgrader Freunde ein Exposé unter dem spannenden Titel »Goluchowski und Milan« erhalten, und der Wiener Correspondent der ‚Rossija' hat sich heißhungrig auf den Bürstenabzug dieses Exposés gestürzt und über das Machwerk nach Petersburg berichtet.« Ich kann nun wirklich nicht sagen, ob ‚Rossija' oder ‚St. Petersburger Herold' gelogen hat. Gelogen wurde; — und im Ministerium des Aeußern geglaubt. Ich wiederhole: Es war ein Nachdruck, von dem ich nichts wusste und zu dem das Blatt nicht einmal meine Zustimmung eingeholt hat. Ich müsste aber lügen, wenn ich leugnen wollte, dass er mir angenehmer war, als den Herren im Pressbureau des auswärtigen Amtes.

Client. Sie finden es begreiflich, dass das ‚Wiener Tagblatt‘ (Abendblatt vom 18. Oktober) an den Edelmuth der Vertheidiger im Belgrader Attentatsprocess nicht glauben will, die jetzt nach der Begnadigung der »Hochverräther« solidarisch beschlossen haben, von ihren Clienten kein Honorar zu fordern, ja sogar auf die Vergütung ihrer Barauslagen zu verzichten. Der Advocat Frischauer, eine Zierde des »Barreau« in doppelter Bedeutung, ist ja der Eigenthümer des ‚Wiener Tagblatt‘, und man kann es verstehen, wie ihn die eigene Expensengier dazu treiben muss, die Motive seiner anspruchslosen Collegen hämisch zu verkleinern. Er meint, ihr edler Verzicht werde wohl der Einsicht von der Uneinbringlichkeit von Honorarforderungen bei ihren Clienten entsprungen sein und dem Bewusstsein, dass sie die Barauslagen »nach Landesbrauch« wohl selbst noch schuldig sind. Ach, wenn es doch in Oestereich Landesbrauch wäre, dass die Advocaten die Barauslagen schuldig bleiben!

F. Sch., Magistratsbeamter. Sie sind im Irrthum. Das Theaterbillet gilt ja nicht für die Aufführung eines bestimmten Stückes, sondern für einen bestimmten Tag. Da Sie am 29. September, als die Vorstellung abgesagt wurde, Ihr Billet nicht zurückgaben, musste die Theateradministration annehmen, Sie hätten es benützt. Natürlich wurde der Sitz für die Vorstellung am 3. October verkauft. Dass Ihnen nicht nachträglich das Geld für das unbenützte Billet zurückerstattet wurde, ist darin begründet, dass eben am 29. September über Ihren Sitz nicht anderweitig verfügt werden konnte. Den Schaden, der aus Ihrem Irrthum entstand, konnte aber doch nicht das Theater tragen. Uebrigens dünkt es mich ein geringerer Schaden, nur 2 K 20 h einzubüßen, als überdies noch Bahr's »Wienerinnen« ansehen zu müssen.

Englischer Leser. Dass die ‚Neue Freie Presse‘ den Wert einer 'half-crown mit 2 Kronen 52 Hellern statt 3 Kronen 4 Hellern und den eines Florin mit 1 Krone 88 Hellern statt 2 Kronen 42 Hellern angibt, ist eine Unwissenheit, die ich mir wohl erklären kann. In der ‚Neuen Freien Presse‘ kennt man nur jene Geldsorten, mit denen das Blatt bestochen wird; dazu aber gehören eben die Scheidemünzen nicht. Gleichwohl kann ich Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie schreiben: »These people, who are always so proud of their »Economist« and so often choose to compare themselves with the ‚Times‘, really ought to learn National Economy first like a little schoolboy, before putting up again a face, as if they would be Experts in Monetary Matters.« Aber ich versichere, dass die Herren von der ‚Neuen Freien Presse‘ von allen anderen Dingen, in denen sie sich für Sachverständige ausgeben, noch weniger als vom Geldwesen verstehen.

Leser. Im »Gesetz über die Ehe des Erzherzogs Franz Ferdinand« lautet eine Stelle wörtlich: »Er anerkannte und erklärte, dass d i e

aus dieser Ehe stammenden Kinder und deren Nachkommen, nachdem dieselben nicht Mitglieder des Erzhauses sind, ein Recht auf die Thronfolge in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern und somit auch im Sinne der Gesetzartikel 1 und 2 vom Jahre 1723 in den Ländern der ungarischen Krone nicht zusteht und von derselben ausgeschlosen sind.« Sie fragen, ob der Gesetzentwurf etwa in der ‚Neuen Freien Presse‘ redigiert worden sei.

Professor Jodl. Das ist eine Affenschande! Müssen denn immer Wiener Universitätsprofessoren bei den kindischesten Demonstrationen des Herrn Noske mitthun? Im letzten Winter hat Herr Philippovich Noske's Antrag unterzeichnet, die Antisemiten unter polizeiliche Ueberwachung zu stellen, und jetzt betheiligen Sie sich an dieser läppischen Heine-Grab-Bekränzerei. Begreifen Sie denn nicht, dass die Heine-Bewunderung eines Noske und der Seinen noch viel ekelhafter ist als die Heine-Gegnerschaft der Gregorig und Schneider? Solch ödes Treiben darf doch ein ernster Mann nicht unterstützen. Das ist das schlimmste aller Uebel in unserer Oeffentlichkeit, dass Männer, die man gern achten möchte, alles dazu thun, einem das bischen Respect, das man zum Leben so nöthig hat, auch noch zu verleiden.

Socius. Auf den Process Daszynski werde ich in der nächsten Nummer zurückkommen.

Wilhelm Singer-Verehrer. Ein Erfolg nach dem andern! Kaum hat sich Wien von der Sensation erholt, die es empfand, als es in einer Sonntagnummer des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ einen Brief Singers mit der Unterschrift der Frau Schratt lesen konnte. Und wieder wartet er uns mit einem »Schlager« auf. Aber diesmal triumphiert er nicht als Chefredacteur, sondern als »Präsident der internationalen Pressassociation«. Er hat etwas »durchgesetzt«. Sein eigenes Blatt erzählt stolz, wie das geschah. Ein italienischer Zeitungsherausgeber ist aus Oesterreich ausgewiesen worden. Ein Mailänder Journalistenverein wandte sich nun an Herrn Singer und beschwor ihn, zu untersuchen, »ob nicht durch die Ausweisung des Herrn Borghetti die österreichischen Gesetze umgangen wurden«. Herr Singer ist zwar nicht der Hüter der österreichischen Gesetze, wohl aber der Hüter der »internationalen Solidarität der Presse« und erklärte sich bereit, »einen Schritt bei dem Ministerpräsidenten zu thun». Wie man sieht, ist Herr Singer auch nicht der Hüter der deutschen Grammatik. Trotzdem wurde er von Herrn v. Körber empfangen. Er hat einen unerhörten Erfolg erzielt. Der Minister erklärte nämlich, dass er die »Möglichkeit einer Zurücknahme der Ausweisungsmaßregel nicht in Aussicht stellen könne. Der Herr Ministerpräsident gestattete Herrn Singer, diese Antwort den italienischen Collegen mitzutheilen.«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

r. 57 Wien, Ende October 1900 II. Jahr



Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	ganzjährig,	portofrei	K 7.—
» »	halbjährig,	»	» 3.60
» das Deutsche Reich,	ganzjährig,	»	M. 7.—
» » » »	halbjährig,	»	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines,	ganzjährig,	portofrei	» 8.20
» » » » »	halbjährig,	»	» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel‘ und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 57 WIEN, ENDE OCTOBER 1900 II. JAHR

Aus der Debatte des ungarischen Abgeordnetenhauses vom 25. October verdient die folgende Aeußerung des Ministerpräsidenten v. Szell erwähnt zu werden: »Der Abgeordnete Pichler hat bemerkt, dass die Ausschreibung der gegenwärtigen Wahlen in Oesterreich als der letzte verfassungsmäßige Versuch bezeichnet wurde. Wer das gesagt hat und wie man es gesagt hat, das weiß ich nicht. Ich erkläre aber, dass ich mit diesem Ausspruch nicht solidarisch bin«.

Wochenlang hat man in Oesterreich auf die politischen Parteien mit der Behauptung einzuwirken gesucht, der Kaiser habe Herrn Jaworski gesagt, dass die gegenwärtigen Wahlen »der letzte verfassungsmäßige Versuch« sind. Für einen solchen kaiserlichen Ausspruch müsste nicht bloß der österreichische, sondern auch der ungarische Ministerpräsident die Verantwortung übernehmen, weil er auf Grund der Gesetze von 1867 die Frage der Anwendung von nicht-verfassungsmäßigen Mitteln in Oesterreich mitzuentscheiden hat. Aber ist denn jener Ausspruch des Kaisers irgendwie beglaubigt, stärker beglaubigt als durch die berühmte Wahrheitsliebe des Herrn Jaworski, der vor Jahren einmal durch die entstellte Mittheilung eines Kaiserwortes einen Börsenkrach insceniert hat? Gegen den neuerlich überhand nehmenden Unfug, dass nicht-authentische Kaiserworte politisch ausgeschrotet werden, habe ich in den Nummern 41 und 42 der ‚Fackel' Verwahrung eingelegt. Ich erklärte damals, es gehe

nicht an, »dass die Aussprüche des Kaisers, in der Erinnerung der Personen, mit denen er sprach, und vielleicht durch ihre Absicht gefärbt, in die Oeffentlichkeit gelangen.« Und ich dachte an eine Einrichtung, die die Authenticität politischer Kaiserworte gewährleisten würde. Solange aber diese für die österreichischen Verhältnisse nothwendige Einrichtung nicht geschaffen ist, verlangt dem Treiben von Leuten gegenüber, die die Krone zu ihrem politischen Bettgenoss machen wollen, der constitutionelle Formensinn die Erklärung: »Wer das gesagt hat, was Ihr als Kaiserwort ausgebt, und wie man es gesagt hat, das weiß ich nicht.«

* * *

Da an den großen Dionysien des ersten Jahres der 89. Olympiade der Komiker Aristophanes, der von den Freisinnigen unter den Atheniensern als ein »niedriger und frecher Pamphletist« gehasst worden ist, in seinen »Wolken« den Sokrates auf die Bühne brachte und als einen Mann anklagte und verhöhnte, der da lehre, »wie Unrecht triumphiert durch Redekunst« und wie man seine Schulden loswerden könne, ohne den Gläubigern einen Obolos zu zahlen: stand der Philosoph von seinem Sitze im Theater auf und stellte es den Zuschauern anheim, mit der Caricatur, die auf der Bühne Namen und Maske des Sokrates trug, das Original zu vergleichen ... Die Männer von Athen sind wahrlich nicht wehleidig gewesen. Gleich Sokrates haben auch Perikles und Kleon die Pfeile des wüthenden Spottes und Zornes erduldet. Kleon hat freilich schon seinem satirischen Gegner Aristophanes einen Process angehängt. Aber erst acht Jahre nach Kleons Tod hat eine entartende Demagogie der Bühnenfreiheit Schranken gesetzt. Da verfiel die Komödie.

Bei uns hat sie nie aufblühen können. Die öffentlichen Plätze darf hierzulande die Satire nur an der Leine und mit dem Maulkorb angethan betreten.

Der Staat — so nennen sich bei uns die Behörden —, die Armee und die Kirche haben ihr als sacrosanct zu gelten. Und zu den aufgezwungenen Beschränkungen hat die österreichische Komödie neuerer Zeit freiwillig noch weiteren sich unterzogen. Auch Taussig und Wittgenstein sind sicher, von ihr nicht angegriffen zu werden; auch die Presse; und nicht am wenigsten die localen Machthaber und die localen Parteiverhältnisse. Selbst Dramen, die vielleicht auf diese Verhältnisse gedeutet werden könnten, sind unsere Bühnen verschlossen. Herr Bukovics hat Max Dreyers »Probecandidat« nicht etwa, weil's ein spottschlechtes Stück ist, abgelehnt, sondern, wie er im ‚Neuen Wiener Tagblatt' erklären ließ, weil es ein Tendenzstück sei, also — aus Vorsicht. Nur ein Gebiet hat die Fürsorge der Obrigkeit den Bühnensatirikern noch freigelassen, die nicht, wie die Herren Karlweis und Bahr, mit Witzen aus den ‚Fliegenden Blättern' und dem ‚Simplicissimus' auszukommen verstehen: die Socialdemokratie darf noch verhöhnt werden. Aber da bäumt sich das Rechtsgefühl unserer Socialdemokraten auf: wenn schon nicht gleiches Recht, so kann doch gleiches Unrecht für alle erkämpft werden. Die Censur, die sorglich Herrn Lueger wie Herrn Noske vor den Angriffen dramatischer Spötter schützt, darf diesen auch die Führer der Socialdemokratie nicht preisgeben. Und wenn sie's thut, dann muss man wohl den Socialdemokraten das Recht auf Selbsthilfe durch Theaterscandale zubilligen.

Wenn man selbst Polizei spielt, sollte man es dem Gegner nicht verargen, dass er nach Polizei ruft. In Wien freilich lässt klügere Ueberlegung diesen Ruf in der Kehle ersticken. Man weiß, dass gerade durch Theaterscandale, und nur durch sie, Dramen wie des Herrn Adamus »Familie Wawroch« sich erhalten können. Aber in Galizien sieht man in Theaterscandalen noch eine Gefahr. Kein Wunder also, wenn die Krakauer Polizei einschritt, als Herr Daszynski

und seine Anhänger vor drei Jahren im Krakauer Sommertheater gegen die Aufführung eines Stückes lärmend demonstrierten, das ein Staatsanwalt verfasst hatte und in dem ein Socialdemokrat, der die Bauern zum Diebstahl aufreizt, in der Maske des Abgeordneten der Stadt dargestellt wurde. Die Demonstration war überflüssig. War das staatsanwaltliche Dichterwerk missrathen, so war es auch ungefährlich. Aber selbst wenn's ein Kunstwerk gewesen wäre, hätte Herr Daszynski von den zweiundzwanzigtausend Krakauer Wählern, die ihm drei Monate vorher ihre Stimmen gegeben hatten, nicht so gering denken sollen, als könnte der Hohn des dichtenden Staatsanwaltes sie ihm abspenstig machen; er hätte übrigens den Schauspieler durch eine Ehrenbeleidigungsklage verhindern können, sich seiner Maske zu bedienen. Niemand weiß, wie eine freie Bühne auf die unfreien Geister in unseren Tagen wirken würde. Aber die Athenienser haben die Verhöhnung des Kleon durch Aristophanes mit einem Preise belohnt und sind doch Kleons Führung in der Politik und im Felde gefolgt; und sie haben die »Wolken« durchfallen lassen und doch später den Sokrates zum Tode verurtheilt...

Die Krakauer Polizei, von einem Dichter, der zugleich Staatsanwalt ist, gegen Socialdemokraten zu Hilfe gerufen, zeigte einen Eifer, als hätte es sich nicht darum gehandelt, die Freiheit der Bühnensatire zu schützen, sondern den Staat zu retten. Dem Abgeordneten Daszynski wurden nicht weniger als 14 Tage Arrestes zuerkannt. Doch nun griff der von der Polizei bereits hinlänglich gerächte Autor auch noch zur Selbsthilfe. Er schritt als Staatsanwalt gegen die Demonstranten wegen »Auflaufs« ein, und sechs von ihnen wurden verurtheilt. An Daszynski selbst traute man sich damals nicht heran, das Verfahren gegen ihn wurde eingestellt. Jetzt ist es wieder aufgenommen worden, und Mitte October 1900 — vierzig Monate nach der Demonstration im Krakauer Sommer-

theater — ist Herr Daszynski zu zehn Wochen strengen Arrestes verurtheilt worden.

Die führenden Wiener Blätter haben das Urtheil gemeldet, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Gegen Herrn Daszynski lag nichts Schlimmeres vor, als dass er sich die Belehrung eines Polizei-Commissärs über tactvolles Benehmen verbeten hatte, wodurch er, falls er sich etwa dabei kräftiger Worte bediente, eine Wachebeleidigung verübt haben kann; und dass er, als ein Theaterbesucher verhaftet wurde, gerufen haben soll: er wird hier bleiben! er hat das Recht dazu! — was ein Uebelwollender als Einmengung in eine Amtshandlung deuten könnte, wiewohl durch den Ausruf die Amtshandlung nicht gestört wurde. Aber Auflauf! Zehn Wochen strengen Arrests! Einem Autor fällt rechtzeitig ein, dass er eigentlich Staatsanwalt ist, und er bringt die Anklage ein. Die Richter erinnern sich, was sie dem Collegen von der Staatsanwaltschaft schuldig sind, erwägen, dass der collegiale Richterspruch zugleich für die Schlachta, deren gefährlichster Gegner der Angeklagte ist, eine Genugthuung zu bilden habe, und erklären einen Fehler gegen den guten Geschmack für ein schweres Vergehen, einen Theaterscandal für einen Auflauf. Und die Verweser der öffentlichen Meinung in der Centrale des Reiches, wo man doch die Rache der galizischen Justiz nicht zu fürchten hat, schweigen bei diesem Urtheil. Für sie gibt's keinen anderen Theaterscandal, als dass ein Stück des Herrn Herzl oder Schnitzler vom Burgtheater abgelehnt wird, und auf Jahrzehnte hinaus kein anderes Fehlurtheil als das von Rennes oder Kuttenberg. +

* * *

Zu den Bemerkungen über die Affaire Pfersche-Pastrée in Nr. 55 erhalte ich die folgende § 19-Berichtigung:

Es ist unwahr, dass der »Bund österreichischer Industrieller« von mir geleitet wird. Wahr ist, dass der »Bund österreichischer Industrieller«, vom Tage seiner Constituierung an, selbständig geleitet wird und von mir nach keiner Richtung hin beeinflusst wird oder beeinflusst werden könnte. Es ist unwahr, dass der in der ‚Neuen Freie Presse‘ vom 6. October erschienene 1½ Spalten lange Artikel vom Herrn Präsidenten Julius Pastrée nur gezeichnet und von mir verfasst wurde. Wahr ist, dass ich von diesem Artikel nichts wusste, bis derselbe am 6. October in der ‚Neuen Freien Presse‘ zum Abdruck kam. Es sind daher alle mich betreffenden Behauptungen des betreffenden Aufsatzes vollständig unwahr. C. J. Hauck.

*

Herr C. J. Hauck-Weiß, der Herausgeber der ‚Arbeit‘, des berüchtigten »Central-Organs der österreichischen Arbeitgeber«, bringt mich in Verlegenheit. Wie leicht kann jetzt Herr Pastrée berichtigen, dass der »Bund österreichischer Industrieller« nicht »selbstständig geleitet« wird! Auch ob jener Artikel in der ‚Neuen Freien Presse‘ von Herrn Hauck-Weiß verfasst war, ist jetzt fraglich geworden: Das Sprachgefühl spricht dafür, Herrn Hauck's Behauptung dagegen. Aber meine erbittertsten Feinde müssen zugeben, dass mein Sprachgefühl verlässlicher ist, als eine Behauptung des Herrn Hauck-Weiß.

* * *

Die Enquête über den Getreide-Terminhandel, die nun die dritte Woche tagt, hat die Frage zu entscheiden, ob man, um dem Unfug des Differenzgeschäftes in Getreide zu steuern, den Getreide-Terminhandel reformieren oder schlankweg unterdrücken soll. So wenigstens hat das Ackerbauministerium, das die Enquête einberief, und so hat der größte Theil der Oeffentlichkeit ihre Aufgabe verstanden.

Aber Frischauers ‚Wiener Tagblatt‘ blickt tiefer. Das Differenzgeschäft vernichten? Was heißt das anderes als: den Umsturz alles Bestehenden planen? »Unser — der Leser des ‚Wiener Tagblatt‘ — ganzes modernes Wirtschaftsleben ist aufgebaut auf dem freien Spiel« — an der Effecten- und der Producten-Börse. So ward uns am 25. October verkündet. Diesem freien Spiel Fesseln anlegen wollen, ist Antisemitismus, reactionäres Umstürzlerthum. Und wie oft hat nicht das ‚Wiener Tagblatt‘ schon dargethan, dass dieses reactionäre Treiben mehr als Socialismus und Anarchismus die »Gesellschaft« — der Leser des ‚Wiener Tagblatt‘ — gefährdet! Die Interessen der Wiener Börsenjuden sind aber bekanntlich zugleich die Interessen des freisinnigen Bürgerthums. Möge es also rechtzeitig gegen das Treiben in der Enquête über den Getreide-Terminhandel Einspruch erheben, gegen jenes »wilde Unterfangen, den gesammten Staat und die Gesellschaft aus den Angeln zu heben und an die Stelle der modernen Autoritäten wieder jene des Grundherrn zu stellen.« »Man sieht, es handelt sich dabei um etwas mehr, als um die Beseitigung des Differenzspiels in Weizen oder Mais.«

Das ‚Wiener Tagblatt‘ sagt gerade heraus, was ‚Neues Wiener Tagblatt‘ und ‚Neue Freie Presse‘ bloß anzudeuten wagen, wenn auch freilich die Andeutungen recht derb sind. Jedem socialpolitischen Beginnen tritt die Wiener liberale Presse mit solch verbissener Wuth entgegen, als wären Ausbeutung und Schwindel thatsächlich die unerlässlichen Lebensbedingungen der Wiener Judenschaft, die durch jene Presse spricht. Und eine Oeffentlichkeit, der die Ueberzeugung aufgedrängt wird, die wesentlichen Interessen des Semitenthums seien antisociale, kann auf die Dauer dem Trugschluss nicht entgehen, den Antisemitismus darum für social zu halten …

In einem Punkte aber bin ich mit dem ‚Wiener Tagblatt‘ gleicher Meinung: dass die Enquête bisher

nicht richtig geleitet wurde. Freilich, wenn zwei das Gleiche meinen, ist's oft nicht das Gleiche. Nicht, dass die Landwirte zu stark in der Enquête hervortreten könnten, scheint mir bedenklich, sondern dass die Art, wie die Vertreter der Händlerinteressen einvernommen werden, uns um den größten Theil des Nutzens bringt, der aus ihrer Einvernahme hervorgehen könnte. Statt der Darlegungen concreter Fälle aus ihrer Geschäftspraxis bieten die Herren theoretische Abhandlungen ohne Wert. Ein Beispiel: In dem mir vorliegenden Theile des Protokolls finde ich eine Rede des Herrn Dr. Gustav Weiß v. Wellenstein, in der die Frage erörtert wird, ob die Organisation des Terminhandels Hausse- oder Baissespeculationen begünstigt. Nun hat die Enquête das Glück, in Herrn Dr. Weiß v. Wellenstein einen der größten Terminweizenspieler der Monarchie in ihrer Mitte zu sehen. Freilich keinen der glücklichsten. Herr Dr. Weiß v. Wellenstein hat vielmehr in riesigen Terminweizenspeculationen — ähnlich wie vor kurzem der junge Baron Schoßberger in Budapest — nicht bloß sein eigenes Vermögen eingebüßt, sondern auch die Firma seines Vaters engagiert und musste, als seine Speculationen arrangiert wurden, aus der Firma scheiden. Er braucht sich seines Unglücks nicht zu schämen. Haben ihn doch seine Berufsgenossen, nachdem seine Speculationen mißglückt waren, nicht bloß neuerlich zum Vicepräsidenten des Börsenschiedsgerichtes gewählt; als ein durch Schaden Kluggewordener ist er seither sogar zur Mitarbeit am ‚Economist' herangezogen worden. Die Schläge des Schicksals haben der unerschütterlichen Ueberzeugung des charaktervollen Mannes nichts anhaben können; so viel er auch im Terminspiel verloren hat, er ist doch ein Anhänger des Terminspiels geblieben. Aus den Nachtheilen, die er als Händler im Differenzgeschäft erfahren hat, folgert er, dass es für die Producenten nützlich sei. Um wie viel besser wäre es nun, diesen Mann, statt ihn im Allgemeinen

über Hausse- und Baissespeculation sprechen zu lassen, über seine eigenen Speculationen zu befragen, darüber, ob er in Hausse- oder Baissespeculationen, eventuell, warum in diesen, sein Vermögen verloren hat; ob er bloß sein und seiner Firma Geld oder auch das anderer Personen in diesen Speculationen angelegt hatte; ob gegebenenfalls diese anderen Personen der Börse und ihrem Interessentenkreis angehört haben oder nicht; und wenn sie Außenseiter waren, ob sie sich an ihn herandrängten, oder ob und von wem sie zum Spiel verleitet wurden. Eine halbe Stunde, die in der Enquête auf die Beantwortung solcher concreten Fragen an einen Geschäftsmann verwendet würde, böte mehr Aufklärung, als die theoretischen Erörterungen sämmtlicher Börsenvertreter zusammen uns verschaffen können.

* * *

Der ‚Kapitalist‘ der Firma Josef Kohn & Co. (Eigenthümer Thalberg Bey), der ‚Anker‘ von Schelhammer & Schattera und die ‚Finanzielle Post‘ des Herrn Pleva sind im Kundenfang nicht lässig. Aber das Publicum, scheint es, ist gewitzigt und will nicht mehr in die alten Köder beissen. Welcher Gedanke lag da näher, als in der Tagespresse neue auszuwerfen? Der finanzielle Theil der täglich erscheinenden Blätter ist freilich schon von den großen Banken gekauft und kann darum den Börsencomptoirs, deren Interessen jenen der Banken vielfach entgegengesetzt sind, nur selten zur Verfügung gestellt werden. Aber auch die »Correspondenz der Redaction« kann etwas leisten, wenngleich nicht ganz so viel wie der finanzielle Theil. Während nun hier Ueberzeugung längst keine Rolle mehr spielt und die finanziellen Redacteure der liberalen Presse sich nicht minder gut als die der antisemitischen von der Länderbank bezahlen lassen, wird in der Correspondenz der Redaction an den confessionellen Unterschieden noch strengstens festgehalten. Die jüdischen Adepten des Börsenspiels werden von den liberalen Blättern, christliche Freunde des Differenzgeschäftes von der christlichen Presse nur glaubensverwandten Börsencomptoirs zugegetrieben. Seit einiger Zeit verfolge ich mit Interesse das heitere Spiel. Für heute nur zwei Beispiele aus den Animierblättern:

„Neues Wiener Tagblatt‘, 19. September, Antworten der Redaction: Th. E. Wenden Sie sich gefälligst an die Firma Josef Kohn & Co., I. Bezirk, Minoritenplatz Nr. 4.

„Deutsches Volksblatt‘, 25. October, Antworten der Schriftleitung: K. B. In solchen Fällen geben wir grundsätzlich keinen Rath. Wenden Sie sich entweder an die Bank- und Wechselstube von Schelhammer & Schattera, I., Stefansplatz, oder an die Bank- und Wechselstube von Pleva, I., Neuer Markt, dort wird man Ihnen mit Rath an die Hand gehen.

* * *

Personen, die die Geschäftsgebarung des Ersten Allgemeinen Beamten - Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie kennen, versichern mir, dass ich in meinem Artikel in Nummer 56 dem Verein Unrecht gethan habe und dass er nicht »ungefähr 15 Procent Zinsen«, sondern — weit mehr nimmt. Der 30jährige Beamte, der einen Vorschuss von 500 Gulden gegen Schuldschein, Lebensversicherung auf 500 Gulden, 7·5 Procent Zinsen und Zahlung von 10 Gulden monatlich erhält, ist nämlich bloß ein Phantasiegebilde, »war nur ein Problema«. Als Wesen von Fleisch und Blut hätte er außer den Gebüren, die in dem von mir citierten Beispiel erwähnt waren, noch 1. Beitrittsgebür, 2. Theilhaberbuch, 3. Regiebeitrag, 4. Beitrag zum ärztlichen Honorar, 5. Extraprämie und 6. Porti bezahlen müssen. Und überdies hätte er gegen eine Versicherung auf 500 Gulden niemals 500 Gulden Vorschuss erhalten. Ein freundlicher Gewährsmann sendet mir nun das folgende concrete und

normale Beispiel

eines Vorschussgeschäftes mit dem Ersten Allgemeinen Beamten-Verein.

Ein 32jähriger Beamter, der eben erst einem Consortium beitritt, erhält einen Vorschuss von fl. 300.— gegen hypothekarische Sicherstellung, Versicherung auf fl. 1000.— und Zahlung von fl. 5.— monatlich, 7·5 % Zinsen, fl. 2.43 monatlicher Versicherungsprämie

und fl. 1.— Rate der Antheilseinlage, daher insgesammt Zahlung von monatlich fl. 10.30.

Von dem Vorschuss per . . . . fl. 300.—
werden abgezogen:

1. Beitrittsgebür . . . . fl. 1.—
2. Mitgliedsgebür . . . . » 2.—
3. Theilhaberbuch . . . . » —.20
4. Regiebeitrag . . . . » 3.—
5. Antheilseinlagerate . . . . » 1.—
6. Erstmonatliche Zinsen . . . . » 1.87
7. Beitrag zum ärztlichen Honorar . . » 1.—
8. Erste Prämie . . . . » 3.30
9. Extra-Prämie . . . . » 3.—
10. Stempel . . . . » —.07
11. Kosten der Sicherstellung etc. . . . » 16.12
12. Porto . . . . » —.22 fl. 32.78

Er erhält bar auf die Hand . . . . fl. 267.22
ist Schuldner von fl. 300.— und hat ein Guthaben von fl. 1.—.

Der Beamte nahm das Darlehen auf, weil sich die Ausfolgung eines ihm zukommenden größeren Betrages verzögerte. Nach Erhalt von vielen Mahnbriefen und Klagedrohungen (trotz der Hypothek) konnte er endlich nach 22 Monaten bezahlen:

Den Vorschuss per . . . . fl. 300.—
7.5 % Zinsen für 22 Monate . . . . » 41.14
Verzugszinsen . . . . » 1.93
22 Prämien à fl. 2.43 . . . . » 53.46
Die Löschung der Hypothek . . . . » 12.50
mithin . . . . fl. 409.03
à conto der Antheilseinlage hatte er während
dieser Zeit eingezahlt . . . . fl. 9.—
wovon er zurückerhielt . . . . » 2.50
während ihm für Mahnbriefe etc. abgezogen wurden . . fl. 6.50
Er bezahlte daher an das Consortium insgesammt . fl. 415.53
und da er ein Darlehen von bar . . . . » 267.22
erhalten hatte, kostete ihm dieses in 22 Monaten den
Betrag von . . . . fl. 148.31
oder monatlich volle 6 Gulden 75 Kreuzer, beziehungsweise 79 Gulden jährlich.

Die Polizze war vollständig wertlos — vollständig, denn sie ist auf Pergamentpapier gedruckt — und wird erst nach 36 eingezahlten Monatsprämien »rückgekauft«. Er hätte daher noch für 13 Monate fl. 31.59 einzahlen müssen, um nach Punkt 75 der Bedingungen von den durch 3 Jahre eingezahlten Prämien — fl. 29.33 herauszubekommen.

Als der Vorschussnehmer die erhaltene Abrechnung einem »vielpercentigen« Ehrenmanne zeigte, meinte dieser bedauernd: »Ja, solche Geschäfte dürfen wir leider nicht machen, uns hindert daran das k. k. österr. Wuchergesetz!

* * *

Das Resultat der »Erhebungen«, die man nach der Duxer Katastrophe zu pflegen versprochen hat:

Teplitz-Schönau, 24. October. Heute wurden die letzten zehn Leichen aus der Frisch-Glück-Zeche zu Tage gefördert.

* * *

In der Länderbank fehlen acht Millionen.

Eine Weißnäherin wurde am 20. October wegen des Diebstahls von Taschentüchern zu zwei Monaten verurtheilt.

In der Länderbank fehlen acht Millionen.



Die Sonntagshumoristen.

Wien windet sich noch immer unter dem Humor, der ihm am Sonntag von der ‚Neuen Freien Presse‘ angethan wird. »Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht — — — — «, so müssen sich auch die Sonntagshumoristen unter ihrem König Herzl einen

Namen machen, indem sie erbarmungslos ihres fürchterlichen Amtes walten, und es zuwegebringen, dass niemals wieder ein Wiener es wagt, einen Redacteur der ‚Neuen Freien Presse‘ »auch nur scheel anzusehen«. Kurz: Pardon wird nicht gegeben ...

Aber — »ein andres Antlitz, eh' sie geschehn, ein andres zeigt die vollbrachte That«. Und am Montag nagt jedesmal Reue an den Herzen der Herausgeber. Wenn sie sehen, dass die Fluth der einlaufenden groben Briefe nicht einzudämmen ist, wenn sie entsetzt über die Wirkung eines Entrefilets dastehen, dann beginnen sie zur Abwechslung die Hände zu ringen, die sie, da sich ja Sprachlosigkeit ihrer bemächtigt hat, nicht anders verwenden können. »Soweit kommt man, wenn man sich mit der Jugend einlässt!« — so etwa mag das erste Wort lauten, das sie einander zurufen. Sie wollten zeigen, dass sie nicht harthörig sich den Forderungen der Zeit widersetzen, und gewannen die Herren Sternberg und Rosenberger. Aber auf die Dauer kommt man mit der Jugend nicht aus; sie altert. So ist's gleich besser, zum Alter zurückzukehren. Wenn schon Gehirnerweichung, so soll sie wenigstens legitim und ehrwürdig sein. Und so giengen sie denn hin und forderten den mehr als 70jährigen Hofrath Uhl auf, zur Belebung des Sonntagshumors sein Schärflein beizutragen.

... Am 14. October debutierte ein Herr »Staberl jun.« mit einer Plauderei über »Die Wienerin« und übertraf alle Erwartungen, die die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse‘ auf seine Fähigkeit, durch absoluten Stumpfsinn die Gehirnnerven des Lesers langsam abzutödten und ihn zur Gegenwehr untauglich zu machen, gesetzt hatten. Man rieth in Wien allgemein auf Dörmann. Die Beschreibung des Busens der Wienerin, der erotische Zug, der durch das schläfrige Gefasel gieng, schien diese Vermuthung zu bekräftigen. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ war so unvorsichtig, sie aufzugreifen, und zog sich eine Berichtigung des Herrn Dörmann zu. Am

21. October lieferte ein Herr »Junius rediv.« eine Plauderei über »Wiener Theater«. Diesmal beschuldigte die ‚Arbeiter-Zeitung‘, noch grundloser, Herrn Julian Sternberg, der freilich als interner Redacteur der ‚Neuen Freien Presse‘ sich gegen die Autorschaft nicht öffentlich verwahren durfte. Da er aber in der nämlichen Nummer der ‚Neuen Freien Presse‘ unter eigener Chiffre mit einem mindestens ebenso stumpfsinnigen Entrefilet vertreten war, musste er die Zumuthung, auch Junius redivivus zu sein, nicht als besonderen Schimpf empfinden.

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ hat in beiden Fällen leichtfertig Unrecht gethan. Erfreulich war bei diesen Anlässen nur, zu sehen, dass sie sich zu der Erkenntnis bekehrt hat, »selbst in dem Blatte, in dem Herr Benedikt seinen Stilblütenträumen nachhängt, dürften Schnitzer nicht passieren, deren sich ein Volksschüler schämen müsste«; es sei wichtig, sich mit den Verderbern der deutschen Sprache zu befassen, Wien »der Einbruchsort der halbasiatischen Pest, die dem Leben der deutschen Sprache schon einen unermesslichen Schaden zugefügt hat« und »ein überaus gefährlicher Pestherd die ‚Neue Freie Presse‘«. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ mag plötzlich ihr Gefühl für den deutschen Stil entdeckt haben; Stilgefühl hat sie nicht bewiesen, als sie für Staberl Herrn Dörmann, und vollends nicht, da sie für Junius Herrn St—g verantwortlich machte. Ich hatte den ersten Absatz der »Wienerin« gelesen und die sprunghafte Schreibweise des alten Uhl erkannt, den ich in keiner Verbindung mit der ‚Neuen Freien Presse‘ wusste. In den nächsten agnoscierte ich seine senile Erotik. »Wie hält es die Wienerin mit der Bildung? Die echte und nicht die Hofrathstochter, obwohl auch diese gar oft sich nach . . . guter Küche, ‚Spitzfleisch‘ und ausgezogenem ‚Apfelstrudel‘ zurück oder gar vorsehnt, und auch nicht die Literaturgönnerin, welche uns manchmal aus dem ‚Ausland‘ zugeführt wird und den Wiener Salon begründen will. Nun den Lernfleiß hat die Wienerin nicht geerbt und nicht erfunden.«

Oder: »Fürstin Metternich liebte es, in Aussprache und Gesang zum Volke niederzusteigen, in Wien und ... in Paris, wo man sie fast als Pariserin gelten ließ«. Als Junius redivivus: »Es ist nicht allen Bewohnern Wiens vergönnt, ins Theater zu gehen, Alle aber reden gerne über's Theater, hoch und nieder, ja, je höher, desto lieber, ‚was man so hört', sagt der Wiener.« »Kein Diner ohne Theaterge ... spräch«. »Man fragt: ‚Was gibt es Neues im Burgtheater?' Natürlich, ist ja doch ... Aeschylos vor der Thür!« Schon die scurrile Orthographie, die typischen, völlig sinnlosen drei Punkte mitten im Satz oder gar mitten im Worte ließen mich die curiose Thatsache erfahren, dass die ‚Neue Freie Presse' den alten Uhl, den personenkundigen Local-Chroniqueur, dessen Stilvermögen nie seiner Bissigkeit gewachsen war, in den Reigen der schwachsinnigen Jugend aufgenommen hatte. An den drei Punkten habe ich ihn erkannt. Dann erst prüfte ich das Stoffgebiet, mit dem es natürlich nicht weniger stimmte. Herrn Dörmann konnte man erotische Betrachtungen zutrauen, aber St—g's Theatererinnerungen reichen höchstens bis zur Kopacsi-Karczag und nicht bis zur Jenny Lind.

Man mag Herrn Hofrath Uhl für einen der überschätztesten Wiener Schriftsteller halten; aber es wäre ungeheuerlich, ihm an dem Ende seiner literarischen Laufbahn keinen würdigeren Platz als einen an der Seite des Humoristen Rosenberger zu wünschen. Nach seinem Auftreten in der ‚Neuen Freien Presse' wird man den Mann, der seit mehr als vierzig Jahren die Feder führt, billigerweise nicht beurtheilen dürfen. Offenbar haben die Herausgeber ausdrücklich Paralytisches bestellt, und der alte Mann hatte nicht mehr die Kraft, Nein zu sagen.

*

„Die Frequentanten der Jahrgänge 1850, 1851 und 1852 von der Pfarrhauptschule im Heiligenkreuzerhof werden ersucht, sich behufs Abhaltung einer fünfzigjährigen Erinnerungsfeier melden zu

wollen.« Dieser Aufruf ward neulich irgendwo publiciert. Welcher gesittete Mensch vermöchte daran etwas Abnormales, Anstößiges oder Lächerliches zu entdecken? Sie sagen: Keiner. Und ich sage: Keiner, aber der Sonntagshumorist der ‚Neuen Freien Presse‘. Dies verworfene Blatt sieht keines der öffentlichen Uebel mehr, da es von allen lebt, und muss darum seine »Satire« ein paar harmlose alte Leute fühlen lassen, die das Bedürfnis zusammenführte, im Austausch fünfzigjähriger Erinnerungen und im Rückblick auf eine Zeit, in der es noch keine ‚Neue Freie Presse‘ gab, einen Abend zu verbringen. Für so viel Taktlosigkeit auf einmal fehlt auch dem geübtesten Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ das Verständnis. Man fragt sich, wen diese Greise eigentlich gestört, welche dem öffentlichen Wohle dienende Absicht sie vereitelt, welche Uebelthat sie verübt haben, dass ihnen in der Sonntags-Ausgabe des ersten Blattes der Monarchie ein Aufsatz voll Zorn und Hohn gewidmet wird. Herr St—g., für den freilich der Zeitraum von 50 Jahren nichts bedeutet, da er darauf stolz ist, der humorloseste Satiriker des Jahrhunderts zu sein, ist der Verfasser dieser »Plauderei«. Neben dem Selbstbewusstsein der Wiener Fiaker und der Aufgeregtheit der Derby-Besucher, neben der Eitelkeit der Schauspielerinnen und der Bissigkeit der Schwiegermütter gehört vor allem die Sucht, Jubiläen zu feiern, zu jenen »Uebelständen«, die sich St—g als Objecte seiner Satire erkoren hat. Und da er die irrige Meinung hegt, dass die stille Gedenkfeier der Alten vom Heiligenkreuzerhof auch ein »Jubiläum« sei, so geht er hin und »geißelt« sie. Das Ganze nennt er »Die schlimmen Buben als Jubilare« und spricht von einem »Schulbubenjubiläum«, dessen Idee nur dieser verschrobenen, an Auswüchsen so reichen Zeit entstammen konnte. Welch ein Sittenschilderer! Er braucht nur die Feder anzusetzen, und keiner von jenen, für die »Antisemitismus« bis dahin noch ein Fremdwort bedeutet hat, ist jetzt mehr im Zweifel, dass es vom guten deutschen Wort: »Neue Freie Presse« stammt.

* * *

Herrn Noske und Genossen dürfte wohl die Allerseelenstimmung übermannen und in ihnen den Entschluss zur Reife bringen, endlich unter dem Vorwande der Bekränzung des Heine-Grabes die noch geöffnete Pariser Weltausstellung zu besuchen. Die »Wiener Intellectuellen« haben für die Sache der Freiheit so viel Geld gesammelt,

dass es außer dem bronzenen Kranze gewiss auch noch auf ein paar vergnügte Ausstellungstage langen dürfte. Die Ruhe von Montmartre wird ja doch endlich gestört werden müssen. Was hat denn Heine von einem Kranze, von dem man fortwährend redet und den man ihm immer wieder verspricht? Man muss ihn auch niederlegen. Dann erst wird der Dichter die rechte Genugthuung für die ihm durch den Stadtrath Wessely zugefügte Schmach (zweier Jahrhunderte) empfinden. Und die Pariser Telegramme des Herrn Frischauer, die es da absetzen wird! Man denke nur, ein wirklich niedergelegter Kranz auf Heines Grab ... Empfang der Wiener Intellectuellen auf dem Bahnhofe, Begrüßung durch die Pariser Intellectuellen. Anwesend waren u. A.: Clemenceau und der kunstsinnige Oberst Picquart. Empfang bei Loubet u. s. w. u. s. w. bis zum Empfang bei Heinrich Heine. Am Grabe proclamirt Herr Trarieux die Menschenrechte, und Frischauer bemüht sich, sie »noch für's Abendblatt zu bekommen«. Herr Noske erzählt den an seinen Lippen hängenden Parisern, dass auch in Oesterreich ein geheimes Bündnis zwischen Weihwedel und Säbel bestanden, dass aber der Verein der Fortschrittsfreunde alle Anschläge der finsteren Reaction rechtzeitig vereitelt habe. Es gehe in Oesterreich nicht besser zu als in Frankreich, nur dass in seiner Heimat die clericale Strömung glücklicherweise durch den Einfluss einer mannhaften fortschrittlichen Presse paralysirt werde. Diese fortschrittliche Paralyse werde Oesterreich hoffentlich vor den Schrecken eines Dreyfusprocesses bewahren. Für den Ernstfall seien wir übrigens gerüstet; denn auf die bekannte Frage des Oberhirten Güdemann, ob denn kein Zola da sei, hätten sich sofort Männer wie er, der Bezirksausschuss Waldstein, Baurath Stiaßny, Zifferer und Hofrath Kareis gemeldet. Die Fortschrittsfreunde seien auch die einzigen, die in dem verödeten Wien das Banner der Kunst hochhielten. Redner selbst sei Versicherungsbeamter, aber durch seinen Freund Wrabetz, der Photograph sei, habe er mannigfache Fühlung mit den Angelegenheiten der Kunst gewonnen. Anlässlich der Beschimpfung, die dem Andenken Heines durch die Wiener Reactionäre zugefügt ward, sei er auf diesen Dichter aufmerksam geworden und nehme sich jetzt seiner bei jeder Gelegenheit an. Heine's Freisinn sei über jeden Zweifel erhaben, unentwegt habe er für Deutschthum und Fortschritt gekämpft. (Zwischenruf Frischauers: Sein Bruder war doch beim Fremdenblatt!) Die ‚Neue Freie Presse‘

habe schon vor einem halben Jahre gemeldet, dass er einen Kranz bekommen hat; also muss er ihn doch endlich bekommen. (Zwischenruf Frischauers: Warum soll er keinen bekommen?) Das Resultat der eingeleiteten Sammlung, der Betrag von 4000 Kronen, ist bereits ausgewiesen worden. (Zwischenruf Frischauers: Ich auch!) . . . .

. . . Ich bin ein abgesagter Feind von Gräberschändungen, und darum würde ich es viel lieber sehen, wenn das Comité der Wiener Freisinnigen die eingelaufene Summe ausschließlich zum Besuche der Pariser Weltausstellung und nicht auch des Montmartre benützte. Sollte es aber durchaus unmöglich sein, einen bereits Verstorbenen vor der Zudringlichkeit eines Versicherungsagenten zu schützen, so muss man wenigstens die Pariser rechtzeitig über die Beschaffenheit der Leute, die vor dem Auslande die »Blüthe der Wiener Intelligenz« repräsentieren möchten, belehren, um so die sichere Blamage auf ein erträgliches Maß zu reducieren. In diesem Sinne wirke ich, wenn ich eine Zuschrift veröffentliche, die die Acteure der Heinekranz-Komödie hinter den Coulissen zeigt. Sie lautet: »Gelegentlich der Sammlungen für einen Kranz auf Heines Grab wurden auch dem liberalen Bezirksrathe Josef Alberti (bei den Freisinnigen Budapests früher auch unter dem Namen Josko Abeles bekannt) mehrere sogenannte »Heine-Marken« zugesandt. Er bezahlte großmüthiger Weise den ganzen Betrag, ließ jedoch die Sammelliste durch seinen Comptoiristen mit ebensovielen frei erfundenen Namen, als er Marken erhalten hatte, ausfüllen und bemerkte lächelnd: »A b e r k e i n e j ü d i s c h e n, s o n d e r n a r i s c h k l i n g e n d e N a m e n!« Diese 15 oder 20 der Phantasie eines Comptoiristen entsprungenen »Vertreter der Intelligenz« figurieren natürlich unter den »vielen Tausenden«, die bewiesen haben, dass »noch nicht ganz Wien auf einer Stufe u. s. w. u. s. w.« . . . Es wäre interessant, ausfindig zu machen, wie viele andere Heinemarken-Verschleißer auf dieselbe ingeniöse Idee verfallen sind, wie Herr Abeles, und wie viele Wiener übrig bleiben, die sich nicht enthalten konnten, an der Demonstration der Herren Noske & Co. theilzunehmen. (Folgt Namen und Adresse des Einsenders.)« Und da ja auch an den bewährten Freisinn der Frauen appelliert wurde, so bin ich überzeugt, dass die Liste der Theilnehmer auch zahlreiche — »Wienerinnen« aufweist. So mag denn in den Zeiten des Wahlkampfes der Erfolg Herrn Noske Recht geben, der noch am Grabe Heines die Hoffnung auf ein Reichsraths-

mandat aufpflanzt. In jenen Tagen freilich, da die Redaction der ‚Wage' ihre Zola-Bogen circulieren ließ, hat sich der Wiener Freisinn doch reichlicher und ehrlicher bethätigt. Damals wurde aber auch nicht die Gebür von 10 Kreuzern eingehoben. Die Stammgäste sämmtlicher Leopoldstädter Kaffeehäuser gaben ihre eigene Unterschrift, und der Erfolg war ein überraschender. Zola ist ja ein lebender Dichter. Und so konnten denn ‚Neue Freie Presse' und ‚Wage' ein eigenhändiges Dankschreiben aus seiner Feder an den »cher confrère« Lothar veröffentlichen. . . . . .

* * *

PRIVATLEBEN.

(Eine Auskunft.)

Es war nicht Absicht. Die Zusammenstellung der Namen Tuschl und Burckhard im Untertitel einer in Nr. 55 erschienenen Revue über die liberalen Häupter war eine rein zufällige. Die Besprechung der Affaire Burckhard ist von der der Affaire Tuschl streng getrennt. Gemeinsam haben die beiden Männer nichts, als dass sie beide der Partei des Freisinns zugezählt werden müssen. Deren hervorragendste Repräsentanten waren in dem Artikel erwähnt und mussten im Untertitel aufgezählt werden. Zufällig kommt Tuschl hinter Burckhard zu stehen. Hätte man mir nicht, wenn er neben Pfersche oder Russ genannt wäre, mit demselben Recht Vorwürfe machen können? Noch trostloser dünkt mich der ewige Einwand von dem »Privatleben«. Man sollte doch wissen, dass das schmutzige Zeitungsgewerbe, das selbst vor Uebergriffen in die Familiensphäre nicht zurückschreckt, an mir seinen ärgsten Feind gefunden hat und dass ich wiederholt von der Dringlichkeit einer Strafgesetzreform zum Schutze des Publicums vor den illustrierten und nicht illustrierten Klatschblättern gesprochen habe. Was ist aber »Privatleben«? Gewiss nicht mehr eines, das mit einem öffentlichen Interesse so verquickt ist, dass eine Schonung des Privatlebens eine Verletzung des öffent-

lichen Interesses nach sich ziehen müsste. Nehmen wir z. B. an, ein bekannter Habitué unterhalte Beziehungen zu einer Primadonna; so ist das eine heilige Privatsache, deren »Aufdeckung« jedem Pikanterienschmock die redlich verdiente Hundspeitsche eintragen müsste. Nehmen wir aber an, dass der bekannte Habitué sich plötzlich in einen Recensenten verwandelt, der die Gunst der Primadonna mit Zeitungslob erkauft: so hat sich die Hundspeitsche in der Adresse geirrt und muss sich schleunigst gegen den Rächer, der sie schwingen wollte, richten. Mir ist — ich will die Schnüffler enttäuschen — ein solcher Fall nicht bekannt, und ich wollte nur ein Schulbeispiel aufstellen. Aber ein anderer Fall ist mir bekannt. Nehmen wir an, die Sängerin sei mit dem Habitué verheiratet. Das ist entschieden eine Privatsache. Aber wenn der Herr Gemahl zufällig Musikkritiker des ‚Extrablatt' ist, das fortgesetzt die aufdringlichsten Lobhudeleien über die Dame bringt, so ist das sicherlich ein Uebelstand, der die Oeffentlichkeit interessiert, und den Eingriff in das Familienleben habe in diesem Falle nicht ich, der dies traute Idyll stört, begangen, sondern Herr Königstein, der Musikkritiker, der die Oeffentlichkeit täglich zum Zeugen seiner Zärtlichkeiten macht. Ein Schulbeispiel aus der Verwaltungssphäre; — ich denke an keinen bestimmten Fall. Wer begeht einen »Eingriff ins Familienleben«? Der hohe Justizfunctionär, der die Schulden seiner Frau — Privatsache — von einem Banquier, in dessen Hause — Privatsache — eine strafbare Handlung verübt wurde, bezahlen lässt; oder der Publicist, der diese Verkettung zweier strafbaren Handlungen aufgriffe und laut seinem Gott dankte, dass in Oesterreich Armuth die meisten Verbrecher vor Straflosigkeit bewahrt habe? Ja, dass ein Vater für das Fortkommen seines Sohnes besorgt ist, mag ihm als ein »schöner Zug« angerechnet werden und ist sicherlich Privatsache. Wenn aber der Herr Hofrath Schrötter seinen Sohn gleich zum Assistenten an seiner Klinik macht, hört

alle Pietät auf. Schließlich stiehlt auch ein Bankdirector nur für sich und seine engere Familie. Aber es wäre doch verkehrt, zu behaupten, dass die acht Millionen, die in der Länderbank fehlen, eine Privatsache jenes Bankdirectors sind. In ganz Oesterreich scheint doch heute nur mehr der Staatsanwalt auf diesem Standpunkte zu stehen... Sie fragen, was dies alles mit Herrn Burckhard zu thun habe? Mancherlei. Auch er hat ein Privatleben, und in Nr. 55 war sein Verzicht auf die Stellung beim Verwaltungsgerichtshofe ausdrücklich mit gewissen Vorfällen, die nur Herrn Burckhard angehen sollten, in Zusammenhang gebracht. Nur dem hochgestellten Richter und öffentlichen Functionär durften sie vorgehalten werden, nicht der Privatperson. Herr Burckhard mochte durch die ihm befreundete Presse verkünden lassen, dass ihn sein literarischer Bethätigungsdrang vom Hofrathsposten vertrieben habe, — Eingeweihte behaupten, dass es ein anderer Scandal war, der zu seiner Pensionierung geführt hat. Ich würde, weil mir zwar die literarische Bethätigung des Herrn Burckhard widerlich, aber jede andere für mich uninteressant ist, mit keiner Silbe daran erinnern. Ich würde selbst dann nicht davon sprechen, wenn die Incompatibilität des Amtes und der Lebensweise noch augenfälliger und peinlicher zutage getreten wäre. Ich überlasse das — Herrn Burckhard. Ich habe mich begnügt, zu constatieren, dass »die Meldung der Blätter, der Herr Hofrath beabsichtige aus dem Richterstand in den Ehestand zu treten und zu diesem Zwecke die ungarische Staatsbürgerschaft zu erwerben, sich als irrig erwiesen« habe. Nichts weiter. Und woher wusste ich, dass die Meldung der Blätter irrig sei? Herr Burckhard hat sie persönlich dementiert. In der ‚Deutschen Zeitung‘ vom 7. October hat er sogar den Namen genannt, den das Gerücht mit dem seinen in Verbindung brachte. Er hat selbst ausdrücklich erklärt, dass er die Frau, die man als seine Verlobte bezeichnet, nicht heiraten werde, und

hat für jene, die es noch nicht wussten, hinzugefügt, wer die Dame sei. Er »theilt uns«, hieß es in der ‚Deutschen Zeitung' vom 7. October, »mit, dass er nicht die Absicht habe, die österreichische Staatsbürgerschaft abzulegen und auch nicht, Frau (folgt der volle Name), geborne . . . ., zu ehelichen«. Herr Burckhard hat, indem er vor aller scandalsüchtigen Welt die Bestätigung ihres Geredes gab, tiefer in sein und einer armen Frau Privatleben gegriffen, als es einem Gentleman eigentlich gestattet ist. Es ist wohl ein Fall, der sich noch nicht ereignet hat, seit es — Richter in Oesterreich gibt. Herr Burckhard hat die pikanten Indiscretionen aus dem von ihm früher beherrschten Coulissenreich, mit denen er allwöchentlich in der ‚Zeit' seinem Nachfolger zusetzte, überboten. Der österreichische Staat zahlt an diesen wackeren Kampfgenossen Hermann Bahrs und Verfechter der Freiheit gegen die Traditionen des österreichischen Beamtenthums, wenn ich nicht irre, drei Pensionen. Jetzt steht seiner Candidatur als liberaler Parteimann nichts mehr im Wege. . . . . Ich aber heilige das Privatleben, wenn ich es aus dem Zusammenhange mit öffentlichen Interessen, die ihm geopfert werden, und dem öffentlichen Interesse, dem es sich freiwillig anbietet, löse.



Noch ein Wort zur Frage der polemischen Taktik*). Ein Kampf, der traurig und komisch zugleich ist, weil er die klägliche Hilflosigkeit der Redlichen gegen die Dreisten zeigt, spielte sich vor einiger Zeit zwischen der ‚Arbeiter-Zeitung' und dem ‚Deutschen Volksblatt'

---

*) Siehe in Nr. 56 »Der Koprophor«.

nebst einigen kleinen christlichsocialen Blättern ab. Das ‚Deutsche Volksblatt' hat der Broschüre eines übelbeleumundeten Menschen namens Lukascik den Stoff zu mehreren Artikeln entnommen, in denen »die socialdemokratischen Führer« des Strikegelderraubes und sonstiger Unredlichkeiten beschuldigt werden. Die Allgemeinheit der Vorwürfe macht hauptsächlich ihre Gemeinheit aus. Die ‚Arbeiter-Zeitung' hat darum Tag für Tag gefordert, dass jener Lukascik und die Redaction des ‚Deutschen Volksblatt' bestimmte Anklagen gegen bestimmte Personen erheben, die unredlichen Führer mit Namen nennen mögen. Aber das ‚Deutsche Volksblatt' spottet der Aufforderung und verkündet täglich seinen Lesern, denen der Begriff der Klagelegitimation fremd ist, »die Führer« der Socialdemokratie wagten nicht, ihren Anklägern im Gerichtssaale entgegenzutreten. »Die Führer« und immer wieder »die Führer«. Nicht für seine Leser hat das ‚Deutsche Volksblatt' die höhnischen Anführungszeichen dem Worte beigegeben; sie sollen der ‚Arbeiter-Zeitung' sagen, dass sich das ‚Deutsche Volksblatt' von seinen gewohnten Wegen nicht abbringen lässt. Was bleibt den Socialdemokraten übrig? Knirschend ruft die ‚Arbeiter-Zeitung' ihren Anhängern ein »Verachtet die Verleumder« zu und weiß doch gar wohl, dass die Verleumdung wirkt.

Aber man würde gewaltig irren, wenn man annähme, was das ‚Deutsche Volksblatt' in diesem Falle that, sei für die christlichsociale Art der Polemik bezeichnend. Nein, der unpersönliche Kampf gegen wirkliche oder vermeinte Corruption ist eine Eigenthümlichkeit unserer gesammten Journalistik. In allen Lagern und auf allen Gebieten gibt es bei uns Anticorruptionisten; denn jeder, der die Erscheinungen in irgend einem Gebiete unseres öffentlichen Lebens längere Zeit hindurch verfolgt, gelangt zur Ueberzeugung, dass in Wien jeder Principienstreit thöricht, zweck- und erfolglos ist, weil alle Principien durch

die Corruption ihrer Anhänger verfälscht werden. Da heißt es denn, gegnerische Principien zunächst von einem Ueberzug, der sicherlich kein Edelrost ist, reinigen. Wann aber hätten die Anticorruptionisten, wenn sie Vorgänge unseres socialen Lebens kritisierten, jemals bestimmte Personen als verantwortlich für diese Vorgänge genannt? Man erinnert sich noch von einer Polemik in der ‚Fackel‘ her, wie beispielsweise Herr Dr. Kanner »die reichen Juden« bekämpfte, aber gleichzeitig erklärte, die Vorwürfe gegen eine Reihe namentlich angeführter Personen entsprächen nicht den Thatsachen, und wie er es vermied, auch nur einen einzigen Namen aus dem Kreise der von ihm angegriffenen »reichen Juden« zu nennen. Und diese Taktik erweist sich immer wieder unseren liberalen und antiliberalen Journalisten nützlich. Ich habe neulich einige Worte des Herrn Hermann Bahr aus Aufsätzen citiert, die er zu Beginn der Neunzigerjahre schrieb. Damals bemerkte Herr Bahr, dass, »was die Künstler immer zuerst und mit Leidenschaft verhandeln, das Thema von der bestochenen Kritik« ist. Er hütete sich weislich, auf dieses Thema gründlicher einzugehen. Aber die Bemerkung konnte er sich nicht versagen, dass bei uns kritische »Erpresser sich in die erste Reihe drängen«, was doch anderwärts, wo wohl auch Kritiker »für Cigarren oder bares Geld« ihr Urtheil verkaufen, nicht möglich sei. So hat auch sonst Herr Bahr oft genug die Saiten angeschlagen, die ich in der ‚Fackel‘ ertönen lasse. In seinen Polemiken gegen das Künstlerhaus kehrt der Vorwurf beständig wieder, dass »geschäftliche Interessen« leitender und einflussreicher Personen die Künstlergenossenschaft regieren, dass alle Kunstregungen dem Geschäftstrieb weichen müssen. Niemals aber hat Herr Bahr einen einzelnen der künstlerischen Gewerbetreibenden an den Pranger gestellt, niemals ist er strafend unter die Schar bestechlicher Kritiker getreten. So weise Vorsicht ist denn auch nicht unbelohnt geblieben.

Noch wirken in unverminderter Frische die »Erpresser«, die sich zu Beginn der Neunzigerjahre in die erste Reihe der Wiener Kritiker drängten. Und die namenlosen Angriffe des Herrn Bahr werden keinen von ihnen hindern, ihn im nächsten Jahr zum Präsidenten der »Concordia« zu wählen. Schlussfolgerung: Der unpersönliche Anticorruptionismus dient der Wiener Journalistik als Deckmantel für eigene, bereits vorhandene oder erst noch zu übende Corruption. Der sachliche Kampf gegen die Corruption ist aber in Wahrheit der persönliche, den ich in der ,Fackel' führe.

* * *

Der Reinigungskampf, den die antisemitische Tagespresse auf dem Gebiete der Wiener Theaterwirtschaft führt, ist ein »principieller«. Im Einzelfalle sind die Herren mit den »verjudeten« Theatern zumeist geradeso versippt wie ihre liberalen Collegen. Das kann man an dem Kunsttheile des ,Deutschen Volksblattes' fast täglich controlieren. Offener Freikartenbettel, wie ich ihn letzthin erwähnt habe, liebevolle Schonung just der anrüchigsten Mitglieder jener Gilde, die bei uns jahraus jahrein die Bretter verseucht. In allgemeinen Entrüstungsphrasen, die niemandem wehe thun, wird hin und wieder von der kunstverheerenden Tyrannis der Concordiaclique gesprochen, aber wenn's den besonderen Fall gilt, erntet Herr Buchbinder im ,Deutschen Volksblatt' ein Lob, das kaum schwächer klingt als das der befreundeten Presse und seines eigenen Blattes. Im Feuilletontheile oder in einer Jahresübersicht über die Wiener Theater wird das Walten der jüdischen Kritik, die den Kanzleien ihre Stücke aufdrängt, beklagt und selbst die Aufführung einer Arbeit von Arthur Schnitzler — dem man, man mag ihn, wie man will, werten, schwerlich zumuthen kann, dass er sich von Concordiasitzungen seine Inspirationen holt — als eine dem arischen Empfinden zugefügte

Schmach beurtheilt. Aber Herr Bernhard Buchbinder, die Verkörperung des Missbrauchs kritischer Amtsgewalt, Schnüffler und Producent, der übelste Verpester der Wiener Vorstadtbühne, der dreisteste Speculant auf die Verlotterung des Wiener Kunstgeschmacks, braucht nur eine seiner elenden und gemeinen Possen im Raimund-Theater zur Aufführung bringen zu lassen, um der Zustimmung der strengen Herren vom ‚Deutschen Volksblatt' sicher zu sein. Wenn irgendwo das Bestreben, die journalistischen Tantièmenschmarotzer fernzuhalten und das Volksempfinden vor Corrumpierung zu bewahren, in Action zu treten hat, dann, sollte man doch meinen, kann es keinen geeigneteren Anlass als die Première eines Buchbinder'schen Werkes auf einer Wiener Volksbühne geben. Aber am 27. October wird »Grubers Nachfolger« im Raimund-Theater aufgeführt, und am 28. verkündet das ‚Deutsche Volksblatt' mit merklicher Genugthuung: »Die gestrige Novität zeigt uns Bernhard Buchbinder nicht ohne Erfolg bemüht, in den Bahnen von Karlweis zu wandeln.« Und das ist nicht etwa Hohn, sondern pure Anerkennung. Der von der Concordiapresse gehätschelte Verwässerer O. F. Bergs wird ernstlich als Lehrmeister einer neuen Volksdichterschule hingestellt. Auch die antisemitischen Blätter scheinen eben unter jenen Bahnen von Karlweis, in denen zu wandeln einem Journalisten erstrebenswert sein muss, die Südbahn am meisten zu schätzen. Herrn Bernhard Buchbinder — das ‚Deutsche Volksblatt' erweist ihm literarhistorische Ehren und lässt den »Herrn« weg — werden sodann »gut gezeichnete Situationen« und »manch hübsches Witzwort« nachgerühmt, das »den Dialog belebt«; man habe sich »vortrefflich unterhalten« u. s. w. Der Hauptdarstellerin wird — ganz im Stile des andersgläubigen Schmockthums — die aufdringlichste Reclame gespendet und das Bedauern ausgesprochen, dass sie — wörtlich! — »nicht noch öfter und **noch länger auftrat**, als das der Fall war« . . . Wie man sieht, ist

eine Verständigung zwischen antisemitischer Kritik und jüdischer Theaterwelt nicht gar zu schwer herzustellen. Das ‚Deutsche Volksblatt‘ versetzt nicht mehr blindwüthig jedem andersgläubigen Autor einen Fußtritt und ein Ausrufungszeichen hinter seinen Namen. Seine Redacteure haben sich zu jener Höhe der Objectivität erhoben, von der aus sie mindestens das Wirken der schlechten und schädlichen Juden mit vorurtheilsloser Nachsicht betrachten können.

* * *

(Gut informiert.) Der Pariser ‚Figaro‘ bringt in der Nummer vom 17. October, Seite 2, die folgende Nachricht: — *Arrivés à Paris: M. Albert Gottlieb, conseiller impérial et membre de la Chambre de commerce de la Basse-Autriche, et S. Exc. le baron Chlumecky, ancien président du Conseil des ministres d'Autriche, deux des hommes d'Etat les plus considérés de l'empire austro-hongrois.*

Herr Gottlieb ist kaiserlicher Rath und Mitglied der niederösterreichischen Handelskammer. Aber die Franzosen sind fest überzeugt, dass er ein österreichischer Staatsmann, und zwar einer der geachtetsten, sei und öfter in die Lage komme, dem Kaiser wirklich einen Rath zu ertheilen. Inwieweit Herr Gottlieb zur Verbreitung dieses Glaubens selbst beigetragen hat, können wir in Wien nicht beurtheilen, und ich vermag nichts weiter zu thun, als die Redaction des ‚Figaro‘ durch Zusendung dieser Nummer der ‚Fackel‘ aufzuklären und vor unliebsamen Verwechslungen in künftigen Fällen zu bewahren. Laut »Lehmann« ist Herr Gottlieb nicht so sehr österreichischer Staatsmann als Repräsentant einer ausländischen Feuerversicherungsgesellschaft. Was Herrn Chlumecky anlangt, so habe ich bloß richtigzustellen, dass er niemals Vorsitzender des Ministerrathes, sondern nur Parlamentspräsident war. Dass er aus jener Zeit und aus seinem sonstigen Vorleben einen Anspruch auf unsere besondere Achtung herleiten darf, könnte dem ‚Figaro‘ ernstlich bestritten werden. Wäre der ‚Figaro‘ ein Wiener Blatt, so hätte jeder österreichische Staatsbürger das Recht, ihm eine Berichtigung auf Grund des § 19 zuzusenden.

* * *

Ich erhalte die folgende Belästigung:

»Auf Grund des § 19 des Pressgesetzes fordere ich die Aufnahme der nachstehenden Berichtigung der auf Seite 21 in Nr. 53 der ‚Fackel' von Mitte September gebrachten unwahren Mittheilung. Es ist unwahr, dass ich das ‚Jüdische Volksblatt' redigiert habe; wahr ist, dass ich es niemals redigiert habe. Es ist unwahr, dass Herr Rappaport den Vorschlag machte, mich in den Ausschuss des Jüdischen Handwerkervereins zu wählen; es ist unwahr, dass der Verein das ablehnte; wahr ist, dass in einer Vorbesprechung für die Generalversammlung des Vereines zur Unterstützung jüdischer Kleingewerbetreibender von der Seite des Vereinsvorstandes der Vorschlag gemacht wurde, mich in den Vorstand zu wählen, dass ich sowohl dort wie auch nachher schriftlich jedwede Wahl ablehnte, so dass der Vorschlag bei der Generalversammlung nicht erfolgen konnte. Ich zeichne hochachtungsvoll Siegmund Bergmann.«

* * *

Liebe Fackel!

Für einen »Verein zur Abhaltung der Damen von akademischen Vorträgen« ersuchen wir um Deine Förderung.

Mehrere akademische Bürger.

*

Die ‚Neue Freie Presse' vom 21. October bringt in dem Artikel: »Das deutsch-englische China-Abkommen« den folgenden Satz: »Darüber, dass England und Deutschland in wirtschaftlichem Belang das stärkste Interesse haben, ein ungeheures und in seinen Folgen unberechenbares Kataklysma in China zu verhüten, gibt es schwerlich zweierlei Meinung.« — Alle Wörterbücher, die ich nachschlage, kommen über die Thatsache nicht hinweg, dass Kataklysma ein gut deutsches Klystier bedeutet, und ich will es der ‚Neuen Freien Presse' gerne glauben, dass sowohl England wie Deutschland vor solch' drastischem Mittel zurückschrecken. Oder sollte der Verfasser des Artikels an das Wort: Kataklysmus, das »Sintfluth« und auch »grosse Verwirrung« bedeutet, gedacht haben? Ja, aber dann hätte er es doch hinschreiben sollen!

Ein Obergymnasiast.

*

Neulich wurden in unserer Classe, der Septima, die folgenden Rechenaufgaben gestellt:

Renten-Rechnung. Wie viel verdienen Benedikt & Bacher durch die Stempelsteuerdefraudation in zehn Jahren, wenn sie den Stempelsteuerbetrag allmonatlich von einer Sparcasse aufheben lassen und ihnen 4 Procent jährlicher Zinsen (am Schlusse jedes Halbjahres gutgeschrieben) berechnet werden?

Permutationen. Die wievielte Permutation von Bacher ist Rebach?

Bitte doch wieder einmal gegen die Gymnasien zu schreiben! Es ist unglaublich, was von uns alles verlangt wird.

Ein anderer Obergymnasiast.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Politiker. Die Rede des Herrn Baernreither hat natürlich dem Leitartikler des ‚Neuen Wiener Tagblatt' gewaltig imponiert. Sogar durch den »vollendeten Formsinn«, der »die Schönheit des Wortes, die so oft vernachlässigte«, wieder in ihr »gutes Recht« setze. Wenn ein Stilist des ‚Neuen Wiener Tagblatt' zugibt, dass die Schönheit des Wortes oft vernachlässigt worden sei, so wäre das immerhin schon etwas. Dass er in demselben Satz, in dem er solcher Erkenntnis Ausdruck leiht, einen groben Sprachschnitzer macht, thut nichts zur Sache. Leider aber kommen wir bei Fortsetzung der Lectüre zur Ueberzeugung, dass der Leitartikler eine ganz eigene Auffassung von »vollendetem Formsinn« und »Schönheit des Wortes« hat. Er citiert nämlich Stellen aus der Rede des Herrn Dr. Baernreither und erzählt uns, der Redner habe mit den »stolzen Worten« schließen können: »Ich glaube nicht, dass man mir die Unrichtigkeit auch nur eines dieser ausgesprochenen Sätze nachweisen kann«. Welch vollendeter Formsinn! Dieser »ausgesprochene Satz« könnte sogar vom Leitartikler selbst geschrieben sein.

Socius. Wahrlich, Zerstörerkräfte müssen unserem Antisemitismus innewohnen, wenn die Scharf und Frischauer sich's in unserer Mitte wohler denn je ergehen lassen. Alexander Scharf — welch ein Prüfstein für die Geduld einer Bevölkerung! Er darf uns noch immer jeden Montag erfreuen, nachdem er uns am Samstag durch den Anblick seiner fettglänzenden Persönlichkeit bei den Premièren erfreut hat. Man sieht ihm den Reichthum an, den er, der seit der Aufhebung des Stempels theilweise Unbestechliche, dem gedruckten und ungedruckten Inhalt seiner »Sonntagsbriefe vom Schottenring« verdankt. Die Patriarchen

des jüdischen Volkes mögen auch ehrwürdig ausgesehen haben; aber so saturiert keiner. Und sein Blatt verfolgt nicht nur die Tendenz, ihm Geld einzutragen, sondern auch zu beweisen, dass er es schon hat. Wenn er sich heute sein Schweigen überhaupt noch abkaufen lässt, so dürften die Preise wohl unerschwinglich sein. Man lese nur, was er am 22. October in einer Polemik gegen ein natürlich weit ärmeres, clericales Blatt schreibt. Er will eine Wette wagen, »dass die ‚Reichspost‘ noch immer nicht schweigen wird«. »Aber darauf wetten zu wollen», fährt er fort, »dass wir der ‚Reichspost‘ nicht antworten werden, ist daher pure Großthuerei. So viel Geld hat das arme Blatt nicht, das sich protzig ‚Reichspost‘ nennt.« Herr Scharf ist witzig; aber wenigstens legt er ein umfassendes Geständnis ab. Das clericale Blatt wird ihn nicht zum Schweigen bringen; so viel Geld hat es nicht. Und die Propaganda des Antisemitismus wird es auch nicht so wirksam betreiben wie die ‚Sonn- und Montagszeitung‘.

Schadenfroh. Sie halten mir vor, ich hätte in Nr. 55 behauptet, dass die ‚Neue Freie Presse‘ als Entschädigung für den defraudierten Zeitungsstempel ihren Lesern jetzt Anzeigen der Theatervorstellungen in Baden, Wiener-Neustadt, Brünn, Salzburg u. s. w. bietet und dass sie diese Annoncen in der Rubrik »Theater und Vergnügungen in Wien« unterbringt. Das zweite sei einfach unwahr, das hätte ich der ‚Neuen Freien Presse‘, deren Dummheit ich überschätze, aufgebunden und jedermann könne sich davon überzeugen, dass die Vorstellungen der Provinztheater mit denen der Wiener Bühnen unter dem Titel »Theater und Vergnügungen« angezeigt seien. Ich muss das bestätigen. Von »Theater und Vergnügungen in Wien« steht in der Nummer der ‚Neuen Freien Presse‘, die ich soeben zur Hand nehme, in der That nichts. Aber Sie hätten eine der Nummern vor Erscheinen des 55. Heftes der ‚Fackel‘ durchsehen sollen. Auf die ‚Neue Freie Presse‘ haben meine eindringlich mahnenden Worte so gewirkt, dass sie am 16. October — als vornehmes Blatt musste sie ein paar Tage verstreichen lassen — den größten Uebelstand »freiwillig« abstellte. Am 15. Obtober noch haben Graz und Salzburg zu Wien gehört. Ich bin auf diesen Erfolg ganz stolz. Ich habe der Provinz — die die ‚Neue Freie Presse‘ nicht nur, wie Herr Bahr, entdecken, sondern geradezu erobern wollte — zurückgegeben, was seit jeher der Provinz gehört hat. Ein schüchterner Anfang wäre gemacht. Vielleicht gelingt es mir, die ‚Neue Freie Presse‘ bald auch zu größeren Concessionen zu bewegen. Rückgabe des Zeitungsstempelbetrages, Abschaffung der Sonntagshumoristen . . . Und vor allem das mit den Pauschalien möchte ich so gerne durchsetzen . . .

Habitué. Welcher von den Wiener Kritikern den neuen Schwank der Herren Blumenthal & Kadelburg am meisten gelobt hat? Natürlich der Mann, der am lautesten darauf dringt, dass der Geschmack der »Menge« veredelt werde, der Mann, der Cultur nach Oesterreich gebracht hat und demnächst nach Darmstadt bringen wird, Herr Hermann Bahr im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘. Er rühmt dem Werke einen »Ernst«

nach, der es erklärlich mache, warum »manches hübsche Wort gegen die Mucker, das bei Dreyer zum Beispiel bejubelt worden wäre, merkwürdig unwirksam blieb, und warum man die feinen Wendungen, die der Schwank einigemale zum Lustspiel hin nimmt, nicht recht zu beachten schien«. Blumenthal & Kadelburg sind Märtyrer der Grobheit des öffentlichen Geschmackes; ihrem Höhenflug vermag das Publicum nicht zu folgen, das sich »geflissentlich nur an die sicheren alten Spässe hält«. »Wenn man den Autoren diese wieder einmal vorwerfen wird, können sie sich darauf berufen, dass ihr Publicum es nun einmal nicht anders will«. Also das Publicum ist an allem, was an Blumenthal & Kadelburg nicht auf der künstlerischen Höhe sein mag, schuld; das Publicum verleitet die Beiden, die gerne edleren Zielen zustrebten, immer wieder dazu, Geschäfte zu machen. In dieser Situation befindet sich ja bekanntlich seit Längerem auch Herr Bahr. Er möchte ja gar nicht Tantièmen am Deutschen Volkstheater verdienen. Aber der Geschmack der »Menge« zwingt ihn immer wieder zu diesem Aeußersten. Und so thut er's am liebsten gemeinsam mit Blumenthal & Kadelburg . . . Nur werden die beiden Herren ihn ersuchen müssen, wenn er schon so liebevoll auf ihre Intentionen eingeht, sie auch richtig zu citieren. Herr Bahr erwähnt eines ihrer Witzworte, das »besonders belacht und stürmisch beklatscht« worden sei: »Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch den Verstand — auf das Sprichwort kann man sich schon längst nicht mehr verlassen«. Ich habe den Witz nicht entdecken können. Nachträglich merkte ich, dass Herr Bahr falsch citiert hatte. »— — — auf das Sprichwort«, heisst es, »kann man sich schon längst nicht mehr verlassen; es ist zu oft von amtswegen dementiert worden.« Das ist sicherlich keine üble Wendung. Aber Herr Bahr ist eben noch begriffstützigeг als das Publicum, über das er klagt: Er kann bei der Aufführung eines Werkes von Blumenthal & Kadelburg selbst dort nicht folgen, wo die »Menge«, wie er selbst zugibt, verständnisvoll mitgeht.

Leser. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' schrieb über eine neue Sängerin: »Blutjung, wird sie von jedem Costume gut gekleidet und nicht minder gut kleidet sie jedes Costume«. Auch ich finde diese Wendung bedeutend. Die Phantasie des Schmocks wirkt hier fast wie Polonius-Schwachsinn.

Sportsman. Den Bericht dürfte ein Epigone des Herrn Franz Servaes verfasst haben. Wenn Herr Servaes von Kunst ungefähr so viel wie von Pferdezucht versteht, so ist dies noch immer kein Grund, anzunehmen, dass er auch die Sportberichte der ‚Neuen Freien Presse' schreibt. Es ist bloß der Einfluss seines Stiles, der sich bereits in allen Rubriken des Blattes bemerkbar macht. So mag es zu erklären sein, dass zwischen allerhand technischen Abkürzungen und deutsch-englischen Sportausdrücken dem siegreichen Pferde, der »Namouna«, nachgesagt wird, sie verdanke ihren Erfolg in erster Linie ihrer staunenswerten Zähigkeit und seltenen Treue, mit der sie ihr Bestes gab«.

C. W. Der »englische Leser« versteht freilich nicht viel mehr englisch als der »Economist« vom Geldwesen; so schrieb er »as if they would be« statt »as if they were«. Aber der Mann ist wohl ein Oesterreicher, der in London lebt, und es genügt mir das Bewusstsein, dass, was er in schlechtem Englisch schrieb, inhaltlich gut war.

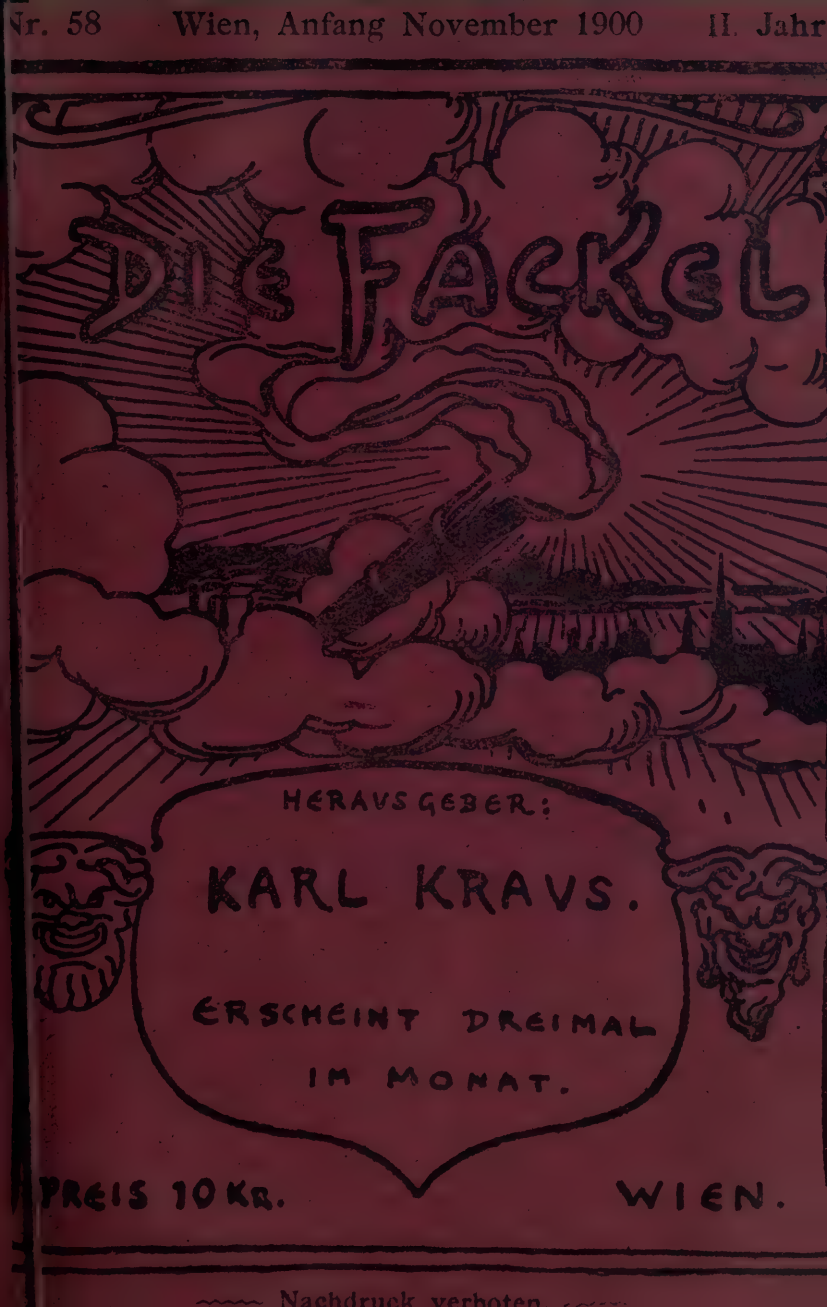
?. Mittheilungen willkommen.

Hofrathssohn. Besten Dank.

Ungläubiger Leser. Das sollte beileibe kein »Spass« sein. Der Brief der Frau Katharina Schratt an Herrn Wilhelm Singer war wirklich von dem Adressaten verfasst. Das ist Gewissheit. Dass Frau Schratt den Brief kaum gelesen hat, ist meine Ueberzeugung. Nimmer hätte sie — selbst in der gereiztesten Stimmung — ihre Erlaubnis zur Publication dieses Conglomerates von Geschmacklosigkeiten ertheilen können. Aber Sie kennen ja den suggestiven Einfluss, den noch immer die Pressleute auf die Leute vom Theater, und wären es die unabhängigsten, ausüben. Ueber das unerhörte Inserat, das die ‚Neue Freie Presse' am Sonntag, 21. October, auf Seite 48, Spalte 6, Mitte, also an der auffallendsten Stelle, an der sonst nur die wirksamsten Kuppelannoncen erscheinen, gebracht hat und dessen Inhalt sich höchstens die monströsesten Taktlosigkeiten der ‚Unverfälschten Deutschen Worte' an die Seite stellen, kann ich Ihnen beim besten Willen nicht viel sagen. Nur so viel: Es war ein Musterbeispiel für einen Eingriff in die »Sphäre des Privatlebens«, die bei Hoch und Nieder vor der Neugierde und dem Hohn einer schmutzigen Journalistik geschützt sein müsste. Sie glauben, das Blatt, das aufgesessen sei, treffe kein Verschulden; die Redaction habe das Inserat vor der Drucklegung nicht bemerkt oder nicht verstanden. Ich möchte das bezweifeln. Zur Frage der Verantwortlichkeit für den Inseratentheil liegen freilich zwei gerichtlich deponierte Aussagen des verantwortlichen Redacteurs der ‚Neuen Freien Presse' vor. Das einemal — gelegentlich eines Strafprocesses (Religionsstörung, begangen durch ein Inserat des Paprika-Schlesinger) — erklärte er als Angeklagter, dass er Annoncen überhaupt nicht lese. Aber in einem Civilprocesse, dessen Gegenstand die Unterdrückung eines anständigen Inserates war, sagte er (siehe Nr. 40 der ‚Fackel') unter Zeugeneid aus, dass die Redaction der ‚Neuen Freien Presse' jedes Inserat auf seine Eignung zur Aufnahme in das Blatt prüfe und sich das Recht vorbehalte, Annoncen, die in der Administration angenommen und bezahlt wurden, zurückzuweisen. Auf Grund dieses Eides habe ich also kein Recht, daran zu zweifeln, dass die Aufnahme jenes taktlosen Inserates von der Redaction der ‚Neuen Freien Presse' gebilligt wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

Die Fackel

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	ganzjährig,	portofrei	K 7.—
» »	halbjährig,	»	» 3.60
» das Deutsche Reich,	ganzjährig,	»	M. 7.—
» » » »	halbjährig,	»	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines,	ganzjährig,	portofrei	» 8.20
» » » » »	halbjährig,	»	» 4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel‘ und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: $^1/_1$ Seite K 70.—, $^1/_2$ Seite K 36.—, $^1/_4$ Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 58 WIEN, ANFANG NOVEMBER 1900 II. JAHR

»Die Regierung zeigt, dass sie sich nicht nur der Bedeutung der Industrie bewusst, sondern dass sie auch willens ist, die berechtigten Wünsche der Industriellen zu berücksichtigen«. Das hat auf dem »Oesterreichischen Industriellentag« Herr Pastrée gesagt, und also muss es wahr sein. Aber »leider ist die Regierung«, fuhr Herr Pastrée fort, »derzeit nicht in der Lage, diesen ihren Willen zur That werden zu lassen«. Die Regierung will; aber die bösen Parteien lassen sie nicht handeln. Vergebens hat Herr v. Körber am Tage der Auflösung des Reichsrathes ein Communiqué in der ‚Wiener Zeitung' abdrucken lassen, dessen Inhalt sich durch das berühmte Wort: enrichissez-vous! wiedergeben lässt. Immer höher schwellen die nationalen Fluthen und wälzen die Tausende von Kilogrammen Papiers, auf dem die wirtschaftlichen Vorlagen des Ministeriums Koerber gedruckt sind, dem Meere der Vergessenheit zu. Und der Ministerpräsident steht händeringend am Ufer, dem auch schon Ueberfluthung droht, und muss machtlos dem Verderben zuschauen, dessen ganze Größe er am besten kennt. »Erst in meiner jetzigen Stellung«, sprach Herr Koerber zu den Industriellen, »vermag ich ganz zu erkennen, wie viel Oesterreich in den letzten Jahren versäumt und verloren hat«. Als Herr Koerber noch Sectionschef im Handelsministerium war, da hielt er es nicht für nothwendig, etwas Besonderes für die Industrie zu thun; und als er Minister des Innern wurde, ließ er eine untüchtige Verwaltungsbeamtenschaft, die jeden wirt-

schaftlichen Fortschritt hemmt, ruhig gewähren. Erst als Ministerpräsident hat er erkannt, dass er berufen ist, die österreichische Industrie zu fördern. Aber wie kann er es den übrigen 27 Millionen Oesterreichern verdenken, dass sie einstweilen noch andere politische Aufgaben für wichtiger erachten? Wenn sie nur erst alle in die jetzige Stellung des Herrn Koerber vorgerückt sein werden, dürften sie sich auch zu seinen Anschauungen bekehren. Ja, man kann wetten, dass mancher von ihnen bereits auf einer niedrigeren Sprosse der Beamtenleiter — z. B. bereits als Sectionschef im Handelsministerium — sich entschließen würde, der österreichischen Industrie zu helfen.

*

»Sie können sagen, was Sie wollen, der Pastrée wird keinen Orden haben. Was gut ist, muss auch anerkannt werden. Und ich wiederhole daher meinen Dank an alle Anwesenden und an die Regierung«. Wenn der bittere heimliche Schmerz, der aus diesen Sätzen der Schlussrede des Herrn Pastrée auf dem Industriellentag klingt, Herrn von Koerber nicht rührt, dann ist der Ministerpräsident ein harter Mann. »Was gut ist, muss auch anerkannt werden«. Gut war's, dass Herr Hauck-Waiß, der Herausgeber der berüchtigten ‚Arbeit', den Industriellentag auf Geheiß des Ministerpräsidenten arrangierte, und wenn Herr Hauck-Waiß seinem Auftraggeber vorrechnen wird, welche Verdienste er sich durch diese Leistung erworben hat, wird die Rechnung sicherlich anerkannt werden. Aber auch Herrn Pastrée, der dem Industriellentag präsidiert hat, soll man nicht vergessen. Die Verdienste des Hauck-Waiß werden auf dessen Wunsch wie gewöhnlich im Stillen bleiben; Herr Pastrée fordert, dass die seinen durch ein sichtbares Zeichen an der Mannesbrust vor aller Welt beurkundet werden. Unbillig wäre es, die Forderung nicht anzuerkennen; und billiger ist's gewiss, sie zu erfüllen, als Herrn Hauck-Waiß zu befriedigen.

In der Frage der bosnischen Bahnen hat die Dummheit der Wiener Presse Herrn v. Koerber einen Erfolg verschafft. Die Oeffentlichkeit ließ sich einreden, dass ernsthaft darüber gestritten werden konnte, ob man die Bahnlinie Bugojno—Arzano sofort bauen solle, während es doch in Wahrheit nutzlos ist, den Bau zu beginnen, ehe nicht die Herstellung der österreichischen Linie Arzano—Spalato gesichert ist. Herr v. Koerber ließ die wichtigste österreichische Forderung — dass die Eisenbahnverbindung Banjaluka—Jajce geschaffen werde — fallen, und seine Presse ist zufrieden, da er erlangt hat, was Ungarn niemals versagen wollte.

Die ‚Neue Freie Presse‘ hat das Wesen des Streites um die bosnischen Bahnen gar nicht begriffen. Immerhin aber ist sie wenigstens für ein Minimum österreichischer Interessen eingetreten: dass Spalato ehestens eine Eisenbahnverbindung erhalte. Darob eitel Freude in Spalato. Erstaunt fragte man sich dort, wie es möglich gewesen sei, dass die ‚Neue Freie Presse‘ einmal eine österreichische gegen eine ungarische Forderung vertrat. Man vermuthete natürlich, die ‚Neue Freie Presse‘ müsse etwas dafür bekommen haben. Aber in Spalato hatte ihr niemand etwas gegeben. Aus welchem Grunde immer sie also für Spalato eingetreten sein mochte, die Stadt fühlte sich zu Dank verpflichtet. So telegraphierte denn der Bürgermeister Milic namens der Gemeindevertretung der ‚Neuen Freien Presse‘ den »besten, aufrichtigsten Dank für ihr männliches, uneigennütziges Auftreten zu Gunsten Dalmatiens und Spalatos.« Und das schon ganz verdummte Blatt druckte das Telegramm ab und verstand den Schimpf nicht, der darin liegt, dass man ihm verwundert dankt, wenn es einmal gratis für ein öffentliches Interesse eingetreten ist.

* * *

Die Discussion über die politische Gesinnung des Herrn Kakuschka-Kohn aus Währing ist resultatlos geblieben. Nur die Frage, ob der Verüber eines Attentats auf Herrn Baumann unter dem Namen Kakuschka oder unter dem Namen Kohn oder gar nicht hingerichtet werden soll, erregt noch die Gemüther. Aber schon ist das politische Interesse von Währing nach Pisek abgelenkt worden, wo darüber entschieden werden soll, welcher politischen Partei Herr Leopold Hülsner eigentlich zuzurechnen ist.

Schon seine Nationalität ist strittig. Der Name Hülsner klingt deutsch; und die mährischen Juden halten bekanntlich — der Abgeordnete Berner, selbst einer von ihnen, hat es im Parlament bitter beklagt — mit äußerster Zähigkeit am Deutschthum fest. Aber die ‚Neue Freie Presse‘ versichert, dass Hülsner ein Ausnahmsjude ist. Er soll stramm tschechisch gesinnt sein und Freunden wiederholt das Deutschsprechen verwiesen haben. Die tschechische Nation, die gerade jetzt, vor der Volkszählung, jeden Mann nöthig hat, könnte also mit Erfolg Herrn Hülsner für sich reclamieren, wenn es in Oesterreich keine Zionisten gäbe, die einem solchen Versuch, die Zahl der Mitglieder der jüdischen Nation zu vermindern, sicherlich mit Entschiedenheit entgegentreten werden.

Noch schwieriger ist die politische Parteirichtung des Herrn Hülsner festzustellen. Dass er ein Liberaler ist, ist trotz seiner Confession mit Rücksicht auf seine Armuth unwahrscheinlich. Gegen seine Zugehörigkeit zur christlichsocialen Partei spricht seine Confession, für sie allerdings sein kleinbürgerliches Aussehen und der Verdacht der Christlichsocialen, dass Herr Hülsner, ebenso wie Herr Ernst Schneider und dessen Freunde, an das Gebot des Ritualmordes glaubt. Aber in den letzten Tagen sind wichtige Argumente für die Behauptung erbracht worden, Herr Hülsner sei weder Liberaler noch Christlichsocialer, sondern ein Socialdemokrat. Man hat Hülsner wiederholt mit einem »Socia-

listenhut« gesehen. Den hatte er freilich nur entliehen, aber er selbst kann nicht leugnen, dass er Besitzer einer rothen Cravatte war. Ferner spricht Herr Hülsner hebräisch; und Eingeweihte wissen längst, dass »die Führer der Socialdemokratie« mit dem Plane umgehen, das Hebräische zur Vermittlungssprache der österreichischen Socialdemokratie zu erklären. Uberdies ist auch die Behauptung, dass Herr Hülsner ein Cousin des Dr. Victor Adler oder wenigstens der Schwager des Dr. Verkauf ist, »noch nicht widerlegt« worden.

Ich wage den Streit über Herrn Hülsners Parteirichtung, der voraussichtlich in den nächsten Wochen die Spalten des ‚Deutschen Volksblattes' und der ‚Arbeiter-Zeitung' füllen wird, heute noch nicht zu entscheiden. Aber meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist er müßig. Man kann Männer von der Bedeutung Hülsners nicht in eine Parteischablone zwängen. Ich glaube, Hülsner wird die Kraft haben, parteienbildend zu wirken. Welche Aussicht: die nationalen Kämpfe schweigen, die socialen Gegensätze verblassen, und es wird nur mehr einen großen Gegensatz geben, den zwischen den politischen Bekennern und den Gegnern des Ritualmordglaubens.

* * *

Die Veranstalter der Enquête über den Getreideterminhandel sind in einem Grundirrthum befangen: dass sie die Herren, die als »Experten« in der Enquête einvernommen werden, sämmtlich als gleichgestellte Sachverständige betrachten. Aber mit gleichem Recht könnte man behaupten, in einem Diebstahlsprocess gebe es drei Gruppen von Sachverständigen: die Bestohlenen, die Stehler und die Juristen. Ich will das Verfahren in der aus Landwirten, Börsenmännern und Rechtskundigen zusammengesetzten Enquête nicht geradezu einem Strafprocess vergleichen. Aber aufs stärkste empfinde ich, wenn ich die Protokolle

der Terminhandels-Enquête lese, die Analogie mit jenen Civilprocessen, bei denen alle Betheiligten durch die Empfindung erregt werden, dass jeden Augenblick der Antrag gestellt werden könnte, die Acten dem Strafgericht abzutreten. Wird es diesmal dazu kommen? Man beobachte, wie verlegen sich häufig die Landwirte und wie gewandt sich stets die Börsenmänner in der Discussion zeigen. Es führt zu nichts, die Landwirte zu fragen: wie werdet ihr begaunert? Man muss an die Terminhändler die Frage richten: wie gaunert ihr?

Es ist Sache der Juristen, die Verhandlung so zu führen, dass die Wahrheit an den Tag komme. Den Beklagten, aus denen leicht Angeklagte werden können, verdenke ich es nicht, dass sie leugnen, Umstände, die für sie ungünstig sind, verschweigen. Dass aber die Vertreter der Börse sich beschuldigt fühlen und auf ihr Recht, zu leugnen, pochen, wird dem Zweifler aus der folgenden Stelle des Protokolls der Enquête (Seite 371) klar werden. Der Experte Sand (Landwirt) discutiert mit dem Experten Dr. Horowitz, Generalsecretär-Stellvertreter der Börse für landwirtschaftliche Producte in Wien.

Experte Sand: Ich möchte den Herrn Experten fragen, ob er nicht der Ansicht ist, dass der Terminhandel unter Umständen einen künstlichen, ich möchte sagen, einen forcirten Import erzeugt. Er hat von allen möglichen wohlthätigen Wirkungen des Terminhandels gesprochen, aber darüber haben wir keine Aeußerung gehört.

Experte Dr. Horovitz: Das ist ja keine wohlthätige Wirkung, und die Aufzählung der schädlichen Wirkungen überlasse ich Ihnen.

Experte Sand: Im Fragebogen ist nach den Wirkungen im allgemeinen gefragt. Das brauchen nicht nur wohlthätige, sondern es können auch nichtwohlthätige sein. Und von Ihnen setze ich das ganz besonders voraus, dass Sie die Verhältnisse kennen.

*

Das Ackerbauministerium hat bei der Zusammensetzung der Enquête eine glückliche Hand gehabt. Mit sicherem Griff hat es einige der verwegensten Terminspieler gepackt und vor das Tribunal der Enquête geschleppt. Vor allem den Börsenrath Herrn Berthold Schwitzer. Bei Börsengeschäften ist es oftmals schwer — und die Usancen der Börsen vermehren absichtlich diese Schwierigkeit —, das Spielgeschäft von einem reellen, effectiven Geschäfte zu unterscheiden. Nur bei einer Art von Speculation sind die Kriterien des reinen Spieles deutlich: bei den Prämiengeschäften. Herr Schwitzer ist nun der Mann, der aus Erfahrung von Prämiengeschäften reden kann, wenn er nur will, wie die folgende Stelle des Protokolls (Seite 366) beweist:

Experte **Kauders**: ... ein Prämienmarkt, wie er in Berlin einmal war, ist in Wien nicht. Einer, der sehr gerne Prämiengeschäfte macht, ist Herr Schwitzer. (Heiterkeit.)

Experte **Schwitzer**: In mir sehen Sie einen solchen Sünder. (Heiterkeit.) Wie ich mich hier schon zu sehr vielen sogenannten Sünden bekannt habe, so bin ich derjenige, der die meisten Prämiengeschäfte an unserer Börse gemacht hat.

Herr Schwitzer darf die Prämiengeschäfte in Getreide mit Fug als »sogenannte Sünden« bezeichnen, da sie bisher nicht strafbar waren. Aber immerhin haben auch bisher schon die Regierung und unter ihrem Drucke die Börsenkammer selbst die Bedenklichkeit dieser Geschäfte erkannt und sie thunlichst zu beschränken getrachtet. Nachträglich scheint auch Herr Schwitzer zur Ansicht gekommen zu sein, dass er sich voreilig als Prämienspieler bekannt habe und besser thue, zu leugnen. Das geht aus einem Zwischenruf, den er während der Rede des Professors Karl Adler machte, hervor. Auf Seite 531 des Protokolls heißt es:

Prof. **Adler**: ..... An unserer Börse sollen, wie ich höre, nun die Prämiengeschäfte durch die schon vorhandenen Ein-

schränkungen des Termingeschäftes glücklich beseitigt sein. (Experte Schwitzer: Sie waren leider nie üblich! — Heiterkeit.) Die Behauptung des Herrn Zwischenrufers geht also dahin, dass es an unseren Börsen ein Prämiengeschäft nicht gibt; ich sage aber, dass es an unseren Börsen ein Prämiengeschäft gibt und dass infolge der Usancen jedes einzelne Termingeschäft ein Prämiengeschäft ist . . .

*

Ueber das Börsenschiedsgericht sind in der Enquête heftige Debatten geführt worden. Die Börsenmänner erklären, dass die meisten Vorwürfe, die gegen die Schiedsgerichte erhoben werden, deren gegenwärtige Organisation nicht mehr treffen. Das ist richtig; als die neuen Civilprocessgesetze vom Parlament beschlossen waren, wurde das Verfahren bei den Börsenschiedsgerichten reorganisiert, und einige der ärgsten Unzukömmlichkeiten wurden behoben. Aber manches Mitglied der Enquête, z. B. Herr Professor v. Philippovich, könnte die Börsenleute daran erinnern, wie energisch sie seinerzeit in der Debatte über die Schiedsgerichte, die in der ‚Gesellschaft österreichischer Volkswirte‘ geführt wurde, die heute durchgeführten Reformvorschläge der damaligen Docenten Dr. Karl Adler, Dr. Eugen Ehrlich und Dr. Rudolf Pollak bekämpft haben. Haben die Herren an der Börse seither freiwillig etwas gethan, um das Ansehen ihres Schiedsgerichtes zu erhöhen? Wenn sie diese Absicht hegten, haben sie sich offenbar nicht der richtigen Mittel zu ihrer Durchführung bedient. Meines Erachtens müssen Gerichte ebenso viele persönliche wie sachliche Garantieen bieten. Und mich dünkt, es ist die schärfste Kritik des Schiedsgerichtes der Wiener Productenbörse, wenn man feststellt, dass als sein Vicepräsident Herr Weiß v. Wellenstein fungiert, der auf und hinter dem Rücken seines Firmachefs speculiert und sich verspeculiert hat.

* * *

Der bekannte Wind weht ein Blatt Papier auf meinen Schreibtisch. Ich sehe es an und finde darauf das Concept einer Rede, die der Finanzminister nächstens den Börsenräthen halten wird, als Antwort auf ihr Memorandum über die Lage der Wiener Effectenbörse. Also wird Herr v. Boehm sprechen:

Meine Herren! .... Nehmen Sie es, bitte, für bloße Höflichkeit, wenn ich Sie »meine Herren« nenne. Noch sieht der Finanzminister in den Börsenräthen nicht seine Gebieter, wenn er auch oft ihrer Ueberlegenheit sich beugen muss. Also: meine Herren! ... Lassen Sie mich offen mit Ihnen sprechen und seien Sie gewiss, dass ich dabei jenen Ton wahren werde, der »dem Verkehre autonomer Behörden angemessen« ist. Fürchten Sie nicht, von mir jene derben »Anwürfe von Diebstahl und Betrug« zu hören, in denen man sich der Börse gegenüber zu gefallen pflegt. An der Häufigkeit solcher Angriffe, meinen Sie, sind unsere traurigen politischen Verhältnisse schuld. Diese zu beklagen, ist wohl dem unpolitischen Minister nicht erlaubt; darf er die Anregung dazu geben, dass die Börse im autonomen Wirkungskreise den Vorwürfen wegen Diebstahls und Betrugs steuern möge, indem sie die Anlässe zu jenen Beschuldigungen thunlichst beseitigt? Glauben Sie mir, die Börsenkammer kann mehr gegen den Antisemitismus thun als der Finanzminister. Aber Ihr Blick weitet sich zu Betrachtungen über die allgemeine Reichspolitik Fürchten Sie denn nicht, dass das neue Abgeordnetenhaus, wenn es arbeitet, auch eine Börsengesetzgebung schaffen könnte? ....

Sie beklagen die Abnahme der Zahl der Börsenbesucher. Ich kann vom wirtschaftlichen Standpunkt aus hierin nur das Fortschreiten eines Reinigungsprocesses erblicken. Unter dem Fernbleiben bankerotter türkischer Großhändler von der Wiener Börse hat freilich deren orientalischer Charakter ein wenig gelitten; aber »Großkaufleute, Droguisten und Fabrikanten« finden auch heute noch, wenn sie ihn suchen,

den telephonischen Anschluss an die Börse. Den »verarmten Leuten, die meist, im vorgerückten Alter stehend, zu lange an der Börse thätig waren«, weihe ich eine officielle Thräne des Mitleids. Aber versuchen Sie doch, meine Herren, ob nicht noch einzelne dieser Leute einem ehrlichen Beruf zugeführt werden können. Dass diese verarmten Menschen immer weiter Börsengeschäfte betreiben, ist gefährlich und unmoralisch. Ein Greißler, der ohne Capital arbeitet und zugrunde geht, wird wegen schuldbarer Crida eingesperrt. Und die Börse lässt verarmte Leute täglich Umsätze von Tausenden von Gulden machen.

Die Sätze der Umsatzsteuer finden Sie, meine Herren, »exorbitant«. Ich fürchte, Sie werden keinen schärferen Ausdruck finden, wenn Sie in Zukunft die erhöhte Steuer, die »gewissenlose Demagogen« planen, zu bezeichnen versuchen werden. Auch ich habe den gebürenden Respect vor den Milliardenschulden unseres Staates, aber ich besorge nicht, dass die exorbitante Steuer von vier Hellern, die wir von tausend Kronen einheben, den »auswärtigen Gläubiger« etwa der Häuserspeculation in die Arme treiben könnte. Dass sie der Arbitrage und Coulisse schadet, ist möglich. Aber die »Rückvergütung des halben Steuersatzes für Coulisse und Arbitrage« werden Sie auch ohne gesetzliche Hilfe durch Verminderung dieser Geschäfte auf die Hälfte sicher erreichen.

Das Einkommen der Actiengesellschaften scheint Ihnen durch Steuern zu stark belastet. Bedenken Sie aber, dass diese Steuern nicht nur von den ausgewiesenen, sondern auch von den in den Cassen der Gesellschaften versteckten Gewinnen erhoben werden. Was sonst noch an den Gewinnen fehlt, müsste eigentlich in den Personaleinkommensteuer - Bekenntnissen der Verwaltungsräthe und Directoren erscheinen. Da aber hiedurch Weiterungen mit den Justizbehörden herbeigeführt werden könnten, halten sich die Steuerämter lieber an das unpersönliche Unternehmen und

drücken in der Höhe der Besteuerung der Actiengesellschaften zwei- und dreifach den Glauben an deren Solidität aus.

Noch bliebe der heikle Punkt vom Commissionsgeschäft zu erörtern. Aber die Frage nach dessen Rechtsschutz fällt ganz in die Sphäre des Justizministeriums. Ich habe nur an den wirtschaftlichen Schaden zu denken, der durch die Verleitung von Unberufenen zum Börsenspiel gestiftet wird. Ob unsere Richter Ihre scharfsinnige Auslegung des Börsengesetzes und der Paragraphe des bürgerlichen Gesetzbuches, die von Spiel und Wette handeln, beherzigen werden, weiß ich nicht. Jedenfalls will ich Ihre Bitte, »dass die Gerichte sich eine genauere Kenntnis der Einrichtungen der Börse aneignen« mögen, gern beim Justizminister unterstützen. Die Folgen einer reicheren Erfahrung unserer Gerichte in Börsenangelegenheiten werden sicherlich segensreich sein, wenn es auch nicht just die von Ihnen gewünschten sein sollten.

Ich habe mich nur mit den allerwichtigsten Punkten Ihres Memorandums beschäftigt. Ich glaube trotzdem, dass ich Ihnen nichts schuldig geblieben bin. Ich bin überzeugt, meine Herren, Sie werden von diesen Mittheilungen, die ich unter uns vorgebracht habe, keinen weiteren Gebrauch machen . . .

* * *

Der Centraldirector Kestranek hat in der Generalversammlung der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft die Publicisten, die seine und seiner Freunde Thätigkeit kritisieren, nicht blos derb beschimpft, sondern auch durch ein treffendes Argument widerlegt. Aber die Zeitungsberichterstatter haben gerade den entscheidenden Satz seiner Rede mißverstanden. Sie ließen ihn sagen, die gegnerischen Journale »recrutierten sich ja doch nur aus Feinden des Unternehmens.« In Wahrheit hatte Herr Kestranek erklärt — nur die ‚Wiener All-

gemeine Zeitung' hat den Wortlaut seiner Aeußerung gemeldet —, seine Gegner seien »Feinde der Gesellschaft.« Und damit meinte er nicht etwa die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, sondern die menschliche. Herr Kestranek ist eben ein Gesinnungsgenosse des ‚Wiener Tagblatt', das neulich (siehe Nr. 57 der ‚Fackel' pag. 7) erklärt hat, der Versuch, den Jobbern entgegenzutreten, sei »ein wildes Unterfangen, den gesammten Staat und die Gesellschaft aus den Angeln zu heben.«

* * *

In den Hallen der Börse allein ist noch Oesterreich. Die Börse bildet die Synthese der sämmtlichen Gegensätze, denen die Kämpfe unserer Presse entstammen. Was immer auf den ersten Seiten der Blätter stehen mag, rückwärts sind der ‚Economist', der ‚Volkswirt', der ‚Vorsichtige Capitalist' und wie sie alle heißen mögen, in den wesentlichsten Punkten gleicher Meinung. Das Börsenspiel ist ihnen allen heiliger Ernst. Und wenn einer dabei verunglückt, darf er des stillen Beileids der Collegen in der Presse sicher sein. Man hat Herrn Moriz Handl von der ‚Neuen Freien Presse' liebevoll geschont, und als jüngst ein Journalist namens Sparkess, der Moriz Benedikt der ‚Deutschen Zeitung', mit Zurücklassung von unbeglichenen Börsendifferenzen durch Selbstmord aus dem Leben schied, haben die Zeitungen, die sonst nie die Gefühle der Verwandten von Selbstmördern schonen, zartfühlend darauf verzichtet, vom Tode des Börsenjournalisten der ‚Deutschen Zeitung' Notiz zu nehmen. So haben wir leider auch nicht erfahren, welches Börsencomptoir die Speculationen des Herrn Sparkess ausgeführt hat, und der Verdacht ist nicht abzuweisen, der Börsenvertreter des christlichsocialen Blattes könnte sich so weit vergessen haben, mit einem jüdischen Börseaner in Geschäftsverbindung zu treten. Aber im Grunde dürfte Herr Sparkess auch dann von manchem

seiner Parteifreunde entschuldigt werden. Der Unterschied zwischen den jüdischen und den »anständigen christlichen Bankhäusern« ist gar nicht so groß, wie das ‚Deutsche Volksblatt' zu glauben vorgibt, indem es mir verübelt, dass ich ihn nicht berücksichtige. Herrn Vergani, der sich ja seit langem in Transactionen mit Wertpapieren auskennt, wird es doch nicht unbekannt sein, dass die Börsengeschäfte der beiden christlichen Firmen Schelhammer & Schattera und Pleva von einem und demselben jüdischen Agenten, einem Herrn Baum, ausgeführt werden.

* * *

August Krawani, bis zum Jahre 1893 Chefredacteur der ‚Oesterreichischen Volkszeitung'; von dem Verwaltungsrath der Steyrermühl auf die Straße geworfen, weil er sich weigerte, gegen das allgemeine Wahlrecht zu schreiben; im Spital gestorben am 4. November 1900. Am 5. November fließen die Zähren aller liberalen Nekrologisten, denen nie die Zumuthung gestellt werden wird, gegen ihre Ueberzeugung zu schreiben. Am lautesten klagen die Blätter der Actiengesellschaft Steyrermühl, die mit der Entlassung eines anständigen Menschen — dank Herrn Plener — seinerzeit ein fast ebenso gutes Geschäft gemacht hat, wie später mit der Defraudation des Zeitungsstempels. Die ‚Oesterreichische Volkszeitung' lässt sich in ihrem Schmerze zu der Uebertreibung verleiten, Krawani habe seine »überzeugungstreue Feder unserem Blatte geliehen« und »seine durchaus demokratische Gesinnung niemals verleugnet«. Am Grabe rühmt Herr Spiegl als Vertreter der Concordia die Uneigennützigkeit Krawanis ...

* * *

Das interessanteste Moment in dem Processe, der jüngst gegen ein kupplerisches Ehepaar durchgeführt wurde, war ohne Zweifel die Schilderung, die

die Angeklagte von dem polizeilichen Verhör, das »der Obercommissär S.« mit ihr angestellt hatte, dem Gerichte gab. Sie sei mit dem Obercommissär S. allein gewesen, er habe ihr den Hof gemacht und einen Liebesantrag gestellt. Sie habe erwidert, sie sei verheiratet und schon 33 Jahre alt; der Obercommissär aber habe entgegnet: »Das ist gerade recht, darauf flieg' ich!« und sie sodann ersucht, ihm eine in ihrer Wohnung saisierte Photographie — die Angeklagte in einem pikanten Costüm darstellend — zu schenken, »damit er ein Vergnügen habe«. Als man in einigen Blättern die schonungsvolle Bezeichnung »Obercommissär S.« gewahr wurde, rieth man allgemein auf Herrn Stuckart, der mit den Wiener Pressleuten auf so gutem Fuße steht, dass sie nur dann seinen vollen Namen nennen, wenn er gerade der Production des »Ausbrecherkönigs« Shelby im Colosseum beiwohnt und sich mit Rücksicht auf die zu erwartende Reclamenotiz coram publico Handschellen anlegen lässt. Aber Obercommissär S. war nicht Herr Stuckart, sondern der an Zeitungsruhm noch nicht gewöhnte Herr Semek. Herr Semek, in der Verhandlung als Zeuge vernommen, gab an, dass er während der polizeilichen Haft der Kupplerin ihr Bild »gleichsam als Beweismittel« verlangte und ihr nur »schmeichelte«, um herauszubringen, »ob sie selbst einen liederlichen Lebenswandel geführt habe«. Herr Semek berief sich also auf die Amtspflichten des agent provocateur, — sowie ja auch Herr Stuckart in Wiener Salons nur Poker spielte, um die gewonnenen Eindrücke im amtlichen Kreuzverhör mit den Spielpartnerinnen zu verwerten. Herr Semek musste zwar wissen, dass die Frau lediglich der Kuppelei überführt werden sollte und durfte; aber ihn interessierte mehr, ob sie selbst »einen liederlichen Lebenswandel« geführt habe. Oder war er ernstlich der Meinung, dass ein Bild, das eine Frauensperson in einem pikanten Costüm zeigt, ein Beweismittel dafür sei, dass sie gewerbsmäßig Gelegenheitsmacherei treibe? Hätte die

Kupplerin die Situation erfasst, so hätte sie mit der ganzen Würde ihres Berufes dem eifernden Polizeibeamten sagen müssen: Herr Obercommissär, das hier ist eine »unerlaubte Zusammenkunft«; aber die habe nicht ich veranstaltet! .... In Angelegenheiten der Prostitution sind agents provocateurs nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Nach einer Version des ‚Simplicissimus' hat einmal eine Regierung für einen Polizisten, der nichts weiter als eine Amtshandlung vornahm, späterhin Alimente zahlen müssen. Auch ein agent provocateur kann seine Competenz überschreiten, und wenn er nach dem vergeblichen Versuche, amtszuhandeln, ausgerufen hat: »darauf flieg' ich!«, so — können ihn die Oberbehörden in anderem Sinne beim Wort nehmen.

* * *

Die Sammlungen für einen Kranz auf Heines Grab sind beendet. Jetzt verlangen die Lebenden ihr Recht. Die freisinnigen Männer Wiens haben, da sie schon einmal im Sammeln d'rin sind, beschlossen, für ein Hochzeitsgeschenk beizusteuern, das der Tochter »unseres allverehrten Obmannes« Noske, den »verbündeten Reactionären« zum Trutz, überreicht werden soll. Die Mitglieder des »Vereines der Fortschrittsfreunde« senden einander einen Aufruf zu, in dem sie »vorläufig« (das Wort ist fett gedruckt) um Discretion bezüglich ihrer Absichten ersuchen. In dem Aufruf wird »die Vermählungsfeier der anmuthigen Haustochter« angekündigt und der Adressat um »gefällige Beisteuer eines in seinem Belieben gelegenen Betrages« gebeten. (Sammelstelle: I., Seitenstettengasse 5, also gegenüber dem Trauungsorte.) Was aber wie harmlose Theilnahme an einer Familienfeier aussieht, ist in Wahrheit eine hochwichtige politische Action. Der Aufruf enthält Ausdrücke, wie »Mann der That«, »Angriffe wider Fortschritt und Lieberalismus« (mit ie), »in den Annalen der parlamentarischen Geschichte bisher noch niemals zu verzeichnen gewesene Attaken« u. s. w. Kurzum, es handelt sich um eine »Genugthuung« für Herrn Noske. Ihm soll »durch die von uns beabsichtigte Ueberreichung eines Hochzeitsangebindes an dessen Tochter eine wohlverdiente Ehrung dargebracht werden«. Der Zweck ist löblich; aber die Mittel

mussten nicht erst auf dem umständlichen Wege einer neuerlichen Collecte herbeigeschafft werden. Freiheit, Fortschritt und — Wirtschaft, Horatio! Das Gebackene vom Leichenschmaus gibt kalte Hochzeitsschüsseln, und von den neulich auf dem Altar des Freisinns geopferten 4000 Kronen wird außer einem Grabeskranz für Heinrich Heine noch bequem ein Hochzeitsgeschenk für Frieda Noske zu bestreiten sein.

* * *

Ministerwechsel in Frankreich.

Die ‚Neue Freie Presse' ist bekanntlich — und nicht erst, seit Herr Frischauer die Berichterstattung »im größten Stil« betreibt — über die Angelegenheiten der französischen Politik ganz besonders gut informirt. Am 3. November wusste sie der Welt sogar von einem neuen französischen Justizminister zu erzählen, von dem man bis dahin nichts gehört hatte. Sie besprach die Schlussfeste der Pariser Weltausstellung und berichtete über ein glanzvolles Diner, das »der Justizminister Garde des Sceaux« für den General-Commissär gab .... Im Ministerium des Aeußern erschrak man heftig über diesen Wandel der Dinge in Frankreich, der sich über Nacht vollzogen haben musste, ohne dass die französische Regierung es der Mühe wert erachtet hätte, die fremden Vertretungen von dem Ereignis zu verständigen. Graf Goluchowski bat Herrn Dóczi, bei der ‚Neuen Freien Presse' sofort telephonisch anzufragen, seit wann der Herr Garde des Sceaux das Justizportefeuille in Frankreich inne habe. Die Redaction antwortete, dass ihr die Details nicht bekannt seien; die Nachricht hätte sie von ihrem bewährten Frischauer erhalten; aber man dürfe sich jedenfalls der Hoffnung hingeben, dass unter Garde des Sceaux Justizmorde vermieden und die Affaire Dreyfus — — — Hier unterbrach die Telephonistin und rief dazwischen: »Zu dumm! Garde des Sceaux heißt zu deutsch Großsiegelbewahrer und ist die in Frankreich übliche Titelbezeichnung für den Ministre de la justice«. »Halloh, Halloh!« — sagte der Redacteur der ‚Neuen Freien Presse' — »Es spricht immer jemand dazwischen! Fräulein, ich bin in Verbindung mit dem auswärtigen Amte, und die darf nicht gestört werden!« ...

Die Zeitung hat — zumal in Oesterreich — die Literatur gefressen, und alles Geistige ist von der modernen Annoncencultur verdrängt worden. Aber wir sind noch nicht bei der Ehrlichkeit amerikanischer Zustände angelangt, die zum Kaufe anbietet, was käuflich ist, und die offene Geschäftemacherei des Journalismus nicht als Corruption empfinden lässt. Bei uns wird immerzu noch Meinung geheuchelt, und den bezahlten Ankündigungen, die sich vom Leitartikel bis zum letzten Kuppelinserat erstrecken, ist ein Pathos beigemengt, das die Gehirne bethören und den alten Orakelglauben an die per »Wir« sprechende unirdische Macht wacherhalten soll. Von diesem Orakelglauben leben bei uns ein paar tausend Erpresser sehr auskömmlich, und diese Macht wird von den Uebelthätern im Staate und in der Gesellschaft sorgsam gehegt und gestärkt, da ja bekanntlich alle Leute, die irgend etwas der Oeffentlichkeit nicht mittheilen möchten, sich an die Zeitung wenden...

Neuestens beginnt unser Journalwesen der Literatur, die es unterjocht hat, einige Concessionen zu machen. Ihr Geltungsgebiet innerhalb der Tageszeitung wird erweitert. Bisher hat bloß der Vortheil einer Regierung, einer Bank, einer Theaterdirection seinen stilisierten Ausdruck gefunden. Warum nicht auch der Vortheil einer Champagnerfirma, eines Warenhauses, einer Brotfabrik? Und hier hat geistiges Schaffen ein weites Feld. Denn während bei der Anpreisung eines Regierungsactes, einer Emission, eines Theaterstückes immerhin etwas wie Sachlichkeit erfordert wird, die den Leser sogleich in das besprochene Thema einführt, kann in Reclamefeuilletons für Geschäftshäuser die Phantasie des bezahlten Plauderers uneingeschränkt walten. Ja, der Effect dieser Art von Literatur besteht gerade darin, dass der Leser erst zum Schlusse erfährt, worum es sich eigentlich handelt. Gepeinigt von dem Sonntagshumor der ‚Neuen Freien Presse‘, flüchtet er sich auf Seite 20, um sich in die

Lectüre eines »Modernen Märchens«, betitelt »Der beste Freund«, zu versenken. Erst in der dritten Spalte erfährt er, dass »Moriz Hafners Brot« das beste ist. Wasche mit Luft! Koche mit Gas! — Ja, warum sollen solche Forderungen nicht mit dem gleichen Aufwand an Unbildung, Geschmacklosigkeit und schlechtem Deutsch umgeben werden wie die Postulate: Lasse dich von Koerber regieren! Kaufe Credit! Lache bei Buchbinder!? Oder: »Eine alltägliche Geschichte«, — abermals mit einer Chiffre signiertes Feuilleton. Inhalt: Riol. Oder: »Die Wienerin«. Inhalt: Warenhaus Lessner.

Nun könnte einer einwenden, dass ja all diese literarischen Leistungen, die neuestens unsere großen Tagesblätter schmücken, an einer Stelle untergebracht sind, die schon durch die Nähe des Inseratentheiles die Absicht der Publication verrathe und somit eine Täuschung ausschließe. In der That, und dies haben auch unsere Zeitungsmacher als einen Uebelstand empfunden, dem sie nach Kräften abzuhelfen beschlossen. Am Sonntag, dem 4. November, plaudert die ‚Neue Freie Presse‘ bereits im »Hauptblatt« über die Champagnerfirma Moët & Chandon, und sie nennt das Artikelchen »Eine Reiseerinnerung«, die sie unmittelbar nach den Erinnerungen des Herrn Hofraths Staberl jun. und an der Stelle, an der sonst der Satiriker st—g die Leser geißelte, placiert. Da gibt es kein Entrinnen! .... Freilich, wenn Moët & Chandon die Kräfte für den belletristischen Theil anwerben, werden sie immer noch eine geschicktere Hand zeigen als Bacher & Benedikt.

* * *

Der Maître de plaisir.

»Gabor Steiner, der unermüdliche, unternehmungslustige Maître de plaisir« ...... »Nach der Vorstellung wurde Gabor Steiner vom Publicum mehr als ein halbes dutzendmal hervorgejubelt« ..... Welchem Wiener Zeitungsleser sollten diese Sätze

nicht anheimelnd klingen? So oft der thatendurstige und doch bescheidene Mann, der sich's in den Kopf gesetzt hat, eine neue Bordellcultur nach Oesterreich zu bringen, auf der Bühne von »Venedig in Wien« dem Applause widerstrebend dankte, dankte, weil er seinen Wienern, die ihn zu sehen verlangten, nichts abschlagen kann, haben unsere Schmöcke den Lesern das Bild des unermüdlichen »Maître de plaisir« gezeichnet. Der Wiener schreit nach Gabor Steiner; wie der Hirsch nach der Quelle, schreit er nach ihm. So ward uns erzählt. In Wirklichkeit stand Gabor Steiner hinter den Coulissen und hielt schon während des Actes die Arme vorgestreckt, um sich nach Actschluss bequem von halbnackten Choristinnen packen und vor das widerstrebende Publicum zerren zu lassen .....

Aber die Gunst der Pressleute ist diesem Freudenspender aus der Gegend von Debreczin treu geblieben, und als »Venedig in Wien« in's Krachen kam, folgte sie ihm in das alte Danzer'sche Orpheum, das er renovierte und in dessen Hallen unter seiner Leitung alle irdischen Wonnen, die Befriedigung allen menschlichen Verlangens zu finden sein sollte. Und am Tage nach der feierlichen Eröffnung wussten in der That die Pressleute von »sehr pikanten Costümen« zu berichten, die vier in einem Tanzdivertissement vorkommende weibliche Officiere trugen, von »schönen Solo- und Chordamen« und anderen kostbaren Dingen. Dem Zeitungsleser tanzte es nur so vor den Augen: Erstclassiges Variété-Theater, umgezaubertes Haus, Schmuckkästchen, Elite-Publicum, brausender Jubel, Sandor Jaray, Stühle im Secessionsstil, Meisterleistung, Blumenspenden, Sternenwelt, kolossale Costümpracht, vier Lulu, Kielmansegg, Venus auf Erden etc. Wessen Sinne nicht schon durch den Rausch von der Ahnung so vieler Köstlichkeiten benebelt waren, der erfuhr noch zum Schlusse, dass Gabor Steiner eine Rede gehalten hat, in der er tief bewegt »der Presse und dem Publicum für die herzliche Aufnahme, welche dieselben seiner neuen Schöpfung entgegengebracht haben«, dankte.

Nichts zu danken, Herr Steiner! Das Publicum ist eben seinem Maître de plaisir treu geblieben, und die Presse — — welche Ueberraschung für einen Variétédirector, wenn er die herzlichen Inserate, die er für gutes Geld einrücken ließ, am andern Tage auch wirklich gedruckt sieht! In punkto Gabor Steiner ist aber thatsächlich die Journalistik aller Parteien und aller Confessionen einig. Das ‚Deutsche

Volksblatt', das die Verjudung der Kunst »principiell« bekämpft, will hinter den Orgien, die die liberale Presse feiert, nicht zurückbleiben, widmet dem »weltstädtischen Luxusetablissement« zwei lange Spalten und nimmt der gegnerischen Berichterstattung sogar das interessante Detail weg, dass der »ganze erste Stock, der bisher als Wohnung der Familie Kriebaum diente, in einen Saal umgewandelt wurde, der als eine besondere Specialität elektrisch beleuchtete Spiegel enthält«. Wie mag in solchem Raume erst die Schönheit der mitwirkenden Damen zur Geltung kommen, die das ‚Deutsche Volksblatt' als »feschen Mars«, als »prächtige Diana«, als »niedlichen Amor« rühmt! Von einer sagt der anticorruptionistische Kritiker ausdrücklich, sie habe einen »mudelsauberen Merkur beigestellt, in dessen Gesellschaft das Publicum wohl ohne Unterschied lieber weilen würde, als in der seiner Jünger vom Schottenring«. Das heißt doch animieren! Aber das ‚Deutsche Volksblatt' vergisst, dass Herrn Steiners Stammpublicum sich größtentheils aus den unsauberen Jüngern Merkurs vom Schottenring recrutiert und dass gerade ihnen Wünsche von der Art des brünstig angedeuteten nicht unerfüllbar zu sein pflegen. Immerhin — Gabor Steiner, der Magus aus dem Osten, ist eine interconfessionelle Angelegenheit, ein allgemeines Culturgut. Und er findet unter liberalen und antisemitischen Journalisten seine Preiser, — solange sie bei ihm ihre Preise finden.

Aber die ‚Arbeiter-Zeitung', die doch bestrebt sein muss, ihre Scharen einer höheren Kunstgesittung, als der die faulende Bourgeoisie anhängt, zuzuführen, die, wenn sie schon im Inseratentheil Anzeigen von Variétés nicht entbehren kann, im Texte jede Empfehlung eines Genres vermeiden müsste, das neben gehirnmüder Unterhaltung nichts als eine Gelegenheit für Solodamen und Champagnerheben bedeutet? Ja, auch die ‚Arbeiter-Zeitung' preist die ewige »Unternehmungslust« unseres Gabor, spricht von »großstädtischen Bedürfnissen«, »packenden Variéténummern«, »glänzender Ausstattung« u. s. w. Ich hätte es der socialkritischen Gewissenhaftigkeit einer für Proletarier geschriebenen Zeitung zugetraut, dass sie auch all' das Elend erwähnt und all' die Erbärmlichkeit und Erniedrigung, die hinter so viel Glanz und hinter der prompten Befriedigung der »großstädtischen Bedürfnisse« sich zu bergen pflegen. Vielleicht erkennt die ‚Arbeiter-Zeitung', deren Berichterstatter hinter dem Tross der Pressknechte eines Variétédirectors einhertrottet, ihre Aufgabe besser, wenn ich ihr den Tag

der ersten Gageauszahlung im Orpheum schildere. Drückt Herr Steiner seine Leute? Im Gegentheil! Er überreichte einem weiblichen Mitgliede des Operettenensembles außer dem vertragsmäßig fixierten Gagebetrag noch ein Separathonorar von K 20.–, weil, wie er sich anerkennend ausdrückte, die Dame »täglich nach der Vorstellung im Wintergarten zu finden« sei. Ich weiß nicht, welchen Eindruck diese Ehrung auf jene weiblichen Mitglieder gemacht hat, die nicht, wie jenes Fräulein, das Talent besitzen, auch noch nach der Vorstellung tüchtig zu sein. Aber vielleicht ist es Herrn Steiner gelungen, durch diese Anerkennung vor versammeltem Volke die eine oder die andere der Damen, deren viele gewiss nur um des ehrlichen Erwerbes willen auf der Steiner'schen Bühne zu wirken bereit waren, zur Annahme einer monatlichen Activitätszulage von K 20.– zu bestimmen und so die Schar der Lockmädchen des Wintergartens zu vermehren . . .

. . . Künftige Culturforscher, die an dem Frohsinn einer Zeit ihren Wert messen, werden das Wien Mozarts dem Wien Gabor Steiners an die Seite stellen. Es hat bei uns auch in alten Tagen genug Heiterkeit und genug der Freuden gegeben; aber sie haben sich nicht so laut geäußert. Die heutigen Wiener umtosen Gabor Steiner, sie lernen von ihm ihre Lieder und leben in den Erinnerungen von »Venedig in Wien«. Und mancher, der unstät zwischen Waldmanns Ronacher und Blasels Colosseum sein Nachtleben verbrachte und den Tag pries, an dem er noch die Renovierung des alten Orpheums erleben durfte, wird sterbend als »letzten Willen« die bekannte Forderung aussprechen: »Hinter'm Ofen sitzt 'ne Maus, die muss 'raus! Die muss 'raus!«

* * *

Der echte Erfolg des Hawel'schen Stückes »Mutter Sorge« am Jubiläumstheater hat die liberale Clique völlig consterniert. Die ‚Neue Freie Presse' bewahrte Würde und Besinnung und that das Werk mit zehn perfiden Zeilen ab. Nützt nichts. Der Frage: »Wo bleiben die arischen Talente?«, mit der jeder Tantièmenschmock das Beginnen des Directors Müller-Guttenbrunn zu höhnen meinte, ist da einmal eine ausgiebige und erfreuliche Antwort erbracht worden. Der

Boden, auf dem eine habgierige Bande durch Jahrzehnte gewüstet hat, reift langsam, aber sicher gute Früchte. Mag das Blatt der österreichischen Intelligenz, das für den Unflath eines Buchbinder nur Lob und Preis hat, sich von der Würdigung eines Dichterwerkes durch communalpolitische Bedenken abhalten lassen: der Beweis ist erbracht, dass ein Literat nicht unbedingt an einem Clubabend der Concordia mit der Tochter eines Ausschussmitgliedes getanzt haben muss, um für ein dramatisches Talent gehalten zu werden.

* * *

Die Oresteia des Aischylos wird nächstens im Burgtheater aufgeführt, und den Wiener Kritikern, die erst vor Kurzem als Kenner der spanischen Literatur geglänzt haben, wird die willkommene Gelegenheit geboten werden, zu beweisen, welch reiches Wissen und wie tiefe Einsicht ihnen auch auf dem Gebiete der griechischen Dichtung eignet. Die Hüter unseres öffentlichen Geschmacks werden in gewohnter Bescheidenheit keine besondere Anerkennung vom Publicum dafür fordern, dass sie sich in dem kurzen Zeitraum zwischen der Ankündigung der Oresteia-Aufführung und der Première solch umfassende Bildung zu erwerben wussten. Die Herren Bahr und Hevesi, die ja stets den Dank für ihre Mühen verschmähen, werden wohl so thun, als ob es für sie nur ein Spiel wäre, aus ihren Schätzen an classischer Weisheit Kleingeld unter die Leserschar zu streuen, die nicht ahnt, wie viel saurer Schweiß der letzten Wochen an diesen Groschen klebt. Nur der Kritiker des ‚Wiener Tagblatt‘ hat seine Leser darauf aufmerksam gemacht, wie viel auch ihm, dem alten Aischylos-Kenner, noch bis zur Aufführung der Oresteia zu thun bleibt. »Ich muss gestehen«, schrieb er am 5. November in einem Feuilleton über den einführenden Vortag des Herrn Schlenther, »dass ich die von Director Schlenther so gepriesene Uebersetzung des trefflichen Berliner Philologen Willamowitz noch nicht kenne, noch nicht mit dem Original und den bisherigen Verdeutschungen — Stollberg, Voß etc. — vergleichen konnte«. Der Kritiker des ‚Wiener Tagblatt‘ — er hört auf den Namen Leo ter, aber wenn man Pollak ruft, dreht er sich auch um — liest also, man denke, den Aischylos im Original, er hat das Land der Griechen, das

Herr Bahr mit der Seele sucht, längst gefunden. Mehr noch: er kennt auch die bisherigen Verdeutschungen des Aischylos. Aber was ist das? Stollberg, Voß etc.? Droysens treffliche Uebersetzung haben Kenner uns empfohlen, Donner und Minckwitz, wussten wir, haben sich an den Aischylos gewagt. Wem diese Ausgaben zu theuer waren, der hat wohl nach Hans v. Wolzogens Verdeutschungen gegriffen, den »Agamemnon« vielleicht auch in Wilhelm v. Humboldts Uebertragung gelesen, weil Wolzogens und Humboldts Arbeiten in Reclams Universal-Bibliothek erschienen sind. Aber alle jene Uebersetzungen scheinen weniger wichtig zu sein, als die von Stollberg und Voß, mit denen der kundige Kritiker des ‚Wiener Tagblatt' die Nachdichtung des Herrn v. Willamowitz vor allem vergleichen will. Und just diese waren uns zu unserer Beschämung unbekannt, ja wir hatten nicht einmal den Namen Stollberg bisher vernommen. Mich hat zum Glück der Abdruck des Schlenther'schen Vortrags in der ‚Neuen Freien Presse' getröstet. Da standen die folgenden Sätze: »Viele haben sich daran versucht, dieses antike Kleinod in die Schatzkammer unserer nationalen Poesie zu retten. Männer höchsten Ranges und höchsten Wertes sind darunter. Schon Goethes Jugend- und Dichtgenoss, Graf Leopold Stolberg (nicht Stollberg), wagte sich wenigstens an ein Stück der dreitheiligen Dichtung. Dann der Sohn unseres alten lieben Meisterübersetzers Johann Heinrich Voß«. Herr Schlenther hat seine germanistischen Kenntnisse zeigen wollen, und daher hat der Herr vom ‚Wiener Tagblatt' seinen Stollberg, Voß etc., die er freilich wohl ebensowenig wie das Original gelesen haben dürfte und die er kaum mit Willamowitz wird vergleichen können, weil er ihre Uebersetzungen nicht leicht auftreiben wird. Ich musste mir gestehen, dass der Kritiker des ‚Wiener Tagblatt' zwar nicht gebildeter und nicht aufrichtiger ist als seine Collegen, aber dafür ungeschickter.

* * *

Zwei Kritiker.

‚Neues Wiener Tagblatt', 3. Nov.:

Deutsches Volkstheater. Zum ersten Male: »Die Ahnfrau« von Grillparzer — klug inscenirt und ohne jene lärmende Meiningerei, die bloß die Nerven auf-

‚Neue Freie Presse', 3. Nov.:

Deutsches Volkstheater. Für den »Müller und sein Kind«, dem Laube wiederholt und erst jüngst ein moderner Schriftsteller in diesen Blättern sehr warm das

rütteln will; in einer Rolle außerordentlich, in allen durchaus anständig dargestellt. Außerordentlich ist Herr Kutschera als Jaromir, und man hat eine wahre Freude, zu beobachten, wie dieser Schauspieler, anfangs nur durch sein frisches, resolutes und ungebundenes Wesen wirksam, aber schwer beweglich, unfähig, jemals über sich hinauszugehen, und scheinbar ganz in einer engen Eigenart eingefangen, sich allmälig mit Energie in die Höhe spielt und nach und nach so sehr sich meistern und seine Mittel erweitern gelernt hat, dass er nun schon bis zum Poetischen vordringt; er gehört zu den seltenen Darstellern, die, sich bei keinem Erfolge beruhigend, unermüdlich an sich arbeitend, immer mehr halten, als man ihnen zutraut, und selbst ihre Freunde immer wieder überraschen. Die Bertha gibt das schöne Fräulein Buché noch ein bischen ängstlich, fast ungeschickt in den Bewegungen, aber mit manchmal ungestüm ausbrechendem Talent. — — — — —

Wort geredet, erschien gestern »Grillparzers Ahnfrau«. — — — — Die Bertha gab Fräulein Buché, ein schwächeres Talent als Fräulein Wachner, die sie ersetzen soll, aber sehr sympathisch durch schöne Erscheinung und Reichthum der Mittel. Leider steht sie in den Anfängen ihrer Kunst, man sieht den Vortragsmeister in ihrer Mimik, hört ihn in ihrer Rede, die über phonographische Wirkungen selten hinauskommt. — — — Herr Kutschera als Jaromir zeigte auch diesmal wie bei den meisten seiner Heldenrollen einen auffallenden Mangel an Steigerungsfähigkeit. Die großen Reden Jaromirs, aus denen so viele geflügelte Worte lebendig blieben und die ein so stürmisches Temperament athmen, klangen fast nur markirt, erst im letzten Acte gewann der Darsteller stärkere Eindrücke; aber auch, was er sonst geboten, erschien staunenswert, wenn man bedenkt, dass er erst vor vier Tagen eine andere Hauptrolle in einem neuen Stücke creiert, und dass er heuer schon ein halbes Dutzend von Novitäten zu bewältigen hatte. Gewiss eine grausame Ueberanstrengung eines Schauspielers und eine bezeichnende Thatsache für das herrschende System des Volkstheaters, dem häufig genug Erfolge von Dichtern und Darstellern zum Opfer fielen.

*

Im Repertoire des Deutschen Volkstheaters stehen: »Der Star« und »Wienerinnen« von Hermann Bahr.

Vom Repertoire des Deutschen Volkstheaters wurde längst abgesetzt: »Sophia Dorothea«, ein Schauspiel von Friedrich Schütz.

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herrn Director Schlenther. Sie haben in der Angelegenheit des abgelehnten Schnitzler'schen Stückes zweifellos Recht behalten. Nun sind Sie von dem allen Kennern der Sachlage verständlichen Wunsch beseelt, die Concordia-Mächte zu versöhnen. Sie halten einen Vortrag über die antike Tragödie, dessen Reinerträgnis der Concordia zufließt, und sitzen an einem Premièrenabende des Burgtheaters — man gab »Renaissance« — mit Herrn Siegfried Löwy in der Directionsloge. Eines oder das andere, Herr Schlenther! Sie werden sich entscheiden müssen. Entweder Sie beschäftigen sich mit der Antike oder mit einem der übelsten Börsenreporter, die je im Vorzimmer eines Bankinstitutes aufgewachsen sind. Aischylos oder Siegfried Löwy. Beides geht nicht. Sie werden mir sagen, dass Sie den einen nicht gut abschaffen können, weil er als Correspondent des ‚Börsencourier' den Anschluss an Berlin besorgt. Das macht nichts; versuchen Sie es doch. Zur Zeit, da Baron Bezecny, der Gouverneur der Bodencredit-anstalt, noch Intendant der Hoftheater war, musste sich Herr Löwy auch für Theaterangelegenheiten interessieren. Jetzt brauchte man ihm nicht mehr behilflich zu sein, wenn er den Abhub des Coulissenklatsches nach Berlin befördern will. Wenn Sie schon den Muth hatten, ein Stück wie die »Renaissance« von Koppel-Elfeld & Comp. im Burgtheater aufzuführen, so hätten Sie sich bei der Première doch nicht dem Publicum zeigen sollen. Am allerwenigsten aber neben Herrn Siegfried Löwy, den selbst Ihr Vorgänger Burckhard in die Directionsloge einzulassen nicht gewagt hätte. Oder wollten Sie bloß Ihrem Gegner Hermann Bahr, der seit langem um die Gunst des Siegfried Löwy buhlt, einen Schabernack spielen? Ich halte Sie so arger List nicht für fähig. Ein Freund, der Sie oft im Löwenbräu bewundert hat, sagt mir, Sie seien im Grunde eine Siegfriednatur, deren gerader Tumbheit selbst die Gesellschaft einiger Redacteure der ‚Neuen Freien Presse', die sich allabendlich zum Stammtisch des Burgtheaters drängen, nichts anhaben kann Siegfriednatur — meinetwegen. Aber Siegfried Löwy-Natur?

Hofrath Uhl. Alter Frozzler! Weil ich lezthin meinte, dass schon die stereotypen drei Punkte, die Sie mitten im Satz anwenden, Ihre Autorschaft als neuester Sonntagshumorist der ‚Neuen Freien Presse' verrathen müssen, haben Sie gleich am Tage nach der Enthüllung sich zu vier Punkten entschlossen, ja, in Ihrem letzten »Staberl« die Punkte überhaupt weggelassen. Das wird Ihnen recht schwer geworden sein, da Sie doch seit mehr als vierzig Jahren an die Punkte gewöhnt waren. Wenn man aber vom Liebsten, was man hat, muss scheiden, so sollte man doch wenigstens etwas dabei profitieren. Wenn Sie indes der Meinung waren, dass man Sie jetzt nicht mehr der Autorschaft an den Werken der Herren Staberl und Junius redivivus beschuldigen wird, so irrten Sie. Das Signalement, das ich Ihrer neuen Thätigkeit mitgegeben, ist reichhaltig. Es bleiben noch Stumpfsinn und geschwätzige Langweile als sichere Erkennungszeichen.

Leser in Prag. Sie schreiben: Vier Wochen lang soll sich das Publicum die Berichte über den ekelhaften und uninteressanten Process Hülsner gefallen lassen! Es ist eine Schmach, dass erste Zeitungen in ihrer Sensationssucht tendenziös aufgebauschte Darstellungen eines Mordprocesses in vielen Spalten auftischen dürfen. Ein herabgekommener Mensch, ein Vagabund, dessen Schuld oder Unschuld noch gar nicht erwiesen ist, wird zum unschuldig leidenden Märtyrer gestempelt, mit der Gloriole des rostgebratenen heiligen Laurentius umgeben, und für diesen sonderbaren Heiligen wird flammende Begeisterung gepredigt. Wir armen Prager empfinden das doppelt, weil wir an der Quelle sitzen, also alles aus erster Hand haben. Das ‚Prager Tagblatt' z. B. entblödet sich nicht, gleich unter dem Kopfe seines Abendblattes (ein ähnlicher Ersatz für den defraudierten Zeitungsstempel wie das selige Montagsextrablatt der ‚Neuen Freien Presse') nach der Aufforderung zum Neuabonnement die epochemachende Nachricht als Lockruf zu bringen: Es habe ein Automobil angekauft, um die neuesten Nachrichten von Pisek nach Budweis, von dort telephonisch nach Prag bringen zu können und um sie so »noch ins Abendblatt zu bekommen«. Ob sich da nicht das Wort Antisemitismus nach Ihrer Etymologie auch von »Prager Tagblatt« herleiten ließe? — Die Ritualmordschmöcke feiern hüben und drüben Orgien. Auch Wiener Zeitungen haben — über Ersuchen der Prager Collegin — die Nachricht von dem angekauften Automobil gebracht. Hiebei mag das ‚Neue Wiener Tagblatt' bedauert haben, dass es nicht selbst auf die gute Idee gekommen ist, deren Durchführung ihm fast gar keine Kosten auferlegt hätte. Die Sportredaction hätte bloß eine oder die andere Automobilfabrik um ein Recensionsexemplar ersuchen müssen.

Zeichendeuter. Ueber die Bedeutung des Ausrufungszeichens in der Stilistik des ‚Deutschen Volksblattes' bin ich mir seit langem klar. Es ist ein Detectiv, der jedem nur halbwegs jüdisch klingenden Namen auf dem Fuße zu folgen hat. Eine wuchtigere Waffe im Angriff stellt aber das Fragezeichen dar. Nur für den Ausdruck der bittersten Ironie wird es angewendet. Zum Beispiel: Das ‚Deutsche Volksblatt' beschimpft die ‚Arbeiter-Zeitung', nennt ihre Kampfesweise »gesindelhaft«, spricht von »Antreiberblatt«, »rothen Tintenidioten« u. s. w. Der Redacteur fühlt, dass diese Kampfesweise nicht minder gesindelhaft sei, bekehrt sich im Nu zur feineren Form der Ironie und sagt: »Dass die Anwendung des erwähnten Paragraphen für den vorliegenden Fall auch nicht annähernd passt und für denselben gar nicht anwendbar ist, ist dem wahrheitsliebenden (?) Antreiberblatt selbstverständlich egal«. Die Anwendung des Fragezeichens ist in diesem Fall entschieden anwendbar. Es verstärkt den Sarkasmus, der schon in dem Worte »wahrheitsliebend« gelegen ist, und sieht fast wie eine geschwungene Peitsche aus.

R. K. Sie fragen, wer Herr Nullus ist, der seit einiger Zeit das Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse' unsicher macht? Kein Geringerer als Herr Herzl, der sich aus dem Incognito des »Kunz« gescheucht fühlt. Der Trieb zum Nichterkanntwerden ist das einzig

Löbliche, das man den Mitarbeitern der ‚Neuen Freien Presse' nachsagen kann. Aber man erkennt sie doch. Herrn Herzl-Nullus z. B. an den folgenden hübschen Wendungen seines Feuilletons vom 1. November: »Auf dem Dorfe liegt der Friedhof mitten im täglichen Leben« und »Ich lag in einem Sommer an der Meeresküste im Sande«.

Zeitgenosse. Ueber »Barnum in Wien« schreiben die Blätter: »Eine echt amerikanische Idee ist die Heizung des colossalen Baues mit seinen vielen Glasthüren und Fenstern. Die Fachmänner staunten über dieses Vorhaben . . .« Die Fachmännner wissen eben nicht, welch gewaltige Kohlentheuerung jetzt in Wien herrscht.

Leser. Die ‚Neue Freie Presse' schreibt in ihrem Abendblatte vom 2. November: »Der Feier wohnten nebst Tausenden von Menschen der Militär-Attaché von Bülow . . . bei«. Ja, und außerdem war noch ein Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' anwesend . . . In dem Bericht über die Eröffnung des Orpheums versichert sie — schon mit mehr Grund —, dass der Vorstellung »der Statthalter und seine Gemahlin sowie ein sehr elegantes Publicum« beigewohnt habe. Bei ähnlicher Gelegenheit übt auch das ‚Deutsche Volksblatt' durch ein Wörtchen Kritik. »Im Colosseum«, schreibt es, »fand gestern vor einem kleinen Kreis geladener, aber distinguierter Gäste eine Vorstellung statt«. Geladen sind nämlich in der Regel die Zeitungsleute.

Jobber. Sie behaupten, dass die Börse, wenn sie in poetische Stimmung kommen wolle, die »Börsenwochen« des sonst gemiedenen Herrn Glogau in der ‚Wiener Allgemeinen' neuestens denen des »Economisten« vorziehe. Der Schüler scheint in der That den Meister übertreffen zu wollen. Herr Glogau schrieb kürzlich: »Es weht nach langer Niedergeschlagenheit wieder etwas Hoffnungsluft an der Börse, und man hört aus der Ferne das Schellengeläute des sinkenden Zinsfußes, aus dessen Boden neue Früchte emporschießen könnten.« Herr Benedikt soll, als er diese Fülle von Bildern gewahr wurde, ordentlich Neid empfunden haben. Ihm ist in den Zeiten der poetischen Hausse bloß das bekannte: »Der Zinsfuß ist mit uns! rufen wir mit Gottfried von Bouillon aus« eingefallen.

Habitué. Es ist nicht wahr, dass der Theaterkritiker Buchbinder, der selbst Stücke schreibt, bloß die Collegen Ibsen und Tolstoi heruntermacht. Auch mit Grillparzer hat er neulich — nach einer Volkstheater-Aufführung — ein ernstes Wörtchen geredet. Freilich in seinem Jargon. »Grillparzer ist ein Luxus für diese Bühne. Zwölf Logen starrten leer ins Haus. Hat Herr v. Bukovics das nöthig? — — ‚Die Ahnfrau' war es, die gestern so abschreckend auf die Logenbesucher des Deutschen Volkstheaters wirkte. Das Stehparterre entschädigte den Director. Es war unheimlich voll. Die Zischabtheilung des Deutschen Volkstheaters war gestern eitel Begeisterung. Grillparzer findet also wenigstens Gnade vor dieser strengen Jury. Ich kann die Begeisterung des Stehparterres nicht theilen.« Was hält Herr Buchbinder von der »Dritten Escadron« oder »Grubers Nachfolger« im Raimundtheater?

„Interessent". Wenn hier Dinge mitzutheilen sind, die nicht schon die Tagespresse gebracht hat, so ist mir die Zuschrift erwünscht.

Mehreren Fragern. Die Berechnung in Nr. 55 war vollständig richtig; es sind thatsächlich rund 15 Procent. Sie übersehen, dass es sich nicht um Zinsenrechnung, sondern um Rentenrechnung handelt. Wenn Sie für ein Darlehen von 100 Gulden nach einem Jahre 120 Gulden zahlen, so haben Sie 20 Procent Zinsen entrichtet. Wenn Sie aber für ein Darlehen von 100 Gulden zwölf Monate lang 10 Gulden monatlich zahlen, so haben Sie weit mehr als 20 Procent Zinsen entrichtet.

K. B. Was kümmert's denn mich? Ihre Reclamation wäre stichhältig, wenn Sie das Wortspiel irgendwo veröffentlicht hätten. Ob »Mehrere akademische Bürger« zu Ihren Bekannten gehören und eine »Indiscretion« verübt haben, weiß ich nicht. Aber Sie können mich im Ernst nicht der viel ärgeren Indiscretion für fähig halten, Ihnen die Namen der Einsender zu nennen. Ihr Pathos steht in keinem Verhältnis zu dem Gegenstande, an den Sie es wenden. Sie mögen versichert sein, dass der Scherz auch ganz gut einem Anderen, mit dem Sie nie sprachen, eingefallen sein kann.

Comt. May (Agram). Vielen Dank. Ich antworte im nächsten Hefte.

Pressfeind. Das Wort rührt von Georg Christoph Lichtenberg her: »Die Zeitungsschreiber haben sich ein hölzernes Kapellchen erbaut, das sie auch den Tempel des Ruhms nennen, worin sie den ganzen Tag Portraits anschlagen und abnehmen und ein Gehämmer machen, dass man sein eigenes Wort nicht hört.« Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat sich der Lärm erheblich gesteigert.

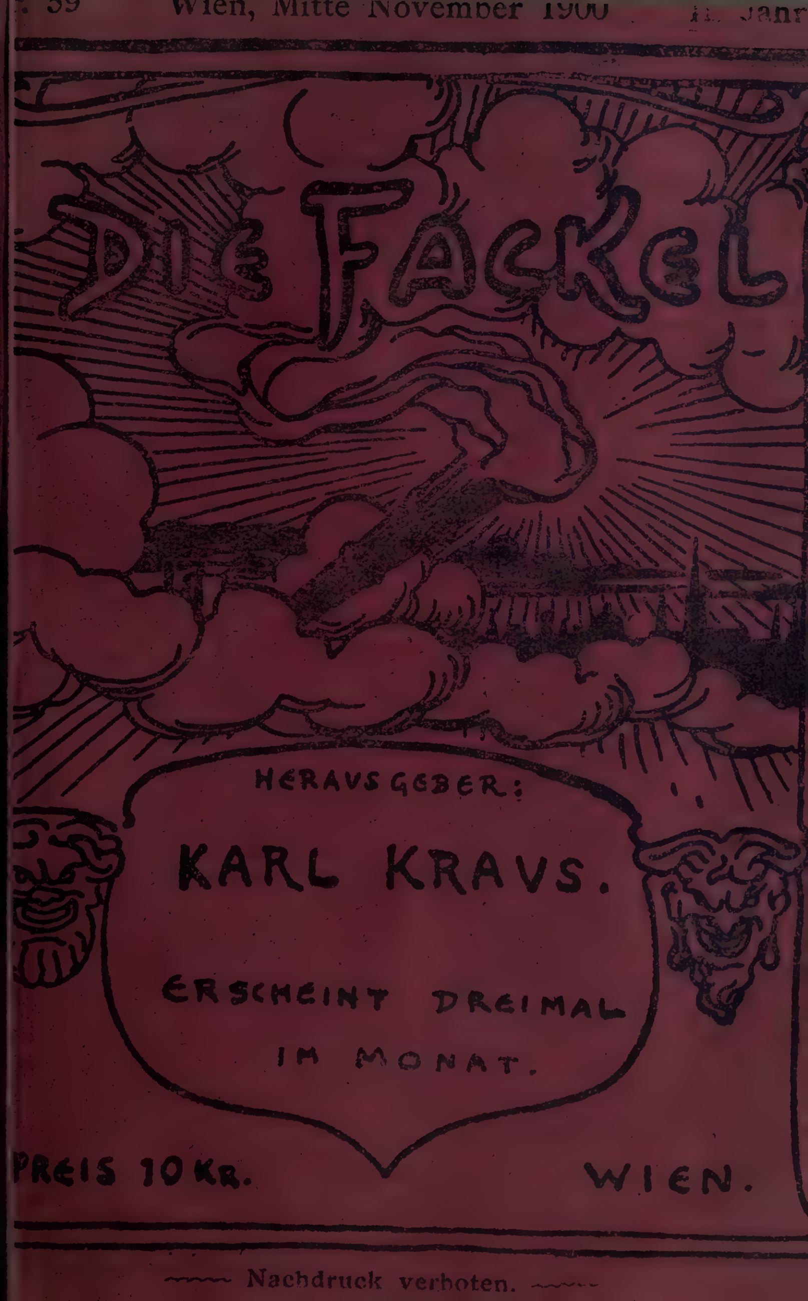
Bücherleiher, Zeitschriftenbettler etc. Merken Sie:

Mein Büchlein kaufte sich ein Musensöhnchen,
Von dem es dann der Herr Professor lieh.
Dann bei acht Damen circuliert' es, die
Besitzen sämmtlich so ein halb Milliönchen.
Drauf kam es zum Präfecten vom Cantönchen,
Der eifrig liest geborgte Poesie;
Und die Beamten dann, wie rissen sie
Sich um das Buch! Ein wahres Sensatiönchen!
Der Letzte, der es las von diesen Braven,
Schickt' es nach Syrakus an seine Holde,
Die sandt' es nach Turin an einen Grafen.
Der sagt mir heut: »Sie bringen was zustande!
Man wiegt Ihr Buch ja förmlich auf mit Golde.«
Spitzbuben! Einen Franc die ganze Bande!

(Amicis-Heyse.)

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . .	K	7.—
» » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . .	M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . .	»	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei		»	8.20
» » » » » halbjährig, »		»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Die Fackel

Nr 59 WIEN, MITTE NOVEMBER 1900 II. JAHR

Der Schwurgerichtsprocess in Pisek hat zwei Höhepunkte gehabt. Als Leopold Hülsners Mutter, wie schon früher in Kuttenberg, sich der Aussage entschlug, da gab es für die Geschwornen keinen Zweifel mehr, dass der Mörder der Agnes Hruza auf der Anklagebank sitze. Berufsjuristen hätten sich zwingen müssen, den Eindruck zu überwinden, dass ein Mann, für den seine eigene Mutter zu zeugen sich weigert, nicht unschuldig sein kann. Dass Geschworne diesem Eindruck erlagen, ist menschlich; und menschlich braucht noch nicht irrig zu sein, wenn auch Irren oft menschlich ist....

Und nun zog weiter die endlose Reihe der Zeugen durch den Gerichtssaal, deren Aussagen zur Feststellung des Motivs von Hülsners That dienen sollten. Und da irrt man, wenn man glaubt, all dies wirre und widerspruchsvolle Reden von geheimnisvollen Männern, die am Thatorte gesehen wurden, und vom Blute, das durch die Welt reist, hätte schließlich die Geschwornen zu Adepten des Ritualmordglaubens gemacht. Aber als der greise Jude Brettisch in den leidenschaftlichen Ruf ausbrach, er habe hier die Ehre seiner Nation, das Interesse des gesammten Judenthums zu vertreten, da ward das dumpfe Gefühl von zwölf Männern aus dem Volke zur Ueberzeugung verdichtet, dass Hülsner ein Werkzeug der Judenschaft sei und dass ein furchtbares Geheimnis ihrer Lehre, dem man so oft schon nahegekommen, hier gelüftet werde.

Die Bekämpfer des Ritualmordmärchens in unserer liberalen Presse haben wohl gefühlt, welchen Eindruck die Aussage jenes Brettisch gemacht hatte. Aber vergeblich suchten sie ihn zu verwischen, indem sie den Zeugen als altersschwachen, halb verblödeten Greis hinstellten. Dieses fluchwürdige, thörichte Solidaritätsgefühl der Judenschaft, wer anders als unsere liberale Presse hat es erhalten und genährt und immer mit Erfolg zu Hilfe zu rufen gewusst, wo es eine Schlechtigkeit und Niedrigkeit zu vertheidigen galt, die dieser Presse Geld abwarf? Man weiß, die Concordia-Journalistik fühlt sich zwar mit dem Jobberthum, aber nicht mit Leopold Hülsner solidarisch, dessen Vertheidigung ihr ja nichts einträgt. Aber dem schlichten Mann in der Provinz ist es nicht gegeben, so fein zu unterscheiden, wie weit die jüdische Solidarität, die auf jeder Seite der ‚Neuen Freien Presse' zwischen den Zeilen gepredigt wird, zu gehen habe.

Wenn die Erscheinungen, die dieses jüdische Solidaritätsgefühl gezeitigt hat, nicht längst in allen Köpfen die kläglichste Verwirrung gestiftet hätten, so wäre sicherlich die Aussage des alten Brettisch ohne jegliche Bedeutung für den Ausgang des Processes in Pisek geblieben. Aber auch früher und später ist alles geschehen, um die Meinung der Geschwornen zu stärken. Sie sahen einen Vertheidiger vor sich, der es einzig als seine Aufgabe zu betrachten schien, den Ritualmordglauben zu bekämpfen. Aber für den Clienten Hülsner konnte es doch gleichgiltig sein, ob man ihn als Ritual- oder als Sexualmörder hinrichten würde. Ihm schien vielmehr gerade aus der Verblendung seiner Richter die Hoffnung zu winken, dass er sein Leben retten könne. Ueber die Art seiner Theilnahme an dem Morde hatten sich die Piseker Geschwornen offenbar keine Vorstellung gebildet. Er war auf dem Thatorte gesehen worden; so konnte er, der zu schwach und zu feig schien, um zu morden, vielleicht bloß den Aufpasser gespielt haben. Ein Vertheidiger, dem es sich

wirklich um die Person des Angeklagten gehandelt hätte, würde verlangt haben, dass an die Geschwornen eine Zusatzfrage wegen »entfernter Mitschuld« gestellt werde. Dann wären Hülsner, weil er niemals wegen »thätiger Mitwirkung« verurtheilt worden wäre, statt des Galgens zehn bis zwanzig Kerkerjahre zuerkannt worden. Aber die Judenschaft hätte freilich dem Vertheidiger gezürnt, weil er die Möglichkeit eines Ritualmordes zugestanden habe.

Und das durfte wohl Herr Dr. Aurednitschek nicht wagen. Die Art der Bestallung dieses Vertheidigers muss man — bei aller Anerkennung seiner Tüchtigkeit und des Scharfsinnes, mit dem er seine redliche Ueberzeugung gegen einen Aberglauben vertrat, der aus tiefer Uncultur stammt — für den schwersten Fehler halten, der in dem Hülsnerprocess geschehen ist. Man weiß, wie auf die Ritualmordgerüchte hin, die bei Hülsners Verhaftung auftauchten, die ganze Judenschaft in Unruhe gerieth, und wie Sammlungen veranstaltet wurden, um einen Vertheidiger zu bezahlen. Als Hülsner in Kuttenberg verurtheilt war, nahmen diese Sammlungen einen bedeutenden Umfang an. Der Advocat Rothschilds und der ‚Neuen Freien Presse‘, Herr Dr. Adolf Stein in Wien, übernahm jetzt die oberste Leitung des ganzen Verfahrens vor dem Cassationshof und weiterhin in Pisek. Wenn man Herrn Dr. Aurednitschek nicht weniger als 15.000 Gulden für eine advocatorische Leistung bieten konnte, die allerdings durch ihre Schwierigkeit und durch Zeitaufwand eine ungewöhnliche Belohnung rechtfertigte: was muss erst, so werden Unbefangene fragen, ein vielbeschäftigter, millionenreicher Advocat in Wien für seine Thätigkeit in der Hülsner-Affaire erhalten haben? Und alle diese Opfer an Geld, die von Leuten gebracht wurden, die sonst für die höchsten humanen und geistigen Zwecke niemals etwas erübrigen, sollten den Verdacht einer unwissenden und verhetzten Volksmenge nicht noch verstärken?!

Man braucht nicht zu fürchten, dass mit dem Piseker Urtheil das letzte Wort in der Hülsner-Affaire gesprochen ist. Die Erinnerung an den Process wird wach, der gegen das Ehepaar David und Gittel Ritter wegen Ermordung einer schwangeren Dienstmagd vor einigen Jahren in Galizien geführt wurde. Auch damals wirkte das Märchen von rituellen Motiven. Dreimal gelangte der Fall vor Geschworne. Als das Ehepaar zum drittenmal zum Tode verurtheilt war, fällte der Cassationshof nach § 362 St. P. O. mit Einstimmigkeit und Zustimmung des Generalprocurators einen Freispruch. Niemand vermag vorherzusagen, ob das Verfahren gegen Hülsner ähnlich enden wird. Aber da tschechische Geschworne zweimal Fehlurtheile gefällt haben, die den Culturzustand des tschechischen Volkes compromittieren, sollten sich die Abgeordneten dieses Volkes eines Antrages wieder erinnern, den sie seinerzeit im Parlament gestellt haben. Damals handelte es sich ihnen um ein Mittel zum Schutze nationaler Minoritäten. Wo es einen nationalen Streit gilt, sagten sie sich, sind tschechische Angeklagte vor deutschen Geschwornen — und wie man zugeben muss, auch deutsche Angeklagte vor tschechischen Geschwornen — verloren. Die Stellung vor Geschworne, die doch ein Vortheil für den Beschuldigten sein soll, wird ihm so zum schlimmsten Nachtheil. Und darum forderten die tschechischen Abgeordneten eine Abänderung der Strafprocessordnung, wonach jeder Angeklagte das Recht haben soll, zu verlangen, dass er vor ein Berufsrichtercollegium gestellt werde.

*

Die edle ‚Eintracht zwischen dem ‚Deutschen Volksblatt‘ und der ‚Oesterreichischen Wochenschrift‘ hat sich auch nach dem Urtheil in Pisek wieder bewährt. Herr Vergani und Rabbi Bloch machen sich gemeinsam auf die Suche nach den noch unbekannten Ritualmördern. Herr Vergani will 2000 Kronen zahlen,

wenn sie entdeckt werden, Herr Bloch gar 5000 Gulden. Herr Bloch ist aber sicherlich schlauer gewesen als Herr Vergani. Denn die Bekanntmachung des ‚Deutschen Volksblattes' lässt die Annahme zu, als wolle es sich auch für den Fall, dass Hülsners Unschuld bekannt und ein Anderer als Mörder der Hruza erkannt würde, zur Zahlung der 2000 Kronen an den Entdecker dieses Anderen verpflichten. Rabbi Bloch aber, der ebensowenig wie Herr Vergani an den Ritualmord glaubt, verspricht seine 5000 Gulden ausdrücklich nur dem Entdecker eines »Mordgenossen Hülsners«, ist also sicher, nichts zu riskieren. Man fragt nur verwundert, warum dann Herr Bloch sich mit der bescheidenen Summe von 5000 Gulden begnügt . . .

* * *

Vor den Coulissen:

»Der Präsident des Prager Oberlandesgerichtes, Franz Jansa, hat infolge des Druckes, der unaufhörlich gegen ihn vom Justizminister Baron Spens geübt wird, das Gesuch um seine Pensionierung eingereicht. Sein Nachfolger soll ein entschieden deutscher Parteimann werden, welcher dem deutschen Elemente in der Judicatur Böhmens jene Stellung verschaffen soll, nach welcher die Parteien der Linken seit jeher streben. In Prag wird die Persecution alles Tschechischen eintreten«. — Jubel im deutschen, Wuthgeheul im tschechischen Lager. Ehre der Nation, Unabhängigkeit des Richterstandes etc. etc.

*

Hinter den Coulissen:

Herr Franz Jansa wollte vor zwei Jahren durchaus Präsident des Prager Oberlandesgerichtes werden. Herr Ruber, der damalige Justizminister, erklärte sich nach längerem Zögern bereit, die Ernennung mit dem Vor-

behalt zu vollziehen, dass Herr Jansa sich nach zwei Jahren pensionieren lasse. Herr Jansa ließ sich auf zwei Jahren engagieren und schrieb, ohne dass es Jemand von ihm verlangt hätte, in der Freude ob der sicheren Erfüllung seines Wunsches einen Brief an Herrn Ruber, worin er in der coulantesten Weise seinen Rücktritt bis zu dem ausgemachten Termin ankündigte. Herr Ruber gieng, der Brief blieb. Herr Baron Spens langweilte sich neulich und studierte Akten. Er fand jenes Schreiben, worin Herr Jansa der ihm gestellten Galgenfrist zustimmte. Herr Baron Spens sah nach dem Datum des Briefes und beschloss, Herrn Jansa vor den Gewissensqualen eines Contractbruches zu bewahren.

* * *

In der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 17. d. M. ist die Meldung enthalten, dass zum Nachfolger des Prager Oberlandesgerichts - Präsidenten Jansa der Präsident des Oberlandesgerichtes in Czernowitz, Wessely, ausersehen sei. Wenn auch die Redaction der ‚Neuen Freien Presse‘ kein Exemplar des Amtskalenders besitzt und daher nicht weiß, dass Herr Wessely seit längerer Zeit nicht in Czernowitz, sondern in Brünn amtiert, — so sollte es ihr doch bekannt sein, dass in Czernowitz kein Oberlandesgericht besteht und ihre — die deutschliberale — Partei in der Bukowina gerade in dieser Frage seit längerer Zeit eine »Los-von-Lemberg«!-Bewegung insceniert hat.

* * *

EINE REHABILITIERUNG.

Am 15. August 1900 erschien im ‚Barreau‘ — Organ für die Interessen der bereits disciplinierten Advocaten und solcher, die es werden wollen — gegen den bis dahin gänzlich unbescholtenen k. k. Gerichts-

secretär und Privatdocenten des Strafrechts Dr. Alexander Löffler eine »Charakterstudie«, in der er mit Kübeln voll Lobes überschüttet wurde. Manche seiner Freunde mögen damals an Dr. Löffler, dessen Persönlichkeit, als Richters wie als Gelehrten, sie vor Complimenten seitens der Leute vom ‚Barreau' gefeit glaubten, irre geworden sein und misstrauisch dem Grunde so penetranter Sympathieen nachgegrübelt haben. Der Leser und Herr Dr. Löffler mögen mir die Geschmacklosigkeit verzeihen, aber ich bin genöthigt, zum Verständnis des Folgenden einige Stellen aus dem im erprobtesten Reclamestile verfassten Artikel wörtlich zu wiederholen. Er erschien in einer Serie von Charakterzeichnungen, die, »Streifzüge durch die Gerichtssäle« betitelt, die sichtliche Tendenz hatten, den Richterstand durch die Anfreundung der zweifelhaftesten Elemente der Advocatie herabzusetzen.

»Es wissen 's nicht Alle« — begann die Studie über den Gerichtssecretär Dr. Löffler — »vielleicht nicht einmal Diejenigen, welche es eigentlich wissen sollten, dass in dem bescheidenen Wirkungskreis als Strafrichter beim Bezirksgericht Neubau ein sehr interessanter Mann sitzt. Es ist dies der Universitätsdocent Dr. Alexander Löffler, ein wirklicher Fachmann, der im Auslande und auch bei uns als eine erste Capacität in der Strafrechtslehre gilt.

Ein markanter Kopf, etwas kahl, mit glänzend schwarzen Haaren, breit und selbstbewusst sitzt der Schädel auf massigen Schultern. Das rechte Auge blitzt feurig, das linke ist matt. — — Eine sonore Stimme, die gut den volksthümlichen Ton trifft. Er selbst gefällt sich nicht in Belehrungen, noch weniger in billigen Witzen. Ein kräftiges Wort, das sitzt, kann man gelegentlich von ihm schon hören.

— — — Es ist ein demokratischer Zug der Gleichberechtigung zur Carrière, und wenn auch nicht Jeder den Hofrath beim Obersten Gerichtshofe erreicht, den Marschallsstab hat er in jungen Jahren zumindest im Tornister getragen. Der junge Richter, Gerichtssecretär Dr. Löffler, hat sich als Marschallsanwärter schon früher

gezeigt, bevor er noch die erste Sprosse der Leiter der richterlichen Hierarchie betreten. Man weiß, dass das einzige wissenschaftliche Werk über den österreichischen Strafprocess, das seit Jahren erschienen, aus seiner Feder stammt. (Nebenbei bemerkt, weiß das außer den Herren vom ‚Barreau' niemand. Löffler hat ein Werk über Strafrecht geschrieben, nicht eine Zeile über den Strafprocess.)

Aber er ist erfreulicherweise nicht nur ein papierener Theoretiker geblieben. Kraftvoll von Individualität ist er in die Praxis hineingesprungen und hat sich auch als Praktiker gut bewährt. Die langathmigsten und schwierigsten Untersuchungen wurden dem jungen Adjuncten als Untersuchungsrichter im Strafgerichte zugetheilt.

— —

Man sieht, Herr Gerichtssecretär Dr. Löffler, der ein ganzer Mann ist, hat nach bewährten Mustern sich gebildet. Er greift gerne mit kecker Hand ins Leben, und siehe da, er versteht es. Es ist freilich kein Vergnügen, sich mit Besitzern maulkorbloser Hunde lange, öde Vormittage hindurchzuschleppen. . . . Es wird aber einen wirklich Fähigen höchstens langweilen und erfreulicherweise nicht zu schädigen vermögen. Dafür kommt dann wohl auch ab und zu ein hübscher Fall, der für all die Langeweile mit den »Hunderln« entschädigt.

Für den landläufigen Bezirkscausenjäger ist der Gerichtssecretär kein angenehmer Herr. Er hat natürlich die urbansten Formen, aber so gar nichts Gemüthliches, Collegiales. Er ist für die Gemüthlichkeit auf drei Schritte vom Leibe. Und dann ist er zu klug, ein zu scharfer Kopf, der principiell auf einen alltäglichen Witz nicht hineinfällt. Geschwätz duldet er nicht, weder von Laien, und schon gar nicht das scheinbar sachkundige. Dagegen hat er für die echte juristische Münze ein feines Gefühl und weiß sie zu schätzen.

Dr. Löffler ist auch Mitglied der juridischen Staatsprüfungscommission und bei den Rigorosanden sehr beliebt, vielleicht deshalb, weil er nicht mit dem Raffinement des Mannes hochinquisitorisch examiniert, der sich fühlt, sondern weil er mit dem Wohlwollen des Mannes prüft, der da will, dass man was gelernt hat. — — —«

Wer, ohne den also hinterrücks attakierten Mann zu kennen, sich aus diesem Artikel ein Urtheil über seine Person gebildet hat, mag seine Voreiligkeit bedauern. Denn das ‚Barreau' hat seitdem offenbar sein Unrecht eingesehen und Herrn Dr. Löffler in der Nummer vom 15. November 1900 volle Genugthuung gegeben. Es findet sich da unter der Spitzmarke »Psst« — ein Naturlaut, den der Verfasser mit glücklicher Beobachtung und Anpassungsfähigkeit mitten aus dem Leben seiner Clientinnen herübergeholt hat — eine Notiz, aus der ich die folgenden Sätze herausgreife:

Psst. (Herr Dr. Löffler), Gerichtssecretär beim Bezirksgerichte Neubau, gibt sich redlich Mühe, was ihm an Talent und Gesetzeskenntnis gebricht, durch andere Qualitäten zu ersetzen. Seine originellste Seite ist offenbar die gute Meinung, die er von seiner Intelligenz hat. Die wollen wir ihm nicht rauben; sie ist seine Lebenslüge und gehört zu seinem Glück. Herr Dr. Löffler ist aber auch Richter, und als solcher muss er sich schon die öffentliche Kritik gefallen lassen. Was die Strafprocessordnung — vom Strafgesetze nicht zu reden — unter den Händen dieses Herrn wird, das sollte einmal ein wachendes Auge mitansehen. In einer einzigen Strafsache hat er uns eine solche Fülle kräftigster Proben eines sich selbst genügenden Unvermögens geliefert, dass wir den Wettstreit begreifen, in welchem die akademischen Kreise ihn ganz dem Richtergremium, und das Richtergremium ihn ganz den akademischen Kreisen überlassen möchte. — — — Er erklärt mit einem Freimuth, der fast mit der größten Albernheit versöhnen könnte, dass — — — Man hätte an maßgebender Stelle Herrn Dr. Löffler schon längst vorstellen sollen, er möge seinem Ehrgeize, sich ganz und uneingeschränkt der akademischen Laufbahn zuzuwenden, keinen Zwang anthun, oder wenn er schon am Neubau beschäftigt sein will, sich mit der Stellung eines Poliers begnügen.

Was die Person des Angegriffenen betrifft, so freut es mich, dass er nach der Habilitierung durch die Wiener Juristenfacultät nun auch noch eine Rehabilitierung durch das ‚Barreau', die für sein wissenschaft-

liches Ansehen gewiss noch förderlicher war, erfahren hat. Wichtiger ist jedoch der sachliche Untergrund, der den unvermittelten Stimmungswechsel — von peinlichstem Lob zu ehrenvollstem Tadel — erklärt; daran hat nämlich die Oeffentlichkeit ein Interesse.

Ende October dieses Jahres gab es vor dem Bezirksgerichte Neubau einen »hübschen Fall, der für all die Langweile mit den Hunderln entschädigte«. Herr Dr. Friedrich Elbogen, Mitherausgeber des ‚Barreau‘, stand als Vertheidiger eines Kupplerehepaares vor dem Strafrichter Dr. Löffler. Er mag dabei nicht den erwarteten Erfolg erzielt haben und zog sich, wie ich aus den Zeitungsberichten ersehe, wegen undelicater und unnützer Fragen an eine Zeugin eine Zurechtweisung durch den Richter zu. Herr Dr. Elbogen war enttäuscht, wiewohl er alle jene Merkmale an dem Charakter des Herrn Dr. Löffler wiederfand, die das ‚Barreau‘ am 15. August constatiert hatte. Ganz abgesehen von dem markanten Kopf, den glänzenden Haaren, der sonoren Stimme und dem einen feurigen, einem matten Auge. Herr Dr. Löffler erschien in der That als »kein angenehmer Herr«, der »so gar nichts Gemüthliches, Collegiales« an sich hatte. »Geschwätz duldete er nicht und schon gar nicht das scheinbar sachkundige«. Und Herr Dr. Elbogen konnte von ihm sogar gelegentlich »ein kräftiges Wort, das sitzt, hören« ... Der Herausgeber des ‚Barreau‘ war demnach von der frappanten Aehnlichkeit, die das Original mit dem Conterfei zeigte, so verblüfft, dass er sich entschloss, aufs Neue zur Feder zu greifen und sich Herrn Dr. Löffler erkenntlich zu zeigen. Was verschlug's, dass aus dem »wirklichen Fachmann«, aus der »kraftvollen Individualität« und »ersten Capacität in der Strafrechtslehre« im Handumdrehen ein armseliger Patron wurde, dem es »an Talent und Gesetzeskenntnis gebricht«. Herr Dr. Löffler thäte am besten, den Beruf des Richters am Neubau mit dem eines Poliers am Neubau zu vertauschen; aber da er ja »auf einen alltäglichen Witz nicht hinein-

fällt«, wird er's wohl trotz Herrn Elbogen bleiben lassen ... Was thut's, dass »unter den Händen dieses Herrn«, der das einzige wissenschaftliche Werk über den österreichischen Strafprocess geschrieben und »sich auch als Praktiker gut bewährt« hat, die Strafprocessordnung zu weiß Gott was herabgewürdigt wird! Wenn nur die sonstigen Charaktereigenschaften stimmen ...

Und doch wäre es verfehlt, hier nichts weiter als einen spontanen Stimmungswechsel, dem Temperamente von der Artung des Dr. Herrn Elbogen öfters unterliegen, anzunehmen. In dieser Artikelfolge liegt, so wenig der naive Leser es glauben mag, Berechnung und System. Das zur Stütze des sinkenden Ansehens des Advocatenstandes gegründete Blatt will es allen Richtern begreiflich machen, was es heißt, einem Advocaten, einem Abonnenten oder gar Herausgeber des ‚Barreau', unbequem zu werden. Nicht jeder Richter fühlt sich so fest in seiner Stellung, dass es ihm gleichgiltig wäre, von Zeitungsleuten — und seien es selbst die declarierten Herolde des Expensenwuchers — mit Unrath beworfen zu werden, seine fachliche Tüchtigkeit bezweifelt, sich als Tropf und eingebildeten Ignoranten dem öffentlichen Spotte ausgesetzt zu sehen. Die schwächeren, friedfertigeren, nachgiebigeren Elemente unter den Richtern — da Richter eben auch Bureaukraten sind, die überwiegende Mehrzahl — sollen durch Geschrei und Geschimpfe terrorisiert, zu willfährigen Dienern einer bloß vor dem Disciplinarrath zitternden Advocatengilde erniedrigt werden. Wer nicht pariert, wird angegriffen, und wenn er gestern erst auf das Piedestal der geschmacklosesten Reporterreclame erhoben worden wäre.

An unsere Richter tritt nun die Aufgabe heran, solchem Beginnen muthig standzuhalten, an das Publicum und die vorgesetzten Behörden die Aufgabe, den Richterstand mannhaft zu unterstützen. Jede Regung von Schwäche wäre für das Ansehen der Gerichtsbarkeit von unheilvollen Folgen und nichts verfehlter als die oberbehördliche Desavouierung des Richters, dem

die Manieren des ‚Barreau'-Mannes einen der jetzt üblichen Conflicte aufgenöthigt haben. Sind schon die anständigen Advocaten, die unter der Gemeinschaft der Leute vom ‚Barreau' zu leiden haben, genug zu bedauern, so darf nicht auch die Unabhängigkeit der Richter — selbst wenn sie sich vermessen sollten, Kupplerinnen zu verurtheilen — den Rachegelüsten der Elbogen und Frischauer geopfert werden.



Wenn man auch von den Börsenvertretern in der Enquête über den Getreide-Terminhandel nicht so viel Neues erfährt, wie Herr Sectionschef Beck zu glauben scheint, der jüngst Herrn Schwitzer für Mittheilungen, die jeder Praktikant eines Getreidegeschäftes hätte machen können, den wärmsten Dank aussprach: was man über die Herren bei dieser Gelegenheit erfährt, ist um so interessanter. Herr Schwitzer, versichert mir ein hervorragender Müller, könne sich heute leicht auf das hohe Ross setzen und ausrufen, er brauche den Terminhandel nicht. Hat ihm doch die Schar der Agenten, die er vor zwölf bis achtzehn Jahren in die Provinz losließ, um dort die kleinen und mittleren Leute zum Terminspiel zu verleiten, so viele Opfer zugetrieben, dass er längst zu den »finanziell Starken« gehört, denen, wie er sagt, das Effectivgeschäft hinreichenden Gewinn bringt. Wie aber denken die großen Blanco-Terminhändler von heute über diese Aeußerung des Herrn Schwitzer? Einer von ihnen, Herr Rosenbach, ist der Einladung zur Enquête nicht gefolgt. Aber Herr Kauders, der statt seiner erschien, ist ja auch ein Börseaner, der

sich am liebsten und recht reichlich von Papierweizen nährt. Er ist natürlich der Meinung, man solle nicht an den Terminhandel rühren. Dass diese Meinung aufrichtig ist, kann nicht bezweifelt werden. Der Landwirt, der in der Enquête erklärte, auch die Wucherer seien nicht für ein Wuchergesetz und die Vagabunden hassten jedes Vagabundengesetz, sprach zwar grob, aber wahr.

Recht vernünftig hat neulich Herr Weiß v. Wellenstein wieder in der Enquête gesprochen. Die unberufenen Speculationen von Berufenen, erklärte er, seien ebenso gefährlich, wie die Speculationen von Unberufenen. Herr Börsenrath Weiß meint natürlich: für den Speculanten gefährlich. Hat er doch den Rest seines Vermögens, der ihm nach seinen Speculationen an der Effectenbörse — Speculationen eines Unberufenen — noch geblieben war, durch das Spiel an der Getreidebörse — unberufene Speculationen eines Berufenen — eingebüßt.

* * *

Herr Milic, der Bürgermeister von Spalato, ist mit der Wiener Presse höchlich zufrieden. Sie hat in der Frage der bosnischen Bahnen zwar nicht das Interesse Oesterreichs, aber doch Spalatos Vortheil mit Eifer vertreten. »Warum schilt man eigentlich immer über die Wiener Presse?«, fragte Herr Milic verwundert. »Man sagt, die ‚Neue Freie Presse‘ thut nichts umsonst. Ich kann bezeugen, dass sie dies einemal uneigennützig aufgetreten ist. Herr Vergani, behaupten seine Feinde, ist mit wenig Intelligenz gesegnet, und die Artikel des ‚Deutschen Volksblattes‘ pflegen ihrer Dummheit halber der Sache, die sie vertreten, wenig zu nützen? Aber die Artikel für Spalato sind ja ganz gescheit«. Und Herr Milic setzte sich hin und richtete wenige Tage, nachdem er der ‚Neuen Freien Presse‘ ihre Uneigennützigkeit dankend quittiert hatte, ein

Dankschreiben an Herrn Vergani. Mit Stolz brachte das ‚Deutsche Volksblatt' am nächsten Morgen den Brief aus Spalato zum Abdrucke, der bestätigte, dass es »die Interessen der Stadt mit Ueberzeugung und Intelligenz vertrat«.

* * *

Noch sind die Erhebungen über die Katastrophe im Frisch-Glück-Schachte nicht beendet, aber der Nachdruck, mit dem sie gepflogen werden, hat bereits zu einem Resultat geführt: zur Katastrophe im Pluto-Schacht. Was der Brüxer Gesellschaft recht ist, das ist uns billig, dachte die Brucher Gesellschaft. Der Volkswirt wird es freilich missbilligen, dass die Herren just in einer Zeit des Mangels an Arbeitskräften mit Arbeiterleben so verschwenderisch umgehen. Dass sie das Recht dazu haben, darf er nicht bestreiten, da doch der Staat dieses Recht ausdrücklich anerkennt. Es ist allerdings nirgends codificiert; aber auch Gewohnheitsrechte gelten. Und jeder neue Unglücksfall dient dazu, sie feierlicher zu bekräftigen. Beim Begräbnis der Opfer vom Frisch-Glück-Schachte erschien der Chef der böhmischen Landesregierung, um seine Solidarität mit den Verwaltungsräthen zu erweisen. Den Eigenthümern des Pluto-Schachtes hat jetzt ein Vertreter der Centralregierung selbst deren innige Antheilnahme an dem Schicksal der Unternehmung ausgesprochen. Es war ungemein zartsinnig von der Regierung, dass sie just Herrn Hofrath Zechner, der sich seit Jahren mit unverminderter Standhaftigkeit der Reform unserer Bergwerksinspection widersetzt, dazu auserkoren hat, die Kohlengrubenbesitzer in Brüx darüber zu beruhigen, dass ihnen auch in Zukunft das jus vitae necisque über ihre Arbeiter nicht angetastet werden soll. Zwar dürfen sich die Gewerken noch der Befürchtung nicht gänzlich entschlagen, dass die Staatsanwaltschaft die Ansichten des Ackerbauministeriums über die Recht-

mäßigkeit der Gebarung mit Arbeiterleben bei den Gesellschaften in Brüx nicht theilen und eine Anklage erheben könnte. Aber für die Eigenthümer des Pluto-Schachtes wird ihre Rückfälligkeit mit Erfolg als Milderungsgrund geltend gemacht werden. Schon einmal, vor wenigen Jahren, haben in diesem Werke Arbeiter den Tod gefunden. Und sollte heute der Grundsatz nicht mehr gelten, der damals anerkannt wurde, dass es Unternehmern, die Millionen von Gulden aufs Spiel setzen, nicht verwehrt sein kann, auch einige Arbeiter zu riskieren? Mögen unsere Socialdemokraten, die diesen Grundsatz so heftig bekämpfen, doch ein wenig Philosophie treiben. Sie werden dann den Wert des Lebens viel geringer einschätzen. Mögen sie auch bedenken, wie wenig gerade Kohlengräber das Jenseits zu fürchten haben. Wer schon im Leben das Inferno geschaut hat, kann den der Gedanke an »etwas nach dem Tod« noch schrecken?

* * *

Der Unterrichtsminister v. Hartel hat neulich unsere Realschule seiner Wertschätzung versichert und sie als humanistische Bildungsstätte dem Gymnasium ebenbürtig genannt. Ein entzückter »Fachmann« hat dem Unterrichtsminister für diese Aeußerung im ‚Neuen Wiener Tagblatt' am 24. October gedankt; seine Anerkennung sei um so wertvoller, »als sie aus dem Munde eines classischen Philologen stammt, also eines Mannes, bei dem man naturgemäß Geringschätzung der Realschule erwarten oder mindestens mangelhaftes Verständnis für ihre Stellung im Mittelschulwesen voraussetzen könnte.« Der »Fachmann« ist, wie aus dem Artikel hervorgeht, Lehrer der englischen Sprache. Und wenn er in Herrn v. Hartel nicht just den classischen, sondern den Philologen überhaupt würdigen will, wird er den Standpunkt des gegenwärtigen Unterrichtsministers gegenüber der Realschule

leicht erklären können. Ob aber Herrn Hartels Auffassung von der Ebenbürtigkeit der Realschule nicht gerade sein mangelhaftes Verständnis für deren Stellung im Mittelschulwesen beweist, ist eine Frage, zu deren Beantwortung ein Sprachlehrer freilich am wenigsten berufen scheint.

Der Universitätsprofessor Wilhelm Hartel ist als Lehrer, als Leiter der Prüfungscommission für das Lehramt an Mittelschulen, als Bearbeiter der Curtius'schen Grammatik und in vielen anderen Beziehungen einer der ärgsten Verderber des Exner-Bonitz'schen Gymnasiums gewesen. Der Sectionschef und Unterrichtsminister v. Hartel hat das Zerstörungswerk fortgesetzt. Aber noch hatte der Geist unserer Zeit, den der reactionäre Philologe aus dem Gymnasium exorciert hatte, in der Realschule eine bescheidene Zuflucht. Freilich war auch die Realschule schon verschlechtert. Der Oberbaurath Prof. Oelwein, ein Techniker, den seine Leistungen beim Stadtbahnbau überall außer in Wien, wo die Presse mit der Aufpäppelung ihrer Freunde genug zu thun hat, populär gemacht hätten, hat in der Mittelschulenquête im Jahre 1898 ausgeführt, wie das kam. Die Realschule hatte ursprünglich den obligaten Unterricht in fremden Sprachen nicht gekannt. Aber ausgezeichnete Ingenieure, Architecten, Chemiker, Berg- und Hüttenleute giengen damals aus ihr hervor, und einzelne Realschulen waren wegen ihrer vorzüglichen Lehrkräfte berühmt. Dann kam eine Reform Professor Oelwein erklärt, dass sie hauptsächlich deshalb eine Verschlechterung war, weil man das bestehende Obergymnasium zum Muster nahm und die philologischen Fächer obligat machte, anstatt den Darstellungsunterricht zu erweitern, die gewerbliche Technologie in den Lehrplan einzubeziehen und die Studienzeit auf 8 Jahre zu erhöhen.

Was aber zu Beginn 1898 an der Realschule noch gut war, das hat in den Jahren seither Herr v. Hartel wegreformiert. Weniger Realien, mehr Philologie

und Religion in der Oberrealschule, das war sein Programm. Ich meine, er darf mit dem, was er erreicht hat, zufrieden sein. Kleine Wünsche, wie der auf Ausdehnung des englischen Sprachunterrichtes, den der Fachmann des ,Neuen Wiener Tagblatt' vorbringt, werden wohl auch noch Erfüllung finden. Dann wird aber hoffentlich auch einmal der Name Realschule abgeschafft werden. Gymnasium und Realschule sollten, so wie sie jetzt eingerichtet sind, besser Altphilologen- und Neuphilologenschule genannt werden. Und die eine ist wahrlich der anderen ebenbürtig geworden, zur Freude des liberal-clericalen Herrn Hartel und aller österreichischen Rückwärtser. O

* * *

Barnum ist in Wien, und unsere Presse hat sich auf administrativem Wege mit diesem Problem abgefunden. Die Neue freie hat alle Ursache, Herrn Baileys Reclame eine Kunst zu nennen, während bei uns daheim die Kunst zumeist nur Reclame sei. Wenn sie nämlich Herrn Weinberger in alle Himmel heben muss, so trägt ihr das viel weniger als das seitenfüllende Inserat, das die Direction des Barnum'schen Circus ihr wie fast allen größeren Blättern zugewendet hat. Da darf man den Sonntagshumoristen schon ein bischen gewähren lassen. Man ist sicher, dass Herr Bailey nichts übel nehmen wird. Wirft man ihm die Reclame vor, die man ihm macht, so macht man ihm auch Reclame, indem man sie ihm vorwirft.

Festtage sind für die Wiener Presse angebrochen. Nur Alexander Scharf steht vergrämt abseits, klagt über den Verfall der Wiener Sitten und redet mit leeren Händen zu seinem Volke. Für Barnums Ausstellung hat er nur Hohn und Tadel, für die Schaulust der Wiener nur Worte des Zorns und Spottes. »Auch die Presse« — meinte er ironisch — »hat sich in den Dienst der guten Sache gestellt, und selbst die ,Wiener Zeitung'

hat in ihrer Unterhaltungsbeilage, der ‚Wiener Abendpost', den Verdiensten Barnums schon so manchen geschickt verfassten Begeisterungsartikel gewidmet. Barnums Compagnon hat es eben verstanden, goldene Fäden in unterschiedliche Zeitungsbureaux zu spinnen. Da konnte es selbstverständlich an ausgiebiger Reclame nicht fehlen.« Herr Scharf hat nur zu sehr Recht. Alle brachten sie Inserate, nur er nicht. In alle Zeitungsbureaux führten goldene Fäden, nur in das seine nicht. Er ward von Herrn Bailey nicht bestochen. Und wenn Herr Scharf nicht bestochen wird, so sagt er die Wahrheit. Er hätte gewiss auch seinerzeit, am 14. December 1896, über die Schwindelgesellschaft »Fortuna« die Wahrheit gesagt, wenn nicht im letzten Moment das seitenfüllende Inserat gekommen wäre. So blieb von dem vorbereiteten Kampfartikel (siehe Nr. 33 der ‚Fackel') nichts übrig als der aggressive Titel »Goldminenschwindel«, und auch diese schwache Erinnerung an unterdrückte Absichten hatte man nur einem technischen Versehen des Metteurs zu verdanken. Unter jenem Titel aber war zu lesen, dass die Gründer der »Fortuna« ihre Aufgabe »mit der größten Sorgfalt und Umsicht gelöst« hätten . . .

Technische Irrthümer sind seit jenem Unglücksmontag in der Redaction des Herrn Scharf wohl ausgeschlossen; aber ob Herr Bailey nicht noch mit der größten Sorgfalt und Umsicht seine Aufgabe lösen wird, bleibe dahin gestellt. Heute ist Herr Scharf noch unzufrieden. Das Variété und der Circus, den Bailey mitführt, seien »sechsten Ranges«, und das Ganze nennt er einen »Jahrmarktströdel«. Anlässlich der Eröffnung des Barnum'schen Circus empfiehlt er nachdrücklich den Besuch der Schönbrunner Menagerie; der sei wenigstens — »gratis«. Aber zu den Dingen, die in dieser Welt »gratis« sind, gehört neben dem Besuch der Schönbrunner Menagerie und dem Tod vornehmlich auch die Opposition des Herrn Alexander Scharf.

* * *

Die diesmalige Ausstellung der Secession hat schon am ersten Tage, wie die ‚Neue Freie Presse‘ im Abendblatt vom 3. November versicherte, ein zahlreiches Publicum angelockt, und »die Mehrzahl der Besucher . . . . bestand aus orthodoxen Anhängern der Secession.« Man kann nicht zarter auf die confessionelle Schichtung der Verehrer der Secession anspielen. Wie einst jeder Aristokrat seinen Hausjuden hatte, so besitzt jetzt jeder Börseaner seinen Haus-Secessionisten. Herr Moll ist bekanntlich Kunstagent bei dem Börsenjobber Zierer und dem Kohlenwucherer Berl, und Herr Klimt darf Frau Lederer in der secessionistischen Malerei unterweisen. Diese Annäherung zwischen moderner Malerei und geldstolzem Hebräerthum, die Fortschritte einer Raumkunst, die dem Ghetto das Aussehen eines Home's geben soll, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Olbrich, der den Baurath Stiasny bereits völlig verdrängt hat, träumt schon davon, wie er Otto Wagners Entwurf einer Garnisonskirche durch seinen Plan für einen neuen Stadttempel übertrumpfen wird, dessen Innenausschmückung natürlich den Herren Josef Hoffmann und Kolo Moser anvertraut werden soll. Und wer in der jüngst eröffneten Ausstellung der Secession die Blüten des berühmten goût juif bewundert hat, wird solche Träume nicht als eitle belächeln.

Wen wird es Wunder nehmen, dass mit der wachsenden Innigkeit der Beziehungen von Secession und Börse der Geschäftsgeist in dieser Künstlerschar sich immer kräftiger regt? Einige der Besten hat er schon vertrieben: nicht grundlos sind Mackensen, Vallgren und, wie man sagt, auch Strasser im Laufe eines Jahres aus der Wiener Secession ausgetreten. Aber für eine Krone darf jetzt Jedermann im Olbrichhause »die hohen Gläser« von Herrn Moser besichtigen, wenn er es nicht vorzieht, ein Kleines daraufzuzahlen und sie bei Bakalowits zu kaufen, der sie seit längerer Zeit im Vertrieb hat. Und wer nicht schon von den früheren

Ausstellungen her, in denen O. F. Schmidt seine Möbel aufgestellt hatte, weiß, dass man auch in Wien aus dem »Studio« copieren kann, mag sich jetzt durch Besichtigung der Hoffmann'schen Arbeiten davon überzeugen.

Josef Hoffmann und Kolo Moser, die Beiden haben jetzt alle anderen aus dem Feld geschlagen. Und das eroberte Gebiet haben sie redlich getheilt. Hoffmann hat in Zukunft ganz constructive Strenge, Moser ganz überquellende Phantasie zu bedeuten. Wie weit glaubt nicht Herr Josef Hoffmann heute schon über Adolf Loos hinaus zu sein, der in Wien zuerst den Telegrammstil gelehrt hat, und dem er so vieles abgesehen hat. Und Herr Kolo Moser, der Märchendichter! Was sind Barbarossas Barthaare, die durch die steinerne Tischplatte hindurchwuchsen, gegen die Thränen von Mosers Prinzessinnen, die so lange träufelten, bis sie die Kastenwand durchsickerten und draußen als zähflüssige Masse niederrannen!...

Zwischen der langweiligen Impotenz der Alten vom Künstlerhause und der affectierten Impotenz der Jungen von der Secession tobt nun seit Jahren ein heftiger Kampf. Aber man darf unbesorgt sein: wenn dieser Kampf der Kunst nichts genützt hat, er wird ihr auch nicht schaden können. Denn die österreichische Kunst, die doch in den Jahren, in denen sie nach der Behauptung der Herren Hevesi und Bahr geschlafen hat, von einem Leopold Müller und Schindler gehütet wurde, wird auch der Lärm, der heute zwischen Lothringerstraße und Wienzeile herrscht, nicht stören können. Kunsteifer — ruft sie den Herren von der Secession zu — nennt Ihr, was Euch so heftig erregt? Nein, Euer Freund Bahr hat Euren orthodoxen, secezionistischen Anhängern in seinen »Wienerinnen« das rechte Wort in den Mund gelegt: Chuzpe!

* * *

Die feindlichen Blätter: Die ‚Neue Freie Presse' spricht von »orthodoxen« Anhängern der Secession, und das ‚Neue Wiener Tagblatt' versicherte neulich, dass sich das Premièrenpublikum des Burgtheaters einem Werke »vollständig assimiliert« habe.

* * *

Frühstück-Berichterstatter.

(Die Eröffnungsfeier im Volkskeller.)

Wie die Leute bei den Tageszeitungen ihre Kunstkritiken machen, das konnte man neulich, am 14. November, bei der Eröffnung des Volkskellers im Rathhause wieder gut beobachten. Wer schon den Firnistagen der Kunstausstellungen beigewohnt hat, dem ist es nichts Neues, dass die meisten der kritisierenden Herren von einem geschickt operierenden und redegewandten Künstler an die Hand genommen und darüber belehrt werden, was von jedem einzelnen Werke zu sagen ist. Enthält die Ausstellung gar Werke, über die sich nicht so leicht ohne gründliche Sachkenntnis urtheilen lässt, z. B. Architekturen, dann pflegt der belehrende Fachmann die Herren um sich zu versammeln und ihnen wie Schuljungen alles in die Feder resp. in den Bleistift zu dictieren. Als z. B. im Frühjahre die für Paris bestimmten, von Raschka gemalten Architektur-Aufnahmen im Künstlerhause ausgestellt wurden, da konnte man den unglaublich komischen Anblick genießen, all die würdigen, zum Theile schon grauen oder haarlosen alten Knaben emsig notierend um einen Herrn — wenn ich mich recht erinnere, war es Herr Hofrath v. Förster — gruppiert zu sehen. In manchen Visagen prägte sich die völlige Unkenntnis aller Baukunst und aller österreichischen Bauwerke, die nicht auf der Ringstraße stehen, deutlich aus. Aehnliche Fälle könnte ich zur Genüge aufzählen.

Doch nun zur Eröffnung des Volkskellers. Es waren bekanntlich am Mittwoch Vormittag die »Vertreter der Presse« zur Besichtigung eingeladen. Doch war den meisten die Besichtigung Nebensache, das Frühstück die Hauptsache. Darauf war der Magistrat gefasst und ließ, damit doch etwas Sachgemäßes in den Zeitungen dem Publicum mitgetheilt werde, eine Beschreibung des Kellers, der architektonischen Veränderungen, der Einrichtung und der Gemälde aufsetzen, und jedem der Kritiker wurde solch ein Wisch in die Hand gedrückt.

Nun wollte es ein boshafter Kobold, dass in dieser Beschreibung einige Schreibfehler enthalten und einige Worte undeutlich geschrieben waren. Und ahnungslos schrieben die Herren die Fehler nach! Sogar der Hauptvertreter der Presse, der auf den Toast des Magistrats-Directors Preyer mit einem Hoch auf die Stadt Wien zu antworten hatte. Der Anfang der verschiedenen Berichte klingt denn auch recht pompös und sachgemäß. Auf einmal liest man: »Die Lamperien und sonstigen Holztheile sind aus roth gebeiztem Rustenholz hergestellt«. Wenn das ein Reichsdeutscher liest, muss er denken, das sei eine ganz neue »secessionistische« Erfindung der Wiener, diese »Lamperien«. Denn in keiner Kunstzeitschrift war noch von solch einem Detail der Innendecoration die Rede. Wer aber öfters mit Wiener Handwerkern zu thun hat, der wird begreifen und hell auflachen. Jene Holzverkleidungen der unteren Wandfläche, die speciell von modernen Decorationskünstlern so gerne verwendet werden und die man Lambris nennt — jeder gebildete Mann und jede Hausfrau kennt den Ausdruck »Lambris« und »Lambrequin« —, werden von den wienerisch redenden und den böhmakelnden Handwerkern »Lamperien« ausgesprochen. So stand es in dem vom Zimmermeister verfassten Wische zu lesen, und die Kritiker haben's getreulich nachgeschrieben, ohne eine Ahnung, was es bedeuten soll.

Es würde ermüden, all den gelehrten Unsinn zu citieren, der in diesen Berichten von gesättigten Referenten als Dessert serviert wurde. Fast alle Zeitungen haben den Ausdruck übernommen: »Drei von ihnen (von den Feldern des Plafonds nämlich) sind gleichzeitig als Deckenbeleuchtung ausgestaltet«. Schon, dass man Plafondfelder als Deckenbeleuchtung ausgestalten kann, ist ein kühner Gedanke. Aber wie rasch musste gearbeitet worden sein, um alle drei »gleichzeitig« auszugestalten. Es soll natürlich heißen: »An drei Feldern wurde überdies die Deckenbeleuchtung angebracht« oder so ähnlich. — Schnurrig liest sich auch der durch einen unmotivierten Punkt entzwei gespaltene Satz: »Die Vorräume dieser Logen haben an das Empire anklingende Ornamente. Rustenholz-Lamperien (es bleibt also bei der Schreibart!) mit geradlinigen Ornamenten ohne Schnitzerei in Naturfarbe«. Ist schon die Schnitzerei in Naturfarbe eine von der Wiener Presse erfundene technische Neuheit, so sind die geradlinigen Ornamente ohne solche Schnitzerei ein geradezu classischer Blödsinn.

Noch eine Stelle aus dem drolligen Bericht: In dem Worte »Credenzen« waren das r und das e so undeutlich aneinandergeschrieben, dass man leicht »Cadenzen« lesen konnte. Die Kritiker, die heute über bildende Kunst, morgen über Musik urtheilen müssen, haben das Wort Cadenzen schon einmal gehört und denken sich: Warum soll 's so etwas nicht auch in der Architektur geben? ... Da kommen nun — während die Sache in Wirklichkeit ungemein einfach ist — in den Berichten der Blätter arge Complicationen zustande. In Wahrheit wurden nämlich an alle Pfeiler kleine Credenzen angeschoben, um den allzugroßen Zwischenraum zwischen den Pfeilern resp. die Spannweite der Gewölbebogen scheinbar zu verringern. Der Raum sieht dadurch weniger gedrückt aus als früher. Da schreibt nun der Herr vom ‚Extrablatt': »Durch die Vorschiebung von kleinen Cadenzen an jedem Pfeiler (der Wiener Zimmermeister hatte natürlich »jedem« statt jeden gebraucht) ist eine geringe Spannweite der Bogen und eine Erhöhung des Anlaufes der Bogen erzielt«. Das Publicum denkt sich natürlich bei dieser Phrase etwas ungemein Tiefsinniges. Kühner ist der Kritiker von der ‚Allgemeinen'. Vorschiebung von Cadenzen, das kann er sich nicht gut reimen. Cadenzen, denkt er sich, müssen eine Art Auswüchse oder Anhängsel der Pfeiler sein, die man nach Belieben verschieben kann. Plötzlich weiß er Rath; er ändert einfach das Wort »Vorschieben« in »Verschieben« und schreibt getrost: »Architektonisch ward wenig geändert, nur durch Verschiebung von kleinen Cadenzen an jedem Stützpfeiler der Eindruck des Gedrückten, Niederen gemildert, den der Keller bei der großen Spannweite der Deckenbögen früher gemacht hatte«. Das Wort Deckenbögen verdankt der Machtvollkommenheit des Recensenten seine Entstehung; im Wisch heißt es richtig »Gewölbebogen«.

Wenn die Herren nicht bloß gegessen, getrunken und abgeschrieben, sondern sich auch ein bischen im Volkskeller umgesehen hätten, so wären ihnen natürlich diese Credenzen in Erinnerung geblieben. Sie haben aber so stumpfsinnig abgeschrieben, dass sie den Wisch nicht einmal vorher durchgelesen haben, oder so vie getrunken, dass sie ihn nicht mehr durchlesen konnten.

Artifex.

* * *

Zwei Kritiker.

'Neues Wiener Tagblatt', 11. Nov.:

Deutsches Volkstheater. — — So hat Goethe die Aufführung der aparten Turandot zu rechtfertigen versucht, und ähnliche Erwägungen werden jeden Director, der an die Zukunft denkt, bestimmen, sich manchmal nach Stücken umzusehen, die von der eben herrschenden Mode abweichen. — — — Als ein solches Beispiel mag die Aufführung des »Lord Quex« von Arthur W. Pinero gemeint sein, eines nach unseren Begriffen recht seltsamen Stückes, das doch einen eigenen Reiz hat. — — Zwei Energien messen sich, es gibt ein wahres Duell zwischen behender List und ruhiger Kraft, und wie nun da die Art der Frau, eine Sache zu betreiben, neben die männliche gehalten wird, und wie die Beiden allmälig vor lauter Lust am Fechten fast den Preis zu vergessen scheinen, das könnte gar nicht witziger eingefädelt sein. Dazu mancher muntere scenische Einfall — so gleich der erste Act bei den zierlich elegante Hände besorgenden Manicuren und dann wieder, im dritten, die schöne Nachtstimmung in einem einsamen alten Schlosse. .... Die beherzte Manicure darf Frau Odilon zu ihren besten Rollen zählen; für weibliche Verschlagenheit und List weiß sie immer neue Wendungen zu finden, und wenn sie unvermuthet durch ihre Tücken dann auf einmal den braven Kerl hervorscheinen lässt, sind wir gegen jede Verwegenheit entwaffnet. Vortrefflich gibt Herr Thaller den Quex; wie er zuerst leichtsinnig tändelt, dann leise

'Neue Freie Presse', 11. Nov.:

Deutsches Volkstheater. Das große Novitäten-Aufgebot dieser Bühne brachte uns am Geburtstage Schillers ohne sonderlichen Erfolg ein neues Schauspiel von Pinero, »Lord Quex«. Es ist von der bekannten Factur des Dichters der »Zweiten Frau«, der ganz unselbständig die Bahnen des altfranzösischen Theaters wandelt. — — Pinero beginnt als Nachahmer Meilhacs, um wie Scribe zu schließen. Was ihm und seiner quodlibetartigen Composition in dieser Wandlung fehlt, ist Geist und Talent seiner Vorbilder. Trotzdem gibt die Comödie ein charakteristisches Sittenbild der englischen Gesellschaft, hinter deren steifer Prüderie die verschiedensten Leidenschaften sich lebenslustig rühren. Die Aufführung verwischte diesen ernsten Zug in der Mosaik-Arbeit Pineros. Die Ensemblescenen der ersten Acte flogen unverstanden vorüber. Die Besetzung der Hauptrolle trug fast eine parodistische Tendenz. Quex, der Lebemann, der die Frauen liebt und verehrt wie sie ihn, der seine Ueberlegenheit mit berückenden Kunststücken ausbeutet — eine ausgesprochene Bonvivantrolle — wird vom Komiker Herrn Thaller mit Fleiß und Zurückhaltung, aber natürlich ohne den richtigen Eindruck gegeben; den Liebhaber Bastling spielt gleichfalls ein Komiker, und auch der übrigen Darstellung leuchtet kein glücklicher Stern; selbst Frau Odilon wusste anfangs ihrer Manicure nicht beizukommen, erst im dritten Acte, wo Sophie in die Falle geht, die

misstrauisch wird, die Gefahr merkt, schon seine Sache verloren geben muss, sich aber wieder fasst und und das Spiel doch noch ertrotzt, das wird mit einem Tact, einer eleganten Sicherheit und einem Geiste ausgeführt, über die nicht viele deutsche Schauspieler gebieten. Die Beiden rissen denn auch das Publicum, dem die beiden ersten Acte wenig zu behagen schienen, im dritten, eben bei jenem Duell, zu stürmischer Zustimmung hin.

sie einem überlegenen Meister legen wollte, fand sie die richtige Stimmung ihrer Rolle. Nach dieser theatralisch wirksam geführten Scene klang der einzige ehrliche Beifall des Abends, sonst war die Claque übel daran, Stück und Schauspieler machten ihr die Arbeit schwer.

*

Im Repertoire des Deutschen Volkstheaters stehen: »Der Star« und »Wienerinnen« von Hermann Bahr.

Vom Repertoire des Deutschen Volkstheaters wurde längst abgesetzt: »Sophia Dorothea«, ein Schauspiel von Friedrich Schütz.

* *
*

Eine Action.

Die »Deutsch-Oesterreichische Literaturgesellschaft« versendet das folgende Circular an ihre Mitglieder:

Euer Hochwohlgeboren!

Den Besuchern der neueingerichteten Lesezimmer der Deutsch-Oesterreichischen Literatur-Gesellschaft soll die Möglichkeit geboten werden, dieselben auch in Stunden zu benützen, in denen sie eine Collation zu nehmen pflegen. Damit die Leser auf die gewohnte Schale Mocca nicht zu verzichten brauchen, bedarf es einer behehördlichen Concession, deren Erlangung nur durch eine Ergänzung des § 4 der Hauptverbandssatzungen möglich erschien.

Das war der Grund der Berufung der außerordentlichen Vereins-Generalversammlung.

Mittlerweile haben Mitglieder des Curatoriums und Vorstandes der Deutsch-Oesterreichischen Literatur-Gesellschaft Seiner Excellenz dem Herrn Statthalter von Niederösterreich, Grafen Kielmansegg, in dieser Angelegenheit Vortrag erstattet; Seine Excellenz hat dar-

aufhin erklärt, dass die gekennzeichnete Concession dem Vereine ertheilt werde, ohne dass eine Statutenänderung nothwendig sei.

Durch diesen autoritativen Bescheid ist der einzige Punkt der Tagesordnung gegenstandslos geworden.

Euer Hochwohlgeboren wollen deshalb zur Kenntnis nehmen, dass die für den 6. d. M. einberufene Generalversammlung nicht stattfindet.

Hauptverband Niederösterreich
der
Deutsch-Oesterreichischen Literatur-Gesellschaft.

(Folgen Unterschriften.)

Die Deutsch-Oesterreichische Literaturgesellschaft hat auch sonst Verdienste. Sie ist jener literarische Verein, der, wie ich in Nr. 40 erzählte, das große »Jubiläumsprachtwerk« des Herrn Ignaz Schnitzer selbstlos aus dem Käseladen gerettet hat.

* * *

Aus dem musikalischen Parteileben.

Die Mahlerfreunde und die Mahlerfeinde haben einander letzten Sonntag bei der Aufführung von Gustav Mahlers »Sinfonia ironica« (D-dur) eine heftige Schlacht geliefert. Ein Musikfreund meldet mir, wie sie begann. Im dritten Satze der Symphonie wird ein Trauermarsch übermüthig parodiert. Musikverständige begriffen die Parodie und begannen zu lachen. Darob heftiges Aergernis bei Herrn Mahlers Freunden, die der Ansicht waren, es sei unanständig, bei einem Trauermarsch zu lachen. Die Mahlerfreunde versuchten also, die Lacher zur Ruhe zu zischen. Das durften aber die Mahlerfeinde nicht dulden. Sie wollten zeigen, dass sie Herrn Mahlers Trauermarsch nicht für ernste Musik halten könnten, und lachten auch, um Herrn Mahler zu verhöhnen. Und so kämpften Spötter und Verehrer des Componisten wacker fort. Die Musikfreunde aber, die die ersten Lachenden gewesen, blieben nicht lang die lachenden Dritten. Denn im Lärm des Parteikampfes war von den komischen Orchesterklängen nichts mehr zu hören.

Das ‚Deutsche Volksblatt‘ bespricht in erregter Weise den unerhörten Vorfall, dass bei der Aufführung eines Requiems in der Hofkapelle am Allerseelentage Einer »eifrig« die ‚Fackel‘ studiert habe, während andere — natürlich Juden — sich damit begnügten, zu plaudern oder sonst irgendwie die Andacht zu stören. Mit Beziehung auf den Mann, der während eines Requiems — ich bedauere diesen Geschmack — die ‚Fackel‘ las, ruft das ‚Deutsche Volksblatt‘ ein zornerfülltes »Hinaus mit dem frechen Pack, welches die religiösen Gefühle der anderen in so gemeiner Weise beleidigt!« Ich halte die Lectüre der ‚Fackel‘ während einer musikalischen Andacht für überflüssig. Aber das ‚Deutsche Volksblatt‘ übersieht, dass am Allerseelentage bloß das Requiem von Aßmayer aufgeführt wurde. Wäre, wie ursprünglich geplant war, das große Requiem von Mozart aufgeführt worden, der Zeitungsleser an geweihter Stätte hätte gewiss zur Erhöhung der Andacht das ‚Deutsche Volksblatt« hervorgezogen und die Berichte über den Process Hülsner »eifrig studiert«.

* * *

Der Theaterschnüffler Stern im ‚Fremdenblatt‘ hat oftmals durch seine Wippchen die Freunde unfreiwilligen Humors ergötzt. In der letzten Sonntagsnummer copiert er jedoch bewusst zwar nicht die Schreibweise, wohl aber die Manier Wippchens, der bekanntlich seinen Schlachtenberichten aus Shanghai, Kimberley etc. historische Begebenheiten oder allbekannte Anekdoten zu Grunde legt. So erzählt Stern, dass Reiter, der Componist des »Bundschuh«, seinen Freunden gesagt habe: »Habe ich einen großen Erfolg, so treffen wir uns beim noblen Sacher. Da wird 's beim Champagner hoch hergehen! Ist der Erfolg ein mittlerer, sozusagen ein bürgerlicher, so treffen wir uns bei einem guten Tropfen Bordeaux im bürgerlichen Restaurant Leidinger. Sollte es aber, man kann ja beim Theater nie etwas voraussagen, lau ausfallen oder schief gehen, so nehmen wir im spartanischen Winterbierhaus beim guten Lager ein bescheidenes Nachtmahl.« Die Freunde des Componisten giengen dann — so erzählt J. St. — ins Winterbierhaus, während Reiter sie beim Sacher erwartete. Diese ganze indiscrete Geschichte ist erfunden, und zwar nicht von J. St. (Julius Stern), sondern von J. St. (Julius Stettenheim). Dieser hat sie auch kürzlich (»Der Freund

des Autors«) in Wien vorgelesen, und zwar merkwürdigerweise mit denselben Worten, die Stern eine Woche später anwendet. Es ist interessant, dem Theaterausplauderer ein wenig in die Karten zu blicken. (Es sind damit nicht die Freikarten gemeint.) Man kann dann constatieren, dass das Plagiat nur dem Umstande seine Entstehung verdankte, dass dem Manne nicht bloß die breite Vordertreppe verschlossen ist, sondern auch die Hintertreppe hinter die Coulissen. Um mit Wippchen zu reden, hat J. St. bewiesen, dass er auch jene Schule nicht besucht hat, aus welcher er schwatzt. +

* * *

Anlässlich des »Attentates« der Selma Schnappke hat das ‚Extrablatt' zwar — bisher! — die Abbildung des Mordinstrumentes nicht gebracht, dafür veröffentlichte es aber mit beachtenswerter Raschheit gleich im Morgenblatt vom 17. d. M. einen äußerst instructiven Artikel über »Attentate auf gekrönte Häupter«. Wer sich etwa darüber wundern sollte, dass man darin als »gekrönte Häupter« nicht nur diverse Präsidenten von Republiken, sondern auch Bismarck angeführt findet, dem diene zur Belehrung, dass dieser Artikel in toto (allerdings bloß unter dem Schlagworte »Attentate«) in Meyers Konversationslexikon, V. Auflage, II. Band, Seite 108 und 109, enthalten ist.

* * *

Liebe Fackel!

Preisräthsel: Eine Dame
sitzt auf einem Sessel von Olbrich-Darmstadt,
trägt ein Kleid von Van de Velde-Brüssel,
Ohrgehänge von Lalique-Paris,
eine Broche von Ashbee-London,
trinkt aus einem Glase von Kolo Moser-Wien,
liest in einem Buche aus dem Verlage »Insel«-München, gedruckt mit Lettern von Otto Eckman-Berlin, verfasst von Hoffmansthal-Wien.

Welcher Confession gehört die Dame an?

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Herrn Ministerpräsidenten v. Koerber. Ist es der Regierung bekannt, dass ein sicherer Siegfried Löwy, Bankreporter der ‚Vorstadtzeitung‘ und Theatertinterl des ‚Berliner Börsencourier‘, in öffentlichen Localen die Nachricht verbreitet, dass er den Titel eines Regierungsrathes erhalten werde und dass diese Auszeichnung schon in den nächsten Tagen im Amtsblatt der kaiserlichen ‚Wiener Zeitung‘ publiciert werden soll? Und was gedenkt die Regierung gegen die Verbreitung derartiger unwahrer, beunruhigender und das gesammtstaatliche Ansehen im höchsten Maße schädigender Gerüchte zu thun? Wird die Regierung auch in diesem Falle als das einzige Mittel, dem Gerede ein Ende zu machen, die thatsächliche Verleihung der Auszeichnung erkennen? Ich halte das für unmöglich. Frühere, unwürdige Regierungen mögen Journalisten vom Schlage der Glogau und Wilhelm Neumann für würdig erachtet haben, einen Titel zu führen, der sonst nur redlichen, altgedienten und verdienten Beamten, Gelehrten am Ausgange ihrer akademischen Laufbahn zutheil ward. Einem Ministerium zuzumuthen, es könnte in Tagen, die den Staat im Zustande ärgster Zerklüftung sehen, und in einer Zeit, da das öffentliche Schamgefühl sich an ein Wirrsal politischer und socialer Aergernisse ausgiebt, Herrn Siegfried Löwy zum Regierungsrath machen, käme einer »Aufreizung zu Hass und Verachtung« gleich und müsste nach dem bekannten § 300 St. G. geahndet werden. Die Nachricht, dass Herr Löwy Regierungsrath werden soll, ist ja ohne Frage interessant, vielleicht die interessanteste, die dieser Reporter bisher verbreitet hat. Aber sie klingt unglaubhaft, und die Regierung sollte sich zu allererst hüten, aufzusitzen. Abgesehen von den regulären Verdiensten, die sich Herr Löwy in seiner finanziellen Thätigkeit bisher erworben hat, wüsste ich nichts anzuführen, was ihn für eine so hohe Auszeichnung zu empfehlen geeignet wäre. Dass er »durchschlagende« Erfolge von stückeschreibenden Mitgliedern der »Concordia« in übelstem Deutsch nach Berlin telegraphiert, kann doch einer Regierung nicht imponieren, der er wohl auch bisher keinen andern Rath zu ertheilen in der Lage war als höchstens den, dass sie ihn zum Regierungsrath ernennen möge. Der Journalist Victor Hahn, der in Wien für die ‚Allgemeine Zeitung‘ einen Brief des Bischofs Stroßmayr fälschte, später unter Thalberg, in Berlin unter Leipziger diente, erhielt eines Tages plötzlich den Franz Josefs-Orden. Solange diese Leute nach Danilo-, Takowa- und persischen Sonnenorden haschen, wird kein österreichischer Staatsbürger dagegen Einspruch erheben. Es mag in Serbien und Montenegro die Gefühle der Patrioten beleidigen: wir in Oesterreich haben keine Ursache, Beschwerde zu führen, wenn ein Berichterstatter vom Knoppernmarkte durch die ‚Neue Freie Presse‘ verkünden lässt, dass ihm wieder einmal »gestattet« worden sei, irgend etwas um den Hals zu tragen. Auszeichnungen, die eine österreichische Regierung zu verleihen in der Lage ist, wollen wir um der verdienten Männer willen, die sie schon besitzen, vor Verunreinigung bewahrt wissen. Das Ministerium, das den Länderbank-Hahn zum Hofrath gemacht hat,

wünschen wir noch heute auf jene Anklagebank, auf der wir ja auch den Decorierten schmerzlich vermissen. Es darf nicht so weit kommen, dass, wie's neulich geschah, ein Gelehrter von Ruf Gratulationen zu dem ihm verliehenen Titel heftig und mit der Begründung ablehnt, er könne eine Auszeichnung, die vorher schon dem Herrn Reporter vom ‚Fremdenblatt' verliehen worden sei, nicht als Auszeichnung empfinden. An dem Tage, an dem amtlich verlautbart wird, dass abermals ein Schmock mit Tertianerbildung den Titel und Charakter eines Regierungsrathes erhalten hat, werden ihn sämmtliche Männer, die sich ihn auf irgend einem Gebiete durch ihre dem Gemeinwohl dienliche Thätigkeit erworben haben, in die Hände der Regierung zurücklegen. Im Rathe der Löwy, Glogau und Neumann möge sie dann ihre Entschließungen treffen.

»*Fackelfreundin*«. Da Milan nur für den Fall, dass die Skuptschina ihm eine Erhöhung seiner Apanage bewilligt, Oesterreich den Rücken zu kehren gesonnen ist, so meinen Sie, dass es besser sei, die höchst unsichere Entscheidung der Skuptschina gar nicht erst abzuwarten, und schlagen die Ausgabe von Milan-Marken, das Stück zu 20 Heller, vor. Welcher Oesterreicher würde nicht sein Scherflein zu so wohlthätigem Zwecke beitragen wollen?

Jobber. Sie meinen, Herr Benedikt mache neuestens, um von dem Epigonen Glogau nicht beschämt zu werden, die unheimlichsten Anstrengungen. Allerdings, die Börsenwoche vom 11. November hat den alten Stilgalopin wieder auf der Höhe poetischer Schöpferkraft gezeigt. Da hieß es: »Die Erfindung des dreifach versteuerten Agios zwingt doch, unserem theuersten Fiscus zu sagen, was der König von Macedonien dem jungen Alexander gerathen hat: Mein Sohn, suche dir ein anderes Land, Oesterreich ist zu klein und zu arm für dich. Nein, der Gesündeste hält dieses Klima nicht aus. Wünscht die hohe Regierung, dass es auch in Oesterreich ein klein wenig besser werde, dann muss die barbarische Actiensteuer schnell beseitigt werden. Immer werfen diese obrigkeitlichen Zufälle die Course nieder, wenn irgend eine Hoffnung sich regt. Es ist schwer, von diesem gequälten und künstlich beunruhigten Markte zu verlangen: Blicken Sie freundlich!« ... Getrost konnte die »nachstehende Courstabelle die wichtigsten Coursvariationen« zeigen.

Radfahrer. Sie geben mir von einem Record Kunde, den der Oesterreichische Touringclub in Satzausdehnung erzielt hat. Er veröffentlichte im ‚Deutschen Volksblatt' vom 10. November einen Aufruf, in dem es nach einem Anlauf von 61 Worten, die einen Satz bilden, heißt: »Nachdem weiter der Radfahrerverkehr, wie dies beispielsweise in Wien und Umgebung und in solchen Gegenden der Fall ist, woselbst die Anlage eines derartigen Bankettes undurchführbar erscheint, eine Anzahl speciell für denselben anzulegender Wege nothwendig macht, wie solche Radfahrwege vom Oesterreichischen Touringclub nicht nur in Wien und Umgebung, sondern auch in der Provinz mit

beträchtlichem Kostenaufwande angelegt wurden, weitere Weganlagen sich als dringendes Bedürfnis herausstellen, die Erhaltung der bereits angelegten Radfahrwege überdies alljährlich eine große Summe beansprucht, wäre es, ohne dass sämmtliche, die Wohlthaten eines Radfahrweges in Anspruch nehmenden Sportcollegen mit einem noch so minimalen Betrage den Oesterreichischen Touringclub in seinem gemeinnützigen Bestreben unterstützen, unmöglich, denselben sein von ihm gestecktes Ziel erreichen zu lassen, umsoweniger, als bisher nur ein verhältnismäßig geringer Theil der Radfahrerschaft bei Verkennung des ureigensten Interesses durch seine Mitgliedschaft zum Oesterreichischen Touringclub denselben in die Lage versetzt, die zur Bewältigung obiger Aufgaben nothwendigen Beträge zur Gänze aus Eigenem zu bestreiten.« — Dieser Satz wird während der Fahrt auf dem längsten Radfahrwege, dessen Anlage der Touringclub plant, hergesagt werden. Radfahrer, die beim 152. Worte mit heilen Knochen angelangt sind, erhalten einen Preis. All Heil! — bis auf die deutsche Grammatik.

Sammler. Der Kriegsberichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' versichert, dass der englische Generalconsul in Lourenço Marques Anstrengungen mache, »den Boers alle Bedürfnisse vor der Nase wegzukaufen.« Der Mann, der die »Politische Uebersicht« hält, verzeichnet mit Bedauern die Nachricht, dass »die Grippe, an welcher der Czar seit dem 8. November litt, sich zu einem Bauchtyphus verschlimmert hat.« Herr Frischauer meldet aus Paris: »Viele Besucher verließen die Ausstellung, doch hielten andere Besucher massenhaft aus.« Auf dem Champ de Mars hört er einen Monolog, den Tamagno in den Apparat hineingesungen hatte. In der Regel werden Monologe gesprochen; aber warum soll Herr Frischauer, der gewohnt ist, das gesprochene Wort zu singen, ein Gespräch nicht für Gesang halten? Dass er bereits Französisch übersetzen kann, sucht er durch die Meldung zu beweisen, die Deputierten hätten den Sitzungssaal verlassen, »um im Saale der verlorenen Schritte das Ereignis zu besprechen.« Herr Frischauer las in einem Pariser Blatt »salle des pas perdus«, was soviel wie »Wartesaal« bedeutet. Wollte er schon die Metapher mitübersetzen, so hätte er natürlich »unhörbare Schritte« sagen müssen; aber Frischauer weiß eben bereits, dass perdu verloren heißt. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' constatiert, dass schon der ‚Reichsanzeiger' die Ausstreuungen über eine angeblich geheime Clausel des deutsch-englischen Abkommens zurückgewiesen habe, und fügt hinzu, dass »kein wahres Wort an dem Gerede wahr ist«. In einem umfangreichen und tiefgründigen Artikel, den dasselbe Blatt als Nachruf für Max Müller brachte, sind mehrere Stellen bemerkenswert. Von den anfangs der Sechzigerjahre erschienenen Vorlesungen Müllers über die Sprache heißt es: »Sie schlugen ein wie eine Kanone«. Von Lazar Geiger wird gesagt: »Es ist später ein, was diesen Fall betrifft, tieferer Kopf auf dem Kampfplatz erschienen.« Von Darwins Landsmann Wallace behauptet

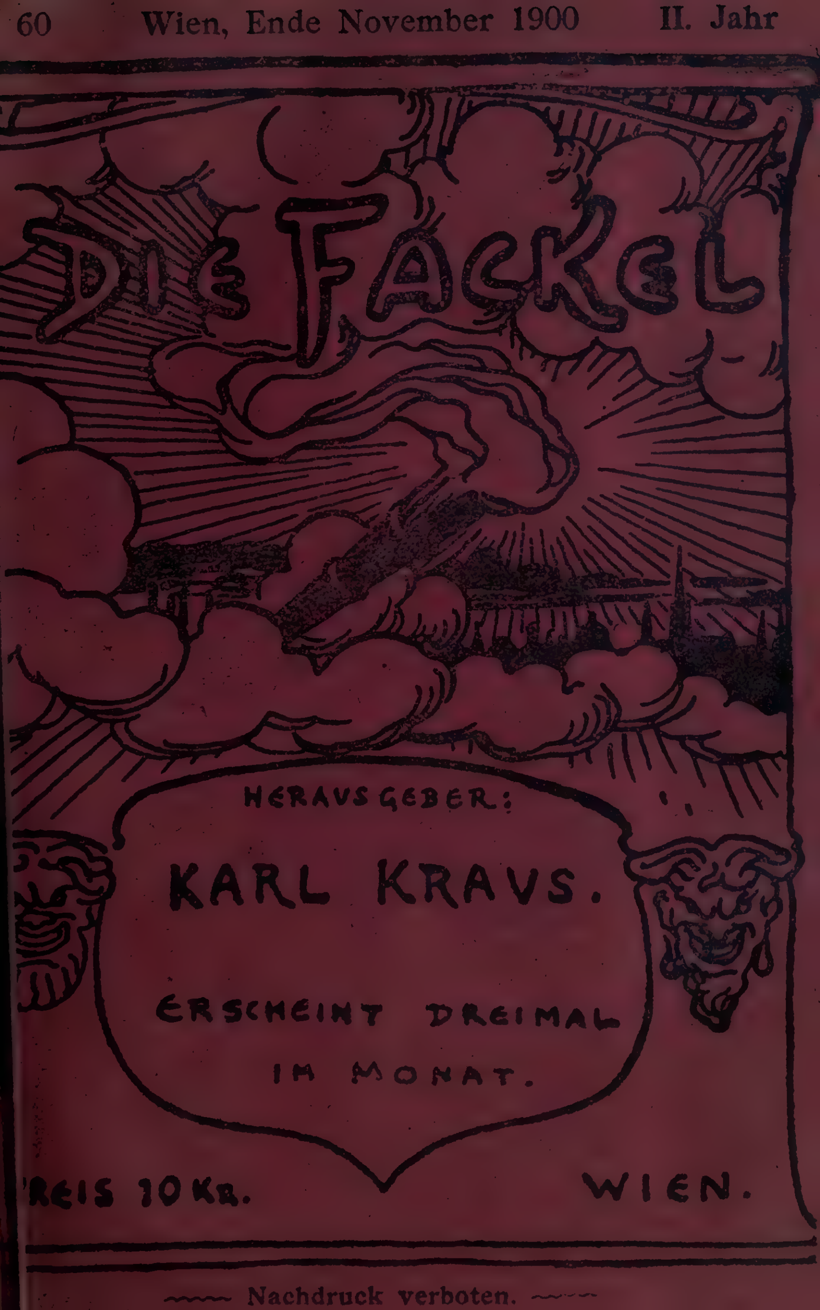
der Verfasser, dass er »zur Hälfte Darwinist ist und zur anderen Hälfte sich zur Gemeinde der Spiritisten bekennt.« Und zum Schlusse sagt er wörtlich: »Angesichts der Erfolge, welche Müller mit der populären Umwertung der indologischen Forschungen erzielte, darf man ihm wohl rückhaltlos jenes ‚Heureka' zurufen, welches er einst in etwas überstürzter Art Ludwig Noiré zugerufen hatte, als dieser den Ursprung der Sprache entdeckt zu haben glaubte.« Die verkehrte Welt! Max Müller hat die indologischen Forschungen umgewertet, und der Redacteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ruft: Heureka! . . . Aber er scheint sich in der Fehde zwischen Müller und den Darwinisten auf die Seite der letzteren zu schlagen, die der Meinung anhängen, dass sich die Sprache des Menschen aus thierischen Lauten herausgebildet hat; jedenfalls bethätigt er seinen Widerspruch gegen die Ansicht Müllers, dass die Vernunft der Sprachbildung vorausgegangen sei.

Comt. May. Dank für Alles. Ich kam wieder nicht dazu. Aber das nächstemal bestimmt!

Mehreren Einsendern. Von Zuschriften, die Beschwerden über die Behandlung von Angestellten bei Actienunternehmungen enthalten, kann ich leider keinen Gebrauch machen. Ich müsste sonst auch allen Klagen des Personals von Einzelfirmen Raum geben. Aber woher ihn nehmen? Und überdies bedarf es zu einem Kampf gegen die Ausbeutung derer, die ihre Dienstleistungen verkaufen, eines Rückhalts, wie ihn beispielsweise der ‚Arbeiter-Zeitung' die umfassende Parteiorganisation bietet. Ich habe doch nicht die Behelfe, solche Beschwerden auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wenn ich über die Behandlung des Südbahnpersonals die ausführlichen Mittheilungen des Herrn Dr. Ellenbogen gebracht habe, so geschah dies einerseits deshalb, weil der Autor jener Artikel eben in der Lage ist, umfassende Erhebungen anzustellen. Trotzdem würde die ‚Fackel' die Ausbeutung der Südbahnbediensteten nicht besprochen haben, wenn dabei nur das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern und nicht eine öffentliche Gefahr, die Bedrohung des Lebens der Reisenden, in Betracht käme. Die Behandlung der Beamten bei der Escomptebank und bei der Alpinen Montangesellschaft ist aber nicht in höherem Grade eine öffentliche Angelegenheit als das Verhältnis jedes einzelnen Firmenchefs in Oesterreich zu seinen Leuten. Meine Kritik kann sich nur mit den in den Bilanzen verübten Gaunereien beschäftigen, nicht mit allen sonstigen Gemeinheiten, die eine Actienunternehmung begehen mag. Höchstens als Illustrationsfacten für die Beschaffenheit der Leute, die bei uns große Betriebe leiten, kann ich gelegentlich besonders crasse Fälle von »interner« Protection und von Ausbeutung erwähnen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, ganzjährig, portofrei	. . . . K	7.—
» » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» das Deutsche Reich, ganzjährig, »	. . . . M.	7.—
» » » » halbjährig, »	. . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines, ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » » halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel‘:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel‘ und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.–, 1/2 Seite K 36.–, 1/4 Seite K 20.–. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

Nr. 60 WIEN, ENDE NOVEMBER 1900 II. JAHR

Der deutsche Reichstag hat in der vergangenen Woche über das Reichsamt des Inneren Gericht gehalten, weil es von einem Industriellenverbande eine Unterstützung von 12.000 Mark erbeten hatte, um damit die Agitation für einen Wilhelm dem Zweiten und seinen Rathgebern besonders am Herzen liegenden Gesetzentwurf zu betreiben. In richtiger Erkenntnis, und hoffentlich mit einem Gefühle von Beschämung, gesteht die ‚Arbeiter-Zeitung' zu, dass in unserem Abgeordnetenhause bei Erörterung einer ähnlichen Angelegenheit »wüst geschimpft« worden wäre. Wenn man aber vielleicht aus diesem Zugeständnisse der ‚Arbeiter-Zeitung' das Gelöbnis herauslesen darf, dass auch die österreichische Socialdemokratie in Zukunft sich eines würdigen Tones befleißen wolle, so muss man doch vorweg der Hoffnung entsagen, als könnten ihre Wortführer ähnliche Fälle zu jener principiellen Bedeutung erheben, die der Abgeordnete Auer der 12.000 Mark-Affaire gegeben hat. »Man hat versucht«, erklärte Auer, »die Angelegenheit auf das Gebiet der persönlichen Ehrenhaftigkeit hinauszuspielen; mit dröhnendem Pathos hat man den Vorwurf der persönlichen Bestechlichkeit zurückgewiesen. Aber dieses Klopffechterstück verfängt nicht. Auch wir sind der Ansicht, dass es sich nicht um persönliche Bestechlichkeit handelt; es handelt sich um viel Schlimmeres«. Dieses Schlimmere und Schlimmste ist nach Auer die moralische Stumpfheit von Männern in verantwortlicher Stellung, die gar nicht

fühlen, welche Erniedrigung in der Annahme von Geld seitens einer Interessentengruppe liegt. Wenn bloß einer oder einige wenige Beamte bestechlich gewesen wären, so konnte man sie zur Verantwortung ziehen und sich damit trösten, dass es überall einzelne Unredliche gibt. Dass aber die persönlich ehrenhaften Beamten im Reichsamte des Inneren in ihrem Gewissen ganz ruhig sind, weil sie die correcte Verwendung der erbettelten Subvention nachweisen können, das ist ein Zeichen tiefen Verfalles, arger Corrumpierung des Geistes einer großen Beamtenschaft.

Es hat in Oesterreich an Fällen, die der 12.000 Mark-Affaire zur Seite gestellt werden können, nie gefehlt. Wer den Aufwand auch noch so gering veranschlagt, den alle österreichischen Regierungen für die ihnen ergebene Presse gemacht haben, konnte niemals daran zweifeln, dass er nur zum geringsten Theile aus dem Dispositionsfonds bestritten wurde. Wollte aber bei uns ein socialdemokratischer Abgeordneter etwa einer Regierung vorwerfen, dass sie von der Länderbank Geld zu Agitationszwecken erhalte, so müsste er der schlagenden Erwiderung gewärtig sein, dass die Regierung durch diese Geldannahme nicht abhängiger werde als die ‚Arbeiter-Zeitung‘, die das Geld der Länderbank doch auch nicht verschmäht. Ja, sicherlich könnte ein österreichischer Minister, indem er der ‚Arbeiter-Zeitung‘ das Verzeichnis der Actiengesellschaften entgegenhielte, von denen sie Subventionen in Form von Inseratenhonoraren erhebt, nachweisen, dass die österreichische Regierung von der Hälfte aller dieser Gesellschaften ganz unabhängig ist. Da man aber dem Minister ebenso aufrichtig, wie ich es seinerzeit Herrn Dr. Adler gegenüber gethan habe, das Zeugnis der persönlichen Unbestechlichkeit ausstellen müsste: was bliebe von dem Versuche, in Oesterreich eine 12 000 Mark-Affaire aufzurollen, anderes übrig, als der Nachweis, dass eine Corrumpierung der Geister, die in Deutschland im ersten Falle, der bekannt ward,

als ungeheuerlich gebrandmarkt wurde, bei uns längst bekannt und durch alle Brandmarkungen, die ich als Einziger ihr habe angedeihen lassen, in ihrer Selbstzufriedenheit unerschüttert ist.

* * *

Um Mitte October begann Herr Dr. Kanner in der ‚Zeit' einen seltsamen Kampf gegen die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' zu führen. Er warf ihnen vor, sie hätten sich an die österreichische Regierung verkauft. Den Vermittler bei dem Geschäft habe der Sectionschef Doczi gespielt und den Kaufpreis habe die Wiederertheilung des Postdebits gebildet, das dem Blatte im vorigen Jahre entzogen worden war. So sei es zu erklären, dass die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' den Grafen Goluchowski und Herrn v. Koerber jetzt mit größter Freundlichkeit behandeln. Den Lesern der ‚Zeit' mochte diese Erklärung der Haltung der ‚Münchener Neuesten Nachrichten' nicht recht plausibel scheinen. Denn einerseits konnte dem Münchener Blatt an seiner ohnehin geringen Verbreitung in Oesterreich schwerlich so viel gelegen sein, dass es, um sie sich zu sichern, seine politische Haltung hätte ändern sollen; andererseits musste man sich fragen, ob denn ein reichsdeutsches Blatt, das den Grafen Thun bekämpft hat und von ihm mit der Postdebitentziehung bestraft wurde, nicht ganz ernstlich, wie so viele Deutsche in Oesterreich, das Regime Koerber billigen kann, und weshalb es eigentlich die Politik des Grafen Goluchowski, die doch mit rührender Folgsamkeit hinter den täppischesten Schritten der deutschen Reichspolitik einherstapft, von seinem Interessenstandpunkt aus missbilligen sollte.

Um dieselbe Zeit, als der Kampf des Dr. Kanner gegen die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' begann, brachten seine Freunde weiteren Kreisen eine Kunde, um die nur einige Wenige seit Monaten gewusst hatten:

dass Herr Dr. Kanner vom 1. November an nicht mehr politischer Correspondent der ‚Frankfurter Zeitung' sein werde. Seine Entlassung, erzählten die Freunde, sei der Preis, den die ‚Frankfurter Zeitung' Herrn v. Koerber für die Wiederertheilung des Postdebits zugesagt habe. Sectionschef Doczi habe mit Herrn Sonnemann in Berlin eine Zusammenkunft gehabt, bei der das Geschäft abgeschlossen worden sei. Die Nachricht konnte Kenner der Verhältnisse nicht unglaubwürdig dünken. Der ‚Frankfurter Zeitung' ist an ihrer Verbreitung in Oesterreich viel gelegen. Sie beherrscht mit ihrem finanziellen Theil das Urtheil unserer Banken- und Börsenkreise über reichsdeutsche Finanzfragen und erlangt dadurch erhöhte Bedeutung für die Financiers in Deutschland. Sie dient aber auch unseren Banken und Industrie-Actiengesellschaften als Stimmungsmacherin auf dem deutschen Markte. Diese finanzielle Vermittlerrolle schafft dem Blatte seine reichsten Einkünfte, und sein Besitzer, Herr Sonnemann, hat an ihr auch große persönliche Interessen, da er — wenigstens noch vor kurzer Zeit — an der Wiener Börse nicht minder eifrig als in Berlin speculiert hat. Herrn Sonnemann, für den doch politische Interessen erst in zweiter Linie stehen, konnte also, wenn es sich um seinen Einfluss auf unsere Finanzkreise handelte, nicht zugemuthet werden, dass er sich auf eine bestimmte Haltung unserer inneren Politik gegenüber oder gar auf die weitere Thätigkeit eines Correspondenten steife, der von dieser Haltung nun einmal nicht ablassen wollte. Auch schien es nicht unmöglich, dass unsere Regierenden wirklich den Herrn Dr. Kanner fürchten. Eine Anzahl leichtgläubiger Menschen in Wien hält ja seit Jahren diesen im Grunde harmlosen Nichtversteher der österreichischen Politik, weil er seine gründliche Kenntnis der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses und sein Talent für Geschäftskniffe von den jeweils obstructionslustigen Parteien missbrauchen ließ, für

einen erfolgreichen Ministerstürzer. Und einige Jahre lang bestand der Leserkreis der ‚Zeit‘ zumeist aus Neugierigen, die erfahren wollten, wie man das eigentlich mache, das Ministerstürzen. Seither ist freilich der Ruhm des Herrn Dr. Kanner verblasst. Als die einzige Regierung, die er nicht bekämpft hatte, das Ministerium Clary, noch rascher als alle anderen fiel, kam man zur Ueberzeugung, dass Herr Dr. Kanner wohl auch am Sturze ihrer Vorgängerinnen nicht viel Schuld zu tragen habe; und frühere Bewunderer des Mannes, der das Ministersein an und für sich für der Sünden schlimmste hält und eine Idiosynkrasie gegen die erste und zweite Rangsclasse hat, gestehen heute ein, dass er sich in seiner »Woche« eigentlich nicht sowohl lustig als vielmehr lächerlich macht. Aber die Regierenden sind bekanntlich bei uns immer wenigstens um eine Idee zurück. Es ist wohl möglich, dass Herr v. Koerber noch an die Gefährlichkeit des Dr. Kanner glaubt.

Und darum ward der Mann von der ‚Frankfurter Zeitung‘ entlassen. Und weil er, der niemals gerade denken und sprechen kann, den Anschein vermeiden will, als führe er seine persönliche Angelegenheit, wirft er alles, was er gegen die ‚Frankfurter Zeitung‘ auf dem Herzen hat, den ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ vor, die wenigstens scheinbar im gleichen Fall sind. Die Oeffentlichkeit aber interessiert die Entlassung des Herrn Dr. Kanner aus dem Verbande der ‚Frankfurter Zeitung‘ deshalb, weil sich in ihr wieder einmal die ganze Brutalität eines bloß auf seine materiellen Interessen bedachten Unternehmerthums dem Meinungsmenschen gegenüber zeigt. Denn man mag den Politiker Kanner noch so gering schätzen, er vertritt doch Meinungen. Und es wäre der wichtigste Fortschritt von Cultur und Moral, wenn wir es nur dahin brächten, dass selbst irrige Meinungen in unseren Tagesblättern statt Interessen vertreten würden. Aber freilich, Interessen zu verfechten, ist das Wesen unserer Journale: denn davon leben sie.

* * *

Ein tschechisches Blatt hatte die Gründe der Demission des Herrn Jansa als »prosaische« bezeichnet, und niemand wusste, was er sich dabei denken sollte. Da brachte Nr. 59 der ‚Fackel' die Enthüllung, indem sie die Geschichte vom zweijährigen Contract des Herrn Jansa erzählte. Von der Aufregung, die sich der Journalkreise bemächtigte, lässt sich schwer eine Vorstellung geben, und man kann auch nicht sagen, ob nicht am Ende der Aerger, dass die ‚Fackel' eine »Information« hatte, den Schmerz, dass man selbst sie nicht hatte, überwog. Die tschechischen Abgeordneten, deren man habhaft werden konnte, waren im Nu von deutschliberalen Schmöcken umringt, und nun gieng das Fragen los. Frischauers ‚Wiener Tagblatt' freilich hoffte noch immer etwas zu profitieren. Sein Reporter gieng den Abgeordneten Herold an und fragte ihn, ob die Mittheilung der ‚Fackel' auf Wahrheit beruhe. Aus der bejahenden Antwort, die Herr Herold, wenn auch vielleicht nicht in bestimmter Form, gegeben hat, machte das ‚Wiener Tagblatt' eine »Originalmittheilung«, die ihm einen Tag nach dem Erscheinen von Nr. 59 der ‚Fackel' zu einer Sensation verhelfen sollte. Es ließ Herrn Dr. Herold, der, wenn nicht tagszuvor die Affaire bereits enthüllt worden wäre, sicherlich nicht sein Herz vor dem Abgesandten des Herrn Frischauer ausgeschüttet hätte, die Worte sprechen: »In politischen Kreisen erzählt man in der letzten Zeit, Jansa habe sich bei seinem Amtsantritte schriftlich verpflichtet, nach zwei Jahren um seine Pensionierung einzuschreiten, und man habe ihn nunmehr durch diesen Brief gezwungen, zu gehen.« Das ‚Wiener Tagblatt' hat offenbar die Vorsicht gehabt, eine Mittheilung der ‚Fackel' erst dann ohne Quellenangabe abzudrucken als es ihre Stichhältigkeit sorgfältig geprüft hatte.

* * *

Die Herren Gabriel Monod, Trarieux und Anatole France haben dem alten Paul Krüger einen Besuch abgestattet. Das war eine günstige Gelegenheit, eine Handvoll der schönsten Phrasen von Gerechtigkeit und Fortschritt, die man noch von der Dreyfuscampagne her auf Lager hatte und die schon schimmelig zu werden drohten, an den Mann zu bringen. Und der alte Krüger nickte Herrn Trarieux ebenso freundlich zu, wie er Herrn Rochefort zugenickt hat, und hielt begreiflicherweise Herrn Anatole France für keinen schlechteren Journalisten als Herrn Drumont, da er kein Wort französisch kann und niemals den Namen eines der Herren gehört hat. Aber die Dreyfusards in der ganzen Welt zogen — siehe z. B. das ‚Wiener Tagblatt‘ vom 28. November — aus dem Empfang, den ihre Vorkämpfer bei dem alten Bauer fanden, den Schluss, dass sich Krüger »offen und vollbewusst auf die Seite der sogenannten Dreyfusards gestellt« habe. Einen Tag später scheint sich bereits die Wirkung dieser Stellungnahme Krügers auf die Pariser Bevölkerung gezeigt zu haben. Berl Frischauer berichtet in der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 29. November: »Das Interesse an Krüger beginnt zu erlahmen. Die Menge vor dem ‚Hotel Scribe‘ ist zusammengeschrumpft.« An Stelle der aufrichtigen Enthusiasten sehe man nur mehr Lumpengesindel. Die Pariser scheinen also Paul Krüger den Dreyfusards zu überlassen. Den Drumonts und Verganis wird es freilich schwer, sich an den Gedanken, dass Krüger ein Dreyfusard sein könnte, zu gewöhnen. Aber alle, die von des schlauen Alten Vergangenheit etwas wissen und jüngst den Process gegen die Transvaalbahnen verfolgt haben, in dem unwiderleglich festgestellt wurde, dass Paul Krüger sich von Syndicaten mit bedeutenden Summen hat bestechen lassen, kann seine Hinneigung zu den Leuten vom Dreyfussyndicat nicht wunder nehmen.

* * *

In der VI. Gruppe der Experten in der Enquête über den Getreide-Terminhandel ist endlich Herr Weiß v. Wellenstein einvernommen worden. Ich will wegen der dreisten Leugnung der Richtigkeit meiner Mittheilungen über seine Person mit dem Herrn nicht weiter rechten. Aber ich versichere ihm, dass es nicht meine Absicht war, seine Aussagen in der Enquête zu »discreditieren«. Ich wollte nur verhüten, dass, wenn Herr Weiß v. Wellenstein, wie er's denn auch gethan hat (Protokoll Seite 544), erklären würde, man dürfe ihn nicht als specifischen Vertreter der Börseninteressen hinstellen, da er doch von der Handelskammer in die Enquête gesandt sei. dieser Erklärung Glauben geschenkt werde. Ich wünschte, dass man wisse, Herr Weiß v. Wellenstein vertrete freilich nicht die Interessen der ganzen Getreidebörse — dort gibt es ja auch Effectivhändler —, aber doch jene der Terminspeculanten. Im übrigen konnte ich es dem Herrn selbst getrost überlassen, seine »Depositionen zu discreditieren«.

Das hat denn auch Herr Weiß v. Wellenstein gründlich gethan. Er hat seinerzeit die Behauptung aufgestellt, es sei leichter, eine Hausse- als eine Baissespeculation durchzuführen. Nunmehr in die Enge getrieben, erklärte er, er habe ja nicht gesagt, »erfolgreich durchzuführen«. Hätte Herr Weiß aufrichtig sein wollen, so würde er die Frage dahin aufgeklärt haben, dass, eben weil Haussespeculationen technisch leichter durchzuführen sind, die capitalsschwachen Personen zumeist solche eingehen und dabei ihr Geld an die großen Terminspeculanten, die meist Baissiers sind, verspielen. In dieser Ausbeutung der mittleren und kleinen Leute durch die Großspeculanten liegt eben das Wesen des Terminspieles.

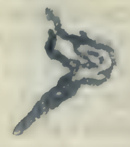
Herr Weiß v. Wellenstein leugnet nicht, dass es im Terminhandel und im Commissionsgeschäft auch Uebelstände gibt. Nur, meint er (Protokoll Seite 593), »dass bekanntlich vor der Katastrophe von Sodom

und Gomorrha Gott mit sich hat handeln lassen, denn er wollte die Städte verschonen, wenn auch nur ein Gerechter darin wäre«. Man war in der Enquête höflich genug, darauf zu verzichten, dass Herr Weiß den einen Gerechten unter den Terminhändlern nenne. Aber man erkannte nach der Rede dieses Herrn gerne an, dass, wenn schon die Getreidebörse mit Sodom und Gomorrha verglichen werden soll, auch der Schwefel nicht fehlt. Ich kann übrigens die Berechtigung des Vergleichs nicht begreifen. Vergeblich habe ich in den Ausführungen des Herrn Weiß die versprochene Darlegung der Uebelstände im Getreideterminhandel gesucht. Der einzige ernste Uebelstand, den der Herr erwähnte, hat mit dem Terminhandel unmittelbar gar nichts zu thun: dass wir in Oesterreich »einen Fluss haben, der verkehrt fließt, nämlich anstatt hinauf, wie es die Bedürfnisse des Getreidehandels erfordern würden, hinunter«. Nach dieser Erklärung des Herrn Weiß scheint es, dass man jede Hoffnung, die Verhältnisse im Getreidehandel bessern zu können, aufgeben muss. Dass die Flüsse in anderen Ländern »hinauf fließen« und die Donau, indem sie hinunterfließt, »verkehrt fließt«, ist ja längst bekannt. Aber die Fachleute in der Donauregulierungs-Commission haben erklärt, dieser Uebelstand sei nicht zu beheben . . .

* * *

Die ‚Neue Freie Presse‘ ließ sich aus St. Pölten — das Weltblatt widmete der »Wiedereroberung« dieses Wahlkreises begeisterte Artikel — über einen »Vorstoß der Reaction« gegen die Freiheit des Geistes und der Literatur in St. Pölten berichten. Der Seminar-Director Dr. Richard v. Muth habe an die Direction des städtischen Theaters das Ansinnen gestellt, den »Probecandidaten« nicht weiter aufzuführen, widrigenfalls den Studierenden des Seminars der Besuch des Theaters überhaupt verboten würde. Die Reaction hat Unrecht. Aber man könnte ihr, wenn sie es gerade nur auf den »Probecandidaten« abgesehen hat, immerhin Geschmack nachrühmen. Und die Freiheit ist wiederum ob ihres Geschäftssinnes zu loben. Ihre

Verfechter rufen in der ‚Neuen Freien Presse‘ pathetisch aus: »So lange das St. Pöltener Theater in der Verwaltung eines objectiv denkenden Curatoriums steht, wird man wohl das zugkräftige Stück nicht von der Aufführung ausschließen . . .«



Die Institution der Feuilletonreclamen scheint sich zu bewähren. Der Paprika-Schlesinger bleibt zwar der Lyrik treu und wusste erst kürzlich die liberalen Blätter zu der im Heine-Metrum vorgebrachten Versicherung zu begeistern:

»So bleibt Schlesinger der Schuhmann von Wien
Und es trotzet jeder Verneinung:
In seinem Fache Schlesinger ist
Eine seltene historische Erscheinung«.

Aber andere historische Erscheinungen auf dem Gebiete des Schuhwerkes oder der Schneiderei haben neuestens einsehen gelernt, dass der Sinn für Poesie, den unsere der Depeschencultur ergebene Tagespresse ohnedies nur im Inseratentheile fördert, diese prosaische Welt geflohen habe, und bedienen sich lieber der ungebundenen Rede. Das Feuilleton wird zum bevorzugten Genre, und geschickte Causeure, denen die Kunst der Uebergänge eignet, wissen in einem einzigen Artikel den verschiedensten Firmen willfährig zu sein. So waren an einem der letzten Sonntage unter dem anziehenden Titel »Herbstbilder« die Wünsche einer Leinenwarenfabrik, eines Illuminations-Etablissements, einer Porzellan-Niederlage, eines Schirmgeschäftes und eines Kinderschuhlagers befriedigt.

Der Redacteur, der einander so entlegene Gebiete durch seine Plauderkunst verbinden sollte, war gewiss vor eine schwierige Aufgabe gestellt und mag den

Collegen beneidet haben, der bloß vor der Antrittsrede des Grafen Bülow im deutschen Reichstage den großen Bauchaufschwung der Begeisterung producieren sollte. Herr Paul Goldmann, der als Berliner Correspondent der ‚Neuen Freien Presse' für die Chinapolitik eintreten muss, ist gewiss im Herzen so wenig bei der Sache, wie der in der Wiener Redaction sitzende Kuli, der einer Uniformierungsanstalt interessante Seiten abgewinnt; aber in beiden Fällen sehen wir eine Feder im Dienste jener höheren Idee thätig, hinter der nur unverbesserliche Skeptiker das Geschäftsinteresse des die Geister besoldenden Zeitungsunternehmers vermuthen. Beneidenswert freilich ist jener Schriftsteller, dem es gelingt, in der Annoncen Flucht ein Thema zu erhaschen, das zu ergiebigeren Betrachtungen lockt, als es Khaki-Politik oder ein Leinenwarengeschäft, Waldersee oder eine Illuminations-Firma vermöchten.

Herr J. V. zum Beispiel, der am Sonntag, 18. November, im ‚Neuen Wiener Tagblatt' unter dem Titel »Das Wiener Ballhaus« über den Mangel eines Nachtlebens in Wien geklagt hat, war in der Lage, Culturprobleme aufzurollen und sich, ohne dass man sofort Herrn Bistritzky als den Auftraggeber errieth, über so wichtige Fragen wie den Unterschied zwischen Wien bei Nacht und Budapest bei Nacht zu verbreiten. Das Feuilleton war auf der ersten Seite des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ausdrücklich unter den literarischen Feiertagsgaben erwähnt, und der verheißende Titel hat gewiss manchen Leser veranlasst, die neununddreißigste vor allen anderen Seiten der im Sonntagsstaate prangenden Nummer zu betrachten.

So eine Sonntagsausgabe des Steyrermühlblattes ist eine wahre Augenweide. Wer sich in kleinlich enger Zeit noch das Gefühl für Größe bewahrt hat, wird sie nur mit einem Gefühle ehrfürchtigen Ekels zur Hand nehmen. Aufgebläht von Gesundheit, mit empfänglichen Sinnen, von allen Gütern dieser Welt gemästet,

tritt sie uns gegenüber. Von dem Gelde sämmtlicher Actiengesellschaften Deutsch-Oesterreichs hat sie gekostet, und in Wien gibt es kaum ein Unternehmen, von der schlichten Geburtshelferin bis zur Entreprise des pompes funèbres, das ihr nicht pflichtschuldigst seinen Tribut gezollt hätte. Mit ihren hundert Seiten, die sich wie Fangarme strecken, umfasst sie das Weltall, und staunend stehen wir vor einer Kunst, die es zuwege bringt, einen Centner bedruckten Papieres zum Preise von vier Kreuzern zu verschleißen. Wie lautet, nach Zola'schem Muster, die Definition dieser Kunst? Sie ist Natur, gesehen durch das Temperament von M. Dukes. Aber in ihrer transcendentalen Größe bedarf sie des Maßes an der wirklichen Natur nicht. Die üblichen Versicherungen, dass das Papier einer Sonntagsausgabe des ‚Neuen Wiener Tagblattes', wenn es von einer Locomotive der Südbahn aufgerollt würde, die Strecke bis zur Adria belegen würde, sind nichts als der Ausfluss eines kleinlichen Ehrgeizes, von dem sich Herr Wilhelm Singer noch nicht freigemacht hat. Zudem hätte ja, wenn die ‚Neue Freie Presse' das Papier ihrer Sonntagsauflage auf der gleichen Strecke, aber in der Richtung gegen Wien aufrollen ließe, die Südbahn bei der bekannten Feindschaft der beiden Blätter wieder einen Vorwand für einen Zusammenstoß. Sollte das Experiment mit der Streckenmessung einmal wirklich gemacht werden, so liegt bei dem stetigen Anwachsen des Inseratentheiles auch die Befürchtung nahe, dass ein Ende des aufgerollten Papiers in das ohnehin aufgeregte Meer hängen und das Austreten der Adria und zahlreicher Abonnenten die Folge sein könnte.

Darum thut das ‚Neue Wiener Tagblatt' gut, das neue Genre der Plauderannoncen zu pflegen und zwischen dürren Geschäftsanzeigen so oft wie möglich Causerien über eine Champagnerfirma und Essays über eine Schuhwaren-Niederlage einzustreuen. Nicht oft wird sich freilich ein Stoff finden, dessen Be-

handlung so sehr das Angenehme für den Leser mit dem Nützlichen für die Actiengesellschaft verbindet, wie das Thema »Wiener Ballhaus«. Der Feuilletonist ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, auf dem Gebiete des Wiener Nachtlebens einen »Fortschritt« zu verzeichnen, der sich seit der Umwandlung des Eldorado in ein »Ballhaus« auch dem blödesten Auge offenbaren muss. Und wenn ein liberales Blatt in den Tagen eines reactionären Stadtregimes einen »Fortschritt« gelten lässt, so muss gewiss etwas an der Sache sein. »Bisher«, ruft das ‚Neue Wiener Tagblatt' im Tone sittlicher Entrüstung, »hat sich das Nachtleben Wiens auf Localitäten beschränkt, wo sich der Auswurf der Großstadt zusammenfand und der Besucher sich mit Ekel und Grauen von dem wüsten Leben und Treiben daselbst abwendete.« Jetzt ist das alles ganz anders geworden. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat von dem Besitzer des Etablissements, von dem Architekten, dem Dekorationsmaler und der Beleuchtungsfirma Geld bekommen, und darum verlässt man das Ballhaus »befriedigt von den Genüssen, die es bietet«. Wenn es nächstens dem Besitzer eines der alten Nachtcafés gelingen sollte, die daselbst beschäftigten Literaten zur Abfassung von Feuilletons für Wiener Blätter zu ermuntern, so wird sich kein Besucher mehr mit Ekel und Grauen von dem wüsten Leben und Treiben abwenden. Und die Besucherinnen werden uns dann vielleicht im Lichte gretchenhafter Unschuld gezeigt werden: sie können, wenn's der Zufall will, auch ungeleitet nachhause gehen . . . Das Ballhaus ist, lesen wir, »ein stark frequentierter Belustigungsort für Fremde und Einheimische geworden, zu dem auch das k. u. k. Officierscorps ein ansehnliches Contingent stellt«. Das ist wohl eine kleine Uebertreibung. Zwar hat das Kriegsministerium, während in Berlin kein mit des Kaisers Rock Bekleideter in einem zweifelhaften Locale angetroffen werden dürfte, unseren Officieren den Besuch von »Ballhäusern« in

Uniform noch nicht untersagt. Aber es ist doch nicht im Ernste anzunehmen, dass der Besitzer eines Nachtcafés in die Lage kommen kann, sich des »ansehnlichen Contingentes«, das unser k. u. k. Officierscorps in seinem Locale stellt, zu Reclamezwecken zu bedienen. Man schütze es vor der Möglichkeit, von einem den Fortschritt begrüßenden liberalen Blatte als Folie zum »Auswurf der Großstadt«, der sich einstens an den Stätten der nächtlichen Freude zusammenfand, verwendet zu werden.

* * *

Herrn Alexander Scharfs Aufregung darüber, dass er noch immer nicht das Inserat von Barnum & Bailey bekommen hat, ist zum Paroxysmus ausgeartet. Wenn man bedenkt, dass der Mann nicht mehr jung ist, so kann man die übelsten Folgen für die Gesundheit des Eigenthümers der ‚Sonn- und Montagszeitung‘ befürchten. Scharf ist heute ein reicher Mann und steht auf den lumpigen Tausender, den ihm Herr Bailey bieten könnte, im Grunde nicht an. Aber seine Pauschalieneitelkeit ist auf das empfindlichste verletzt, wenn ein ausländischer Unternehmer, der die Wiener Verhältnisse nicht kennt, bloß die Tagesblätter für gefährlich hält und ein Blatt von der Bedeutung der ‚Sonn- und Montagszeitung‘, die doch an einem Tage der Woche so viel verschweigen kann wie ein Tagesjournal in der ganzen, einfach aus der Liste jener Organe streicht, denen man Inserate zuwenden muss. Das war recht unklug von Herrn Bailey, und wenn es auch wahr ist, dass dem Reclameprincipe Barnum auch der schärfste Tadel zur Wohlthat wird, die Angriffstaktik, die Herr Scharf eingeschlagen hat, wird dem Unternehmen nicht förderlich sein. Wie ein alttestamentarischer Rächer steht jetzt Alexander Scharf jeden Montag auf, betheuert mit den Händen, dass sie leer sind, und malt die Gefahr einer Feuersbrunst in der Rotunde den Wienern an die Wand. Er greift die

Behörden an, weil sie dem fremdländischen Circusbesitzer zuliebe einmal eine Angelegenheit rasch erledigt haben, denunciert die Steilheit der Stiege, die zur Hofloge führt, als Majestätsbeleidigung, und prophezeit, dass im Falle einer Panik in der Rotunde Wien Schauerscenen erleben werde, die die Greuel des Ringtheaterbrandes weit hinter sich lassen. »Wien steht vor einer ganz außerordentlichen Gefahr«, beginnt er, »von der die Bevölkerung bis zur Stunde keine Ahnung hat«. Und damit die Leser nicht ausschließlich an die Gefahr denken, dass Herr Scharf auch fernerhin kein Inserat von Herrn Bailey bekommt, wird gleich im Folgenden von einem »Fachmann« auseinandergesetzt, dass es auch noch eine Lebensgefahr für die Besucher der Rotunde gebe. Solcherart allarmiert Herr Scharf Wien. Vielleicht mit Recht, sicherlich ohne — Inserat. Was erreicht der einsame Kämpfer? Dass die Anderen, die im glücklichen Besitze des Inserates sind, allesammt dem Publicum die Sicherheit des Aufenthaltes im Circus Barnum in den üppigsten Farben ausmalen. Von Benedikt beruhigt, von Scharf gewarnt, ist sich die Wiener Oeffentlichkeit schon längst nicht mehr des rechten Wegs bewusst . . .

*

Nachtrag. Ich habe dem alten Kämpfer Unrecht gethan. Soeben meldet man mir, dass nicht das Ausbleiben eines Inserates Scharf zum Angriff auf Herrn Baileys Unternehmen getrieben hat, sondern ein reineres Motiv. Die »Elektrische Glühlampenfabrik Watt, Scharf & Co.« hatte sich zur Beleuchtung des Rotundenraumes in zuvorkommendster Weise bereit erklärt, ihr Offert wurde aber von einer verblendeten Circusdirection, die die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen »Watt« und der ‚Sonn- und Montagszeitung‘ ignorieren zu können glaubte, abgelehnt. Jetzt, da nicht Scharf'sche Glühlampen den Barnum'schen Circus erhellen, ist auch die Feuersgefahr plausibel . . . .

* * *

Ein Liebling der ‚Neuen Freien Presse‘ ist Graf Monczi (Abkürzung für Adalbert) Sternberg. Vielleicht wegen der Namensverwandtschaft mit einem ihrer Sonntagshumoristen und weil er die Redaction noch nie um die Feststellung ersucht hat, dass er mit Herrn st–g weder identisch noch verwandt ist. Graf Sternberg hat wohl schon öfter seine Duldsamkeit bereuen müssen. Da z. B. Herr st–g in der ihm eigenen Weise die aristokratischen Veranstalterinnen eines Gartenfestes verhöhnte, eruierten Verwandte der beleidigten Damen den Namen des Verfassers und waren nur mit Mühe und Noth davon abzubringen, den Grafen Sternberg zu fordern, den sie im Bündnisse mit der ‚Neuen Freien Presse‘ wussten und dem sie den liberalen Hohn auf eine für katholische Zwecke wirkende Wohlthätigkeit vielleicht ernstlich zutrauen mochten. Graf Sternberg war aber schon aus dem Grunde verhindert, die Sonntagsplauderei zu schreiben, weil er sich zu jener Zeit im Transvaal vergnügte, wo er den Boers im Kampfe gegen die Briten einen, wie uns die ‚Neue Freie Presse‘ wiederholt versicherte, heldenmüthigen Beistand leistete. In Wien war bis dahin nur von jenen Siegen des Grafen st – g die Rede gewesen, die er gegen Hotelbesitzer und Cravattenhändlerinnen erfochten hat, und das Stammpublicum der ‚Neuen Freien Presse‘ vernahm mit einer gewissen Genugthuung die Kunde, dass wieder einmal einen Aristokraten die Verhältnisse gezwungen haben, sich an die Börs anzuschließen. Später fiel Graf Sternberg den Engländern als Gefangener in die Hände, ließ sich in London von jenem Moriz Handl, der bekanntlich auch — wegen Eingehung von Schulden unter betrügerischen Vorwänden — den Engländern in die Hände fiel, interviewen, und diese Unterhaltung gab, wie noch erinnerlich sein dürfte, der ‚Neuen Freien Presse‘ Gelegenheit zu einem schwungvollen Leitartikel. Am Schlusse des Interviews hieß es etwa: »Bei diesen Worten fuhr sich Graf Sternberg mit der Hand über die Stirne, indem er sagte: Fast hätte ich vergessen, dass ich für 2 Uhr beim Lord N. N. zum Frühstück geladen bin« … Aber die ‚Neue Freie Presse‘ hat den Grafen Sternberg nicht aus dem Auge verloren. Am 23. November lässt sie sich anlässlich des Empfanges Krügers in einem Privattelegramm aus Marseille melden, das ‚Petit Journal de Marseille‘ erzähle, »viel bemerkt sei Graf Sternberg worden, der im Boerskriege sich besonders ausgezeichnet hat«. Von allen Seiten seien ihm schmeichelhafte Anerkennungen für seine

Bravour zutheil geworden; Graf Sternberg habe aber an den Empfangsfeierlichkeiten keinen Antheil genommen. Es ist einfach unglaublich, wie der Draht zu »spielen« beginnt, wenn es sich um die Lieblinge der ‚Neuen Freien Presse‘ handelt. Krüger ist kaum in Marseille, und die ‚Neue Freie Presse‘ bekommt schon Privattelegramme, die der aufhorchenden Welt verkünden, was das ‚Petit Journal‘ über den Grafen Sternberg gesagt hat.

* * *

Noch etwas zum Erbrechen: Herr Moriz Jokai, Liebling der cis- und transleithanischen Börsenpresse, hat der Gräfin Stephanie Lonyay einen Besuch abgestattet. Fünfzigzeiliges Privattelegramm aus Budapest. Herr Jokai hat in hohem Alter eine Ehe geschlossen, die seit Jahren zur Deckung der romantischen Bedürfnisse der liberalen Presse herhalten muss. Romantisch ist auch die Heirat der Gräfin Lonyay. Welch ein Fest für die Schmöcke hüben und drüben, wenn nun so der Zufall zwei Helden zweier »Herzensromane« zusammenführt. Herr Jokai macht's den Pressleuten nicht schwer. Er trägt ihnen seit Jahr und Tag die Details seines Ehelebens förmlich druckfertig in die Redactionen, versendet täglich Bulletins über das Gedeihen seines Johannistriebes und hat jetzt auch dem Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse‘ »in sehr anziehender Weise« über den Zusammenstoß zweier Züge des Herzens berichtet. Gräfin Stephanie habe natürlich zuerst versichert, dass sie »die ungarische Nation liebe und keine treuere und ritterlichere Nation als diese kenne«. Dann mitten hinein ins Gemüthvolle. Wie zwei beeidete Sachverständige in Herzensangelegenheiten standen sich die beiden gegenüber. »Ja, ich bin wahrhaft glücklich und zufrieden. Ich hoffe, dass auch Sie glücklich sind. Wie befindet sich Ihre Frau?« »Das war ein Funke, der meine Adern durchlief. Hoheit, sagte ich, diese Frage macht mich überglücklich. Ich finde darin eine glänzende Widerlegung des Gerüchtes, dass mich die hohen Kreise wegen meiner Heirat ausgeschlossen hätten.« — — — »Die Welt ist einmal so«, rief der Greis, »wir können in der Liebe so viel sündigen, als uns beliebt; wenn wir aber unsere Liebe durch die Ehe sanctionieren, dann werden wir stigmatisiert.« »Ach,« sagte sie, »Sie sprechen mir ganz aus der Seele. Aber sagen Sie nun, sind Sie glücklich?« »Ich fange jetzt an, von neuem zu leben. Wir haben uns um uns eine kleine Welt geschaffen, welche

uns für die ganze übrige Welt entschädigt.« »Genau so geht es mir. Auch mir ist meine kleine Welt die ganze Welt. Und was sagen Sie zur Angelegenheit des Franz?« »Ich sage, dass die Gesetze des Herzens über alle auf Pergament geschriebenen und in Stein gegrabenen Gesetze gehen.« — — —

Aus Leipzig schreibt mir ein Abonnent der ‚Neuen Freien Presse‘: »Ich lese die Horizontale aus der Fichtegasse seit dem Jahre 1866 — das war bekanntlich ein Unglücksjahr — auch außerhalb der schwarzgelben Pfähle. Sie werden begreifen, dass ich einen sehr guten Magen habe. Aber gestern kam die Katastrophe: Ich las im Abendblatt vom Samstag, 24. Nov., das Privattelegramm »Maurus Jokai bei der Gräfin Stephanie Lonyay« und — — —«



Lieber Karl Kraus!

Sie haben oft und oft gesprächsweise mir gegenüber es beklagt, wie schwer es Ihnen gemacht sei, den gleichsam negativen Kräften, die im Angriffe gegen Unzulänglichkeiten sich ausleben, die gleiche Summe vitaler Herzens-Kräfte gegenüberzustellen, die in Begeisterungen und Verehrungen für Zulängliches sich ausleben könnten!

Nun, ich verhelfe Ihnen ein wenig dazu, indem ich Sie auf den mährischen Maler Jóža Úprka aufmerksam mache, der bei Miethke eine Collectiv-Ausstellung hat. Frei und reingebadet gleichsam im Felder-Morgen-Dunste von allen Verlogenheiten ist dieser Maler-Bauer! In unbeschreiblicher süßer Einfachheit gibt er die Natur wieder, die in diesem natürlichen Herzen, diesem natürlichen Auge, nur wieder gleichsam mit eigenen Kräften sich bereichert hat! Und siehe, was den Evolutionen von 100.000 Tagen

nicht gelingt, Nationalitäten-Abgründe zu überbrücken, geschieht hier durch den Künstler in einem Augenblicke! Der slowakische Bauer, das slowakische Mädchen werden uns lieb und verständlich, und wir möchten dem einen die Hand drücken, der anderen die Wange streicheln! Paradieses-Einfachheiten athmen sie, strömen sie aus, finden so Harmonieen in unserem besseren Selbst. Indem der Künstler das Ewige des Menschenherzens, das Gemeinsame erschaut und spendet, bringt er das Brüderliche, das Schwesterliche in die Welt, macht Blutsverwandte aus Feindseligen...

Felder, Felder, Felder! Aber ein unbeschreiblich süßer Friede ist ausgebreitet, Morgens, in Mittags-Ruhepause, in Nachmittags-Müdigkeiten, Abends. Die Mädchen in lieblichen weiß-rothen Gewändern sind Mensch gewordener Felder-Frühling selbst und die alten Männer und Frauen passen wunderbar zum Abend-Geläute von dem Dorf-Kirchthurme... Schlicht und schön sind diese Bilder und man stellt sich den Maler vor wie einen, der nicht lügen könnte und kindlich erstaunt blickte auf die Ränke des Lebens.

Lieber Karl! Solche sollen erstehen als Saat aus Ihrem Schlachtfelde niedergemähter Schurken!

Peter Altenberg.

*

Wie sein Landsmann Hans Schwaiger, der ihn am frühesten geschätzt hat, kommt Jóža Úprka uns zuerst durch seine Vorwürfe bei. Aber dass man nur über der Freude an dem echten Menschen, der sich in dem Inhalt dieser Bilder verkündet, nicht den großen malerischen Könner vergesse! An Bildern, die so gemalt sind, wie Úprkas »Der Ritt der Könige«, »Procession«, »Nach der Taufe«, sind wir auch nach den gepriesenen Fortschritten, die die Secession auf technischem Gebiete hervorgebracht haben soll, recht arm. Dass es einem Kunsthändler vorbehalten

blieb, sie nach Wien zu bringen, ist die stärkste Bekräftigung für alles, was hier im vorigen Winter über die Secession geschrieben war. Noch hat sie keinem einzigen starken Talente, das ehedem unbeachtet war, Bahn gebrochen. Aber während sie zu jeder ihrer Ausstellungen von den letzten Ausstellungen in Berlin, Dresden und München und, wenn's hochkommt, Paris die Bilder berühmter Meister herbeischleppt, neben die man die Producte eigener Anempfindungsfähigkeit hängt, schafft wenige Stunden von Wien ein großer Künstler, von dem man nichts weiß, ehe nicht ein uneigennützigerer Geschäftsmann, als es die Herren in der Secession sind, sich um ihn kümmert.

* * *

Nach Jugendtagen, in denen er bald in der modernen Franzosen Bezirk, bald in Shakespeares, dann wieder in Ovids und in der griechischen Tragöden Bereich seinen Geist und seine Sprache sich herumtummeln hieß, ist Hugo v. Hofmannsthal immer mehr zum Goethe unserer Zeit herangereift. Bewundernd sahen seine Freunde ihn sich entwickeln, sahen, wie Hofmannsthals Hand, die Herr Hermann Bahr einst eine »weiche, streichelnde, unwillkürlich caressante Hand der großen Amoureusen, wie die leise, zähe Schmeichelei verblasster alter Seide« genannt hat, bald die straffen Striche führen lernte, mit denen Goethe zu zeichnen liebte. Und schließlich ist die Aehnlichkeit zwischen Goethe und seinem Erben so groß geworden, dass man bei der letzten Dichtung des jungen Hofmannsthal, bei dem soeben in der ‚Zeit' erscheinenden »Erlebnis des Marschalls von Bassompierre«, von einem Plagiat gesprochen hat. Der Vorwurf, den das ‚Deutsche Volksblatt' erhoben hat, muss nun freilich jeden thöricht dünken, der Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« und den bisher veröffentlichten Theil der Novelle Hofmannsthals gelesen hat. Das kurze Geschichtchen, das Goethe den Memoiren des Marschalls von Bassompierre nacherzählt hat, ist ein Canevas, in den Herr Hofmannsthal seine pompöse Stickerei hineingearbeitet hat. Und der Liebhaber Hofmannsthalscher Stickerei wird sich wenig darum kümmern, wer den Grund zu ihr geliefert hat. Aber der literarische Anstand, meinen auch Unbefangene, hat

nun einmal die Regel aufgestellt, dass man die Quellen nennen muss, aus denen man schöpft. Herr Hofmannsthal hätte also dem Titel seiner Novelle wenigstens die Bemerkung beifügen müssen: »Nach den Memoiren Bassompierres«, oder vielmehr, da aus dem Wortlaute seiner Darstellung erhellt, dass er die »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« und nicht das Memoirenwerk vor sich hatte, »nach einer Erzählung Goethes«. Aber Hofmannsthals Freunde werden wohl auch diesem Einwande gegenüber um eine Rechtfertigung nicht verlegen sein. Jeder Schriftsteller, werden sie uns erklären, setzt eine gewisse Bildung bei seinen Lesern voraus. Die ‚Neue Freie Presse' thut sicherlich gut daran, jeden französischen Satz, den sie abdruckt, zu verdeutschen; aber soll's denn wirklich Regel für alle Schriftsteller werden, dass französische Citate verständlich gemacht werden müssen? Wer den Faust oder Hamlet citiert, mag es manchmal für nöthig erachten, den Namen Goethe oder Shakespeare dabei zu nennen. Aber soll es wirklich als Plagiat gelten, wenn er's nicht thut? Und Hofmannsthal, der Banquierssohn, der für die Frauen von Börsenmillionären und andere sublime Geister schreibt, die sich in einem Leben voll genussreicher Muße eine gründliche Kenntnis der schönen Literatur erworben haben, sollte nicht auch weniger gelesene Werke als den Faust als bekannt voraussetzen dürfen? Nein, was Ungebildete hier Plagiat nennen, ist in Wahrheit Citat. Und seht doch, worauf es Hofmannsthal eigentlich ankam. Er hat uns zeigen wollen, dass er Goethes Erbe auch zu mehren weiß. Was erfahren wir denn aus Goethes kleiner Geschichte? Eine schöne Krämerin, die sich in den berühmten Marschall Bassompierre — in seine Person und in seinen Ruhm — verliebt hat, lenkt seine Aufmerksamkeit auf sich und thut ihm zu wissen, dass sie ihm alles geben wolle, was bisher nur ihr Gatte genossen. Der vornehme Soldat, dem die Liebe der edelsten Damen geschenkt ward, verschmäht auch die Gabe der kleinen Bürgerin nicht und findet am Morgen, der einer schönen Nacht folgt, »dass er niemals ein zierlicheres Weib gekannt habe, noch von irgend Einer mehr Vergnügen genossen hätte.« Nichts weiter wissen wir von dieser kleinen Krämerin, als dass sie ein »zierliches Weib« war. Aber Hofmannsthal wird uns jetzt die Seele dieser Frau zeigen und uns eine Liebesnacht schildern, aus der ein Mann, wie Bassompierre, der schon so viele Frauen

erkannt hat, nie vorher genossenes Vergnügen schöpft. Bei Goethe sagt die hübsche Krämerin am Morgen: »Wol't Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen.« Jetzt höret, was Hofmannsthal aus diesem Satz gemacht hat: »Nun war es das reizendste Spiel, wie sie wieder mit mir zu reden anfieng, indem sie sich mit dem Satze: ‚Du willst mich noch einmal sehen? so will ich Dich bei meiner Tante einlassen!‘ endlos herumspielte, die erste Hälfte zehnfach aussprach, bald mit süßer Zudringlichkeit, bald mit kindisch gespieltem Misstrauen, dann die zweite mir als das größte Geheimnis zuerst ins Ohr flüsterte, dann mit Achselzucken und spitzem Mund, wie die selbstverständlichste Verabredung von der Welt, über die Schultern hinwarf und endlich, an mir hängend, mir ins Gesicht lachend und schmeichelnd wiederholte.« Der stumpfste Geist begreift jetzt, warum diese Frau dem Marschall Bassompierre als das zierlichste Weib erschien. Das ist bekanntlich Goethes großer Mangel, dass er uns über die Psychologie des Weibes so wenig zu sagen gewusst hat. Und das ist die große Aufgabe seines Erben Hofmannsthal: dass er uns Goethes Werke umdichte, sie für die feineren Bedürfnisse und die tiefere Seelenkenntnis unserer Zeit herrichte. Mit dem »Erlebnis des Marschalls Bassompierre« hat er angefangen. Jetzt kommen die anderen Werke Goethes an die Reihe. Aus dem Puppenspiel vom Doctor Faust hat Goethe eine große Gedankendichtung gemacht. Hofmannsthal wird aus ihr eine tiefe Seelendichtung machen. Aber wenn dann Hofmannsthals Faust und Gretchen manchmal in Goethe'schen Worten reden, wird hoffentlich niemand von einem Plagiat sprechen. Was Herr v. Hofmannsthal diesmal mit Goethe gethan hat, hat Gerhart Hauptmann in seinem »Schluck und Jau« mit Shakespeare versucht. Es ist höchste Zeit, dass man diese alten Herren ein wenig modernisiert.

*

Herrn Hugo v. Hofmannsthal ist eine noch ärgere und unverdientere Unbill widerfahren, als von Herrn Vergani eines Plagiats beschuldigt zu werden: der Tagblatt-Frischauer hat sich seiner angenommen. Der Mann, der offenbar weder Goethe noch Hofmannsthal — dessen Namen er nicht einmal richtig schreiben kann — gelesen hat, vertheidigt einen Dichter gegen den Vorwurf des Plagiats mit dem Argument, dass, der ihn erhob, ein noch

ärgerer Plagiator sei. Einen Vergleich mit Herrn Vergani als Literaten und Charakter — das kann einem nur die Freundschaft eines Frischauer anthun. Und wenn auch Herr Hofmannsthal es nicht nöthig hat, sich gegen Vergani zu vertheidigen, so müsste er sich doch Frischauers Freundschaft energisch verbitten.

* * *

Herr Karlweis feierte seinen fünfzigsten Geburtstag, und die Journalisten warfen die neckische Streitfrage auf, ob der Wiener Aristophanes oder der Oberinspector der Südbahn sich, jeder in seinem Kreise, größerer Beliebtheit zu erfreuen hätte. Ich antworte: Der Oberinspector der Südbahn. Denn der war zuerst da. Und er musste durch Jahre die Freikarten I. Classe für die Strecke Wien—Mattuglie in die Redactionsbureaux senden, bevor sich die Bezeichnung »Wiener Aristophanes«, die man für den gewandten Schwänkeverfertiger und Nachahmer O. F. Bergs nicht gerade passend finden mochte, in der Oeffentlichkeit durchrang. Die »Concordia« hat allen Grund, Herrn Karlweis eine Dankadresse zu widmen, in der ihm bestätigt wird, dass er die Menschen kenne ... Ob sie aber gerade berufen ist, jemandem einen unbestechlichen Blick für die Schwächen, Fehler und Laster der Welt nachzurühmen, bleibe dahin gestellt. Herr Hermann Bahr, das enfant terrible in dieser Gesellschaft, hat die Adresse verfasst. Seine Autorschaft weist sich nicht nur in abgeschmackten Wendungen, wie: »Aber, schau einmal, Du musst es schon erlauben, dass unsere Freundschaft u. s. w.« Herr Bahr hat dieselben Wendungen wörtlich in seinem Artikel verwendet, den er im ‚Neuen Wiener Tagblatt' dem Jubilar widmete. Beidemale versichert er, dass Karlweis stets »die großen Worte und das steife Gehaben feierlich thuender Leute verspottet« hat. Allen literarischen Würdigungen, mit denen der Chef des Freikartenbureaus der Südbahn an seinem Geburtstage überrascht wurde, ist das eine gemeinsam, dass sie die dichterische Entwicklung des Humoristen Karlweis so ziemlich als das Monströseste erscheinen lassen, was, seitdem die Sonne Talente ausbrütet, auf der weiten Welt zu finden ist. Sonst pflegen nämlich Humoristen sich am frühesten zu regen, und Zeit und Umstände können ihrem Wesen Saft und Farbe nehmen. Bei Herrn Karlweis ist das ganz anders. In der ‚Wiener Allgemeinen' wird uns versichert, dass er zuerst »noch in der Schablone befangen« war und

es »über eine leidige Anständigkeit nicht hinausgebracht« hat. Dann heißt es weiter: »Als die Jungen kamen, war C. Karlweis schon ein reifer Mann, den Jahren nach. Doch seine geistige Beweglichkeit, seine Frische bewahrten ihn vor dem Stillstand«. Ja, woher nahm er denn solche Eigenschaften zu einer Zeit, da er es nachgewiesenermaßen über die Schablone und eine leidige Anständigkeit nicht hinausbrachte? Das alles scheint über Herrn Karlweis plötzlich gekommen zu sein. »Sein Humor bekam Schwung, seine Darstellung wurde leicht und frei, sein Ton persönlich gefärbt.« Mit einem Wort, Herr Karlweis wurde eine Individualität. Er ist, wie Herr Bahr es ausdrückt, »immer noch weiter und immer in die Höhe geschritten«, bis er endlich aus dem Autor des »Bruder Hans«, der im Burgtheater durchfiel, vollends »der milde, lächelnd warnende Erzieher« geworden ist, den »unsere Stadt dankbar in ihm verehrt«. Ja, Herr Bahr wünscht geradezu, »so lange noch österreichisches Wesen besteht, möge es sich seine alte und sanfte Weise und frohe Art bewahren«, die sich Herr Karlweis seit den paar Jahren, in denen er sich mit Ferdinand Raimund beschäftigt, erworben hat. Aber an seinem Ehrentage konnte der lächelnd warnende Erzieher unserer Stadt, der satirische Schilderer der Verwaltungsräthe im »Onkel Toni«, in der Gratulantenschar den Länderbank-Hahn begrüßen . . .

*

Den Pferden der kaiserlichen Hofstallungen ward jüngst ein Freudentag bereitet. Der Mann, der ihnen Denkmäler, zwar nicht unvergänglicher, aber doch ebenso dauerhaft wie Erz, gesetzt hat, ward an seinem siebzigsten Geburtstag von ganz Wien gefeiert. Und auf die Pferde des kaiserlichen Marstalls fielen die hellsten Strahlen der Gloriole, mit der das Haupt Caspars v. Zumbusch, ihres Leibportraitisten, umwoben ward. So hoch geehrt haben sich die kaiserlichen Pferde seit dem Tage nicht mehr gefühlt, da der Obersthofmeister zum erstenmal auf der Opernbühne erschien und, vom Director Mahler und den Sängern und Sängerinnen ehrerbietig begrüßt, erklärte, sein Besuch gelte nicht den Künstlern, sondern den Schimmeln aus den Hofstallungen, die in der Aufführung mitwirkten. Aber was will es besagen, dass ein Obersthofmeister, der kürzlich noch Oberstallmeister war, über den Pferden die Sänger vernachlässigt? Ueber den Portraits dieser Pferde, die Caspar v. Zumbusch

gefertigt hat, musste noch jeder Betrachter die Gestalten edler Helden aus der vaterländischen Geschichte, die er auf ihre Rücken gesetzt hat, vergessen. Denn so wenig man auch in Zumbusch' Radetzky den großen Schlachtendenker von Leipzig bis Custozza, Mortara und Novara, und in seinem Erzherzog Albrecht den energischen Commandirenden wiedererkennen wird, der sich in seiner Schrift »Ueber die Verantwortlichkeit im Kriege« der Bedeutung der Stellung des Heerführers so voll bewusst zeigt: durch die Pferde, auf die Zumbusch diese und andere Großen gesetzt hat, ist dem tadellosen Bau und den guten Manieren der Pensionäre der Wiener Hofstallungen ein wahrhaft ehrendes Andenken gesichert worden. Wie diese Pferde bald Habt-Acht stehen, bald ruhig schreiten, dann wieder einen Vorderfuß mit der Geberde des Pratzerlgebens heben, dabei immer correct, immer »versammelt«, das ist ein herzerfreuender Anblick, und die Wiener, die jedesmal erschrecken, wenn sie die Schlachtrosse Fernkorns auf dem äußeren Burgplatz sich bäumen sehen, hegen keinen innigeren Wunsch, als dass es dem rüstigen Meister Zumbusch vergönnt sein möge, noch recht viele Plätze unserer lieben Stadt mit seinen Pferden zu schmücken.

Die Kunstgenossen haben den siebzigjährigen Zumbusch durch einen solennen Gschnasabend geehrt. Dabei wurde viel von seinem — unberittenen — Beethoven gesprochen, einem Monument, das jetzt angeblich wegen der Wienflussregulierung, in Wahrheit aber deshalb umgedreht werden soll, weil Beethoven vor kurzem erklärt hat, dass er es nicht mehr vertrage, beständig die Redaction der ‚Neuen Freien Presse‘ und das Palais des Kohlen-Gutmann vor sich zu sehen. Die Festgäste bekamen auch eine gschnasmäßige Nachbildung des Beethoven-Denkmals zu sehen, und es erwies sich wieder einmal, dass die Meister unseres Künstlerhauses im Gschnas doch noch ihr Bestes leisten. Auch das obligate Bänkel fehlte nicht. Und obgleich sein Dichter die Zumbusch'schen Pferde, die unvergesslichen, so ganz vergessen hatte, wurde es doch mit wieherndem Gelächter aufgenommen.

* * *

Herr Hofrath Uhl fährt fort, bald als Staberl oder Junius, bald als »Thalgau« verkleidet, in Erinnerungen zu schwelgen. Es gibt kein baufälliges Haus in Wien, das er nicht mit Hilfe seines Gedächtnisses zu pölzen bereit wäre. Aber diese Ruinen sind, wenn

der Demolierspaten angesetzt wird, wirklich das einzige, was diesem Plauderer einfällt. Sein Befähigungsnachweis: das Alter. Seine Weltanschauung: Ich habe die Welt schon vor fünfzig Jahren geschaut. Dabei »erinnert« er sich immer an den unpassendsten Stellen. Neulich schwätzte Staberl über den Wiener Frauenclub. »Die Herren sind ja principiell ausgeschlossen, nur bei besonders festlichen Anlässen können sie den Festen des Clubs in dem Hause, wo einst Herbeck gewohnt hat, passive Assistenz leisten«. Was verbindet den Aufenthalt Herbecks in dem Hause, in dem jetzt der Frauenclub untergebracht ist, mit der Ausschließung der Herren? Nichts als eine Erinnerung des Herrn Hofraths Uhl.

* * *

Ein Eisenbahnunglück

Aus Wiener Blättern: »Der gerettete Secretär des Herzogs Canevaro erzählt: Ich bin von Madrid mit dem Herzog, der Herzogin, dem Attaché Elster und der Kammerfrau Maria abgereist. Diese vier Personen occupierten im Speisewaggon einen Tisch. Ich musste mich mit Herrn Goyeneche an einen anderen Tisch am entgegengesetzten Ende des Waggons setzen. — — — Wir waren gerade beim zweiten Gange des Frühstücks, einem Kalbsbraten mit Spinat, als wir einen entsetzlichen Ruck verspürten — — —«.

* * *

(Der glücklichste Mann in Wien) war am 24. November Herr Rudolf Lothar. Er stand als Gratulant (Karlweis' 50. Geburtstag) und als Leidtragender (Trauerfall in einer Journalistenfamilie) in den Zeitungen. Herr Lothar hat von vielen Leidtragenden, die nicht das Glück hatten, bei beiden Gelegenheiten genannt zu werden, Gratulationen entgegengenommen. Aber davon nahm kein einziges Blatt Notiz.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Comt. May. Sie fragten: »Ist es wahr, dass Sie bei der ‚Neuen Freien Presse' waren und auf infame Weise entlassen wurden?« Soweit ich informiert bin, kann ich Ihnen mit einem ziemlich decidierten »Nein« antworten. Schließlich und endlich müsste ich ja auch etwas

davon wissen. Man könnte Vergesslichkeit annehmen. Aber man wird mir wohl nicht zumuthen, dass ich eine Affaire, in der die ‚Neue Freie Presse‘ eine Rolle spielt, vergessen kann, wenn mir schon die Erinnerung an meinen eigenen Antheil daran längst entschwunden sein sollte. Also — glauben Sie nicht daran, dass mir je eine derartige Ehrung zutheil geworden ist. Im Gegentheil! Die Leute haben sich — lesen Sie das in Nr. 5 der ‚Fackel‘ nach — alle erdenkliche Mühe gegeben, mich auf infame Weise zu engagieren.

Leserin. Sie bitten mich, diesmal Herrn Nordau nicht zu vergessen, der im Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse‘ die Reiseeindrücke von seiner Tour nach Basel schildert. Wir beide würden Herrn Nordau die Fahrt nach Basel, wo er alljährlich als Vicepräsident des Zionistencongresses fungiert, ja selbst die endliche Tour nach Palästina gönnen, aber wir verübeln ihm die Handfertigkeit, mit der er seine zionistische Mission zu einem abscheulichen Angriff auf Böcklin missbraucht. Wie lange wird sich das Publicum diese regelmäßigen Anpöbelungen großer Männer durch einen Literaten gefallen lassen, an dem außer seinem cyklopischen Schmockthum alles Andere klein ist? Herr Nordau kann den urgesunden Schweizer Meister in sein Literaturspital beim besten Willen nicht aufnehmen. Aber da er schon einmal in Basel ist, muss er über Böcklin schwätzen. So fühlt er, der Zionist, der Kernjude, sich veranlasst, mindestens zu bezweifeln, ob Böcklins Malerei die Empfindung der deutschen Volksseele ausspreche. »Allzu viel wissen macht Kopfweh« rufen Sie mit Recht dem Unermüdlichen zu, »entweder man kennt die geheimsten Regungen der jüdischen oder der deutschen Volksseele!«

Kunstfreund. Außer Mackensen und Vallgren ist thatsächlich auch Strasser aus der Secession ausgetreten.

Herrn Prof. Isidor Singer. In der Nummer der ‚Zeit‘ vom 17. November beginnt der financielle Bericht aus Berlin also: »Die Berliner Börse hat wieder Lachs essen dürfen.« Was bedeutet das? Sie vergessen, dass auch Ihre Anhänger an der Börse nicht alle jüdischen Anekdoten kennen und dass bloße Anspielungen jene breiten, gemüthlichen Erzählungen in den »Localzugstudien« des Herrn Scharf niemals ersetzen können. Lieber eine bekannte Anekdote nochmals erzählt — die vertrauten Laute des Jargons klingen stets lieblich —, als eine unbekannte bloß angedeutet. Der Leser, der sicher ist, dass hier ein guter Witz steckt, ihn aber nicht herausfinden kann, wird nur ärgerlich. In Zukunft werden Sie also Ihren financiellen Mitarbeitern das bewährte und in der Sonn- und Montagszeitung beliebte Schema für solche Anekdoten empfehlen müssen: »Das kommt mir vor, wie der Schnorrer Feiwel Rosenblüh, was is gekommen zu dem Banquier . . .«

Liberaler. Die Publication des Aufrufs, den die Fortschrittsfreunde anlässlich des bevorstehenden Hochzeitsfestes im Hause Noske versenden, halten Sie für einen »Eingriff ins Privatleben«? Ich nicht.

Ich war vielmehr wieder einmal Schützer des Privatlebens und habe lediglich des thörichten Versuches gespottet, die Feier eines Familienereignisses als politische Action darzustellen.

Getreidehändler. Gewiss, das war ein Irrthum. Herr Rosenbach, der in die Enquête berufen wurde, ist bald darauf gestorben. Das brauchte ich nicht zu wissen. Aber zum Glück bewies das Erscheinen des Herrn Kauders, dass die Terminspieler nicht ausgestorben sind.

Habitué. Der Kritiker der ‚Wiener Allgemeinen' tadelte Herrn Schlenther, weil er »Johannisfeuer« nicht für die Burg erworben habe. Denn »Johannisfeuer« sei »wie geschaffen« für die Burg. Natürlich hätte Schlenther das Drama nicht zu besetzen gewusst. Herr f. s. aber weiß es: »Der alte Vogelreuter von Baumeister gespielt, Georg von Kainz, Marikke von der Medelsky, die Weßkalnene von der Mitterwurzer« — ja, das wäre wohl, meint Herr f. s., etwas Unvergleichliches gewesen. Aber da fiel ihm noch rasch ein, was wohl Herr Bukovics thun werde, wenn ein Kritiker, von dem er ein Stück angenommen hat, zugesteht, dass im Burgtheater noch immer besser als im Deutschen Volkstheater gespielt werde. Und so nahm Herr f. s., was er eben geschrieben hatte, vier Zeilen weiter reuig zurück. »Es war nicht Hermann Sudermann, der bei diesem Tausch (zwischen Burgtheater und Deutschem Volkstheater) verloren hat. Denn im Deutschen Volkstheater wurde seinem neuen Schauspiel eine vollendete Darstellung zutheil«. Vollendet! Mehr kann doch auch das Burgtheater nicht leisten. Die Schauspieler vom Deutschen Volkstheater dürfen zufrieden sein. Herr f. s., der Autor des »Gemeinen«, der nächstens von ihnen aufgeführt wird, hat bestätigt, dass man bei dem Tausche zwischen Baumeister und Eppens, Kainz und Kutschera, der Mitterwurzer und dem Frl. Joseffy nichts verliert . . .

Gigerl. Dass der »Oesterreichische Hutmoden-Verein« den neuesten Hutmodellen die Namen von Mitgliedern der Wiener medicinischen Facultät gegeben hat, ist ein glücklicher Einfall. Es sollte damit offenbar in zarter Weise angedeutet werden, dass man Reclameärzte, wie die Herren Nothnagel und Schrötter, mit Gelehrten, wie Gussenbauer und Schauta, nicht unter einen Hut bringen kann.

Zahlreichen Fragern. Ich erkläre hiemit, dass sämmtliche mir zukommenden Manuscripte, ob sie nun für die ‚Fackel' brauchbare oder unbrauchbare Mittheilungen enthalten, vernichtet werden, — falls nicht das ausdrückliche Ersuchen des Einsenders um Aufbewahrung oder Rücksendung bekanntgegeben wird. Vielleicht beruhigt dies die Zaghaften und Abhängigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

DIE FACKEL

Nr 61 WIEN, ANFANG DECEMBER 1900 II. JAHR

Herr v. Hartel will dem Despotismus und der Sinnlichkeit nicht huldigen.

(Officiös inspirierte Mittheilung.)

Vor einiger Zeit enthielten ,Neue Freie Presse' und ,Fremdenblatt' recht seltsame Verwahrungen. In auffallender Uebereinstimmung besprachen die Herren Servaes und Hevesi die Consequenzen, die eine Aufstellung der Strasser'schen Marc Anton-Gruppe, die demnächst von der Pariser Weltausstellung nach Wien heimgebracht wird, nach sich ziehen könnte. Das Unterrichtsministerium hat nämlich das Bildwerk angekauft und beschäftigt sich jetzt mit der Frage, was mit der zur Aufstellung im Freien bestimmten Gruppe geschehen soll. Herrn Hartels Gemüth muss — so entnehme ich den von ihm inspirierten Blättern — von einer eigenthümlichen Besorgnis gepeinigt sein. Herr Servaes versichert, in Paris sei es üblich, bildhauerische Arbeiten, die als künstlerische Leistungen hervorstechen, auf öffentlichen Plätzen anzubringen; dort sei man »in dieser Hinsicht schon lange mit Entschiedenheit und unter allgemeiner Billigung der Bevölkerung vorgegangen«. In Wien sei der kleine Rasenplatz in der Nähe der Secession als die beste und würdigste Umgebung für das Strasser'sche Broncewerk in Aussicht genommen. »Auch wird man sich dort am meisten angeregt fühlen, das Werk rein als Kunstwerk zu genießen, ohne viel danach zu fragen, was denn wohl ein Löwengespann mit einem römischen Imperator in einer modernen Stadt und

unter deutscher Bevölkerung zu suchen habe.« Dem Theseus habe man auch einen Tempel in hiesiger Stadt erbaut, und die Parlamentsrampe schmücken die Statuen griechischer Geschichtsschreiber. Man werde die Strasser'sche Löwengruppe, »mag auch ein feister Römer sich hinzugesellt haben«, als neuen und eigenartigen Stadtschmuck freudig willkommen heißen und sich an den künstlerischen Vorzügen des Werkes laben. Soweit Herr Servaes am 22. November. Und am 27. bekennt Herr Hevesi im ‚Fremdenblatt‘ geradezu: »Manche fassen das gewaltige Sculpturwerk als ein Monument für Antonius auf, der doch gewiss kein Denkmal verdient habe, und in Wien schon gar nicht. Der Irrthum dieser Auffassung liegt auf der Hand.« Und Hevesi beschwört die Wiener, den in einigen Wochen zur Aufstellung gelangenden Marc Anton um alles in der Welt nicht für ein Denkmal zu halten. »Marc Anton ist kein Mensch, so wie Apollo kein Gott mehr ist.« Man habe lediglich Kunstwerke vor sich. Es handle sich nicht um eine »posthume Ehrung für Antonius« und die Aufstellung der Gruppe werde und könne den Wiener Bürgertugenden nicht schaden. »Hat doch auch«, schäkert Herr Hevesi, »die Betrachtung der Herkulesse am Michaelerplatz noch Niemanden zu ‚zwölf Arbeiten‘ verleitet.« Das Publikum möge sich »an den Anblick der Marc Anton-Gruppe gewöhnen«.

Die bloße Lectüre der beiden seltsamen Verwahrungen hätte mich erkennen lassen, dass hier officiöse Stimmungen nach publicistischem Ausdrucke rangen und dass der besorgte Herr Hartel opferwillige Tröster gefunden hat, die ihm seine entschwundene Seelenruhe wiedergeben wollen, auf die Gefahr hin, sich und ihn lächerlich zu machen. Indes, zwischen dem 22. und dem 27. November begab sich etwas Merkwürdiges. Herr v. Hartel wusste zwar, dass ihm die liberale Tagespresse sicher sei, aber zur Besorgnis, die Wiener könnten ihm wirklich zu-

muthen, er habe dem Schlemmer Antonius ein Denkmal setzen wollen, gesellte sich mit einem Male die Furcht, dass auch die ‚Fackel‘ ihm diese Absicht, die ihm doch ferneliegt, zutrauen könnte. Und die ‚Fackel‘, das wusste er, ist Herrn v. Hartel nicht sicher. So versuchte er's denn auf gütlichem Wege. Er ließ mir am 23. November allen Ernstes mittheilen, dass er demnächst die Marc Antongruppe, die das Unterrichtsministerium mit großen Kosten erworben habe, zur Aufstellung bringen lasse, dass es sich aber hiebei nicht um eine Denkmalsenthüllung handle. In Wien werde man das wohl vielfach glauben, aber das Ministerium wolle lediglich die Zahl der Kunstschätze Wiens vermehren, und nichts liege ihm ferner als der Gedanke, eine Ehrung für Marc Anton zu veranstalten und »dem Despotismus und der Sinnlichkeit zu huldigen«...

Ich mache gar kein Hehl daraus, dass ich mit diesen Zeilen einen officiösen Wunsch erfülle. Herr v. Hartel wollte mich zwar, wie er versichern ließ, nicht inspirieren, sondern legte bloß »Wert darauf, mich zu informieren«. Aber ich bin in diesem Punkte officiöser, als Herr v. Hartel selbst gehofft hat. Ich verwahre mich gar nicht gegen die Zumuthung, die ‚Fackel‘ für ein Weilchen zum Sprachrohre ministerieller Meinungen zu machen, constatiere dem Wunsche des Herrn v. Hartel gemäß in aller Form, dass er nicht die Absicht hat, dem Marc Anton in Wien ein Denkmal zu errichten, und protestiere ganz wie die Herren Servaes und Hevesi, ja noch vernehmlicher als diese, gegen die Deutung, als ob Herr v. Hartel sich mit dem Gedanken trüge, »dem Despotismus und der Sinnlichkeit« eine Huldigung darzubringen. Er hätte mir das gar nicht erst sagen lassen müssen. Zwar wurde mir jüngst erzählt, der Unterrichtsminister habe in einer Tischrunde die Frage, was wohl jeder der Anwesenden thäte, wenn er eine Million Gulden gewänne, mit der Erklärung beantwortet, er würde dreimal im Tag dinieren. So war mir immerhin der Gedanke nahegelegt, Herr

v. Hartel könne irgendeinmal der Völlerei huldigen wollen. Aber dem Despotismus? Und der Sinnlichkeit? Kein Mensch konnte das glauben, und wenn ich trotzdem seinen Wunsch erfülle, so werden die Beklemmungen des liberalen Herrn v. Hartel wohl für immer und gründlich schwinden. Wahrlich, er hat sich, so überflüssig mich das Ersuchen dünkte, an keinen Geeigneteren wenden können. Denn in einer solchen Angelegenheit handelt es sich doch darum, dass möglichst wenig Personen lächerlich erscheinen. Da die Herren Servaes und Hevesi die Sache Hartels in die Hand nahmen, wurden drei lächerlich; unter meiner Behandlung bloß einer.



Die Enquête über den Getreide-Terminhandel ist beendet, und der Inhalt der dort gehaltenen Reden soll jetzt wissenschaftlich verarbeitet werden. Wieder einmal soll der Fehler begangen werden, dass man, was Menschen reden, als den logischen Ausdruck ihrer Meinungen auffasst, anstatt als ein Compromiss zwischen dem, was sie sind, und dem, was sie scheinen wollen. Aber nur der Psycholog, der um das frühere Thun der Experten und also um ihren Charakter weiß, vermöchte ihre Reden richtig zu deuten. Er hört aus den Commis voyageur-Witzen, mit denen ein Börsenrath Schwitzer der Absicht spottet, die Verleitung zum Börsenspiel zu bestrafen, die schlotternde Angst des Mannes heraus, der solche Verleitung jahrelang mit Erfolg betrieben hat. Er weiß es zu schätzen, wenn Herr Weiß v. Wellenstein für ein Börsenehrengericht eintritt, das den Ausschreitungen der Speculation steuern soll und Herrn Weiß natürlich zu seinen Mitgliedern zählen müsste. In der ‚Fackel‘ ist einmal von

der Verhandlung erzählt worden, die das Ehrengericht der »Concordia« gegen einen kleinen journalistischen Erpresser geführt hat. Der Mann konnte sich sieghaft mit dem Hinweis auf die Sünden seiner Richter vertheidigen. . . .

Nur ein Menschenkenner, der nicht nothwendig Jurist sein muss, wird auch die Rede richtig lesen können, die Hofrath Dr. Karl Samuel Grünhut jüngst in der Enquête gehalten hat. Sie hat viele zu der Meinung verleitet, der Handelsrechtslehrer der Wiener Universität habe die Aufgabe übernommen, für eine bereits ausgearbeitete Regierungsvorlage Stimmung zu machen, also diesmal eine Rolle gespielt, die sonst einem officiösen Journalisten — z. B. Herrn Sieghart, dem Schwiegersohn Grünhuts — zufällt; wobei freilich der Herr Hofrath sich mit größerem Rechte, als es seinerzeit Herr Sieghart beim Cartellgesetzentwurf gethan hat, die Autorschaft der Vorlage zuschreiben könne. Aber man irrt, wenn man in der Rede Grünhuts ein Abkommen erblicken will, das die Regierung zwischen ihrer Pflicht, die Producenten und den redlichen Handel zu schützen, und ihrer Furcht vor der Partei der Börsenspieler getroffen habe; jene Rede ist vielmehr der Friedensvertrag, durch den ein hartnäckiger Kampf zwischen dem in einem sechzigjährigen Leben gefesteten Wesen Grünhuts und seinen Bemühungen um die Moral der neuen Zeit beendigt wurde. Es spricht für den Ernst und die Kraft dieser Bemühungen, dass sie beim Friedensschlusse so manche wichtige Concession durchgesetzt haben. Ihr Gegner war sicherlich nicht zu unterschätzen. Herr Grünhut, der es vom Sohne eines kleinen Escompteurs zum Universitätsprofessor, Hofrath und Herrenhausmitglied gebracht hat, ist ja in dieser ganzen Zeit der glänzende Anwalt der Börseninteressen gewesen. Dass der Mann der Wissenschaft sich dabei unabhängig fühlt, so unabhängig, dass er sich's erlauben darf, trotz seiner Freundschaft mit Moriz Benedict auch seine intimen Beziehungen zu Herrn Taussig

weiterzupflegen, hat Unbefangene stets eine glückliche Selbsttäuschung gedünkt, die immerhin ein Gutes bewirkt hat: dass der Herr Hofrath neben Artikeln für die ‚Neue Freie Presse' auch besserbezahlte Gutachten für die Taussig-Bahnen verfassen durfte. Von diesem Manne konnten die Börsenkreise füglich erwarten, dass er ihnen den ersten Erfolg in der Terminhandels-Enquête bereiten werde, nachdem der Privatdocent Dr. Landesberger bei dem Versuch, die Ansichten seines Bruders, des Banquiers, als Wissenschaft zu verschleißen, gescheitert war. Und als Hofrath Grünhut nicht für den Börsenschwindel, sondern für dessen strafgerichtliche Verfolgung eintrat, erinnerte sich Herr Benedict rechtzeitig, dass die beiden ernstesten Gegner der Uebelstände des Börsengeschäftes, der Sectionsrath Karl Scheimpflug und der Universitätsprofessor Karl Adler, strafrechtliche Maßnahmen gegen das Börsenspiel verwerfen, weil immer nur Riedlings und nie ein Moriz Bauer deren Opfer werden. Benedict erachtete daher, dass Hofrath Grünhut auf die schlaueste Art die Interessen der Hochfinanz vertreten habe, und goss am Freitag, dem 7. December, volle Kübel Lobes über den »berühmten Rechtslehrer« aus. Doch als an jenem Tag der vierthalb Spalten lange Bericht der ‚Neuen Freien Presse' über Grünhuts Rede von Unbefangenen gelesen wurde, war der Eindruck ein ganz unerwarteter. Man nahm die Ausbrüche strafgesetzlicher Verfolgungswuth bei einem Handelsrechtler zwar nicht ernst; und man bespöttelte gebürend die nationalökonomische Bildung, aus der Hofrath Grünhut den Vergleich zwischen den Geldscontrationen der Champagner Messen, die ein Schutz gegen Münzverfälschungen waren, und den Warenscontrationen an unserer Getreidebörse geschöpft hat, die Warenverfälschungen zur Voraussetzung haben. Aber einen Abschnitt enthielt Grünhuts Rede, den kein Börsenmann verzeihen darf. Und um dieses einen willen, dessen Bedeutung er nach 24 Stunden widerwillig begriff, hat Moriz Benedict dem noch am Freitag ge-

priesenen Grünhut am Samstag, dem 8. December, in der Börsenwoche tüchtig den Kopf zurechtgesetzt.

Denn in diesem entscheidenden Abschnitt ist Hofrath Grünhut mit Entschiedenheit an die Seite des Professors Karl Adler getreten. Nicht nur Herr Landesberger und die anderen Börsenmänner, sondern selbst Börsengegner wie Prof. Schullern hatten in der Enquête von einem »reinen Differenzgeschäft« gesprochen, bei dem wirkliche Lieferung und Uebernahme von vornherein ausgeschlossen sein sollen. Professor Karl Adler und Hofrath Grünhut verwerfen diese von Manchestermännern für deren Zwecke ersonnene Definition und legen dar, dass jedes Termingeschäft präsumptiv ein Differenzgeschäft ist. Beide sind auch einig in der Ansicht, aus höherstehenden Gründen des Volkswohls müsse der Staat den an sich unmoralischen Einwand von Spiel und Wette bei Differenzgeschäften zulassen. Dass aber Hofrath Grünhut an der kritischen Stelle davor zurückschrak, die praktischen Folgen seiner Grundanschauung zu ziehen, dass er thatsächlich das Differenzgeschäft sichern, den Differenzeinwand beschränken will, ist nebensächlich, bloß von psychologischem Interesse. Das innere Wesen des Mannes stand seiner neugewonnenen besseren Erkenntnis schroff gegenüber, und über die Kluft zwischen beiden hat der Verzweifelte schließlich mit dem unbegreiflich kühnen logischen Sprung hinweggesetzt, man müsse im Termingeschäft, obwohl es präsumptiv ein Differenzgeschäft ist, mittelst einer praesumptio juris et de jure ein effectives Zeitgeschäft erblicken, sobald es an der Börse oder von Börsenmitgliedern mit registrierten Kaufleuten abgeschlossen wird. Grünhut hat das juristische Band zwischen seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung und seinem Glauben an die Börse gefunden. Wir anderen, Börsenungläubigen, wollen uns an den Gelehrten Grünhut halten, der nicht mit Benedict und mit Taussig, sondern weder mit Benedict noch mit Taussig geistige Beziehungen unterhält.

*

In der Terminhandels-Enquête hätten die Uebelstände an der Börse mit dem höchsten Freimuth erörtert werden müssen. Dann konnten Uebertreibungen der Gegner ernsthaft widerlegt werden. Aber es scheint solche Uebertreibungen gar nicht zu geben. Die Vertreter der Börse waren so verschlossen, wenn ein Experte in ihre Geheimnisse einzudringen versuchte, so aufgeregt und persönlich empfindlich, dass die schlimmsten Vermuthungen gerechtfertigt erscheinen. Man kann nicht umhin, zu denken, dass Leute, die Börsenfragen als Ehrenfragen behandeln, ihre Ehre in der Börse tragen.

*

Gegen die Herren Sectionsrath Scheimpflug und Professor Adler hat die Börse ihre bedenkenlosesten Vertreter ins Feld geschickt. Der Börsenreporter des ‚Wiener Tagblatt‘ will dem Sectionsrath Unwissenheit, der Börsenreporter der ‚Zeit‘ dem Universitätsprofessor Unmoral nachweisen. Beweismittel: gröbliche Verdrehungen von Thatsachen. Die ‚Zeit‘ citiert aus dem Protokoll der Enquête (VII. 251) eine Erklärung des Sectionschefs v. Beck über die Unmoral des Einwandes von Spiel und Wette, lässt aber die Antwort des Professors Adler weg. Sie lautete: »Ich gebe das vollkommen zu, glaube aber, dass darin kein Widerspruch zu dem liegt, was ich selbst gesagt habe. Ich bin selbst dieser Meinung.« Der Sectionschef erwiderte: »Das wollte ich auch nicht sagen. Ich wollte nur diese eine Ansicht constatieren, damit ja kein Missverständnis entsteht.« Ein Missverständnis hat sich auch wirklich nicht ergeben; der Börsenreporter der ‚Zeit‘ hat nur eine Entstellung begangen.

*

Schlusswort zur Enquête: Die Landwirte und Müller haben nachgewiesen, dass der Terminhandel ihnen schadet, und wollen ihn abschaffen. Adler, Gorski, Grünhut und Scheimpflug haben dargethan,

dass das Termingeschäft corrupt ist, und wollen es reformieren. Den erschöpfenden Gedanken hat in der Enquête ein österreichischer Aristokrat mit einer in unserer Zeit heuchlerischer Compromisse bewunderns-werten Kühnheit ausgesprochen: »Ich kann mich auf die Frage der Reform des Terminhandels nicht ein-lassen, denn er ist sündig.« Man darf der Sünde nicht Moral anschminken und nicht vergessen wollen, dass Jesus die Händler aus dem Tempel gejagt hat, ehe er dort predigte....

* * *

In Nr. 54 der ‚Fackel‘ (Ende September) schrieb ich:

»Die neue Gestaltung der Dinge in Serbien hat ein diplomatisches Curiosum gezeitigt. Es geschieht jedenfalls zum erstenmale, dass ein falliter Kaufmann Gesandter wird. Als serbischer Vertreter am Quirinal fungiert jetzt Herr Georg Barlovac. Carrière: Als falliter Kaufmann in die serbische Armee eingetreten. Da er das Hauptmannexamen nicht bestand, als entfernter Verwandter Milans in die Diplomatie gesteckt. Zuerst Attaché in Berlin; dann Gesandtschaftssecretär in Wien, wird Schwiegersohn des liberalen Abgeordneten Russ; nach Athen versetzt; bald darauf Generalconsul in Budapest, fördert kräftig den Export der besten Schätze der ungarischen Hauptstadt nach dem Belgrader Hof. Die Entfernung Milans macht diesen Handel überflüssig. Herr Barlovac wird Gesandter in Rom, und Herr Visconti-Venosta wäscht seine Hände — in Unschuld.«

Am 7. December berichtet die ‚Neue Freie Presse‘ aus Belgrad:

»Zwischen Serbien und Italien hat sich ein Zwischenfall ereignet, der im internationalen diplomatischen Verkehr einzig dasteht. Die serbische Regierung fragte vor kurzer Zeit bei der italienischen um deren Zustimmung zu der Ernennung des bisherigen serbischen Generalconsuls in Budapest, Georg Barlovac, zum Gesandten in Rom an. Diese wurde seitens der italienischen Regierung ertheilt und Georg Barlovac zum Gesandten in Rom ernannt. Kaum aber

hatte er seine Uebersiedlung von Budapest nach Rom vollzogen, als der italienischen Regierung betreffs seiner Persönlichkeit irgend welche Bedenken aufstiegen. Sie ließ nach Belgrad die vertrauliche Mittheilung gelangen, dass sie Herrn Barlovac als Gesandten am italienischen Hofe nicht acceptieren könne. Da blieb der serbischen Regierung nichts anderes übrig, als Herrn Barlovac seines Postens zu entheben und zur Disposition zu stellen.«

Die italienische Regierung hat also erst der ‚Fackel' bedurft, um sich über die Person des Herrn Barlovac zu informieren, und die ‚Neue Freie Presse' hat ganz recht, wenn sie dies einen Fall nennt, der im internationalen diplomatischen Verkehr einzig dasteht. Aber sie ist wohl nicht nur wegen der Reisespesen, die Herrn Barlovac verursacht wurden, entrüstet, sondern wäre es auch, wenn die italienische Regierung den Schwiegersohn des Herrn Russ von vorneherein abgelehnt hätte. Uebrigens ist es unwahr, dass Herr Barlovac sogleich nach seinem Eintreffen in Rom abgeschoben wurde. Wahr ist vielmehr, dass der Protégé Milans und der ‚Neuen Freien Presse' sich's am Quirinal bereits häuslich eingerichtet hatte, als sein Curriculum vitae in der ‚Fackel' erschien und der italienischen Regierung »betreffs seiner Persönlichkeit irgendwelche Bedenken aufstiegen.«

* * *

Wie noch erinnerlich sein dürfte, habe ich vor langer Zeit einmal Herrn S. R. Landau, dessen Wege sonst nicht die meinen sind und mit dessen politischer Anschauung ich nicht sympathisiere, das Wort in seiner, wie mir schien und scheint, gerechten Sache gegen Herrn Kanner, den Herausgeber der ‚Zeit', ertheilt. Herr Kanner wusste damals bloß mit dem Complimente zu erwidern, dass die ‚Fackel' ein Schmähblättchen sei, und ich suchte in einem späteren Artikel, in dem ich dankend quittierte, nachzuweisen, wie sehr sich das Organ des Herrn Kanner in diesem Punkte von meinem

Blatte unterscheide, und wie gut es mit den Zuständen und Personen, die zu schmähen Aufgabe einer unbezahlten, weder durch Inserate noch durch persönliche Beziehungen gefesselten Publicistik sei, zu pactieren gelernt habe. In der Zwischenzeit hat das Blatt der Herren Kanner und Isidor Singer sich oft und oft bemüht, meine damalige Meinung zu bestätigen, und ist in diesem consequenten Bemühen bis zum Lobe einer Bilanz des Herrn Taussig und einem perfiden Angriff auf die Gegner der Börsenmoral gelangt. Auch dass die ‚Fackel' ein Schmähblättchen sei, erkennt Herr Kanner noch immer an, und er hat neulich wieder Gelegenheit gehabt, durch diese Bezeichnung den Abstand zwischen meinem Blatte und seiner mit Bankinseraten vornehm geschmückten Revue abzustecken. Der Oberste Gerichtshof hat nämlich das Urtheil in der Affaire Kanner-Landau gefällt, und Herr Kanner veröffentlichte es triumphierend in der letzten Nummer seines Blattes. Der Herausgeber der ‚Zeit' ist ganz stolz darauf, dass, wie aus diesem Urtheil hervorgeht, die Unanständigkeit, die er begangen hat, unter keinen Paragraphen des Urhebergesetzes fällt. Das Urheberrecht schützt nämlich zwar die Zeitungscorrespondenzen, aber nicht die einzelnen Reporter. Herr Kanner geht aber weiter: er spricht von einer »Verleumdung«, die durch den Vorwurf des Plagiats begangen worden sein soll. Herr Kanner ist ein seltsamer Jurist. Die Ablehnung der juristischen Ansicht des Dr. Landau über das Vorgehen des Herausgebers der ‚Zeit' rechtfertigt so wenig den Vorwurf der Verleumdung, wie es etwa angienge, einem Mann vorzuwerfen, er habe einen Gegner, den er auf Zahlung von tausend Gulden erfolglos geklagt hat, um tausend Gulden betrügen wollen. Herr Kanner nennt auch mich einen »Verleumder«. Ich will ihm die Strafe, die ihm, hätte ich zu Activprocessen Zeit, für dieses Wort blühen würde, für diesmal nachsehen und lasse es bei der Verurtheilung bewenden, die ihm seine Manipulation mit einem eingereichten Manuscript in

allen literarischen Kreisen und selbst dort eingetragen hat, wo man an redactionelle Scrupellosigkeit gewöhnt ist.

* * *

Die Revolution des revolvernden Schmockthums von Budapest gegen die österreichische Industrie wüthet ungeschwächt fort. Und die Wiener Zeitungsmacher arbeiten im Stillen den verehrten Collegen von der jenseitigen Reichshälfte in die Hände. Ich habe in Nr. 56 dem Treiben eines Herrn Arthur Singer, Eigenthümers des ‚Neuen Budapester Abendblatt', eine kleine Betrachtung gewidmet. In fetten Lettern brachte nun kürzlich die ‚Wiener Allgemeine' das nachstehende Telegramm aus Budapest: »Morgen findet hier die constituierende Versammlung eines ‚Vereines zur Förderung der heimischen Industrie' statt. Den Hauptpunkt der Tagesordnung bildet der Vorschlag, das österreichische Gewerbe, insbesondere die Wiener Bekleidungsindustrie, in Ungarn zu boycottieren.« Herr Szeps jun., der österreichische Officiosus, muss sich Gewalt anthun; er darf das Werk des Herrn Singer höchstens in gelegentlichen Telegrammen fördern. Aber dass diesem Kernmagyaren in seiner Campagne gegen Wiener Firmen aus Wiener Redactionen Material geliefert wird, ist klar. Herr Singer ist, wie ich schon früher erwähnte, Correspondent etlicher Tagesblätter und darf auch dank seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Häuptern unserer liberalen Journalistik auf rege Unterstützung aus Wien rechnen. Sein Vater ist jener Herr Sándor Singer, der als »Chefadministrator« des ‚Wiener Tagblatt' an der Quelle der Informationen sitzt und der von der jüngeren Generation sozusagen als Markstein in der Geschichte des österreichischen Journalwesens verehrt wird. Als nämlich Herr Moriz Szeps sein für die culturelle Entwicklung Oesterreichs so bedeutungsvolles Werk erschaffen wollte und zu diesem Zwecke dringend die Adressschleifen des bereits bestehenden ‚Neuen Wiener Tagblatt' benöthigte, da erstand ihm in Sándor Singer ein opferwilliger Helfer. Und so wie der Morgen, an dem in der Administration der alten ‚Presse' die Adressschleifen fehlten, die Gründung einer ‚Neuen Freien Presse' geschaut hat, so zeigte ein ähnliches Manco in den Bureaux der Steyrermühl die Geburt des ‚Wiener Tagblatt' an ....

* * *

Ich habe neulich in einer Betrachtung über die immer üppiger auftretenden Feuilletonreclamen einer Anpreisung des sogenannten »Wiener Ballhaus« gedacht, die das ‚Neue Wiener Tagblatt' als erlesene Sonntagsgabe seinen Freunden beschert hat. Der Feuilletonist rühmte dem nur nachts geöffneten Locale unter sonstigen Vorzügen auch die Eigenschaft nach, dass das k. u. k. Officierscorps ein ansehnliches Contingent zu seinen Besuchern stelle. Mir schien, was zur höheren Ehre unseres Nachtcafés gesagt sein sollte, der Reputation unseres Officierscorps abträglich zu sein, und so glaubte ich denn an das Beispiel Berlins erinnern zu sollen, wo den des Kaisers Rock Tragenden jede Möglichkeit entzogen ist, den Reclamezwecken von Nachtcafétiers und ähnlichen Herbergsvätern zu dienen. Nun erhalte ich von militärischer Seite eine Zuschrift, deren erfreulicher Inhalt mir beweist, dass das ‚Neue Wiener Tagblatt' in seinem Eifer für die gute Sache denn doch zu weit gegangen ist und dass der Dichter mit dem Ausruf: »In deinem Lager ist Oesterreich« thatsächlich Radetzky und nicht Bistritzky apostrophieren wollte.

Die Zuschrift lautet:

In der letzten Nummer Ihres sehr geschätzten Blattes fand ich die Bemerkung, dass es k. u. k. Officieren vom Reichs-Kriegsministerium nicht untersagt sei, das »Wiener Ballhaus« oder andere »zweifelhafte Locale« zu besuchen.

Ich erlaube mir zu bemerken, dass beim Wiener Platzcommando ein ganzes Verzeichnis von Localen erliegt, deren Besuch den Officieren verboten ist. Jeder in Wien auf Urlaub eintreffende Officier hat dieses zu lesen, während für die Garnison selbst jene Locale im Tagesbefehl verlautbart werden. Unter diesen befindet sich natürlich auch das ehemalige Eldorado.

Schließlich erwähne ich noch, dass Uebertretungen des Verbotes, falls sie berufenen Organen

bekannt werden, auf das allerschärfste geahndet werden.

Mit den vorstehenden Zeilen hatte ich nur die Absicht, den Vergleich mit Berlin zu entkräften und persönliche Aufklärung zu geben.

Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

P. K.
k. u. k. Pionnier-Oberlieutenant.

* * *

Der Inseratentheil unserer Tagesblätter dient keineswegs ausschließlich, wie manche meinen, der Begünstigung unzüchtigen Geschlechtsverkehrs. Auch alle anderen durch das Strafgesetz verpönten Handlungen werden hier liebevoll gefördert. Man ist längst gewohnt, Protection gegen Entgelt, Ordensschacher und Militärbefreiungsschwindel annonciert zu sehen. Dass aber Einer ganz offen zur Mitwirkung an einem Betruge auffordert, scheint doch eine ungewöhnliche Frechheit zu sein, die nur in den verworfensten, folglich größten und von der Staatsanwaltschaft mehr geachteten als beachteten Blättern vorkommen kann. Das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ braucht sich offenbar nicht zu scheuen, neben der Prostitution auch den Betrug zu unterstützen, und brachte am 19. October die folgende Annonce:

Baumeister, vor dem Concurs,
verkauft zwei 12 Jahre steuerfreie Häuser unter dem Erzeugungspreis. Günstige Gelegenheit zur Capitalsanlage. Erforderlich 35.000 fl. Unter . . . . (Folgt Chiffre.)

Offenbar war es dem inserierenden Baumeister darum zu thun, vor der Erklärung des Concurses seine größten Vermögensobjecte loszuschlagen, den Erlös bei Seite zu bringen und die Concursgläubiger zu prellen. Sollte es dem Staatsanwalt, den ich ja nicht auf eine Fährte zu bringen habe, nach der Frist von zwei Monaten, die jenem Baumeister zur Verschleuderung seiner Häuser gegönnt war, noch gelingen, den Mann zu eruieren, so werden die geschädigten Concursgläubiger gut daran thun, neben ihm auch

das ‚Neue Wiener Tagblatt' vor dem Strafgericht zu belangen, da es offenbar durch Veröffentlichung des Inserates die betrügerische Schädigung mitverschuldet hat.

* * *

Eine Zugsverspätung.

Ein Techniker schildert mir, wie seit einer Reihe von Jahren Gemeindevertretungen fast aller Städte an der Bahnlinie Wien—Triest, gewerbliche und sonstige Vereinigungen aller Art, unzählige Privat- und Pressstimmen in der Provinz, Reichsrath und Landtage, namentlich der steiermärkische, die k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft bestürmten, sie möge in Anbetracht des anwachsenden Verkehres endlich einen dritten Eilzug zwischen Wien und Triest in Curs setzen. Es war alles vergebens. Die Fahrgäste mochten sich nur weiter in dem immer überfüllten Nachteilzug herumquetschen, der Zug selbst stets unsinnig überlastet werden und somit die endlosen Verspätungen zur Permanenz gedeihen — der neue Zug wurde nicht eingeführt. Doch halt! Im Laufe des letzten Winters verkündeten die diversen papierenen Sprachrohre des Herrn Chlumecky der aufhorchenden Welt, dass die Einführung des neuen Zuges für den heurigen Sommer geplant sei, »bis die neuen Locomotiven und Wagen für diesen Zug abgeliefert sein würden«. Fachleute mochten wohl verwundert den Kopf schütteln, dass ein Verkehrsunternehmen von der Größe der Südbahn für einen einzigen neuen Zug so viel neues Rollmaterial brauche .... Im Monat Mai waren die neuen Schnellzuglocomotiven pünktlich abgeliefert; es kam der 1. Juni und mit ihm die Sommerfahrordnung — aber nicht der neue Zug. Wohl waren in den Fahrplanplacaten für aufzuklebende Texturstreifen Felder entsprechend freigelassen, und die Zeitungen wollten wissen, dass die Einführung des dritten Schnellzuges nach Triest für den 1. Juli in Aussicht genommen sei. Und auch dieser Tag kam, der neue Zug aber nicht. Und August und September kamen ins Land und der Sommer schwand — vom neuen Zug hörte man nichts mehr. Am 1. October trat die Winterfahrordnung in Kraft, und siehe: Der heiß ersehnte neue Schnellzug war — mit einer mehrmonatlichen Verspätung — endlich da! Freilich nur auf dem Papier. Groß und breit prangen seine Verkehrszeiten in den Fahrplänen, jedoch

mit einer kleinen Anmerkung: »Der Einführungstermin wird später bekanntgegeben werden«. Zwei Monate sind seither verflossen, aber die verehrliche Südbahndirection macht noch immer nicht Miene, »den Einführungstermin bekanntzugeben.« Vielleicht ist's besser so. Die Südbahngesellschaft hat einsehen gelernt, dass es besser ist, Katastrophen thunlichst zu vermeiden, und indem sie seine Einführung so lange hinausschiebt, scheint sie der Welt ein vernehmliches »Achtung vor dem Zug!« zurufen zu wollen.

* * *

(Ernennung.) Polizeiobercommissär Stukart ist von der ‚Neuen Freien Presse' zum Polizeirath ernannt worden. Die Beförderung erfolgte in der Nummer vom 5. December, in der Herr Stukart wieder einmal als u. A. anwesend erschien, und wird in maßgebenden Kreisen mit den Unbilden in Zusammenhang gebracht, denen der Polizeiobercommissär Stukart seitens der ‚Fackel' in der letzten Zeit ausgesetzt war.



EIN WIENER.

Der volksthümlichste Schauspieler. Typus des Wienerthums. Bodenständigkeit. Verkörperung alles dessen, was für die Leute an der schönen blauen Donau typisch ist, u. s. w., u. s. w. Es war alles richtig, was über ihn in diesen Tagen geschrieben wurde. Nur, wer sich das Betreten von Gemeinplätzen bei Strafe untersagt hat, schwieg oder wartete, bis die Schar der Muss-Feuilletonisten und vordringlichen Gratulanten sich verzogen hatte. Wenn Girardi wirklich — ich liebe ihn und glaube es von Herzen — der Exponent wienerischen Volksthumes ist, muss er nicht, da dieses Volksthum, seiner selbst bewusst, sich

so entschieden gegen seine Schmarotzer aufzulehnen begann, durch all den Rausch eines Jubeltages sich die gesunde Empfindung des Ekels bewahrt haben? Hat er nicht, wenn er am Abend das Chaos von eingelaufenen Visitkarten und Geschenken, Telegrammen und Feuilletons übersah, sich gefragt, ob das Verhältnis der Spender und Sender zu seinem Wesen und Wirken ein natürliches sei? Ja, waren denn das »die Wiener«, die sich an diesem und früheren Ehrentagen, die sich seit Jahren um ihn gruppierten, die ihn nicht mehr loslassen wollen, die sich brüsten, ihn entdeckt und ihn gemacht zu haben? Sie hatten alle mit der ihnen eigenen Geschicklichkeit das zum Anlass passende Wort gefunden; dass er ein Volksthümlicher, ein Bodenständiger sei, er selbst vermag es nicht zu leugnen. Aber warum sagen es seit Jahr und Tag immer nur diese, immer die gleichen? Waren das heute nicht dieselben Gesichter, die hinter dem Sarge Johann Strauß' zu sehen waren? Eine Gesellschaft von Premièrenbesuchern gab dem anderen »großen Wiener« das letzte Geleite, Jobber und Ruhmesparasiten, Buchmacher und Buchbinder, Reporter und die Leute, die ihm bei Lebzeiten, da er sich nicht mehr wehren konnte, ihre Werke aufgedrängt haben. Dieselben Werke, in denen sie ihn, Girardi, so oft zu spielen zwangen, nach Tantièmen gierig und nicht zufrieden mit dem Reinertrag der Vorstellung, der immer wieder in ihre Tasche floß ... Und das Volk? Wo trauerte es damals? Wo jubelte es heute? Es trauert, seit es seine Stadt den Zwischenträgern der Cultur preisgab, im Stillen .... Und Girardi betrachtete noch einmal das »prachtvolle Blumenarrangement«, das Herr Russo gesendet hatte, das silberne Tintenzeug des Herrn v. Königswarter mit der sinnigen Widmung am Rande »Sie mögen nie in der Tinte sitzen«, gedachte der Deputation des geistigen Wien, die ihm zuvor eine Adresse überreicht hatte. Da standen die Worte: »Du bist ein Kind des Volkes«, und unterzeichnet waren J. Bauer und Landes-

berg, Spiegl und Weinberger, Singer und Moriz Szeps. Er überflog noch rasch das ‚Extrablatt', das heute behaupten durfte, es sei »seit vielen Jahren als treuer Berather dem Künstler zur Seite gestanden und ein Herold seines Ruhmes gewesen«. Und von dem Lärm des Tages müde, nahm er sich vor, das Fest, das Wien mit ihm gefeiert, bei Siegfried Löwy zu beschließen.

*

Es ließe sich leicht ausrechnen, dass Nestroys »Lumpacivagabundus« der »Concordia« schon hundertmal mehr eingetragen hat, als dem Verfasser. Der ehrenwerte Präsident jener Körperschaft schrotet nun schon fünfundzwanzig Jahre die Altwiener Posse aus. Sonnenthal, Lewinsky und andere Burgschauspieler, Herren und Damen mussten im Laufe der Jahre als Knieriem, Zwirn und Leim herhalten. Nun, da zum Girardi-Jubiläum bloß drei wirkliche Komiker in den Besitz der Rollen gelangen sollten, ward ausposaunt, dass zur Erhöhung des Glanzes die in der Vorstellung beschäftigten Herren »kleine Knopflochsträußchen«, die Damen »Brustbouquets« tragen werden. Und Wien, mit dem die Herren noch immer ihre schmutzige Rechnung machen können, heulte vor Begeisterung.

*

Soll die Herrschaft einer Clique untergraben werden, so steht schon erbschleicherisch eine andere Clique bereit. Die »Concordia« erpresst seit Jahrzehnten den Reinertrag von Vorstellungen, und die Theaterdirectionen müssen zahlen, ob sie wollen oder nicht. So konnte es niemanden wundern, dass auch Girardi, den sie nun einmal mit Haut und Haaren besitzen möchten, für die Cassa der Zeitungsleute jubilieren musste. Wie müsste sich nun ein organisierter Widerstand gegen solches Treiben bethätigen? Was sagt die antisemitische Presse dazu? Sie kündigt an, dass Girardi ein zweitesmal zu Gunsten des antisemitischen Literaturvereines jubilieren werde. Die »Concordia« greift in die Theatercasse, und die deutschösterreichische Schriftstellergenossenschaft geht hin und thuet desgleichen ....

*

Da ihre Bänkel, die er jahrelang und bei allen Gelegenheiten singen musste, ihre Zugkraft einzubüßen begannen, verlangten sie

von ihm, er möge »über jenes Wienerische hinaus zur Darstellung des allgemein Menschlichen gelangen«. Aus dem Vorstadttheater hatten sie mit ihren Stücken das Publicum verjagt, und Girardi verließ die verödete Stätte, um in das Deutsche Volkstheater zu ziehen. Dort setzten sie dem »Nur für Natur«-Menschen Herrn Strakosch, den unnatürlichsten, aufs Genick. Und Herr Strakosch wollte ihm den Mephisto beibringen. Aber es gieng nicht. Girardi hatte — das versteht eben Herr Bahr nicht — auch schon im Wienerischen immer das allgemein Menschliche zu erfassen gewusst. Und sein Wienerisches war jederzeit wertvoller, als das allgemein Menschliche des Herrn Strakosch. Herr Bahr aber glaubt, dass es doch gegangen wäre, und dass nur »die Wiener« an dem Misslingen schuld sind. Girardi hat, schreibt er, »in meinem ‚Athlet', im ‚Eingebildeten Kranken' des Molière, in Richepin's ‚Landstreicher' bewiesen, dass er u. s. w.« Man merke, wie tactvoll Herr Bahr doch immerhin Molière vor Richepin nennt. Und bescheiden weiß er auch Bahr und Molière in den Hintergrund zu stellen, wenn er schreibt, dass damals manche sich gesagt haben mögen, Girardi »könne wohl fähig sein, auch die Wesen der großen Dichter zu ergreifen« . . . .

*

Einer der Jubelfeuilletonisten, der vom Sechsuhrblatt, gibt zu, dass »die spätere Possenfabrication« Girardi nur gelähmt habe. Leider bezeichnet er kein bestimmtes Stück und keinen bestimmten Autor. Wohl aber nennt er Beispiele für eine frühere »dramatische Production, die auf der Höhe Girardis stand« und die ihn »in lebendigem Zusammenhang mit der lebendigen Gegenwart« erhielt. Beispiele? »‚Der lustige Krieg', ‚Wienerstadt in Wort und Bild', ‚Der Hofnarr', ‚Der arme Jonathan', das«, ruft er, »waren Aufgaben, an denen er sich entfalten, in denen er auf den Tag wirken konnte.« Welch eine Kluft der Weltanschauung zwischen »Hofnarr« und »Armem Jonathan« und der »späteren« Production! Ja, damals, als Herr Girardi noch die Bauer'schen Gedanken: »Ich wurde Thierbändiger. Aber auch da war man mit mir nicht zufrieden. Und ich hatte doch den Bestien meiner Zeit genug gethan!« und »Aber geh', Molly, wie kann sich denn ein weibliches Wesen mit einem Manlicher-Gewehr umbringen wollen!« auszusprechen hatte, das waren Aufgaben, an denen er sich »entfalten« konnte, da stand er noch

mit der lebendigen Gegenwart in lebendigem Zusammenhang. Und »Nestroy's Verlassenschaft und Raimund's Märchen«, sagt derselbe Kritiker, »reichten praktisch wie künstlerisch nicht aus für ihn« ....

* * *

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff sah mit Betrübnis, dass »die Deutschen mit dem Classicismus auch die Classiker verwerfen«. Dem Classicismus ist in der Zeit Mosses, Dukes' und Scherls nicht mehr zu helfen. Aber die Classiker konnten, wenn man ihnen den Classicismus austrieb, im heutigen Deutschland wieder zu Ehren gebracht werden. Seit Herr von Wilamowitz gezeigt hat, wie nahe eigentlich des Aischylos und Sophokles Weltanschauung dem Berliner Freisinn verwandt ist, sind die Spree-Athener mit den griechischen Tragikern wieder versöhnt, und bei den Wiener Liberalen stehen die Götter des Aischylos, die nach des Herrn Wilamowitz Versicherung »gut« sind, in hohem Ansehen. So konnte es Herr Schlenther wagen, im Burgtheater die »Orestie« aufzuführen. Freilich musste er vorhersehen, dass manche Kritiker ihn bei dieser Gelegenheit an näherliegende Aufgaben des Burgtheaterdirectors mahnen würden. Die Herren haben sämmtliche Stücke der »Moderne« gelesen, und Herr Schlenther versagt ihnen die Gelegenheit, die Früchte solchen Fleißes einem verehrten Publico darzubieten; statt dessen kommt er ihnen spanisch und vierzehn Tage später griechisch und zwingt sie, Literaturgeschichte und Culturgeschichte zu studieren. Aber nicht jedermann hat dazu die nöthigen Bildungsvoraussetzungen; der Kritiker der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' hat gar nicht erst versucht, in den Aischylos einzudringen, sondern begnügt sich mit dem von einem heiteren Missverständnis zeugenden Vergleich zwischen der Uebersetzung des Herrn Wilamowitz und Fuldas Molière-Bearbeitung. Umso mehr haben sich die Herren Bahr, Wittmann und Hevesi geplagt. Der letzte Herr zumal, augenscheinlich der fleißigste von den dreien, hat sich in einem Monate solche Reichthümer an classischem Wissen zu erwerben verstanden, dass er zweier voller Seiten des ‚Fremden-Blatt' bedurfte, um nur die wichtigsten Citate aus den folgenden Büchern anzuführen: 1. Wilamowitz, »Die Orestie«; 2. desselben »Reden und Vorträge«; 3. desselben »Aristoteles und Athen«; 4. desselben »Herakles« (Einleitung); 5. desselben »Zukunftsphilologie«; 6. Rhode »Afterphilologie«; 7. desselben »Psyche«; 8. Nietzsche, »Geburt der

Tragödie«; 9. Jakob Burckhardt, »Griechische Culturgeschichte« (das letzte Capitel des zweiten Bandes, dås Hevesi für das letzte desWerkes hält); 10. Fritz Schultze, »Psychologie der Naturvölker«, und 11. A. Sutherland, »The origin and growth of the moral instinct«. Nachdem Herr Hevesi sich die Citate aus allen diesen Büchern im ‚Fremdenblatt' vom Herzen geschrieben hatte, fühlte er sich förmlich erleichtert und fand seinen ungezwungen witzigen Ton wieder, als er im ‚Pester Lloyd' über die »Orestie« berichtete. Er theilte den Budapestern mit, dass Rhode die dramatische Form der Trilogie auf den alten griechischen Geschlechterfluch zurückgeführt hat. »Schillers Wallenstein-Trilogie«, belehrt Hevesi feinsinnig die Budapester Verächter des Deutschthums, »beruht auf der Unkenntnis dieses Sachverhalts.« Eine wirkliche griechische Trilogie, wie sie dieser »Ur- und Unmensch Aischylos« gedichtet habe, sei freilich »für unsere Nerven zu arg«. In heiterem Plauderton wird dann von all diesen »kreuzweisen Vater-, Mutter- und Kindermorden« erzählt und ein »witziger College« citiert, der im Burgtheater von »Atridengullasch« gesprochen habe. Der witzige College ist natürlich kein geringerer als Herr Julius Bauer. Er, der schon so oft das Land der Griechen mit der Seele gesucht hat, fand einst Sophokles gegenüber das Wort: »Am Schlusse des Oedipus wird Ausstich ausgeschenkt« und hat bei Aischylos nicht umhin gekonnt, an »Atridengullasch« und an »Blutbäder mit Wellenschlag« (siehe ‚Extrablatt') zu denken . . .

* * *

Die Erregung über Herrn Hofrath Staberl, der mit einer seltenen Beharrlichkeit fortfährt, den Sonntagslesern der ‚Neuen Freien Presse' Kraftproben seines Erinnerungsvermögens zu bieten, wächst zusehends. Die ältesten Abonnenten des Blattes können sich nicht erinnern, jemals so langweilige und abgeschmackte Plaudereien gelesen zu haben; aber der alte Uhl erinnert sich selbst daran. Er hat nämlich schon vor fünfunddreißig Jahren an der ‚Neuen Freien Presse' mitgearbeitet, und zwar unter dem Pseudonym »Junius novus«. In Wien beschuldigte man zu jener Zeit den alten Ascher. Den Theaterklatsch für das Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse' — es waren zumeist ordinäre Anrempelungen der Wolter — hat aber nicht der feine Komiker und Lustspielbearbeiter geliefert, sondern der damals aufstrebende junge Uhl. So wenigstens wird mir, der ich mich jener

Zeit beim besten Willen nicht erinnere, versichert, und ich kann mir jetzt auch das zweite Pseudonym des Herrn Uhl erklären. »Junius redivivus«: wer, der den großen englischen Polemiker auch nur vom Hörensagen kennt und seines Namens als Unterschrift unter ödestem Salon- und Coulissengeschwätz ansichtig wurde, hat nicht empört das Sonntagsblatt der ‚Neuen Freien Presse‘ in Fetzen gerissen? Aber selbst wenn Herr Uhl bloß als Junius novus eine Wiedergeburt feiern will, muss der Missbrauch des großen Namens als eine Anmaßung sondergleichen erscheinen. Darum wird Herr Uhl gut thun, fortan nur mehr als Epigone des Staberl, der ein Hanswurst und kein politischer Zornredner war, vor dem gähnenden Publicum aufzutreten. Aber auch dann mag er auf der Hut sein, dass nicht über seinem guten Gedächtnis so manche Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ die Erneuerung des Abonnements vergessen.

* * *

Am Tage, da Girardi fünfzig Jahre alt wurde, ergieng man sich natürlich auch in wehmüthigen Betrachtungen über die Operette, und dieselben Herren, die sie begraben geholfen hatten, verkündeten als besondere Neuigkeit, dass sie todt sei. Nur die ‚Neue Freie Presse‘ verlor ihre Zuversicht nicht. Sie hatte freilich auch einen Anlass, in günstigerem Sinne von der Operette zu sprechen, und sie ließ sich also vernehmen: »In Wien hieß es vor nicht langer Zeit, dass die Wiener der Operette überdrüssig seien und sich bei dem gebotenen Ohrenschmaus langweilen. Die liebenswürdige Muse, so sagte man weiter, müsse verbannt werden. — — Da kam der Direction des Theaters an der Wien endlich eine rettende Idee. ‚Alte Liebe rostet nicht.‘ Die Wiener haben die Operette weltberühmt gemacht, sie haben sie geliebt, warum auf einmal Hass? Noch einmal heran mit dem lachenden, süßen, frischen Kind! Gibt's keine neuen Operetten, so kann man ja die Wirkungen der guten älteren Werke noch einmal versuchen.« Neckisch; nicht wahr? Und welches der guten älteren Werke hat denn die ‚Neue Freie Presse‘ in so frohe Laune versetzt? War als Beginn eines Offenbach-Cyclus etwa »Blaubart« oder »Die Prinzessin von Trapezunt«, waren endlich »Hoffmann's Erzählungen« aufgeführt worden oder hatte eines der französischen Werke, »Gilette von Narbonne«, »Mascotte«, »Le petit duc« oder wenigstens eine der frühen Operetten unseres Strauß,

etwa »Indigo« oder »Das Spitzentuch der Königin«, ihre Auffrischung erlebt? Nichts dergleichen. Mit Charles Weinbergers »Schmetterling« wurde »eine Feuerprobe gemacht, die überaus glücklich ausfiel«. Der »Schmetterling« wurde, wie die ‚Neue Freie Presse' selbst zugibt, vor vier Jahren zum erstenmal aufgeführt; die Bezeichnung »eines der guten älteren Werke« ist also eine irrige und wohl darauf zurückzuführen, dass Herr Weinberger stets bestrebt war, das Gute aus den älteren Werken zu nehmen. Aber die ‚Neue Freie Presse' constatiert Applaus und Jubel und meint, »die Leute, welche bereits den Schwanengesang der Operette gehört haben wollten«, hätten bei der Aufführung des »Schmetterling« »ihr Unrecht einsehen« müssen. Nun, wenn der Schwanengesang der Operette von Herrn Weinberger componiert wäre, hätte ihn sicherlich niemand gehört haben wollen; und gewiss hätte dann niemand sein Unrecht eingesehen. Die ‚Neue Freie Presse' aber gibt nicht nach. Herr Weinberger ist bekanntlich der Adoptivsohn des Herrn Wittmann, und man darf ihn darum nicht mit den üblichen Reporterphrasen abthun. Höchstens mit jenen, die man schon vor vier Jahren über ihn geschrieben hat. Und die ‚Neue Freie Presse' citiert darum das Urtheil, das sie schon damals über Herrn Weinberger gefällt hat. Da ist natürlich alles »reichbegabt«, »schlagend«, »einschmeichelnd«, »frisch und keck«, »echte Wiener Musik, bald träumerisch süß, bald himmelhoch jauchzend und niemals zu Tode betrübt«. »Jedes Wort dieses Berichtes wurde durch den heutigen Abend neu bestätigt.« Das ist nicht weniger natürlich; Herr Wittmann hat doch Herrn Weinberger nicht in der Zwischenzeit verstoßen. Aber diesmal kommt noch dazu, dass die Melodien auch »reizend« waren und eine »zündende Wirkung« übten. Der Beifall hat sogar einmal »seinen Höhepunkt« erreicht. Ueberdies erhielt Fräulein Worm »einen riesigen Korb mit einem großen Krampus und einige Blumenschmetterlinge«. Der Vorhang »musste sich immer wieder heben«. Der Magen der Leser ebenso oft.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Hundert gerechten Israelitern. Wozu der Lärm? Was steht den Herren zudiensten? Warum werde ich seit dem Erscheinen von Nr. 59 tagtäglich von anonymen Makkabäern der schimpflichsten Gesinnung beschuldigt? Ich vertrat sie doch wenigstens mit offenem Visier. Und dann scheint sie mir im Grunde nicht ganz so

schimpflich zu sein, wie's den aufgeregten Herren vorkommt. Wir wollen doch zunächst, bevor wir zu schimpfen beginnen, einmal ordentlich zu lesen versuchen, nicht wahr? Denn in den Zeiten, dünkt mich, wo die Frage verhandelt wird: »Gibt es einen Ritualmord oder nicht?«, verlieren die Leute zumeist die Fähigkeit, zu lesen und Gedrucktes zu verstehen. Einer schreibt, unbeirrt von den Jeremiaden hüben und dem Gekläffe drüben, über den Hülsner-Process. Er trachtet nach schwachen Kräften, der Pflicht des über dem Gezänke stehenden Publicisten zu genügen, eine sociale Thatsache wie den Schuldspruch der Geschwornen von Pisek zu erklären. Und weil er, der den Wert der sogenannten freiheitlichen Errungenschaften viel geringer einschätzt als seine liberalen Collegen von der Feder, trotzdem nicht an die Schurkerei von Volksrichtern glauben will, wie seine liberalen Collegen von der Feder, weil er im Gegentheil glaubt, dass Geschworne nach bestem Wissen und Gewissen ihr Urtheil fällen, so sucht er plausibel zu machen, dass die Piseker Richter eben an die Schuld des Hülsner, ja an den Ritualmord glaubten, so wie ihm die Richter von Rennes an die Schuld des Dreyfus zu glauben schienen. Und die anonymen Makkabäer stürzen herbei und beschuldigen im Chorus den Verfasser, er glaube an die Schuld des Hülsner, er glaube an den Ritualmord. Ist das nicht zum Steinerweichen thöricht? Wenn einer sich mit dem Hülsner-Process befasst, so will man von ihm nichts anderes hören, als das Bekenntnis: »Ich glaube nicht an den Ritualmord!« Weil ich aber dies überflüssigste und lächerlichste Bekenntnis von der Welt nicht hinausbrüllte, sondern auf Seite 2 und 3 des Artikels in den Worten »Ritualmordmärchen« und »Ein Aberglaube, der aus tiefer Uncultur stammt« abthat, so muss ich an den Ritualmord glauben. Die Herren können nicht lesen oder sind in ihrer Wuth darüber, dass nicht schon auf der ersten Seite der Ritualmord als ein Märchen bezeichnet ward, nicht bis zur zweiten gekommen. Und hier finden sie sich wieder einmal mit ihren Gegnern in rührender Harmonie. Der Humorist der ‚Deutschen Zeitung‘, der als Berufsantisemit jeden, der nicht schon beim ersten Hahnenschrei seinen Zweifel an der Ritualmordsitte ausspricht, zu den Seinigen rechnen muss, constatiert mit Genugthuung, dass ich an die Schuld des Hülsner »glaube«. Es ist wahrlich nicht leicht, sich über dem Gezänke dieser Parteien seine Objectivität zu bewahren. Gelingt's nicht, so bleibt mir immerhin noch die gute Laune, dem aus Rand und Band gebrachten Judenthum zu seinem Antisemitismus zu gratulieren, der, da er des Blutrituals als Kampfmittels bedurfte, sich selbst das größte Armutszeugnis ausgestellt und seiner socialen Gefährlichkeit sich begeben hat. Nein, ich »glaube« nicht an den Ritualmord, aber wenn ich an ihn glaubte, so würde ich ihn im Vergleiche zu Wucher, Terminhandel, Presse und Börsenschwindel für die weitaus geringfügigste Gelegenheit zur Bethätigung christlich-socialer Gesinnung halten. Mögen sich die aufgeregten Gemüther beruhigen. Ich »glaube« nicht einmal daran, dass das »böse Blut«, das mein Artikel über den Hülsner-Process gemacht hat, mit rituellen Zwecken auch nur das geringste zu thun hat.

Herrn Hofrath Khittel. Alljährlich bekommen die Beamten und Beamtinnen der Staatsbahnen schon am 1. December die ihrem Gehalt entsprechenden Weihnachtsgratificationen. Mit diesem Präsent rechnet Hoch und Nieder genau so, als ob es eine Gage wäre, weil es noch nie vorkam, dass die Weihnachtsgabe irgendeinem Beamten vorenthalten worden wäre. Dass Diurnisten und Manipulantinnen umsomehr mit dem erwarteten Betrage rechnen, als sie ja Hungerlöhne beziehen, ist nur zu begreiflich. Auch heuer wurde die Remuneration ausbezahlt. Jedoch bekamen, wie man mir mittheilt, in der Abtheilung »Salzgeschäft« acht Personen, sechs Diurnisten und zwei Manipulantinnen, unter dem Vorwande nichts, der Staat hätte nicht so viel bewilligt. Bei der ganzen Bahnverwaltung nur diese acht Personen. Was das für die Betroffenen bedeutet, muss ich Ihnen wohl nicht erst umständlich erklären. Man theilt mir auch mit, dass ein Herr in der Abtheilung, der sich heuer eine Villa gekauft hat, 400 Gulden, ein anderer Herr, dessen Vater sehr reich ist, 100 Gulden, eine Manipulantin einer andern Abtheilung, die mit einem Hofrath aus dem Eisenbahnministerium gut bekannt ist, 60 Gulden u. s. w. erhielten. Aber für die acht armen Teufel hat der »Staat« nichts bewilligt. Ich glaube nicht, dass der »Staat«, dem ich rathen würde, sich jedenfalls zu schämen, mit dieser Vorenthaltung etwas zu schaffen hat. Wer aber trägt die Schuld, dass ein 70jähriger und verheirateter Diurnist, der einen Taglohn von 1·75 Gulden hat, leer ausgieng, während bessergestellte, ja vermögende Leute ihre Gratification erhielten? Es wird höflichst gebeten, — »Erhebungen zu pflegen«.

Regierungsrath. Seien Sie unbesorgt! Mit dem Niederlegen des Titels hat's noch Zeit. Herr Siegfried Löwy wird — Herr v. Koerber erspart den Völkern Oesterreichs diese Demüthigung — vorläufig nicht Regierungsrath und soll mit irgend einem Orden abgespeist werden. Ordensbesitzer, wahret Eure heiligsten Güter! Zuzug fernzuhalten! — — Und nun fragen Sie mich nach den Verdiensten des Herrn Siegfried Löwy. Hier eine kleine Zusammenstellung: Der ‚Berliner Börsen-Courier‘ meldet, dass zwischen Frau Hohenfels und der Burgtheater-Direction ein Conflict ausgebrochen ist und dass die Künstlerin in der »Orestie« nicht spielen wird. Das ist eine Lüge. Der ‚B. B.-C.‘ meldet, dass Frl. Glöckner und Herr Kramer mit dem Hofburgtheater in Engagements-Unterhandlungen stehen. Herr Bukovics erklärt, dass beide bis 1906 ihm contractlich verpflichtet sind. Die Burgtheater-Direction erklärt, dass sie mit dem Ehepaare keinerlei Unterhandlungen gepflogen hat. Also: der Correspondent des ‚B. B.-C.‘ hat gelogen. Der ‚B. B.-C.‘ meldet, dass die Unterhandlungen mit Frau Schratt wegen eines Ehren-Gastspieles am Burgtheater abgebrochen wurden und dass die Künstlerin am Raimundtheater oder Volkstheater in einem neuen Stück gastieren wird. Lüge. Der ‚B. B.-C.‘ meldet, dass das Hofburgtheater mit Herrn Sommerstorff und Fr. Gessner Engagements-Unterhandlungen pflegt. Die Direction erklärt dies für unwahr. — — Nun werden Sie glauben, dass der Wiener Correspondent des ‚B. B.-C.‘ ein Professions-

lügner ist, der seine Redaction absichtlich belügt. Zugegeben. Aber warum will sich die österreichische Regierung mit aller Gewalt in eine Affaire mischen, die eine Berliner Redaction mit ihrem Wiener Reporter auszutragen hat? Das verstehe ich eben nicht. Dass Herr Siegfried Löwy sich auch mehrere Stunden täglich in den Vorzimmern von Bankdirectoren aufhält, ist ein Verdienst, das eventuell mit einer Wartegebür, aber nicht mit einem Orden belohnt werden müsste. Ich komme wieder auf die Nachrichtenfängerei für den ‚Börsen-Courier' zurück, durch die Herr Löwy in der letzten Zeit so viel Verwirrung und unnütze Aufregung in die Theaterwelt gebracht hat. Ich hatte immer — bestrebt, von jedem Menschen das Beste zu glauben — gewähnt, der Theaterklatsch sei die starke Seite des Mannes. Aber nun scheint auch das nicht mehr der Fall zu sein. Siegfried Löwy ist nicht nur kein gebildeter, er ist auch kein unterrichteter Journalist.

Kaiserlicher Rath. Seien Sie unbesorgt! Mit dem Niederlegen des Titels hat's noch Zeit. Herr Weiß v. Wellenstein soll zwar kürzlich erzählt haben, ihm werde für die Angriffe in der ‚Fackel' eine glänzende Genugthuung bereitet werden, da man höherenorts die Absicht habe, ihn zum Laienrichter und kaiserlichen Rath zu ernennen. Aber ich glaube, dass man höherenorts gerade die Absicht nicht hat.

Besorgter Wiener. Sie verlangen seit mehreren Wochen täglich den ‚Wiener Localanzeiger' in Ihrem Stammcafé, und der Marqueur zuckt die Achseln. Nein, er ist nicht mehr. Und das geschah sehr rasch. In Nr. 54 erzählte ich, dass der Ministerpräsident v. Koerber dem Herrn Laurencic eine Subvention von 25 Gulden für jede Nummer zugesichert habe. Die Folge meiner Indiscretion war, dass Herr v. Koerber sich eines Besseren besann, und der ‚Localanzeiger' wenige Tage später sein Erscheinen einstellte. Herr Laurencic erließ zwar noch eine »Erklärung« an der Spitze seines Blattes, in der er meine Mittheilung dementierte und versprach, dass er auf die weiteren Ausführungen »zurückkommen« werde. Aber das gieng dann aus technischen Gründen nicht mehr. . . . Das einzige neue Blatt, das uns die gloriose Aufhebung des Zeitungsstempels gebracht hat, verschied kläglich, wie es kläglich, von Analphabeten redigiert, gelebt hatte. Herr Laurencic eilte nach Dresden, um von dort Kundgebungen an die Völker Oesterreichs zu erlassen, in denen er sich als Märtyrer und als verkanntes Genie vorstellte. Seine Redacteure machten gegen ihn eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, versöhnten sich aber mit ihm, als auch er mit einer Strafanzeige drohte. Herr Laurencic hat in einer seiner Proclamationen die wahre Ursache des Zusammenbruchs seines hoffnungsvollen Unternehmens enthüllt: »Ich kann zahlreiche Persönlichkeiten als Zeugen anführen, und auch solche, welche sich betheiligen wollten, die mich warnten und mir ausdrücklich erklärten, selbst wenn eine Million in das Blatt investiert wird, dasselbe misslingen müsse, so lange die leitenden Stellen von Personen bekleidet werden, von denen die eine bereits

mehrfach mit dem Strafgericht in Conflict war und die andere sich jede Woche derart berauscht und, wie in der Schulerstraße leider zu bekannt, nachts solche Scandale aufführt, dass die Polizei intervenieren musste, und die dadurch das Unternehmen discreditierten.«

Culturforscher. Die Behauptung in Nr. 58: »In puncto Gabor Steiner ist thatsächlich die Journalistik aller Parteien und aller Confessionen einig« sollte sich natürlich nur auf die markantesten Journalvertretungen der Parteien und Confessionen beziehen. Ich habe ja auch gezeigt, dass das ‚Deutsche Volksblatt' den Magus aus dem Osten in ebenso hohen Tönen preist wie die ‚Neue Freie Presse'. Vor der dreimal gespaltenen Nonpareillezeile sind alle Menschen gleich. Das ‚Deutsche Volksblatt' schien mir die antisemitische Begeisterung für Gabor zu vertreten. An die ‚Reichspost' habe ich gar nicht gedacht. Nun theilen Sie mir mit, dass sich das Blatt in einer Notiz gegen die Zumuthung verwahrt hat, die Herrlichkeiten des renovierten Orpheums im interconfessionellen Chorus besungen zu haben. Diese Erklärung der ‚Reichspost' ist nur löblich, bedeutet einen wohlverdienten Hieb gegen die gesinnungsverwandte Publicistik, und ich zögere nicht, sie zur Kenntnis meiner Leser zu bringen.

Arzt. Am Krankenbette des Zaren standen die Reporter als Consiliarii, und das ‚Neue Wiener Tagblatt' hatte sofort die Entstehungsursache dieses kaiserlichen Typhus entdeckt. »Die Krankheit entstand durch heftige Erkältung.« Ein Minister hatte »kurz vor der schweren Erkrankung« das Cabinet des Zaren betreten und war »erstaunt über die dort herrschende Kälte«. Der Minister machte seinem kaiserlichen Herrn und Gebieter Vorwürfe, und der Zar entschloss sich, die Fenster schließen zu lassen, nachdem er noch versichert hatte, dass er »immer bei offenem Fenster schlafe«. »Der Minister schüttelte erstaunt den Kopf. Bald nach dem Gespräche brach auch die Krankheit aus.« So entsteht Typhus. In der Regel ist eine Erkältung die Ursache, in seltenen Fällen auch ein bloßes Gespräch mit dem Justizminister.

Gymnasiast. Sie lasen im Leitartikel der ‚Neuen Freien Presse' vom 29. November: »— — man murmelt das Ovid'sche ‚Forsan et haec olim meminisse juvabit' in stiller Erleichterung vor sich hin.« Sie behaupten aber steif und fest, das Citat aus der Aeneide Vergils zu kennen. Der Leitartikler kann sich jetzt sein Schulgeld, aber Sie können sich nicht Ihren Abonnementsbetrag zurückzahlen lassen.

E. B. Ich danke Ihnen bestens für Ihre gute Meinung. Aber zum Talente-Entdecken fehlt es mir leider an Zeit. Ich muss also, so leid es mir thut, darauf verzichten, Ihr Drama kennen zu lernen. Wenn es aber bereits in Hamburg mit Erfolg aufgeführt wurde und nur halb

so gut ist, wie Sie behaupten, so macht es sicherlich auch ohne mich seinen Weg.

Dr. S., Agram. Für Ihre freundlichen Worte danke ich verbindlichst. Wenn Sie der Meinung sind, dass eine Schilderung der Verhältnisse Ihrer Heimat einem Interesse der österreichischen Oeffentlichkeit und nicht bloß einem localen oder gar parteimäßigen Interesse dienen würde, so ist mir eine Einsendung erwünscht.

Bücherleiher, Zeitschriftenbettler etc. Das ‚Börsenblatt für den deutschen Buchhandel‘ hat einmal — siehe Nr 51 der ‚Fackel‘ — einen lehrreichen Briefwechsel zwischen der »Deutsch-akademischen Lese- und Redehalle in Wien«, deren Bücherwart ein Gratisexemplar von Krapotkins »Memoiren eines Revolutionärs« erbeten hatte, und einem deutschen Verleger veröffentlicht. Nun ertheilt es der Prager Lese- und Redehalle, die auch mit deutschem Gruß und Handschlag um Bücher schnorrt, eine gebürende Antwort. Sie lautet: »Die Büchereiverwaltung der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag pflegt sich an Schriftsteller, gelehrte Gesellschaften und Verleger mit dem Ansinnen zu wenden, ihr Bücher zu schenken. Sie schreibt nun befriedigt, dass es ihr gelungen sei, einen Bücherbestand von 50 000 Bänden zusammenzubringen, setzt aber nichtsdestoweniger die Bittgänge rüstig fort, indem sie diese dadurch begründet (?), dass die Freigebigkeit der genannten Theilnehmer es ihr ermöglicht habe, zu bewirken, »dass der Prager Student auf allen Gebieten menschlichen Wissens sich Rath und Belehrung erholen und sich die für sein späteres Leben nöthigen und nützlichen Kenntnisse erwerben kann. — Wir erlauben uns zu bemerken, dass wir bei allem Interesse an der geistigen Wohlfahrt der Prager deutschen Studenten nicht einsehen, warum sich diese die für ihr Leben nöthigen und nützlichen Kenntnisse nicht aus gekauften Büchern erwerben wollen, damit auch die Buchverleger das ihnen für ihr derzeitiges und späteres Leben Nöthige und Nützliche zu erwerben imstande sind. Und noch eins: Steht die geistige Nahrung in der Wertschätzung der Studenten so viel niedriger, dass es für fair erachtet wird. sie umsonst zu erbitten, während das Gleiche bei der leiblichen Nahrung als ein offenkundiges, beschämendes Armutszeugnis gilt?« Gut gegeben. Aber ich möchte, wenn schon die Prager Studenten und die Verleger sich dsa für ihr derzeitiges und späteres Leben Nöthige und Nützliche erworben haben, denn doch noch um ein wenig Rücksicht auf die Autoren bitten, die ja schließlich auch ein gewisses Verdienst an der Bereitung der geistigen Nahrung haben, die die Verleger den Prager Studenten nicht gratis verabreichen wollen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.



Nachdruck verboten.

DIE FACKEL

Nr 62 WIEN, MITTE DECEMBER 1900 II. JAHR

Eine Anzahl niederösterreichischer Industrieller und fünfundzwanzig Actiengesellschaften haben sich zusammengethan und ein politisches Programm aufgestellt, auf das zwei Herren in den Städtebezirken Baden—Mödling und Wiener-Neustadt—Neunkirchen candidieren. Damit ist in unser politisches Leben eine wichtige Neuerung eingeführt worden: die politische Actiengesellschaft. Schon bisher haben sich die Actiengesellschaften nicht nur in ihrer Erwerbsthätigkeit, sondern auch national von einander unterschieden: tschechische Actiengesellschaften haben den »deutschen Besitzstand« fast ebenso oft wie deutsche Actiengesellschaften den tschechischen »bedroht«. Aber die deutschen Actiengesellschaften waren, wenn auch thatsächlich, doch nicht officiell »deutschfortschrittlich«, und die tschechischen waren weder alt-, noch jungtschechisch gesinnt; sie dachten ganz »realistisch«, ohne aber darum auch nur im entferntesten mit Herrn Professor Masaryk zu sympathisieren. Das soll nun anders werden. Wer in Hinkunft eine Actie der k. k. priv. Papierfabrik Schlöglmühl erwirbt, hat nicht nur 300 Kronen zu bezahlen und Aussicht auf vierpercentige Verzinsung, sondern er erklärt sich damit zugleich als Gegner des tschechischen Staatsrechtes und Centralist. Wer am Börsenschranken, dort, wo die Actien der Teppichfabrik Philipp Haas & Söhne gehandelt werden, »ich nehm'« schreit, bekennt sich als Anhänger der deutschen Staatssprache, und wer: »ich geb'« ruft, wird schwerlich dem Verdacht ent-

gehen, er wolle als Freund der tschechischen Obstruction von einem Unternehmen, das jene so heftig bekämpft und auf das Pfingstprogramm schwört, nichts wissen. Wer in Pottendorfer Baumwollspinnerei-Actien »fest« ist, declariert damit strammdeutsche Gesinnung. Das Beispiel, das hier gegeben wurde, wird bald auch die anderen österreichischen Actiengesellschaften zur Nachahmung reizen; die Nuancen nationaler Gesinnung, durch die sich zwei Elektricitätsgesellschaften unterscheiden, werden auf die Coursbewegung von entscheidendem Einfluss sein, und wenn Siege der Radicalnationalen aus Nordböhmen gemeldet werden, werden die Actien der der Mauthner-Gruppe angehörenden Montanunternehmungen fallen. Wie stellt sich die Alpine Montangesellschaft zum Urtheil im Process Steinwender-Pacher? wird die erste Frage sein, auf die der Abonnent der ‚Neuen Freie Presse' frühmorgens von seinem Blatte Antwort verlangt.

Da aber nun das Vorurtheil, als hätte eine juristische Person nur in Hinsicht auf den Gesellschaftszweck einen Willen, beseitigt ist, so ist nicht einzusehen, weshalb man in der Erweiterung des Thätigkeitsgebietes unserer Actiengesellschaften bei der Politik stehenbleiben sollte, in der sie sich doch, solange nicht eine Wahlreform uns eine Curie der Actiengesellschaften beschert, nicht praktisch bethätigen können. Wenn man erfahren hat, dass die Accumulatorenfabriks-Actiengesellschaft deutschliberal fühlt, so wird man auch wissen wollen, wie sie über Wagner'sche Musik, über Böcklins Bilder und über Altenbergs Skizzen urtheilt. Wer Pittener Papierfabriks-Actien kauft, wird sich vorher vergewissern, wie das Unternehmen über den Gegensatz zwischen Nietzsches und Tolstois Moral denkt. Und kein guter Christ wird in Zukunft dem bürgerlichen Gesetzbuch glauben, das auch eine Actiengesellschaft, die sich zu Renans Ansichten über Religion bekennt, zu den »moralischen Personen« rechnet.

* * *

Neulich wurde, da der Eifer der Herren Münz und Goldmann nicht mehr ausreicht, zum Preise Bülows der Dichter Adolf Wilbrandt von der ‚Neuen Freien Presse‘ mobilisiert. Herr Wilbrandt lieferte einen fünf Spalten langen Leitartikel, in dem er die Weltpolitik, die Gattin, die Bibliothek und sonstige Vorzüge des Reichskanzlers feierte. Und wie in Deutschland jetzt Gelehrte aus ihrer stillen Klause kriechen, um auf offenem Marktplatze sich für die Panzerflotte und einen Orden einzusetzen, so entpuppte sich auch der stille Poet von Rostock als Flottenschwärmer. »Wie viele Menschen mag er (Graf Bülow) wohl in Deutschland kennen,« — ruft Wilbrandt aus — »die so feurig, so ganz vom Herzen am deutschen Weltberuf hängen wie ich? Oder wie die junge Dame, von der ich dieser Tage die Worte hörte: ‚Ich möcht' ein großes Panzerschiff sein, damit ich meinem Vaterlande nützen könnte‘?« Bei uns und im südlichen Deutschland hält man solch »uferlosen Plänen« gegenüber noch immer an dem bescheidenen Wunsche fest: »Wenn meine Großmutter Räder hätte, so wäre sie ein Omnibus.«

* * *

Zur Affaire des Herrn Barlovac (siehe Nr. 61) lässt sich die ‚Neue Freie Presse‘ am 10. December aus Rom melden, die Ernennung und Abberufung des Herrn sei in Belgrad verfügt worden, »ohne irgendein Zuthun von Seite Italiens«. Natürlich, »abberufen« musste Herrn Barlovac die serbische Regierung, da ihn die italienische nicht mochte. Aber Italien versichert eben, dass es auch an der Ernennung des Herrn Barlovac nicht die geringste Schuld trägt . . .

* * *

»Die Vorstellungen eines Kaufmannes, Börsespeculanten, Banquiers sind nothwendig ganz verkehrt.« Indem Herr Dr. Lecher der Enquête über

den Getreide-Terminhandel diesen Ausspruch des Karl Marx in Erinnerung brachte, hat er sie rechtzeitig an den Zusammenhang zwischen Beruf und Meinung gemahnt. Aber dieser Zusammenhang erstreckt sich nicht nur auf wirtschaftliche Auffassungen. Seinen stärksten Ausdruck findet er auf dem Gebiete der Moral. Das ist eines der größten Verdienste, die sich die nun beendete Enquête erworben hat, dass sie weiteren Kreisen das Verständnis für Börsenmoral eröffnete. Nicht als ob man etwa die Mittheilungen der Börsengegner, auch der besteingeweihten, wie des Müllers Fuhrich, als Quellen solchen Verständnisses ansehen dürfte: nur aus demjenigen, was die Börsenvertreter selbst über das Thun der Börse berichten, und daraus, dass sie darin nichts Bedenkliches erblicken, wird der Unbefangene sich zu schließen gestatten. Und sein Schluss wird lauten: Die Börsenautonomie muss beseitigt werden!

Mit der äußersten Zähigkeit vertheidigen unsere Börsen seit Jahren ihre Schiedsgerichte. Als es sich bei Einführung der neuen Civilprocessgesetze um die Einschränkung der schiedsgerichtlichen Competenz und um vermehrte Garantien der materiellen Rechtssicherheit handelte, erklärten die Börsenvertreter diese Forderungen für schädlich; heute berufen sie sich auf die wohlthätigen Wirkungen der Reform, um weitere Reformen zu verhindern, und suchen naiven Gemüthern aus den Acten der Schiedsgerichte die Vortrefflichkeit ihrer Rechtsprechung zu beweisen. Freilich können die Acten nichts davon erzählen, wie in Schiedsgerichtsprocessen durch unrichtige Rechtsbelehrungen Vergleiche erpresst werden. Aber eines beweisen sie immerhin: dass sich die Schiedsrichter an das geltende Recht, an die Börsenusancen, vielfach nicht halten. Unglaublich, aber wahr: dem Vorwurfe, dass einzelne Börsenusancen die Interessen der wirtschaftlich Schwächeren verletzen, ist der Nachweis entgegengestellt worden, dass das Schiedsgericht der Wiener

Börse für landwirtschaftliche Producte seine Urtheile zum großen Theil nicht nach Rechtsnormen, sondern nach »Treu und Glauben« fällt, so gut die Herren diesen Begriff eben verstehen. Die Richter — rechtsunkundige Richter! — maßen sich das Amt von Gesetzgebern an, schaffen nach Gutdünken neue Verkehrssitten und verlangen, dass man diese Herrschaft der Willkür als einen besonderen Vorzug anerkenne. Ernsthafte Leute sollen zur Ueberzeugung gebracht werden, es könne keinen idealeren Zustand geben, als dass heute ein Börsenrath A im Processe eines Börsenrathes B, morgen Börsenrath B im Processe des Börsenrathes A Richter ist, dass der einzige Jurist, der an diesen Verhandlungen mit berathender Stimme theilnimmt, ein von den Börsenräthen A und B angestellter und bezahlter Beamter ist, und dass die Urtheile nicht nach präcisen Rechtsbestimmungen, sondern nach Treu und Glauben gefällt werden. Die Herren Schiedsrichter mögen wohl treu ihrem Glauben an die Vortrefflichkeit dieser Zustände bleiben; wenn sie dabei nicht selig werden, so werden sie doch wenigstens auf Erden nicht zu Schaden kommen.

Jedoch die Rechtsprechung der Börsenschiedsgerichte ist noch nicht der Uebel schlimmstes. Weit ärger sind die Ungehörigkeiten, die jeden Tag bei der Coursfeststellung geschehen. Dass auch an der Börse für landwirtschaftliche Producte die Spannung zwischen Geld- und Warencours besteht, dass hier die Spannungen viel größer sind als bei den Coursnoticrungen der Effectenbörse und dass darum der »Schnitt« die reichsten Ernten erzielt, war schon vor der Enquête männiglich bekannt. Haben doch die Wehrufe der von den fröhlichen Schnittern niedergemähten Opfer zur Einberufung der Enquête geführt. Dass aber nicht bloß Course, bei denen, wenn auch kein wirkliches Geschäft, doch Angebot oder Nachfrage erfolgte, notiert werden, sondern dass auch Coursnotierungen auf Grund bloßer Schätzung eines Herrn, der vielleicht in der betreffen-

den Ware gerade stark engagiert ist, vorkommen: davon erklärten sich selbst der durchaus nicht börsenfeindliche Vertreter des Justizministeriums und ein äußerst börsenfreundlicher Advocat peinlich überrascht. Nur Herr Börsenrath Schwitzer und seine Collegen glauben mit ihren Coursschätzungen einem Gebote der Logik zu gehorchen und das Bild der Marktlage zu »vervollständigen und klären«.

Die Experten Fuhrich und Sand haben in der Debatte über die Coursnotierungen (Protokoll VIII, 451 ff.) nicht verabsäumt, auch auf den Zusammenhang zwischen Börsenschwindel und Presse hinzuweisen. Die Tagesblätter begnügen sich ja durchaus nicht, die amtlichen Coursnotierungen zu bringen. Sie haben ihre Börsenberichterstatter, die noch private Mittheilungen über die Umsätze des Tages verwerten, ohne dass irgendwelche Gewähr für die Richtigkeit dieser Informationen bestände, die vielmehr häufig in der Absicht, eine Hausse- oder Baissebewegung hervorzurufen, gegeben werden. Sei's nun, dass der Berichterstatter aus Dummheit — der seltenste Fall — oder, weil er von einem großen Speculanten dafür bezahlt wird, oder endlich — der häufigste Fall — weil er selbst oder sein Chef speculiert, falsche Course bringt, in jedem Falle leiden darunter die der Börse nicht angehörenden Interessenten. Nicht minder gefährlich aber als falsche Course sind die »Stimmungsberichte«. Theißweizen kostet 8 Gulden. Der Zeitungsberichterstatter bemerkt dazu, je nachdem er Hausse- oder Baissestimmung feststellen — in Wahrheit: machen — will: »starke Nachfrage« oder »schwer anzubringen«. Dass unter den österreichischen Zeitungen die ‚Neue Freie Presse' die schändlichsten Berichte über die Börse für landwirtschaftliche Producte bringt, ist wohl selbstverständlich; es wurde aber auch zu wiederholtenmalen in der Enquête nachdrücklich anerkannt.

Und die Staatsaufsicht über die Börse? Der Börsencommissär nimmt meistens, so haben wir erfahren, an der Coursfeststellung theil. Meistens: also selten.

Von einem Getreidehändler, der der Wiener Börse angehört, erhalte ich eine Zuschrift, in der vorgeschlagen wird, die Regierung solle doch eine Umfrage bei allen Börsenmitgliedern — etwa durch Auflegung eines Fragebogens — veranstalten, wie sie sich zum Verbot des Termingeschäftes stellen. Mit Ausnahme einiger weniger großen Spielerfirmen werde jedermann ein solches Verbot freudig begrüßen. Dass das Terminspiel den schädlichsten Einfluss auf das Effectivgeschäft übe, werde von sämmtlichen Effectivhändlern anerkannt. Der Ausdruck Termingeschäft führe nur irre; es gebe in Wien nur ein Terminspiel, das es einigen Großspeculanten ermögliche, wenn nicht außerordentliche Ereignisse ihnen in die Quere kommen, die Getreidepreise, je nachdem ihre Engagements es ihnen wünschenswert erscheinen lassen, »in die Höh' zu schreien« oder »herunterzureißen« und so durch forciertes »Geben« oder »Nehmen« auf Wochen, ja Monate hinaus den Preis zu verfälschen. Dass die Mittelfirmen an diesem Spielertreiben theilnähmen, sei Nothwehr; sie könnten nicht ruhig zusehen, wie einige Speculanten einseitig Preise machen. Aber sie hofften, dass die Regierung durch das Verbot des Terminhandels sie von diesem verhassten und schädlichen Zwang zum Spielen befreien werde. »Man muss«, schließt das Schreiben, »dem ‚Monaco in der Taborstraße‘ energisch zu Leibe gehen. Wenn dabei auch die Börsenlöwen laut brüllen: nur keine Angst! Diese Löwen und Löwis haben keine Zähne und laufen bei Fackelschein feige davon.«

* * *

»Der Unterrichtsminister hat es unternommen, einige Uebelstände in dem Modus der Ernennung und Transferierung von Hochschulprofessoren und Docenten zu beheben und zunächst dem in dieser Beziehung seit jeher herrschenden Protectionismus und Nepotismus entgegenzutreten.« — In Rom!

Der voranstehende Satz ist nämlich einem italienischen Briefe in Nr. 45 der ‚Wiener klinischen Rundschau‘ entnommen.

* * *

Herr Hofrath Khittel und Weihnachten.

Geehrter Herr!

In der letzten Nummer der ‚Fackel‘ wundern Sie sich darüber, dass die Beamten und Manipulantinnen der Salzgeschäftsabtheilung der k. k. Staatsbahndirection Wien keine Weihnachtsremunerationen erhalten haben: Nun, wir Verkehrsbeamte der Wiener Stationen und Localstrecken haben es schon lange aufgegeben, uns über so etwas zu entsetzen, da auch wir mit unseren berechtigten Ansprüchen auf eine Weihnachtsgratification gründlich durchgefallen sind.

Ich sehe Sie, geehrter Herr, schon wieder ein erstauntes Gesicht machen: Verkehrsbeamte haben auch nichts bekommen? Ja, wer wurde denn dann eigentlich betheilt? Nun, Hofräthe, Ober- und gewöhnliche Inspectoren, die Bureaubeamten der Centralen u. s. w. erhielten »Remunerationen für außerordentliche Dienstleistungen«, aber beileibe kein Verkehrsbeamter.

Nun muss ich Ihnen aber verrathen, dass die früher »Weihnachtsgratificationen« genannten Geschenke von der Jahrhundertwende an »Remunerationen für außerordentliche Dienstleistungen« heißen. Da ich Sie aber neuerdings erstaunt sehe, so bin ich schon gezwungen, Ihnen an der Hand eines Beispieles die Berechtigung der angeführten Bezeichnung nachzuweisen.

Also denken Sie sich gefälligst eine vollbusige Manipulantin, die mit einem höheren Functionär der k. k. Staatsbahnen gut bekannt ist und die an einem hartnäckigen Magenübel leidet. Das Leiden nimmt derartige Dimensionen an, dass sich die fürsorgliche k. k. Staatsbahndirection über Verwendung des citierten Functionärs veranlasst sieht, der Manipulantin eine Unterstützung aus Betriebsmitteln zu gewähren, um die Arme in Stand zu setzen, ihrer schwer erschütterten Gesundheit durch einen Landaufenthalt wieder aufzuhelfen; aber o Jammer, dieses Mittel wirkte so heftig, dass besagte Manipulantin ihren hohen Gönner am Ende des Landaufenthaltes mit einem gesunden Knäblein erfreuen konnte. Eine derartige

Leistung muss doch außerordentlich genannt werden, und es darf natürlicherweise niemand in Erstaunen setzen, dass jene Manipulantin auch mit einer Remuneration für außerordentliche Dienstleistung betheilt wurde.

Die Verkehrsbeamten der Wiener Localstrecken blicken bei solch erstaunlichen Leistungen beschämt auf ihre eigenen geringen Verdienste während des Sommerverkehres und beugen in Demuth ihr Haupt vor der weisen Einsicht des Hofrathes Khittel, der nur würdige Personen mit Remunerationen betheilen ließ.

Ein Adjunct.

*

Geehrter Herr!

Wenn auch keine Remuneration, so erhielten die Verkehrsbeamten der Wiener Localstrecke doch bis heuer eine sogenannte Localdienstzulage oder -Prämie.

Im schlimmsten Falle fiel auf einen Beamten (ich meine einen der Parias; die anderen fressen, so viel ihnen schmeckt) 20 Gulden, ein gewiss bescheidener Betrag, wenn er als Entschädigung für einen »Sommersaison«-Verkehrsdienst gelten soll.

Heuer wurden nur einige Stationen, diese aber wieder nur in der Weise bedacht, dass bloß die Dienstvorstände und einzelne Wächter eine Localdienstzulage, erstere von 50 Gulden aufwärts bis zu einem kleinen Haupttreffer, letztere im Durchschnitte von 8 Gulden erhielten.

Diese Dienstvorstände der Localstrecken Wiens sind fast ausnahmslos Protectionskinder, Söhne, Neffen höherer Eisenbahner, sind zumeist als vollkommene Ignoranten im Verkehrsdienste bekannt, üben, mit wenigen Ausnahmen, auch thatsächlich keinen executiven Dienst aus, sondern dienen lediglich als Aufputz der Stationen.

Ist nun dem Herrn Hofrathe Khittel die Art der Vertheilung jener Localdienstzulagen bekannt? Hat er anderseits schon an den traurigen Beginn seiner eigenen Laufbahn bei der »K. k.« gedacht? Oder glaubt er wirklich, dass nur jene zu existieren berechtigt sind, die ein Empfehlungsschreiben, von einer hohen Persönlichkeit gezeichnet, vorzeigen können?

Oder bestreitet Herr Hofrath Khittel, dass er an Bewerber um eine Stellung die stereotype Frage stellt: »Von wem werden Sie empfohlen?«

Ein Verkehrsbeamter.

*

Geehrter Herr!

Keine Remuneration, aber Disciplinaruntersuchung. Eine solche soll den acht Nichtbetheilten in der Salzgeschäftsabtheilung angeordnet sein, und die Armen, die jetzt vor der nächsten Zukunft zittern, sind doch wahrhaftig an der Publication in der ‚Fackel‘ unschuldig. Das wissen Sie ebenso gut wie ich. Ihr Gewährsmann.

Geehrter Herr!

Dank für die Vertretung der Diurnisten und Manipulantinnen. Aber, was auf der k. k. Staatsbahn (Hofrath Khittel) geschehen ist, geschieht auch alljährlich in den Telegraphen- und hauptsächlich Telephonämtern. Heuer haben wir armen Telephonistinnen noch keine Gratification. Es heißt auch uns gegenüber, »der Staat hätte nicht so viel bewilligt«, und wir verdienen uns den Gehalt von dreißig Gulden sicher am schwersten. Mehrere Telephonistinnen.

Zu diesen Zuschriften habe ich nur zu bemerken, dass die stereotype Wendung, mit der man arme Beamte abspeist: »Der Staat hat nicht so viel bewilligt — —« einen unvollständigen Satz darstellt. Der österreichische Staat hat nämlich seinen Beamten nicht so viel bewilligt wie seinen Revolverjournalisten, die an der Regierungskrippe sitzen und vor und nach Weihnachten Remunerationen für außerordentliche Dienstleistungen beziehen.



Ich erhalte die folgende Belästigung:

Auf Grund § 19 P. G. fordere ich Sie auf, die nachstehende thatsächliche Berichtigung in der ‚Fackel‘ abzudrucken, und zwar an derselben Stelle und in derselben Schriftgattung, in welcher der zu berichtigende

Artikel erschienen ist: »Der in der periodischen Druckschrift ‚Die Fackel‘ (Nr. 60, Seite 14 u. 15) enthaltene Artikel behauptet, dass die ‚Sonn- und Montags-Zeitung‘ nur aus dem Grunde gegen das Unternehmen Barnum & Bailey schreibt, weil seine Inserate ihr nicht zugewendet werden. Diese Behauptung ist vollständig unwahr. Wahr vielmehr ist, dass die ‚Fackel‘ selbst diese Unwahrheit constatiert, indem sie im »Nachtrag« zu dem in Rede stehenden Artikel Folgendes schreibt: »Nachtrag. Ich habe dem alten Kämpfer Unrecht gethan. Soeben meldet man mir, dass nicht das Ausbleiben eines Inserates Scharf zum Angriff auf Herrn Baileys Unternehmen getrieben hat, sondern ein reineres Motiv. Die »Elektrische Glühlampenfabrik Watt, Scharf & Co.« hatte sich zur Beleuchtung des Rotundenraumes in zuvorkommendster Weise bereit erklärt, ihr Offert wurde aber von einer verblendeten Circusdirection, die die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen »Watt« und der ‚Sonn- und Montagszeitung‘ ignorieren zu können glaubte, abgelehnt.« Auch diese zweite Behauptung ist vollinhaltlich unwahr. Wahr ist vielmehr, dass die »Elektrische Glühlampenfabrik Watt, Scharf & Co.« niemals eine Offerte zur Beleuchtung des Rotundenraumes Herrn Bailey gestellt hat, daher eine solche auch nicht abgelehnt werden konnte; wahr vielmehr ist ferner, dass die genannte Fabrik schon deshalb gar nicht in der Lage war, eine solche Offerte zu stellen, weil der Rotundenraum mit Bogenlampen beleuchtet wird, die »Elektrische Glühlampenfabrik Watt, Scharf & Co.« aber ausschließlich Glühlampen erzeugt, wie dies schon im Wortlaute dieser Firma klar und deutlich ausgedrückt ist.

Alexander Scharf.

Der § 19 ist geduldig, aber wenn ich seinem Missbrauch einen amusanten Beitrag für die ‚Fackel‘ verdanke, so habe ich nichts dagegen. Nach der üblichen Versicherung — man kann sie dem ungläubigen

Leser nicht oft genug wiederholen —, dass im Berichtigungsverfahren der Wahrheitsbeweis ausgeschlossen ist, möchte ich die Zuschrift des Herrn Scharf auch noch formal beanstanden und nachweisen, dass hier keine gesetzliche Verpflichtung zur Aufnahme vorlag, da Herr Scharf sich nicht darauf beschränkt, meine Behauptungen zu berichtigen, sondern in launiger Weise mich gegen mich selbst ausspielen möchte. Jedem andern Leser war es klar, dass ich mit dem »Nachtrag« nicht die Wirkung des Voranstehenden aufheben, sondern vermehren wollte und nur ironisch Herrn Scharf von der Rache wegen eines Inserates freisprach, um ihn der Rache wegen der Glühlampen zu beschuldigen. Hätte ich wirklich eingesehen, dass ich eine »Unwahrheit« behauptet, so hätte ich sie doch nicht stehen lassen, sondern mich mit dem Inhalt des »Nachtrags« begnügt. Aber ich wollte eben andeuten, dass man bei Herrn Scharf nicht um »Motive« für seine publicistische Bethätigung verlegen zu sein braucht: Vorenthaltene Inserate oder vorenthaltene Glühlampen ... Denn dass der Rotundenraum mit Bogenlampen beleuchtet ist, thut gar nichts zur Sache. Der Rotundenraum hätte eben auch von Glühlampen beleuchtet sein können, und hat zahlreiche Nebenräume, in denen sicherlich Glühlampen verwendet werden. Wenn Herr Scharf constatiert, dass der Circus von Bogenlampen beleuchtet wird, so scheint gerade aus dieser Mittheilung etwas wie die wehmüthige Resignation eines Mannes zu sprechen, der sich mit einer Situation vertraut gemacht und gesehen hat, dass an ihr nichts zu verdienen war; dass Herr Scharf an »Watt« interessiert ist, gibt er ja selbst zu.

Ich sagte schon, dass man bei Herrn Scharf um Motive nicht verlegen ist. Das »verweigerte Inserat« gefällt ihm nicht; die »nicht abgesetzten Glühlampen« gefallen ihm auch nicht. Also — ohne dass ich die Wirksamkeit dieser beiden Motive bestreite — ein drittes:

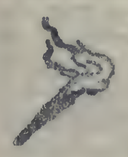
Der »Herausgeber der ‚Sonn- und Montagszeitung'« hat Feuerlärm geschlagen, und er hat es glücklich bis zu dem kürzlich in Wien verbreiteten Gerücht gebracht, dass die Rotunde — es war leider nur ein Haus in der Leopoldstadt — in Flammen stehe. Aber fast mehr noch als über den Pauschalienverlust grollt Herr Scharf über die Vereitlung seines Racheplans. Den Barnum & Bailey ist er nicht gewachsen. Die Artikel der ‚Sonn- und Montagszeitung' sind wirkungslos geblieben, weil die gut pauschalierten Tagesblätter, durch Extra-Gratificationen zu den höchsten Leistungen angespornt, die Rotunde für mindestens ebenso feuersicher wie die Panzercassen von Barnum & Bailey erklärten. Und auch der andere Angriff des Herrn Scharf ward siegreich zurückgeschlagen.

Die Leser der ‚Sonn- und Montagszeitung' wissen nichts von einem anderen Angriff. Ich aber lege Wert darauf, dass man Herrn Scharf, da er sich nun einmal bei der ‚Fackel' zu Gast geladen, hier genau betrachte.

Barnum & Bailey versichern ihre Objecte, wohin immer sie kommen, bei der North British and Mercantile Insurance Company in London. In Wien hat diese Versicherungsgesellschaft eine Filiale im I. Bezirke, Gonzagagasse 15. Die Rotunde wurde durch die österreichische Repräsentanz besichtigt, die Einrichtungen, die Barnum & Bailey machen ließen, überwacht; das Urtheil lautete: die Rotunde sei als »erstclassiges Object« zur Versicherung zu empfehlen. Aber bald nachher erschienen die Feuerlärmartikel der ‚Sonn- und Montagszeitung' und flößten, während die gesammte übrige Oeffentlichkeit ihrer nicht achtete, der pflichtgemäß ängstlichen Generalrepräsentanz der North British Insurance Company lebhafte Beunruhigung ein. Sie unternahm denn auch einen ganz ungewöhnlichen Schritt. Zunächst wendete sie sich an das Handelsministerium, dem die Rotundenverwaltung untersteht, um es auf die Gefährlichkeit der Zustände in der Rotunde aufmerksam zu machen. Dann aber

legte sie der Unternehmung Barnum & Bailey eine Reihe von Nachtragsbestimmungen vor, die angenommen werden müssten, wenn der Versicherungsvertrag aufrecht bleiben solle. Ein solches Vorgehen schien den Barnum & Bailey vexatorisch. Wer war denn dieser erst so sichere und plötzlich so ängstliche österreichische Repräsentant? Im ‚Lehmann' heißt es: »Repräsentant der Gesellschaft in Wien ist Alexander Scharf, welcher die Firma der Gesellschaft in der Weise »zeichnet, dass er unter deren Wortlaut seinen Namen ‚Scharf' beisetzt«. Die Seele des Alexander Scharf, der I., Gonzagagasse 15, die North British Insurance Company repräsentiert, wohnt aber in derselben Brust, wie jene des Alexander Scharf, der IX., Kolingasse 20, die ‚Sonn- und Montagszeitung' herausgibt. Und diese beiden Seelen hatten sich offenbar aufs beste vertragen: Der gekränkte Zeitungsherausgeber Scharf hatte die genaue Kenntnis des Versicherungsagenten von den baulichen Einrichtungen in der Rotunde benützt, um einen Artikel für die ‚Sonn- und Montagszeitung' zu verfassen, und der vorsichtige Versicherungsagent Scharf hatte jenen Artikel benützt, um den Barnum & Bailey einige Nachtragsbestimmungen zum Versicherungsvertrag abzuzwacken. Aber der Streich misslang. Das Circusunternehmen gieng die Centrale der Versicherungsgesellschaft in London an, und Herrn Scharfs Forderungen wurden zurückgezogen. Und er hatte doch die Sache so fein eingefädelt: Im ersten Vertragsformular, das er vorlegte, findet sich der Name »Scharf«; aber obwohl dieser Name, da doch der Titel »Herausgeber der ‚Sonn- und Montagszeitung'« nicht dabei steht, schwerlich auf eine Spur führen konnte, zog Herr Scharf es vor, das Formular des zweiten Vertrages von zwei Herren, die neben ihm das Firmierungsrecht haben, zeichnen zu lassen. Wehmüthig muss Herr Scharf jetzt eingestehen, dass er der Amerikanerschlauheit nicht gewachsen ist.

Nachtrag. Alexander Scharf ist doch nicht so ganz der blamierte Europäer. Er hat freilich die Inserate nicht bekommen, seine Lampen nicht abgesetzt und mit dem Versicherungsvertrag Pech gehabt. Aber ein Verlangen soll dem Repräsentanten der North British Insurance bewilligt worden sein: Er soll von Barnum & Bailey drei Passepartouts für die Rotunde gefordert haben, um deren Feuersicherheit controlieren zu können, und mit diesen Passepartouts können jetzt die Redacteure der ‚Sonn- und Montagszeitung' zu den Vorstellungen in der Rotunde gehen.



DAS RECLAME-DRAMA.

Unsere Tagespresse hat bekanntlich seit einiger Zeit einen bedeutenden Fortschritt in intellectueller Hinsicht zu verzeichnen. Lange konnte man ihr mit Recht vorwerfen, dass sie, ihren nächsten Beruf, die ruhige Berichterstattung über die Geschehnisse des Tages, verachtend, vielmehr die Alluren einer Seherin annahm, die in hochtönenden Worten Entwicklungen von Ideen, Gestaltungen der Zukunft vorherzusagen und ihre Leser nach diesen Ansichten zu gängeln sich vermaß. Das ist nun anders geworden. Zwar, in hochtönenden Worten wird noch gesprochen. Und es werden nach wie vor auch Themen berührt, deren tiefere Erfassung dem Tagschreiber gemeinhin verschlossen bleibt; man liest noch Entrefilets über die letzten Fragen der Philosophie, kleine Feuilletons über die Bestimmung des Menschen und Localnotizen über die wahre Natur

der Ehe. Aber, um wieviel conciser, um wieviel concreter ist man geworden! Wie strebt doch alles, selbst das anscheinend weitläufigste, nach einem realen Zweck! Gewiss, die Frage, ob die monistische oder die dualistische Weltanschauung vorzuziehen sei, wird noch sehr breit und abstract erörtert. Aber zum Schlusse der Abhandlung heißt es dann doch in erfrischendem Realismus: »Ob Sie nun mehr zur monistischen oder zur dualistischen Weltanschauung neigen, Sie werden auf jeden Fall gut thun, Ihre Leinenunterwäsche von der Firma ‚Huber und Weltner‘ zu beziehen.« Oder als Ausklang einer Plauderei über die moderne Ehe: »Ob man nun die kirchliche Einsegnung oder freies Zusammenleben vorziehe, hierüber lässt sich billig streiten. Eine Stimme aber herrscht darüber, dass der Herzensbund jener Paare, die ihr gesammtes Ameublement bei ‚Kampfmeyer & Co.‘ effectuieren lassen, sich als der dauerhafteste erweist.« Oder über die Bestimmung des Menschen: »Wohin wir gehen, wissen wir also nicht. Wenn wir aber gehen, brauchen wir tüchtiges Schuhwerk, und das bekommen wir halb geschenkt bei etc. etc. ...« Auch die Lyrik ist realistischer geworden. Früher nahm sie zum Vorwurfe oft den Mond, den Frühling, die Liebe; jetzt besingt sie in unseren Tagesblättern häufiger Königs-Paprika, Glanz-Schuhwichse, wenn's hoch kommt, ein antiseptisches Mundwasser. Die Dichter sind's zufrieden. Man liest sie jetzt häufiger, und die Paprikahändler zahlen, was man von den Verlagsbuchhändlern nur in vereinzelten Fällen behaupten konnte. Die Lyriker werden jetzt auch eher in den Tagesblättern gedruckt. Bei denen ist schlechte Lyrik sehr gesucht, wenn sie der Administration gut bezahlt wird.

Nur ein Gebiet hat bis jetzt dem mächtig drängenden Zuge der Zeit widerstanden: das Drama. Die Firmen, die bisher Stücke zur Aufführung bringen ließen, gehörten noch regelmäßig der Branche der dramatischen Autoren an und arbeiteten auf eigenes

Risico. Das soll nun anders werden. Die weltberühmte Chocoladen- und Schuhwarenfabriks-Firma J. Corti & Comp. in Simmering hat einen der renommiertesten vaterländischen Autoren ausschließlich für ihre Zwecke unter glänzenden Bedingungen engagiert, mit der Verpflichtung, ihr alljährlich ein die Verdienste der Firma würdigendes Reclamedrama zu liefern. Für die Aufführungen wurde vom Chef des Hauses Corti das »Deutsche Volkstheater« — als die vornehmste Bühne der Residenz, die in den Werken von H. Bahr u. a. schon ein dem Reclamedrama nahestehendes Genre gepflegt hat — in Aussicht genommen.

Das erste Drama der Firma liegt dem Schreiber dieser Zeilen bereits vor. Es erscheint erwähnenswert, dass Corti & Comp. die dichterische Freiheit des Autors in keiner Weise beschränken wollten. Nur drei aristotelische Forderungen stellten sie: Im Vordergrunde der Handlung sollte womöglich ein Hinterhaus, im Hintergrunde ein Vorderhaus stehen; die Hauptpersonen sollten ihre tiefsten Gemüthserregungen nicht durch Worte, sondern durch unartikulierte Laute, durch Rülpsen, Brummen oder Pfauchen kundgeben; endlich sollte der Autor alles, was er zu sagen habe, schon im ersten Acte entwickeln, der auch die höchste Spannung erwecken müsse, während in den folgenden Acten nichts vorzugehen brauche. Es ist klar, dass diese drei Forderungen von der Firma nicht aus Geschäftsinteresse, sondern nur in der Absicht gestellt wurden, es möchten die aus ihrer Fabrik hervorgegangenen Dramen den gemeiniglich als »modern« bezeichneten und gepriesenen dramatischen Werken in jedem Betracht gleichen. Dagegen wurde allerdings im Interesse der Firma der Wunsch ausgesprochen, es möge die entschieden fortschrittliche Gesinnung des Hauses und die Ernennung des Chefs zum kaiserl. Rath an passender Stelle gewürdigt werden. Im übrigen wurde der Dichter auf die Preiscourante des Hauses verwiesen.

Im Folgenden gebe ich eine Skizze des Dramas.

»Der Sieg des Fortschritts.«

Ein Wiener Stück in drei Acten von * * *.

Personen.

J. Corti, Besitzer des Takowa-Ordens, Chef der weltberühmten Chocolade- und Schuhwarenfabrik in Simmering bei Wien, später kaiserlicher Rath.

Der Schusterfranz, zugrunde gehender Kleingewerbetreibender

Marie, sein Weib, brustkrank.

Wilhelm Eder, sein Ziehsohn, Secretär bei Herrn v. Corti.

Anna, 18 Jahre } seine Töchter.
Mizzi, 5 Jahre }

Der Schullehrer.

Ein Amerikaner.

Der Genius des Fortschritts in der Maske eines bekannten deutsch-fortschrittlichen Abgeordneten.

Beamte, Arbeiter des Hauses Corti in großer Zahl; Schulkinder, Volk.

I. Act.

(Die Werkstätte des Schusterfranz. Milieu der Décadence. Das Fehlen von Rohstoffen sowie von Halb- und Ganzfabrikaten beweist vollständigen Geschäftsstillstand. Durch die großen Fenster sieht man das prachtvolle Etablissement der Firma Corti & Comp. Durch Zurückschieben einer im Hintergrunde befindlichen Rollthüre kann die Aussicht auf die Fabrik Corti & Comp. jederzeit nach Belieben erweitert werden.)

1. Scene.

Der Schusterfranz, Marie, später Anna.

Der Schusterfranz (mit allen Anzeichen der Verkommenheit, hockt auf einem Dreibein und versucht, eine Stiefletteanzufertigen. Nachdem er eine zeitlang vergeblich mit einem primitiven Hammer auf das Leder losgeschlagen hat, wirft er zornig das ganze Zeug in die Ecke): Uff, uff, ju, juuh — (thut einen mächtigen Zug aus der Schnapsflasche).

Marie (Weib des Schusterfranz, brustkrank, aus dem Hintergrunde): Na, was hast denn schon wieder?

Schusterfranz: Ah, was. Es hat ja ohnehin keinen Zweck nicht. (Säuft.)

Marie: Was hat keinen Zweck nicht, meinst du?

Schusterfranz: Das Arbeiten. Indes ich einen Stiefel mach, fabriciert der Corti 1400 Paar und einen Centner Schoklad.

Marie: Warum machst du's nicht g'rad so wie der Herr v. Corti?

Schusterfranz (blickt sie fragend an und säuft wieder).

Marie: Nun, der Chef des Hauses Corti hat sich durch eigene Kraft und Solidität zu dieser Stellung emporgeschwungen. Seine Fabricate erregen überall Aufsehen durch Dauerhaftigkeit oder Wohlgeschmack. Sie erzielten die goldene Medaille . . .

Anna (Tochter des Schusterfranz, eintretend): . . . in Antwerpen.

Marie (fortfahrend): Die silberne . . .

Anna: . . . in London.

Marie: Endlich eine überaus ehrende Anerkennung . . .

Anna: . . . auf der letzten großen Ausstellung in Paris.

Marie: Der vielen inländischen Medaillen und Anerkennungsschreiben gar nicht zu gedenken. (Sie bekommt einen Hustenanfall.)

Anna (besorgt): Mutter!

Marie: Ah, lass'! Es ist ja ohnehin alles umsonst. Eins könnte mich vielleicht noch retten!

Anna (stürmisch): Und das wäre . . .

Marie: Das wäre die Malzchocolade von Corti & Comp.

Anna (zustimmend): Ja, ich habe gehört, dass sie von außerordentlicher Wirkung bei allen Affectionen der Athmungsorgane sein soll. Freilich ist ihr Preis — dem hohen Werte entsprechend — nicht unbeträchtlich. Aber vielleicht legt unser Wilhelm ein gutes Wort bei Herrn v. Corti ein . . . ah, da ist ja Wilhelm.

2. Scene.

Die Vorigen. Wilhelm Eder.

Wilhelm Eder (Ziehsohn des Schusterfranz und Secretär bei Corti, tritt in freudiger Erregung ein. Er ist, wie alle Angestellten des Hauses Corti, wohlgenährt und auch sonst sympathisch): Nein, Kinder, diese Wohlthätigkeit . . .

Marie:
Anna: } Was ist denn g'scheh'n?

Wilhelm: Ja, wisst ihr's denn nicht? Heute ist doch der Geburtstag des Landesvaters, und da hat der Herr v. Corti eine Reihe von wohlthätigen Stiftungen gemacht, die ich auszuführen

habe. Der Kirchenbauverein erhält 10.000 fl., das »Ferienheim« 20.000, die »Concordia« 25.000 . . .

Marie: }
Anna: } Welch wohlthätiger Mann!

Wilhelm: Und abends sollen die Schulkinder bewirtet werden. Welche Freude, in einem solchen (er schiebt die Rollthüre zurück) Welthause angestellt zu sein!

Marie }
Anna } (wie aus einem Munde): Ah!

(Man sieht im Hintergrunde die prächtigen Fabriksgebäude von Corti & Comp. Zahlreiche Dampfmaschinen verursachen unausgesetzt großes Getöse. Fröhliche Arbeiter eilen unter munteren Gesängen geschäftig hin und her. In den umliegenden comfortablen Wohnhäusern sieht man gesunde Arbeiterfrauen zu den besten Hoffnungen berechtigende Kinder betreuen.)

Marie: }
Anna: } Glücklich, wer bei Corti & Comp. arbeiten kann!

Wilhelm: Wohl, wohl! Nun lasst uns aber gehen, der Schullehrer kommt; er hat, wie er mir früher sagte, etwas mit dem Vater zu sprechen. (Marie, Anna, Wilhelm ab.)

3. Scene.

Der Schusterfranz. Der Schullehrer.

Der Schullehrer (eintretend): Gott zum Gruße, lieber Meister.

Der Schusterfranz (der während Wilhelms Anwesenheit stumm vor sich hingebrütet hat, erwachend): Grüß Gott. Was steht zudiensten?

Der Lehrer: Ihr wisst, lieber Meister, dass heute bei Corti eine große Feier ist. Meine Schulkinder sollen bewirtet werden. Es bekommt jedes ein Paar alte Schuhe und etwas Chocolade sowie einige Reclamebilder. Ich habe eine Corti-Hymne verfasst und vertont, Eure kleine Mizzi soll die führende Stimme singen. Ihr überlässt mir Sie doch für den Abend?

Der Schusterfranz (mit wildem Lachen): Mein Kind, zum Corti, eine Hymne singen, hahahaha!

Der Lehrer: Versündigt Euch nicht, Meister. Was das Haus Corti & Comp. erreicht hat, das dankt es seiner überlegenen commerciellen Tüchtigkeit. Und wenn J. Corti nicht wäre, giengen meine Schulkinder bloßfüßig.

Der Schusterfranz (resigniert): Macht's, was' wollt's!

Der Lehrer: Ich nehme Eure Zustimmung zur Kenntnis. (Ab).

4. Scene.

Der Schusterfranz. Ein reicher Amerikaner.

Ein Amerikaner (stürmt zur Thüre herein): Wollen Sie sofort liefern 400 Paar Schuhe!

Der Schusterfranz: 400 Paar! (Für sich.) Jetzt bin ich aus'm Wasser! (Laut.) Wollen Euer Gnaden nicht Platz nehmen?

Der Amerikaner: Danke, ich bin lange genug gesessen. Ich komme direct von San Francisco, um diese weltberühmten Schuhe zu kaufen. Sind Sie Mister Corti selbst?

Der Schusterfranz (betäubt): Pardon . . . ich bin der Schusterfranz — das Haus Corti ist gegenüber.

Der Amerikaner: Ah, dann ist das ein Irrthum. Ich komme, um anzukaufen die Schuhe von Mr. Corti. (Stürzt ab.)

5. Scene.

Der Schusterfranz. Der Geist des Fortschritts. Später die kleine Mizzi. (Der Schusterfranz sitzt lange wie betäubt da. Es beginnt zu dunkeln. Vom Hause Corti leuchtet heller Schein unzähliger Kerzen herüber. Das Jauchzen von Kinderstimmen wird hörbar. Dann ertönt aus den Kehlen von Hunderten von Kindern wie aus einem Munde die Corti-Hymne. Der Schusterfranz ist ganz in sich zusammengesunken. Da — als es ganz finster wird — erscheint der Geist des Fortschritts in der Maske eines bekannten deutschfortschrittlichen Abgeordneten.)

Der Geist des Fortschritts (mit Donnerstimme): Schusterfranz!!

Schusterfranz (erwacht und wirft sich erschreckt vor der Erscheinung in die Knie).

Der Geist des Fortschritts: Du hast schwer gesündigt, Schusterfranz!!

Schusterfranz (nickt mit dem Kopfe).

Der Geist des Fortschritts: Du hast dich dem Fortschritt entgegenstellen wollen.

Schusterfranz (nickt abermals).

Der Geist des Fortschritts: Du hast in deiner Dummheit Drohungen gegen das renommierte Haus Corti & Comp. ausgestoßen!

Schusterfranz (nickt wieder).

Der Geist des Fortschritts: Siehst du nun wohl ein, dass du mit der modernen Erzeugungsweise nicht concurrieren kannst?

Schusterfranz (gefasst): Ja. Aber was soll ich denn anfangen?

Der Geist des Fortschritts: Vor allem musst du einmal ganz zugrunde gehen. Dann bitte den Herrn v. Corti um eine Hausbesorgerstelle. (Geist ab.)

Die kleine Mizzi (erscheint in der Eingangsthür. Sie ist freudig erregt von dem Geschehenen): Vater, Vater, der Herr v. Corti ist so ein lieber, guter Mann. Und die Tschoklad ist so süß. Magst kosten, Vater?

Der Schusterfranz (erhebt drohend den Arm gegen das Kind. Da erscheint — unberufen — der Geist des Fortschritts, es wird wieder finster und unter dem Schutze der Dunkelheit führt der Geist das Kind in dessen Schlafgemach. Von fernher tönen noch die Klänge der Corti-Hymne, die von zahlreichen Kindern auf dem Heimwege gesungen wird. Vorhang fällt.)

II. Act.

Hier hat sich der Autor an die Weisungen der Firma, welche meinte, er solle alles schon im I. Acte sagen, so genau gehalten, dass dieser Act ganz überflüssig wird. Dadurch erscheint dieses Werk aber erst vollkommen ebenbürtig den gerühmtesten modernen Dramen, bei denen auch gewöhnlich ein Act ganz überflüssig ist. — Die Haupthandlung geht nicht vorwärts, es geht überhaupt nichts vor, eher noch zurück, der Schusterfranz säuft, sein Weib hustet, das Haus Corti prosperiert, alles wie im ersten Act. Allerdings wird eine aufkeimende Liebe zwischen Anna und Wilhelm angedeutet. Aber da diese beiden Personen als die einzigen von allen Hauptfiguren unverheiratet sind, da ferner irgend eine Liebe doch in dem Stück vorkommen muss — sonst ist an ein Geschäft nicht zu denken —, so braucht dieses Verhältnis nicht eigens vorgeführt zu werden. Auch die Ernennung Cortis zum kaiserl. Rath, deren im

II. Acte Erwähnung gethan wird, ist nach allem im I. Acte Ausgeführten so selbstverständlich, dass sie keiner weiteren Motivierung bedarf. Da endlich die Firma Corti das Stück ohne den II. Act um 30 % billiger abgibt als mit demselben, so wird jeder kluge Theaterdirector diesen Act mit derselben Beruhigung streichen, mit der er ja auch die Dramen anderer Autoren um Scenen oder ganze Acte verkürzt.

III. Act.

Das Arbeitszimmer des kaiserl. Rathes Corti. Von wohlthuender Eleganz. Man merkt sofort: Hier wohnt ein ganzer Mann. Corti sitzt an seinem Arbeitstische. Sein Secretär, Wilhelm Eder, verliest den Einlauf.

1. Scene.

Kaiserl. Rath Corti. Wilhelm Eder.

Corti (am Schreibtische, jovial): Na, denn man los, lieber Eder.

Wilhelm (eifrig): Wir haben also hier einmal ein Anerkennungsschreiben, betreffend unsere Haus-Chocolade, von einem Beamten . . .

Corti (bescheiden): Nichts weiter davon. Ich weiß, unsere Chocolade wird von der Beamtenschaft gerne gekauft.

Wilhelm (fortfahrend): Hier ein Billet des Grafen Lichtenberg, der mit den neuen Reitstiefeln sehr zufrieden ist.

Corti (in berechtigtem Stolze): Wir zählen ja schon seit langem auch die Hocharistokratie zu unserer Kundschaft . . .

Wilhelm: Hier ein Brief des Pfarrers von Kojetein: »Ihre Prima-Chocolade kam mir wie ein Geschenk des Himmels« . . .

Corti: Diese Kundgebung eines Priesters ist bedeutungsvoll und ehrend . . .

Wilhelm (fortfahrend): Eine schlichte Arbeiterin äußert sich in warmen Worten über unsere Schuhe.

Corti: Die Stimme des Volkes ist wichtig und seit einiger Zeit beliebt. Lassen Sie diesen Brief unseren Preiscouranten beidrucken! — Sonst nichts?

Wilhelm: Ja, es wären hier einige Offerte für neue Maschinen. Die von »Kappel und Morgenroth« wäre die billigste.

Corti (streng): Nicht um die Billigkeit handelt es sich, sondern um die Güte. Die Maschinen unserer Fabrik waren stets allen voran und sie sollen es bleiben. Wählen Sie das Beste und Billigste. — Sind Sie fertig?

Wilhelm: Zu dienen, Herr kaiserlicher Rath.

Corti: Und wo bleiben die Gesuche der Armen? Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass ich jeden Tag wenigstens eine Thräne zu trocknen wünsche?

Wilhelm (will wegeilen, um einige Arme aufzutreiben, da stößt er in der Thüre auf seine Ziehmutter).

2. Scene.

Vorige. Die Gattin des Schusterfranz.

Marie (die Gattin des Schusterfranz, tritt ein. Früher brustkrank, ist sie durch die ihr von Corti gesandte Malzchocolade vollkommen hergestellt, ein Bild der Gesundheit. Sie fällt Corti zu Füßen und bedeckt seine Hände mit Küssen): Dank, tausend Dank ...

Corti (liebreich): Kommt zu Euch, Frau. Euer Anblick überrascht mich nicht. Ich kenne die Wirkung unserer Malzchocolade. (Weich:) O, dass doch alle Kranken meiner Malzchocolade theilhaftig würden!

Marie (innig): Das wäre wirklich zu wünschen. (Seufzend:) Ach, wenn Euer Mittel doch auch dem Kleingewerbe helfen könnte!

Corti (erschreckt): Wie, Eurem Manne geht's doch nicht etwa schlecht?

Marie (traurig): Da seht ihn Euch an.

3. Scene.

Vorige. Der Schusterfranz.

(In der Thüre erscheint der Schusterfranz; er sieht ganz zugrunde gegangen aus. Sein Blick ist blöde; die Knie wanken ihm.)

Corti: Tretet doch näher, Schusterfranz!

Schusterfranz (noch immer in der Thür): Ich habe schwer gefehlt!

Corti: Hm.

Schusterfranz (zaghaft näher kommend): Ich habe den Kampf mit einer überlegenen Productionsweise aufnehmen wollen ...

Corti: Verwegener!

Schusterfranz: Ich habe mich dem Fortschritt entgegenstellen wollen!

Corti: Welch thörichtes Beginnen!

Schusterfranz: Und der Fortschritt ist über mich hinweggegangen. Ich bin total zugrunde gerichtet.

Corti: Wirklich ganz fertig?

Schusterfranz: Ganz fertig.

Corti: Dann seid Ihr ja auf dem Punkte, wo man 'was für Euch thun kann?! Was meint Ihr zu einer Hausbesorgerstelle bei der Firma Corti?

Schusterfranz (schnalzt mit der Zunge): Hausbesorger bei Corti, das wäre freilich fein!

Corti (in edler Aufwallung): Ihr werdet die Stelle bekommen. (Stürmisch:) Ich werfe meinen jetzigen Hausbesorger hinaus . . .

Wilhelm: }
Marie: } Wie sollen wir Ihnen danken!

4. Scene.

Vorige. Anna. Der Schulmeister mit den Kindern. Der Geist des Fortschritts.

(Anna erscheint in der Thüre. Sie wechselt mit Wilhelm beziehungsreiche Blicke.)

Corti (in Stimmung): Weiß schon, Kinder. Der Chef eines so großen Hauses sieht mancherlei, was anderen verborgen bleibt. Reicht euch die Hände!

(Während sich eine anmuthige Gruppe bildet, erscheint der Schulmeister mit den Kindern, die ihrem Wohlthäter danken wollen. Als die Kinder unter allgemeiner Rührung die letzte Strophe der Corti-Hymne gesungen haben, erscheint der Geist des Fortschritts und segnet die Anwesenden ohne Unterschied der Confession. Der Vorhang fällt.)

Das ist, in Kürze skizziert, der Inhalt des Reclame-Dramas. Ich bin darauf gefasst, dass die Meinungen über seinen literarischen Wert auseinandergehen werden. Aber als Erstling einer Dichtungsform, der meines Erachtens die Zukunft gehört, hat er wohl die Aufzeichnung verdient. Tertius gaudens.

* * *

DIE GOETHE-BELEIDIGUNG.

Die Liberalen der Inneren Stadt haben einen Erfolg zu verzeichnen, der ihnen in den Tagen des Wahlkampfes sehr zustatten kommt. Der bronzene Goethe, der jetzt die treue Wacht neben einem Banquierpalaste auf der Ringstraße hält, hat sich ohne Murren in die Reihen ihrer Parteigenossen aufnehmen lassen. Und es war, da sie ihn enthüllten, ein »Fest des Fortschrittes und der Aufklärung für Wien«. So wenigstens haben die großen Organe, die den Freisinn dieser Stadt hochhalten, verkündet, und wer gläubig die festlichen Leitartikel las, konnte keinen Moment im Zweifel sein, dass Goethe, wenn er heute lebte, sich freudig zu den Anschauungen der Benedikt, Wilhelm Singer und Frischauer bekennen und, da er sich mit der Bekämpfung des Herrn Dr. Lueger nicht begnügen würde, dem Reichsrath als Hospitant der »Deutschen Fortschrittspartei« beitreten müsste. Es herrschte eine Stimmung, als ob etwa ein Prix-Denkmal enthüllt worden wäre; beständig ward in Molltönen wehmuthvoller Entsagung an die Zeiten erinnert, da Wien noch eine »Cultur« besaß, und das ‚Neue Wiener Tagblatt' versicherte, die Fertigstellung der Denkmäler Goethes und Gutenbergs muthe an wie ein Gruß aus dem »alten fortschrittlichen und idealen Wien«. Aber die Zeitungsleute empfanden Goethe bloß als Contrast zu dieser Stadt, »in der rückschrittliche Mächte so überstark geworden sind«, nicht als Contrast zu sich selbst. Die Presse hatte ja, wie Herr Singer meinte, in diesen Tagen allen Anlass, »sich ihres viel angefeindeten, von Kurzsichtigen, Thoren und Böswilligen sogar gehassten Berufes zu erfreuen«; denn »Licht zu verbreiten durch Gutenberg im Sinne Goethes ist ihre Mission«. Mit Verlaub! Das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat bis dato weniger Licht im Sinne Goethes als »Aufklärung« darüber verbreitet, wo die bequemsten und billigsten Absteigquartiere zu beziehen sind, und ob gerade die Erfindung Gutenbergs

bei einer Journalistik zu besonderen Ehren kommt, die so vieles gegen Bezahlung nicht dem Drucke überliefert, bleibe dahingestellt. Aber sei dem, wie ihm sei: »Nur die Freisinnigen dieser Stadt«, ruft das ‚Neue Wiener Tagblatt', »dürfen vom Dichter und vom Erfinder sagen: Sie sind unser.«

Gegen die rührende Zuversicht, dass Goethe, wenn er heute auferstünde, zum Noske und nicht zum Bielohlawek stoßen würde, lässt sich ernstlich nichts ins Treffen führen. Aber man verliert selbst alle Zuversicht, wenn man das Treiben unserer patentierten Culturschützer am Goethe-Tage betrachtet und erlebt hat, wie sie ohne die geringste Scheu sich Goethes gegen Herrn Hans Arnold Schwer bedienen, und man fühlt sich fast versucht, zu glauben, dass der Olympier solchem Gesindel, das seinen Namen für die schäbigsten Geschäfts- und Parteizwecke missbraucht, selbst noch die »Reaction« vorziehen würde. Die Wiener Bevölkerung — man lerne doch endlich auf den Kinderglauben an Cultur und Aufklärung verzichten — unterhält ebensowenig Beziehungen zu Goethe wie irgend eine andere Bevölkerung, und mag sie wirtschaftlich auf einem ungleich höheren Niveau stehen. Aber sie wäre dem Dichter, der in solchem Wahn selbst nie befangen war, noch immer lieber als eine Schichte, die sich Beziehungen zu ihm anmaßt und der in Wahrheit Plusmacherei und die Sorge um materielle Wohlfahrt hundertmal über alles culturelle Streben gehen. Und wenn die Menge — sie ist heute wahrhaftig nicht schlechter und stumpfsinniger, als sie es im goldenen Zeitalter der liberalen Communalwirtschaft war — sich mit dem Refrain bescheidet: »Das hat ka Goethe g'schrieben . . .«, so scheint es mir im Grunde immer noch besser, zu wissen, was Goethe nicht geschrieben hat, als mit einer Scheinbildung zu paradieren und die Leitartikelphrasen derer nachzusprechen, die nicht wissen, was Goethe geschrieben hat. Ist es ohnehin schon grotesk,

wenn Leute wie Bacher und Benedikt fortwährend das »Deutschthum« im Munde führen und dem Wiener Bürgermeister vorwerfen, dass er kein guter Deutscher sei, so muss man es wohl als den Gipfelpunkt der Tollheit betrachten, wenn sich diese Gesellschaft am Goethe-Tage zu der Versicherung versteigt, sie fühle sich »von dem Geläute deutscher Feiertagsglocken umbraust«. Räthselhaft bleibt dabei, was sich die Herren unter dem »Goetheschen Geist« vorstellen mögen, von dem der »unholde, brutale, demagogische Geist« dieser Stadt so sehr verschieden sei. Glauben sie wirklich, dass er Geist von ihrem Geiste sei? Und wenn die ‚Neue Freie Presse‘ angesichts des Dichterstandbildes von der »Macht der Ideale« spricht, denen sie nun mit bestärkter Zuversicht »nachstreben« werde, so mag man einen Moment vermuthen, es sei ein Denkmal für Bontoux oder Ofenheim enthüllt worden, dessen Anblick einen Redacteur der ‚Neuen Freien Presse‘ wohl mit Zuversicht erfüllen und zu allerlei feierlichen Gelübden bewegen könnte.

»Aber es wird uns durchzucken: Er ist unter uns gegenwärtig. Er sieht uns! Und, schamhaft und forschend, werden Manche sich fragen, ob es seines Anblickes würdig sei, was wir zur Betrachtung ihm darbieten, ihm, vor dessen sehenden Dichteraugen unsere innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe wie ein durchsichtiges Uhrwerk offen daliegen.« Ich konnte nicht umhin, zu citieren, was der Kunstkritiker der ‚Neuen Freien Presse‘ bei Besprechung des Hellmerschen Werkes über die Beziehungen Goethes zu denen, die ihm heute huldigen, gesagt hat. Herr Servaes ist offenbar nicht nur Mitarbeiter, sondern auch Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ ... Und der Bericht, den das Blatt über die Enthüllung des Goethe-Denkmals gebracht hat, mag ihn am kräftigsten zu so nachdenklicher Betrachtung angeregt haben. Was konnten wir diesem Goethe, da er an sonnigem Wintertage den ersten Blick auf die Ringstraße that, bieten? Womit feierten wir das Wiedersehen mit dem Olympier,

dessen Geist seit der Bürgermeisterschaft Strobachs aus unserer Mitte gewichen war? Ich überblicke den Bericht und sehe zwei Namen gesperrt gedruckt: Goethe — der musste natürlich bei dieser Gelegenheit u. A. genannt werden — und Julian Sternberg. Und wer hat sonst im Namen des geistigen Wien vor dem Gewaltigen gehuldigt? Edgar v. Spiegl und Sigmund Ehrlich, der gewesene Börsenredacteur der ‚Neuen Freien Presse‘, der einst Herrn Benedikt mit den historisch gewordenen Worten den Rücken kehrte: »Ich hab' genug!« Und die Festrede vor dem Denkmal, dessen Errichtung bekanntlich auch einen Erfolg des »Deutschthums« in Oesterreich bedeutet, hielt ein Herr namens Bezecny, dessen Beziehungen zur Kunst darin zu suchen sind, dass er es als Clavierspieler in Salons bis zum Leiter der Bodencreditanstalt und hierauf bis zum Cassaverwalter der Hoftheater gebracht hat. Mit dieser Vergangenheit schien Herr Bezecny wie kein zweiter Mann in Oesterreich geeignet, als Obmann eines Goethe-Denkmalcomités zu fungieren, und in solcher Eigenschaft trat er jetzt beherzt vor, rühmte Goethe eine »glühende Begeisterung für die Kunst« nach und versicherte, der gefeierte Dichter gehöre zu jenen Auserwählten, die »mit ihrem Glanze oft ganze Gebiete erhellen«. Der Kreis, der ihn genießend und verstehend umgab, sei anfänglich, so meinte der Redner mit offenkundigem Bedauern, ein enger gewesen; aber schließlich weitete er sich so aus, dass Goethe nicht nur den »Gebildeten der verschiedenen Nationen«, sondern auch Herrn Bezecny bekannt wurde. Was Oesterreich an Goethe besonders schätzen muss, ist nach dem Gedankengange des Festredners nicht so sehr »Faust«, als seine Bekanntschaft mit der Kaiserin Maria Ludovica, die ihn eines persönlichen Verkehres »würdigte«, nicht so sehr »Iphigenie«, als sein wiederholter Aufenthalt in Karlsbad, und nicht so sehr »Tasso«, als der Leopoldsorden, den er vom Kaiser Franz erhalten hat.

Und wie fühlt sich Goethe, wenn in dem Sockel seines Standbildes eine Schenkungsurkunde liegt, die Edgar von Spiegl persönlich verfasst hat? Das ist beileibe kein Scherz. Da es sich um eine Schenkungsurkunde handelte, glaubte man füglich mit deren Abfassung den Präsidenten der »Concordia« betrauen zu müssen, und bei Herrn v. Spiegl, der früher Fremdenführer in Budapest war, konnte man natürlich auch eine Vertrautheit mit Monumenten voraussetzen. Aber man hätte es doch nicht zulassen sollen. Freilich, wenn einem der Gedanke die Zornesröthe in die Wangen treibt, dass der Olympier hierzulande auf einem von Herrn Spiegl verfassten Schriftstück ruhen muss, so fühlt man sich wieder bei dem Gedanken an die sitzende Stellung Goethes einigermaßen versöhnt... Und aus dem Vorwurfe, dass er nicht Deutsch könne, wird sich Herr Spiegl, der von einer »in den Herzen aller Bewohner entzündeten Wärme« und von einem »Erz, das dem Sturm trotzt« spricht, nicht viel machen. Er fühlt sich darin Goethen wahlverwandt, dem ja auch, wenn ich nicht irre: von Klopstock, nachgesagt wurde, dass er die deutsche Sprache nicht kenne. Und überdies: Der Weimaraner ward von Börne ein »gereimter Knecht« und Fürstendiener gescholten; so mag er sich heute die Kameradschaft eines Fürstinnendieners, der Blumencorsos arrangiert, gefallen lassen.

Der bronzene Gast scheint sich trotz allen Unbilden der Witterung und des Liberalismus auf der Ringstraße wohl zu fühlen. Mit seinen sehenden Dichteraugen hat er die »innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe« derer geschaut, die ihn am Tage seiner Ankunft lärmend umgaben. Sie wollten in der Zeitung genannt werden, und jetzt, da sie sich befriedigt verzogen haben, hat er seine Ruhe wieder. Man befreie ihn nur noch von den Kränzen, die zu seinen Füßen niedergelegt wurden. Die »Concordia« hat ihn seiner Unsterblichkeit versichert, und neben

ihrem Blumengewinde liegt ein Kranz, dessen Schleifen die sinnige Widmung tragen: »Die in Wien lebenden Freimaurer ihrem großen Bruder Goethe.« Diese Anrede hat mich stutzig gemacht. Seit ich weiß, dass die Wortführer unserer öffentlichen Meinung, dass Herr Landesberg und der ‚Extrablatt‘-Löwy Goethen doch in gewisser Beziehung nahestehen, ändert sich wohl die Richtung meines Kampfes. Auch mit Herrn Bahr werde ich künftig vorsichtiger sein müssen. Greife ich ihn, der Goethekenner und Freimaurer ist, an, so geht er hin und sagt es seinem großen Bruder . . .

* * *

‚Neue Freie Presse‘: »Heute mittags um 1 Uhr wurde in Anwesenheit des Kaisers das Gutenberg-Denkmal auf dem Lugeck vor der Teppichniederlage Orendi im Regensburgerhofe feierlich enthüllt. Schon in den Vormittagsstunden . . .«

Die Feier des Erfinders der Buchdruckerkunst ist mehr minder ein intimes Fest der Presse. Und da es der Presse vor allem auf die Annoncen der Teppichniederlage Orendi ankommt, so ist die Verquickung einer bezahlten Reclame mit einer Huldigung für den Genius des großen Erfinders durchaus nicht widernatürlich. Freilich hätten sich die Wiener Blätter bei einigermaßen guter Bezahlung seinerzeit nicht geniert, auch die Enthüllung des Mozart-Denkmals in der folgenden Weise anzuzeigen: »Heute mittags um 1 Uhr wurde das Mozart-Denkmal auf dem Albrechtsplatz vor der Modewaren-Niederlage Wilhelm Jungmann & Neffe feierlich enthüllt.« Es handelt sich nämlich bei Denkmalsenthüllungen immerdar um Feste des Lichtes, des Fortschritts, der Aufklärung, mit einem Worte: der Cultur.

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Es wird Sie gewiss interessieren, dass mich Herr Benedikt aufgefordert hat, für die Sonntagsausgabe seines Blattes eine humoristische Plauderei zu schreiben, dass ich aber mit Rücksicht auf die Umgebung, in der ich dort placiert würde, abgelehnt habe.

Hochachtungsvoll

Zip,

Idiot unbekannter Herkunft, Rotunde, bei Barnum & Bailey.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Fiscalist. Herr Burckhard bezieht thatsächlich dreifachen Ruhegehalt, das heißt zwei Pensionen und eine Gage als »Rechtsconsulent« der Hoftheater, die natürlich auch nur eine Art Ruhegehaltes vorstellt. Immerhin müsste Herr Burckhard so thun, als ob er für diesen Bezug etwas thäte. Aber er thut auch das nicht. Kürzlich hat die General-Intendanz der Hoftheater zum erstenmale seinen juristischen Rath einzuholen versucht. Sie sandte ihm das Formular eines Hofschauspielercontractes ins Haus und bat ihn, mit Berücksichtigung der wichtigsten Punkte einen entsprechenden Entwurf für die Contracte der Hofoperntheatermitglieder auszuarbeiten. Und Herr Burckhard setzte sich hin, strich überall das Wort »Hofschauspieler« aus, ersetzte es durch das Wort »Hofoperntheatermitglied« und sandte das Formular einer löblichen Intendanz wieder zurück. Das zeugt von der guten Laune des Herrn Burckhard, aber es scheint mir ein schlechtes Aequivalent für die Honorarleistung der General-Intendanz. Herr Hofrath Wetschl gilt ja als leidenschaftlicher Sparmeister. Er wird wissen, was er in diesem Falle zu thun hat. Der Betrag, den er hereinbringen kann, reicht vielleicht zur Anschaffung von »Mäusetyphus«, so dass künftig nicht mehr, wie's kürzlich geschah, die Besucher eines Hofconcertes im Redoutensaale durch den Anblick einer lebendigen Maus choquiert werden müssen . . . Herrn Burckhard wurde übrigens, da er sich vom Verwaltungsgerichtshofe verabschiedete, die Allerhöchste Anerkennung zutheil, an Stelle des ersehnten Ordens nämlich, den Graf Schönborn vergeblich durchzusetzen bemüht war. Schon die Hofräthe des Verwaltungsgerichtshofes hatten, als der Präsident ihnen den Herzenswunsch des Herrn Burckhard nahelegte, einstimmig ausgerufen: »Ueberflüssig!« . . .

Habitué. Sie versichern mir mit Beziehung auf eine Stelle in Nr. 56, dass das Referat über die Première von Weinbergers »Diva« in der ‚Neuen Freien Presse' nicht von Herrn St—g, sondern von einem anderen Localredacteur geschrieben wurde. Das ist ganz gleichgiltig; wesentlich war mir nur die Constatierung, dass »ein Mindestmaß von Selbstachtung« dem Musikkritiker verbieten müsste, über Leute wie Weinberger und Buchbinder zu schreiben, und dass er sein Amt für den einen Abend eben dem Localreporter übertragen hat. Wenn Sie mir ferner mittheilen, dass in einem anderen Wiener Blatte damals die Bemerkung enthalten war: »Die Musik von Weinberger muss unter allen Umständen gelobt werden«, so soll das wohl nur ein Scherz sein. So unverblümt gesteht wohl kein Wiener Kritiker zu, dass er vom Chefredacteur oder von der Clique Auftrag hat, Herrn Weinberger »unter allen Umständen« zu loben. Und dass Herr Kauders im ‚Fremdenblatt' der Ironiker gewesen sein soll, glaube ich vollends nicht. Herr Kauders vollzieht Aufträge ohne Murren, und ein Mitglied der Gilde zu loben, geht ihm gewiss nicht wider den Strich; vor allem fehlt es ihm aber an dem Muthe, einem Theater unangenehm zu werden, das seine eigenen Operetten aufführt oder aufführen könnte.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 63 Wien, Ende December 1900 II. Jahr

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS.

ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.

PREIS 10 KR. WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	ganzjährig, portofrei	. . . . K	7.—
» »	halbjährig, »	. . . . »	3.60
» das Deutsche Reich,	ganzjährig, »	. . . . M.	7.—
» » » »	halbjährig, »	. . . . »	3.60
» die Länder d. Weltpostvereines,	ganzjährig, portofrei	»	8.20
» » » » »	halbjährig, »	»	4.20

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 20 h = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der ‚Fackel':

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der **k. k.** österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der ‚Fackel' und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite K 70.—, 1/2 Seite K 36.—, 1/4 Seite K 20.—. Bei größeren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

NR. 63 WIEN, ENDE DECEMBER 1900 II. JAHR

WAHLKAMPF-DÄMMERUNG.

I.

(Die Führer der Partei des »braven Bürgers« bei Berathung des Wahlprogramms.)

Der erste Führer: Wir wollen nunmehr die principiellen Gesichtspunkte festlegen, nach denen wir im Wahlkampfe vorgehen wollen . . .

Der Referent: Wir haben also vor allem die Frage der Kohlentheuerung. Sie ist unschwer zu behandeln. Wir erklären einfach, die Führer der Partei des »armen Teufels« haben auf Rothschilds Befehl die Bergarbeiter in einen Strike hineingehetzt, damit die Kohlen theurer werden. Als sie das erreichten, sind sie mit der Strikecassa abgepascht und haben den Reingewinn aus der Preiserhöhung mit den Grubenbesitzern getheilt. (Zustimmung.)

Der erste Führer: Wie steht's mit der Religion?

Der Referent: Das ist doch ganz einfach. Die Partei des »armen Teufels« kann froh sein, wenn wir ihr nichts anderes vorwerfen, als dass ihre Anhänger die Kirchen schänden, die Priester besudeln und Gott lästern. (Rufe: Zu gemäßigt! Schärfer!)

Der erste Führer: Wir hätten dann noch den Patriotismus zu behandeln.

Der Referent: Hier wird vor der Wählerschaft bloß mit Ruhe und Würde auszuführen sein, dass die Führer der Partei des »armen Teufels« bereit sind, ihr Vaterland gegen jährliche Raten an die meistbietende europäische Macht zu verkaufen. (Rufe: Sehr gut! Sehr schneidig!)

Ein Unterführer (bescheiden): Indem ich glaube, dass das, was der Referent ausgeführt hat, sehr gut, aber viel zu hoch für die Wähler ist, möchte ich mir die höfliche Anfrage erlauben, ob man nicht noch irgend einen unaufgeklärten Mord für das Wahlprogramm verwenden könnte? (Rufe: Geschieht ja ohnehin! Zu abgedroschen! Zieht nicht mehr!) Der Unterführer (unbeirrt fortfahrend): Die Herren mögen sich nur erinnern, dass uns im Jahre 1897 ein Messer sehr gute Dienste geleistet hat, das in einem Wahllocal gefunden wurde und mit dem irgendwer irgendwo gestochen worden sein soll. Der ganze Wahlkampf hat sich zuletzt um dieses Messer gedreht . . .

Der erste Führer (unterbrechend): Aber meine Herren! Wir haben ja nur die principiellen Gesichtspunkte auszuführen, die großen Ideen sozusagen, die den Wahlkampf beherrschen sollen! Als solche leitende Gesichtspunkte wurden Ihnen bereits vorgeführt:

1. Vorwurf des Volksverrathes, der Bestechlichkeit, des Diebstahls und Raubes gegen die Führer der Partei vom »armen Teufel«;
2. Beschuldigung der Kirchenschändung, Religionsstörung und Gotteslästerung;
3. Anwurf des Hochverrathes, der Majestätsbeleidigung und der Landespreisgebung.

Das genügt uns vorläufig. Wer aus Eigenem, um populärer zu wirken, noch ein paar Delicte hinzufügen will, dem empfehle ich die Lectüre des Strafgesetzes. Er findet dort alles, was er braucht. Nun aber an die Arbeit, damit unsere Ideen endgiltig zum Sieg gelangen. (Hochrufe.)

II.

(Die Führer der Partei vom »armen Teufel« bei Berathung des Wahlprogramms.)

Der Referent: Wir wollen also in erster Linie unseren Wählern darlegen, dass die Partei des »braven Bürgers« die armen Wöchnerinnen ihrer letzten Habe beraubt, dass sie Arbeitergreise und Arbeiterkrüppel bestiehlt und beschwindelt, das Volk verdummt die Schulkinder verhungern lässt, die Lehrer zu Sclaven herabwürdigt . . . (Rufe: Schärfer! Nicht so hochtrabend!)

Referent (fortfahrend): Wir werfen weiters den Führern vor, sie seien von Rom gekauft, vom Feudaladel bestochen, sie hätten Meineid, Volksverrath im Solde Rothschilds, gemeine Unzucht begangen — — (Rufe: Sehr matt! Opportunist!)

Referent: Endlich bezichtigen wir den ersten Führer und die Beamten des Wahlschwindels, des Wahlrechtsraubes und der Wahlerpressung.

Ein Unterführer (bescheiden): Was ist's denn mit dem Messer?

Referent: Mit welchem Messer?

Unterführer (fortfahrend): Wir hatten doch im Jahre 1897 das Glück, ein Messer zu finden, mit dem irgendwer irgendwo von irgendwem gestochen worden sein soll. Dieses Messer hat uns sehr gute Dienste geleistet. Wir haben es photographiert und das Bild im ‚Armen Teufel' gebracht, mit der Ueberschrift: »Das ist das Messer!« Der ganze Wahlkampf hat sich zuletzt um das Messer gedreht. Wär' es nicht möglich, wieder so was .....

Der erste Führer: Das sind Kleinlichkeiten. Wer ein Messer braucht, der wird es schon zu finden wissen. Hier können wir ja nur die leitenden Ideen präcisieren, die den Wahlkampf beherrschen sollen. Als solche haben wir Ihnen vorgeführt:

1. Vorwurf der Brutalität, des Raubes und des Diebstahls gegen die ganze Partei des »braven Bürgers«;
2. Beschuldigung des Volksverrathes, Meineides und der Bestechlichkeit, erhoben gegen die Führer;
3. Anwurf von Wahlrechtsraub, Wahlschwindel und Wahlerpressung.

(Fortfahrend): Das ist freilich etwas zahm. Aber wir wollten ja nur die leitenden Gedanken präcisieren. Dem einzelnen Führer muss es überlassen bleiben, unsere Kundgebung in die Sprache des gemeinen Lebens zu übersetzen. Und nun an die Arbeit! (Hochrufe.)

III.

Am Wahltage schreiben ‚Der brave Bürger' und ‚Der arme Teufel' übereinstimmend:

»Der heutige Kampf wird nicht um Kleines geführt, und seine Bedeutung geht weit über den Tag hinaus. **Zwei Weltanschauungen** sind es, die aufeinander prallen. Fragen sind zur

Erörterung gekommen, die das tiefste Interesse des Einzelnen berühren, und die zeitgeschichtlichen Ideen stehen sich in klarer Schärfe gegenüber. Wer den Fortschritt der Cultur, den Sieg der Bildung und Sitte wünscht, wer in der Achtung vor der Meinung auch des politischen Gegners eine wesentliche Bürgschaft für die Gesundung unserer politischen und socialen Verhältnisse erblickt — der wähle die Candidaten unserer Partei!«

Tertius gaudens.

* * *

Die christlichsociale Partei hat uns um manche Hoffnung ärmer gemacht, die ihr mächtiger Aufschwung geweckt hatte. Aber noch ward uns kein betrüblicheres Schauspiel geboten als das der gegenwärtigen Wahlbewegung in der Inneren Stadt. Die Börsenspieler sind wir glücklich losgeworden und sollen uns jetzt die Turfspieler gefallen lassen. Herr Bielohlawek, der einst dem gesunden Abscheu unserer Bevölkerung vor den Wiederkäuern nationalökonomischer Schulweisheit, den unnützen Buchschreibern, muthigen Ausdruck lieh, tritt heute für einen Buchmacher ein. Und eine Bevölkerung, die endlich im politischen Leben ihren echten Instincten horchen gelernt hat, soll sich nun mit dem Demokratismus des Herrn Victor Silberer befreunden. Wenn der Herausgeber der ‚Allgemeinen Sport-Zeitung‘ sich seinem Berufe und gesellschaftlichen Verkehr zum Trotz als »Demokrat vom Scheitel bis zur Sohle« fühlt, so mag er wohl seine Gesinnung richtig zu bezeichnen glauben. Denn vielgestaltig wie der Begriff des Volkes ist jener der volksfreundlichen Denkungsart. Auch das Ressentiment des schlecht behandelten Lakaien gegen den Herrenstand ist äußerlich dem Demokratismus ähnlich. Aber stets war noch der Lakai, der unter aristokratischen Herren aristokratisch fühlen gelernt hat, der vornehmere Mensch. Denn vornehm ist jede wahre, aus einem Beruf entspringende Gesinnung. Und da die Wiener endlich die Wahrheit der

Gesinnung schätzen zu lernen sich vornahmen, da sie Börsenschwindler nicht mehr mit der Moral, Expensenwucherer nicht mehr mit der heiligen Idee des Rechts und Tantièmenfresser nicht mehr mit der Würde der Kunst prunken lassen wollen: so sollen sie jetzt die Beute eines Demokratismus werden, der seinen psychologischen Wurzeln nach nicht die Denkweise des gesellschaftlich Niederen, sondern eine niedrige Denkweise ist?

* * *

Der Economist beherbergt jetzt seltsame Gäste. An der Stätte, an der sonst der Hausse- und Baisse-Stimmungsmensch Moriz Benedikt vor dem goldenen Kalb den Cancan tanzt und in verzückten Worten bald Geben, bald Nehmen als seliger preist, ward am ersten Tage des Weihnachtsfestes »Platons Staats- und Gesellschaftsideal« gelehrt, und mit ungläubigem Staunen vernahmen die Leser der ‚Neuen Freien Presse' die Kunde, wie dem blühenden Erwerbsstaate Athen, dessen Handel die damals bekannte Welt umspannte, ein kühner Denker erstand, dem der Reichthum der Bürger gleich schwer wie ihre Armuth das Staatswohl zu gefährden schien. Mit Befriedigung erfuhr man dann freilich, wie schwer Plato geirrt hat, und wie schlecht vor dem liberalen Geist unserer Tage die Denkweise des radicalen Aristokraten von Athen besteht, ausgenommen etwa seine Ansichten über die Emancipation der Frauen, mit denen sich die Meinungen von anno John Stuart Mill und später noch so ziemlich vereinbaren lassen. Aber man konnte sich trotzdem nicht verhehlen, dass der Economist und Plato, Moriz Benedikt und Theodor Gomperz, der die Geschichte der griechischen Denker schreibt, nichts mit einander gemein haben. Wohl mochten Eingeweihte sich sagen, dass »Kikero, der alte Grieche« — wie Theodor Gomperz von seinem unfreiwillig scherzhaften Schwager, dem Banquier Todesco, genannt zu werden pflegte — trotz seiner Beschäftigung mit englischer und griechischer

Philosophie und trotz herculanischen Studien für Moriz Benedikt immer der Bruder des Max Gomperz, des Präsidenten der Credit-Anstalt, geblieben ist und dass die ‚Neue Freie Presse‘, was nur irgendwie mit der Credit-Anstalt zusammenhängt, im Economisten unterbringen zu müssen wähnt. Aber auch diese Gläubigen wurden irre, da sie des Wunderbaren gedachten, das sich am 8. December dieses Jahres im Economisten ereignet hatte.

Denn Plato, der durch die Credit-Anstalt in den Economisten kam, hat dort bereits einen Vorgänger gehabt, und einen recht merkwürdigen: John Ruskin. »John Ruskin als National-Oekonom«: wie mochte der Mann, der das »Geld oder Leben des Straßenräubers« milder fand, als das »Geld und Leben des modernen Völkerrechtes«, vor dem Volkswirte der ‚Neuen Freien Presse‘ bestehen? Welches Maß von Spott reichte hin für die Erörterung der Schrullen des Unzeitgemäßen, der dem modernen England die Botschaft brachte, Zweck der Production sei die Güte der Arbeit und ihre Triebkraft solle nicht Profitgier, sondern Arbeitsfreude sein? Als John Ruskin vor Jahresfrist starb, hat ein Berufener in der ‚Fackel‘ (Nr. 31) von seinen rechtsphilosophisch-ökonomischen Anschauungen gesprochen und auf den Wiederhall hingewiesen, den sie in den Schriften eines österreichischen Denkers, des Geheimen Rathes Dr. Emil Steinbach, gefunden haben. Und nun geschieht das Unvermeidliche: nicht Benedikt verhöhnt, sondern Steinbach preist in den Spalten des Economisten den Socialphilosophen Ruskin. Muss da nicht selbst der vertrauensvollste Leser am Ernste der Gesinnung Benedikts zweifeln, sich sagen, dass Einer, der in seinem eigenen Blatte die Grundlagen der Lehre, die er den Lesern verkündet, erschüttern lässt, in der Thätigkeit des Publicisten — um eine Steinbach'sche Antithese anzuwenden — keinen Beruf, sondern einen Erwerb sieht? Steinbach, der glänzende Vertreter einer ethischen Jurisprudenz, die in Theorie und Praxis die schlimmste

Feindin der Börsenmoral ist, meint wohl, wenn er sich in die ‚Neue Freie Presse‘ wagt, wie ein Priester der Liebe zu handeln, der am pestverseuchten Ort, unbekümmert um die Ansteckungsgefahr, ihre Worte predigt. Und Benedikt, tolerant aus Grundsatzlosigkeit, nur des Profits eingedenk, der sich aus dem Zulauf der Neugierigen zu dem raren Gaste herausschlagen lässt, öffnet ihm freudig Thür und Thor. Und schließlich handelt doch Benedikt zweckbewusster als Steinbach. Jener mag Geld, dieser wird keine Seelen durch die ‚Neue Freie Presse‘ gewinnen. Denn man darf die Macht der Lehre nicht überschätzen; nur wer sie reinen Herzens vernimmt — und die Anhänger des Economisten haben nicht einmal reine Hände —, gelangt zum rechten Glauben.

* * *

»Merkwürdigerweise hat sich nun auch Emil Z o l a gegen die Amnestie ausgesprochen. Er veröffentlicht in der ‚Aurore‘ einen offenen Brief an den Präsidenten der Republik, in dem er behauptet, dass die Amnestie Frankreich nicht beruhigen, sondern erst neue Katastrophen schaffen werde. Er klagt die Regierung an, dadurch, dass sie nach dem Urtheil von Rennes nicht den Cassationshof mit der Ueberprüfung betraut habe, die ‚Wahrheit erstickt‘ zu haben, gleich den Ministerien Méline und Dupuy. Durch die Amnestie würden alle in denselben Sack geworfen: Picquart und Esterhazy, Reinach und Du Paty, er selbst und Mercier. Mit dem Urtheil der Weltgeschichte könne sich die Gerechtigkeit nicht begnügen. Das Schreiben schließt: ‚Es ist vielleicht noch Zeit. Ich bin ein einfacher Poet, der in einem Winkel bei seinen Büchern arbeitet und seine Mission erfüllt. Nun werde ich schweigen, aber die Hoffnung gebe ich nicht auf, dass ich bald das Licht der Wahrheit werde leuchten sehen‘. H o f f e n t l i c h wird es unter den Republikanern nicht viel Leute geben, die die i d e o l o g i s c h e n V e r r a n n t h e i t e n des großen Dichters werden mitmachen wollen. Vielleicht hat Zola mit seiner Erklärung auch nur s e i n e n A b g a n g v o n d e r p o l i t i s c h e n B ü h n e d r a m a t i s c h e r g e s t a l t e n wollen, da er doch versichert, das letzte Wort in der Affaire gesprochen zu haben. Mit Ausnahme von ein paar ‚Affaire‘-Specialisten hat alle Welt

die Sache bis zum Ekel satt, und die politische Klugheit gebietet den Franzosen, sie endgiltig zu begraben.«

Und wer, glaubt man, schreibt das? — — — Die ‚Arbeiter-Zeitung'. Es gab eine Zeit, wo sie, im Vordertreffen der liberalsten Schmöcke für Wahrheit und Gerechtigkeit kämpfend, bereit gewesen wäre, jeden, der dem Dichter Zola ideologische Verranntheiten vorzuwerfen gewagt hätte, als den schändlichsten Reactionär und Protector des berühmten Bündnisses von Weihwedel und Säbel zu beschimpfen, wo sie — zur Strafe für solche Vermessenheit — die Meinung des Genossen Liebknecht schlankweg todtschwieg. Seit damals hat sich nichts geändert. Liebknecht ist heute zwar wirklich todt geschwiegen, aber Zola redet noch immer, kämpft noch immer für dieselbe Wahrheit und Gerechtigkeit, für die er sein erstes »J'accuse« hinausgerufen hat, und taucht, ein unbeweglicher Hans Styx mit Pathos, von den realen Verhältnissen immer wieder niedergestemmt, immer wieder aus der Versenkung auf. Dies ist jetzt selbst der ‚Arbeiter-Zeitung' zu langweilig geworden, und mit dem Eifer des Bekehrten zögert sie nicht einen Augenblick, den unantastbaren Wahrheitskünder, der sich heute selbst schon mit Reinach vergleicht, einer bewussten Speculation und Effecthascherei für fähig zu halten.



Der Process gegen den Spar- und Vorschussverein »Vindobona« hat unsere Tagesblätter zu breitausgesponnenen Betrachtungen angeregt. Aber nirgends wurde auf die bedeutsamen Erfahrungen hingewiesen, die auch dieser Process wieder über die Wirksamkeit der plötzlich so moralischen Presse gebracht hat.

Stillschweigend gieng man darüber hinweg, dass alle die kleinen Leute, die als Zeugen gegen die »Vindobona« auftraten, den Schwindlern nicht ins Garn gelaufen wären, wenn nicht die Tagesblätter in ihrem Inseratentheil willig Raum zum Ausspannen der Netze geboten hätten. Und so hofft man der erstaunten Frage zu wehren, ob denn der Staatsanwalt, der Cautionsschwindler auf die Anklagebank bringt, ohneweiters ihre Mitschuldigen in den Zeitungsadministrationen pardonnieren dürfe. Mag man immerhin den Zeitungsleuten die Entschuldigung zubilligen, sie hätten den betrügerischen Charakter der Vindobona-Inserate nicht erkennen müssen; es genügt, dass sie ihn vermuthen konnten und doch die Inserate in das Blatt aufnahmen. Einen Fiakerkutscher, der in schärfstem Trab durch eine belebte Straße fährt und einen Passanten tödtet, wird man wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens verurtheilen müssen; er konnte vorhersehen, dass er Menschenleben gefährde. Und bei den Lenkern der öffentlichen Meinung, die Tag für Tag zu den schlimmsten und dabei leichtvermuthlichen Schädigungen der Leser die Hand bieten, soll nicht der dolus eventualis angenommen werden? Der Staatsanwalt aber bleibt solchen Erwägungen gegenüber nicht nur taub; er ist auch stumm. Er hat in einem ungewöhnlichen Zartgefühl nicht einmal die Namen der Blätter genannt, in denen die »Vindobona« inseriert hatte. Oder fürchtete er, durch Nennung der Blätter anderen Schwindlern den Weg zu zeigen, auf dem der sichere Erfolg winkt?

* * *

Gerichtssaal-Berichterstattung.

Am 7. December gab der Vorsitzende im »Vindobona«-Process, Ober-Landesgerichtsrath Dr. Freih. v. Distler, die folgende Erklärung ab:

»Meine Herren Geschwornen! Bevor ich im Beweisverfahren fortschreite, muss ich eine ernste Mahnung an Sie richten. Sie

haben nach unserem Gesetze über den Gang der Verhandlung nur mit Ihren Mitgeschwornen zu sprechen. Unsere Gesetzgebung ist verschieden von der anderer, sehr freisinniger Länder und gestattet den Zeitungen eine Berichterstattung während des Laufes des Beweisverfahrens. Da Sie selbstverständlich nicht gehindert werden können, Zeitungen zu lesen, müsste die Berichterstattung umso vorsichtiger sein, sich strenge auf die Mittheilung von Thatsachen beschränken und sorgfältig vermeiden, eine Kritik dessen zu liefern, was während der Verhandlung vorgekommen ist. Heute ist aber, wie mir zu meinem Erstaunen mitgetheilt wird — ich habe es selbst nicht gelesen, denn um Zeitungen zu lesen, fehlt es mir momentan an Zeit —, in einem Blatte gestanden, dass es dem Angeklagten Rosenbaum gelungen sei, die Anklage zu widerlegen. Diese Bemerkung geht über die Berichterstattung hinaus; sie ist ein Urtheil. Ich bin überzeugt, dass sie im Eifer der Berichterstattung geschrieben wurde, und dass sicherlich kein böser Wille, keine böse Absicht im Spiele waren. Aber die Thatsache existiert. Es wird gewiss nicht wieder vorkommen. Ein Urtheil statt einer Berichterstattung ist aber nicht gestattet, und ich muss Sie bitten, sich in keiner Weise in Ihrem Urtheil beeinflussen zu lassen und damit zu warten, bis alle Beweise für und wider den Angeklagten vorgebracht sind.

Die vom Präsidenten vorgebrachte Rüge betraf das ‚Neue Wiener Tagblatt‘, das in seinem Morgenblatte vom 7. December ganz unverblümt geschrieben hatte: »Rosenbaum vertheidigte sich in eindringlicher Weise und die meisten gegen ihn erhobenen Anschuldigungen widerlegend. Die ihn im Vorverfahren belastenden Aussagen des Angeklagten Kloß und Schrödl wurden gestern von letzterem bedeutend abgeschwächt.«

Von der wohlverdienten Rüge des Präsidenten nahm es in seinem Abendblatte vom 7. December in der folgenden Weise Notiz:

Der Präsident sagte dann zu den Geschwornen: Bevor ich im Beweisverfahren vorwärts schreite, obliegt mir die Pflicht, an Sie, meine Herren Geschwornen, eine wichtige Mahnung zu richten: Halten Sie sich gegenwärtig, dass Sie geschworen haben, während

der Verhandlung über deren Gegenstand mit niemandem als mit Ihren Mitgeschwornen Rücksprache zu nehmen. Es kann Ihnen natürlich nicht benommen werden, dass Sie sich über die Vorgänge in dieser langen Verhandlung Einzelurtheile bilden. Dieselben dürfen sich jedoch nie bis zu einer öffentlichen Kritik dieser Vorgänge versteigen. Ich muss Sie daran mahnen, um Sie vor ungehörigen Einflüssen zu bewahren, die bei der langen Dauer dieses Processes unvermeidlich sind. Sie dürfen sich durch Mittheilungen, sobald sie sich zu Kritiken der Verhandlungsergebnisse versteigen, nicht beeinflussen lassen. Ich bitte Sie daher, eingedenk Ihres Schwures, Ihr Urtheil von allen Einflüssen der Außenwelt unbeeinflusst zu lassen.

Und die Leser des ‚Neuen Wiener Tagblatt' fassten diese Erklärung des Präsidenten als eine Rüge für die Geschwornen auf; dass ihr eigenes Blatt die hier gemeinte »Außenwelt« sei, die einen sträflichen Einfluss übe, wurde ihnen weislich verschwiegen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat sich am 7., die ‚Neue Freie Presse' am 13. December für gerichtlichen Tadel taub gestellt. Hatte aber jenes den Tadel überhört, so wollte diese aus der Verwahrung eines Gerichtsfunctionärs geradezu ein Lob heraushören.

Am 13. December ließ sich nämlich der Zeuge Ober-Landesgerichtsrath Dr. Trinks nochmals eigens vorrufen und erklärte:

Die ‚Neue Freie Presse' habe in ihrem letzten Abendblatte seine Aussage dahin entstellt, dass er angegeben habe, die Untersuchung gegen Breitkopf sei seinerzeit deshalb eingestellt worden, weil sich seine geistige Unzurechnungsfähigkeit ergab. Diese Aussage habe er keineswegs gemacht und sie entspreche auch nicht der Wahrheit; Zeuge habe bei der Verabschiedung Breitkopfs nur geäußert, ein anderesmal würde dem Breitkopf auch die Simulation des Irrsinns nicht mehr nützen.

Von dieser eindringlichen Verwahrung nahm die ‚Neue Freie Presse' in ihrem Abendblatte vom 13. December in der folgenden Weise Notiz:

Zu Beginn der Verhandlung ersuchte Herr Ober-Landesgerichtsrath Dr. Trinks um das Wort, wozu er durch den Bericht des gestrigen Abendblattes der ‚Neuen Freien Presse‘ veranlässt sei, in welchem übrigens seine Aussage vollständig erschöpfend und sachgemäß wiedergegeben sei. Die Folgerung aus seiner Aussage, dass die Einstellung der früheren Untersuchung wegen einer Geisteskrankheit Breitkopfs erfolgt sei, beruhe jedoch auf einem Missverständnisse.

Es ist also klar: Ober-Landesgerichtsrath Doctor Trinks hat sich eigens zu dem Zwecke nochmals als Zeuge rufen lassen, um der ‚Neuen Freien Presse‘ ein Compliment für ihre Berichterstattung zu machen. So gelegentlich hat er ein kleines Missverständnis sich zu constatieren erlaubt, aber die Hauptsache war ihm doch, die »vollständig erschöpfende und sachgemäße Wiedergabe seiner Aussage« anzuerkennen. Von einer so vortrefflichen, extra belobten Berichterstattung dürfen sich sogar die Geschwornen beeinflussen lassen .....

Eines muss »übrigens« noch bemerkt werden: In beiden Fällen war die Berichterstattung in der That musterhaft. Ueber die Blamage des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ hat nämlich die ‚Neue Freie Presse‘ und über die Blamage der ‚Neuen Freien Presse‘ das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ vollständig erschöpfend und sachgemäß berichtet.

* * *

An der technischen Hochschule ist nunmehr seit zwei Jahren die Kanzel für theoretische Maschinenlehre unbesetzt. Während an anderen Hochschulen und außerhalb Oesterreichs die Gewohnheit herrscht, wichtige Lehrkanzeln sofort nach dem Ableben des Lehrers mit eminenten oder doch möglichst würdigen Kräften zu besetzen, während anderwärts fieberhafte Anstrengungen gemacht werden, um entsprechende Talente heranzuziehen, und Geld und Versprechungen nicht gescheut werden, herrscht an unserer, der ersten technischen

Hochschule Oesterreichs Todtenstille. Seit zwei Jahren versieht ein obscurer Constructeur die Lehr- und Prüfungsdienste, von einer Besetzung der Kanzel verlautet nichts.

Warum wohl?

Die Fachschule des Maschinenbaues steht unter der patriarchalischen Leitung des Herrn Hofrathes Hauffe, Ritters von, Präses der Staatsprüfungen, Herrenhausmitgliedes etc. etc., also eines, wie man sieht, ausgezeichneten Fachmannes. Man sieht es freilich erst bei Betrachtung seiner Visitkarte oder seiner Adresse im Lehmann. Lässt man aber den Blick nach sogenannten Leistungen umherschweifen, so sieht man nichts — gar nichts. Von einer Erfindung oder Schrift ist keine Rede, aber selbst nicht einmal ein Bau, die Einrichtung einer Fabrik zeigt sich auf dem engen Horizonte.

Warum also diese Ehrungen, die stetig und sicher auf dies gewaltige Haupt herabträufeln? Fama hat den Grund erkannt. Professor Hauffe ist Gemahl der Tochter des Schlosshauptmannes von Laxenburg, und so kommt es, dass ein Herr, der das ganze Jahr die Zeichensäle nie betritt, dafür aber seine Hörer durch inhaltslose Vorträge auf das gründlichste langweilt, die erste Stelle der maschinenbaulichen Fachschule innehat, während sich der wirklich tüchtige und durch seine Leistungen und Schriften auch im Ausland bekannte Radinger mit der zweiten Flöte begnügen muss.

Wie aber hängt dies alles mit der unbesetzten Kanzel zusammen? Auf die einfachste Weise von der Welt. Das Protectionskind Hauffe protegiert nämlich selbst. Den Anfragen des Ministeriums, ob ein passender Bewerber, ein würdiger Lehrer für die leergewordene Kanzel vorhanden sei, setzt er stets Ausflüchte aller Art entgegen, denn er will, dass diese Stelle — seinem Constructeur zugewendet werde. Während in Karlsruhe ein Grashof, in Berlin und München die tüchtigsten Männer für diese für den Maschinenbau außerordentlich

wichtige Lehrkanzel ausersehen wurden, lässt man in Wien die Stelle seit zwei Jahren unbesetzt, um sie endlich einem jungen Mann ohne Praxis und ohne Verdienste verleihen zu können.

Mein Gewährsmann hofft, es werde durch rechtzeitige Bekanntgabe dieses beschämenden Factums gelingen, dem erbärmlichen Treiben ein Ende zu machen. Ich kann diese Zuversicht nicht theilen. Unser Unterrichtsminister ist ein so fanatischer Gönner aller Mittelmäßigkeiten, dass es nie möglich sein wird, ihm auszureden, die erste technische Hochschule Oesterreichs könne nur unter der Aegide der Herren Hauffe und Perger gedeihen. Herr v. Hartel versteht vom Maschinenbau fast so wenig wie Herr v. Hauffe, und so mag es zu erklären sein, dass ihm, der überdies jetzt so sehr mit der Sorge für die moderne Kunst belastet ist, die Verwaltung technischer Fächer belanglos erscheint. Vielleicht beneidet er auch Herrn v. Hauffe um seine gesellschaftliche Beliebtheit. In Banquiersalons selbstverfertigte Couplets zum besten geben und sich selbst dazu auf dem Clavier mit einem Finger begleiten: das sind Fähigkeiten, die nicht jedem Maschinenbauer gegeben sind und — bei allem Respect vor der Vielseitigkeit des Herrn v. Hartel — auch nicht jedem Unterrichtsminister . . . Um aber das Bild des Herrn v. Hauffe vollständig zu machen, sei noch erwähnt, dass er, während sein College Radinger über wichtige Fragen entscheidet, beständig selbst construiert und consultiert wird, in seinen prächtig eingerichteten Vorstandszimmern sitzt und Cigarren raucht, und dass er gelegentlich der feierlichen Vorstellung der Staatsprüfungs-Candidaten regelmäßig einen ergötzlichen Ausspruch von sich gibt. Nach einigen Gemeinplätzen über Prüfungen im allgemeinen und die zweite Staatsprüfung im besondern pflegt er zu bemerken: »Ich persönlich bin principiell gegen jede Prüfung, da diese gar nichts über das Wissen der Hörer entscheidet. Ich habe dieser Meinung auch gelegentlich der Enquête

bei Sr. Excellenz dem Herrn Minister Ausdruck gegeben, aber die anderen Herren waren gegen mich und für die Prüfungen.« »Herr Prof. v. Hauffe gegen die Prüfungen, dieser typische österreichische Hofrath als Pionnier neuer, moderner Gedanken! Ich wünschte nur«, schließt mein Gewährsmann, »die Entschuldigungen zu hören, die er bei Sr. Excellenz vorbringen dürfte, wenn Sie diese Zeilen veröffentlichen.«

*

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr! Im vorigen Winter brachten Sie einen treffenden Artikel über die Fähigkeiten einiger an der technischen Hochschule in Wien Hauptfächer docierenden Lehrkräfte. Vielleicht ist es für Sie von Interesse, jetzt auch einiges von den localen Zuständen an unserer technischen Hochschule zu erfahren. Zur Langeweile hat sich nämlich Lebensgefahr gesellt. Man ist an unserer Hochschule seines Lebens nicht mehr sicher. Heute Nacht (14.–15. December) stürzte nämlich der Plafond des Hörsaales Nr. 10, eines der größten und meist frequentierten, ein. Kaum sieben Stunden früher war der Saal von Studenten bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Die Thatsache an sich ist ein Scandal, doch ich will darüber keine Worte verlieren und nur dem Einwurf begegnen, man hätte — im Falle der Anwesenheit von Menschen — früher ein Aechzen und Krachen des einstürzenden Plafonds hören müssen, und so wäre noch eine rechtzeitige Flucht möglich gewesen. Bei sämmtlichen Hörsälen der technischen Hochschule gehen die Thüren nach innen auf, und unter solchen Umständen würde rasches Hinausdrängen die Gefahr einer Panik bedeuten. Sogar der erst vor zwei Jahren neu errichtete Hörsaal Nr. 18, der größte, amphitheatralisch gebaute, für 350 und mehr Hörer berechnete Saal, besitzt nur zwei kleine, schmale Gänge zum Entleeren der Bänke und oben zwei schmale Thüren, die, nach Innen zu sich öffnend, nur einer Person Raum zum Passieren geben. — Doch wenn man an der heutigen Unglücksstelle die herabgefallenen Traversen besieht, merkt man, dass nur die eine in der Mitte gebrochen ist, die anderen aber unversehrt herabgestürzt sind. Das deutet darauf hin, dass nicht vielleicht bloß ein Morschwerden der Traversen an dem Unfalle schuld sei, sondern dass sie von

vornherein zu kurz waren, an den Enden schlecht auflagen und, überdies morsch geworden, schließlich herabglitten. Und das geschieht in einem Locale, in dem kurz vorher über »Baumechanik« dociert wurde . . .

In einem der Hörsäle der technischen Hochschule hängt seit Neuestem eine große Tafel mit der Aufschrift: »Achtung vor Dieben!«; kurz vorher wurden daselbst Winterröcke gestohlen. Vielleicht könnte man auch in jedem Hörsaal eine Tafel anbringen: »Achtung! Gefahr!! Beim Einstürzen des Plafonds haben sich die Herren Studierenden, falls es überhaupt noch möglich ist, schnellstens bei den Thüren hinaus zu begeben.« — Wenn dies aber nicht geschieht, sollte man wenigstens Unfallversicherungen, vielleicht zum Preise von 2 *K*, in der Rectoratskanzlei erhalten, damit die Hinterbliebenen derer, die während einer Vorlesung der Herren Perger oder Hauffe nicht an Langeweile sterben durften, sondern bei der Erfüllung ihres Berufes den Heldentod fanden, etwas davon haben. Vielleicht erachten Sie, sehr geehrter Herr, diese schmählichen Thatsachen der Bekanntgabe würdig.

Ein Hörer der techn. Hochschule.



Jókai Mór als Versicherungsagent.

Seine Vielseitigkeit ist es, die den großen ungarischen Nationaldichter zum Liebling der cis- und transleithanischen Schmockpresse gemacht hat. Aber diese Presse führt uns den Unverwüstlichen immer nur als glühenden Poeten vor, dem sein reichbewegtes Innenleben noch in späten Jahren Lebensfreude und einen Liebesfrühling beschert hat. Jókai, der zärtliche Ehemann: so heißt das Thema, das seit Jahr und Tag mit einer von dem Betroffenen besonders geschätzten Indiscretion in den Spalten unserer Zeitungen abge-

wandelt wird. Und die Organe, die mit Vorliebe die Interessen unseres auswärtigen Amtes, also die der ungarischen Reichshälfte, vertreten, sind besonders eifrig im Schüren der Liebesgluten des Dichtergreises Jókai. Seine Johannistriebe sind sozusagen officiös und erfreuen sich der besonderen Pflege durch die Herren Dóczi und Falk, durch die Politiker der ‚Neuen Freien Presse' und des ‚Pester Lloyd'; denn es handelt sich im Grunde darum, uns Oesterreichern die Kostbarkeiten der ungarischen Nation näherzubringen. Und wenn Herr Jókai nach irgendeinem Ereignisse — sei es der Tod der Kaiserin von Oesterreich oder das Regierungsjubiläum des Kaisers — in »diesseitigen« Blättern das Wort ergriffen hat, so wird uns schleunigst aus der jenseitigen Reichshälfte herübertelegraphiert oder »geblasen«, dass der Dichter doch noch nicht so ganz senil sei und eben wiederum sein junges Liebesglück voll und ganz empfunden habe. Das kehrt so in regelmäßigen Intervallen wieder. Und als kürzlich gar die Gräfin Lonyay sich mit Jókai über principielle Herzensfragen auseinandersetzte, war des beifälligen Rauschens im liberalen Blätterwalde kein Ende. Nur eine, von den Zeitungsleuten vielleicht am meisten geschätzte Seite des Poeten wird vor unseren neugierigen Blicken grundsätzlich verhüllt: Jókai Mór als Versicherungsagent. Ich habe keinen Beruf zum Verhüllen, und so verrathe ich denn, dass Herr Jókai zwischen der Poesie und dem jungen Liebesglück noch reichlich Zeit zum Acquirieren von Versicherungskunden findet. Der feurige Nationaldichter ist auch Directionsrath der Assicurazioni Generali, und in dieser Eigenschaft hat er vor einiger Zeit — in Zehntausenden von Exemplaren — das nachstehende glühende Circular an seine Leser versendet:

Sehr geehrter Herr!

Den Ansprüchen der neueren Zeit entsprechend, hat meine Gesellschaft die Versicherung gegen Einbruch und Diebstahl in ihren Wirkungskreis aufgenommen.

Durch eine derartige Versicherung kann jeder sein Vermögen gegen böse Absichten am erfolgreichsten schützen, und so ist sie besonders empfehlenswert sowohl für Private als für Gesellschaften und Unternehmen.

Behufs Abschlusses einer Versicherung kann ich Ihnen meine des besten Rufes sich erfreuende Gesellschaft aufrichtigst empfehlen.

Hochachtungsvoll

Dr. Maurus Jókai
als Directions-Rath
der Triester allgem. Versicherungs-Gesellschaft
(Assicurazioni Generali).

Das Circular war in ungarischer und deutscher Sprache abgefasst, und jedes Exemplar wurde, wiewohl es in Steinschrift gedruckt war, mit einer Portion Streusand dem Adressaten ins Haus geschickt. Es sollte der Eindruck eines Autogramms von ihm, Maurus Jókai, dem Dichter und Herzenseinbrecher, erweckt werden ...

* * *

Nach Tagen der Dürre, da alles nach einem Tropfen Reclame lechzte und die Coulissenmenschheit an den leeren Kunstrubriken der Tagesblätter zu verschmachten schien, haben endlich die Zeitungsgötter erquickenden Notizenregen gespendet. Vorbei die Zeiten, wo »ein Hofschauspieler« für »einen andern Hofschauspieler« einspringen und »eine Hofschauspielerin« wegen Unpässlichkeit absagen musste. Jetzt ist es wieder Herr Sonnenthal, der zum erstenmal nach seinem Urlaube als »Nathan« auftritt und den »rauschenden« Beifall vergangener Tage erntet, und jede Hofschauspielerin kann mit Genugthuung wieder ihre specielle Unpässlichkeit bestätigt finden, zu deren Ausübung sie sich so lange eines schmählichen Incognito bedienen musste. Die Götter zürnen nicht mehr, ihre Rache ist befriedigt, und der nächste Concordiaball wird glänzend besucht sein.

Ist beim Versöhnungsfeste feierlich geopfert worden? Etwa die Würde und Reputation des Schauspielerstandes? Man munkelt dies und das. Würde und Reputation zu vertheidigen, hatten sie, die in einer Zeitung beschimpft waren, den Ball der allzeit solidarischen Schmöcke zu besuchen mit Recht verweigert. Jetzt, heißt es, wären sie zu Kreuze gekrochen, hätten selbst die Hand zur Versöhnung geboten, ein devotes Schreiben an die »Concordia« gerichtet, die, des langen Haders müde und des Coulissenklatsches selbst bedürftig, ihrerseits wiederum ein »Aufklärungs«-Schreiben erlassen habe u. s. w. Das Ganze aber sei von den Herren Siegfried Löwy und Steinbach, die ihre Stellung am Biertische des Burgtheaters im »Löwenbräu« gefährdet sahen, »arrangiert« worden. Wenn's wahr ist, so ist es traurig und gibt den Pessimisten Recht, die da meinen, dem in Unfreiheit glücklichen fünften Stande sei nicht zu helfen. Wenn's nicht wahr ist, erwarte ich eine Berichtigung und werde sie mit freudiger Genugthuung zum Abdrucke bringen. Wie ich mir aber dann die Reclamen, die seit einiger Zeit wieder aus den Theaterrubriken quillen, erklären werde, weiß ich heute noch nicht. Irgendwie und irgendwann wurde irgendetwas geopfert. Und es dünkt mich nicht unglaubhaft, dass sich die »Rache des Ballcomités« in ein Siegesbewusstsein der das Notizenglück spendenden Mächte verwandelt hat.

* * *

Ich erhalte die folgende merkwürdige Zuschrift:

Geehrte Redaction!

Erlaube mir die Mittheilung zu machen, dass ich meinen abgelaufenen Vertrag mit der Firma Schalek wieder erneuert habe und dieselbe angewiesen habe, sich sofort mit allen von ihr bisher gestrichenen Wochenblättern in Verbindung zu setzen und schon ab 1. Jänner 1901 wieder unsere Annonce aufzugeben.

Hochachtungsvoll

Wien, 26. December 1900. Die Direction des Wiener Colosseums.

Es ist mir nicht ganz klar, warum die Direction des Wiener Colosseums auch der Redaction der ‚Fackel‘ ein Exemplar des hektographierten Circulars zukommen ließ. Ich kann doch nicht annehmen, dass es ihr darum zu thun ist, den redactionellen Theil der ‚Fackel‘ zu bereichern. Ihr ist lediglich an der Bereicherung der Administration einer Zeitung gelegen, und sie hat freilich das richtige Gefühl, dass sie bei Wiener Blättern am besten fährt, wenn sie den geistigen Leiter von dem mit der Administration abzuschließenden Geschäfte verständigt, wenn sie das Geschäft dem Redacteur direct anträgt. Auch bei der ‚Fackel‘ hat sich dieser kürzere Weg bewährt. Würde die Direction des Colosseums der Administration der ‚Fackel‘ ein Inserat zukommen lassen, so wäre das Verfahren immerhin ein umständliches. Das Inserat würde mir vorgelegt, sodann von mir abgelehnt und dann erst der Aufgeber des Inserats durch die Administration von meiner Abneigung gegen geschäftliche Transactionen mit Variétés verständigt werden. So aber bin ich in der Lage, selbst zu antworten und principiell wieder einmal meinen Standpunkt in der Annoncenfrage zu betonen: Ich halte es für unanständig, für Geld zu inserieren, was einer redactionellen Besprechung vorbehalten sein muss oder vorbehalten sein könnte. Somit sind z. B. Ankündigungen von Actiengesellschaften oder von Theater-, Concert- und Variétéleitungen ein- für allemal aus dem Annoncentheile der ‚Fackel‘ verbannt. Die Direction des Colosseums kann es sich also ersparen, ab 1. Jänner 1901 die Firma Schalek anzuweisen, sich mit mir in »Verbindung« zu setzen. Aus der Zuschrift des Colosseums ist aber — und darum habe ich sie abgedruckt — noch manches andere für die Oeffentlichkeit Interessante zu entnehmen. Zunächst also: In Wien werden die Redactionen verständigt, wenn ein Tingl-Tangl seinen Vertrag mit einem Annoncenbureau erneuert hat. Sodann: Die Wochenblätter waren bisher ganz oder theilweise von

der Firma Schalek »gestrichen«, und die Direction des Colosseums beeilt sich, diesen für die Freiheit der Wiener Meinungsäußerung empfindlichsten Censurstrich wieder aufzuheben. Was mag da vorgefallen sein? Der Eifer sieht verdächtig dem Friedensbedürfnis des vom Kampfe Ermatteten ähnlich, und das Schreiben klingt beinahe rührend, wie die Ankündigung der Entschädigungssumme, deren Leistung der brutale Sieger als Friedensbedingung aufgestellt hat. Wie müssen diese »Wochenblätter« im Gebiete des armen Colosseums gehaust haben, als der Vertrag mit Schalek noch nicht erneuert war!...

* * *

An die Adresse der Herren Heuberger, Kauders u. s. w.

»Der selbstschaffende Künstler geräth beim Kritisieren nur zu oft in eine Verlegenheit, die uns Andere nicht behelligt. Wird der Componist einer erfolgreichen Oper oder Symphonie einen ganz aufrichtigen Lobredner in einem Collegen finden, von dem tagszuvor eine Oper oder Symphonie durchgefallen ist? Oder hat ein mittelmäßiger Componist unbarmherzigen Tadel zu fürchten von seinem kritisierenden Collegen? Die Pariser Kritiker haben, so weit meine Kenntnis reicht, fast immer die echt französische Tugend der Höflichkeit als oberste Pflicht empfunden. Damit machen sie sich das Kritisieren leicht und angenehm — auch leicht und angenehm dem Kritisierten. Es ist dies weniger persönliche Milde als nationales Gewohnheitsrecht. Hector Berlioz, der Mann mit der Tendenz und dem Charakterkopf eines Revolutionärs, hat als ständiger Kritiker des ‚Journal des Débats' Compositionen, die ihm doch persönlich langweilig oder widerwärtig waren, erstaunlich milde besprochen. ‚Glauben Sie kein Wort von dem, was ich Lobendes über die neue Oper des N. N. geschrieben!'

beschwört er seinen Freund H. Ferrand. Die Schönfärberei galt — wenigstens bis vor kurzem — als eine nationale Institution der Pariser Musikkritik. ‚Wie konnten Sie', fragte ich einst einen berühmten Pariser Kritiker, ‚so liebenswürdig über die gestrige elende Leistung des Tenoristen N. N. schreiben?' — ‚Mais, il n'était pas tout-à-fait sans mérite', lautete die Antwort. — ‚Aber was werden Sie thun, wenn er nächstens noch abscheulicher singt und spielt?' — ‚Alors, on se tait,' lautete die Antwort. Dieses Dann schweigt man' war die letzte Ausflucht — liebenswürdig, aber nicht unbedenklich. In neuester Zeit scheint sich Paris doch allmälig von dieser nationalen Schmeichel- und Heuchelkritik zu emancipieren, und ich konnte in meinem Bericht über die Wiener Orchesterconcerte der Herren d'Olonne und Anderer mit großer Genugthuung die sehr ungeschminkten Urtheile zweier Pariser Kritiker ersten Ranges, A. Pouget und O. Fouqué, über ihre jungen Landsleute citieren. Das sind freilich Kritiker, die nicht selbst componieren. Wie aber sollen sich z. B. die Herren E. Reyer, Bruneau, Joncières heraushelfen in ihren Besprechungen der distonierenden Sängerin A. oder des stimmlosen Tenors B., welche eben die Hauptpartien in einer neuen Oper von Reyer, Bruneau oder Joncières studieren? Sie darf man doch um Himmelswillen nicht reizen!«

Also schrieb (am 5. September) — Eduard Hanslick in der ‚Neuen Freien Presse'. Sein Redactionscollege Heuberger war in jenen Tagen mit einer Composition beschäftigt; sonst hätte er die Kritik, deren einleitende Worte ich citiert habe — Besprechung eines Buches von Saint-Saëns —, vielleicht selbst geschrieben. Herr Hanslick wird wohl nichts dagegen haben, wenn ich seine Wahrworte auch auf die producierenden Collegen von der dramatischen Abtheilung beziehe. Nur auf Herrn Bahr scheinen sie nicht ganz zuzutreffen. Er ist ein »selbstschaffender

Künstler«, geräth aber beim Kritisieren nie »in eine Verlegenheit«. Vielmehr hat er das Theater, auf dem er seine Stücke aufführen lässt, jederzeit mit solcher Beherztheit gelobt, dass kein Leser auch nur einen Moment die Empfindung hatte, er geniere sich ....

* * *

Die Goethe-Beleidigung.

Herr Wittmann erzählt, Napoleon habe zu Goethe gesagt: »Voûs-êtes un homme.« Der Zettelkasten des Herrn Wittmann ist in Verwirrung gerathen. Eingeweihte versichern, dass Napoleon bloß »Voilà un homme!« gesagt, und dass er diese Worte überhaupt gar nicht zu Goethe selbst gesagt hat. — Die ‚Arbeiter-Zeitung' hat Goethe aus den Fängen der Wiener Freisinnigen gerettet, indem sie ihn ausschließlich für das Verständnis des Proletariats in Anspruch nahm, das ja gegenüber dieser »verfaulten Bourgeoisie« sich noch den Sinn für die Erfassung der wichtigsten Culturaufgaben bewahrt hat. Und wenn die Leute auch zur Zeit noch nicht ganz reif sind, so werden sie doch allmählich an Habakuk, an der Beschimpfung jedes nicht unbedingten Parteigängers und an dem Anblick der täglichen Abschlachtung eines »Schweinepfaffen« zu Goethe erzogen werden. — Warum die ‚Neue Freie Presse' bei der Goethe-Enthüllung gleich nach dem Betheiligten die Concordia-Repräsentanz: Spiegl, Ehrlich und Sternberg, dann erst den Fürsten Max Egon Fürstenberg, dann den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften u. s. w. genannt hat? Warum sie bei der Enthüllung des Gutenberg-Monumentes den Präsidenten der »Concordia« fast an letzter Stelle nannte? Beim Gutenberg war Spiegl von zwei Redacteuren des ‚Neuen Wiener Tagblatt' flankiert; zur Strafe dafür konnte er — seine beiden Begleiter wurden natürlich überhaupt nicht angeführt — nicht neben Gutenberg stehen, nachdem er, von zwei Leuten der ‚Neuen Freien Presse' flankiert, das Glück genossen hatte, gleich neben Goethe zu stehen. — Die Antwort des Kaisers auf die Festrede des Herrn Bezecny war von Herrn Hartel verfasst.

* * *

Unsere Kunstkritiker können häufig nicht schreiben, öfter: nicht urtheilen, am öftesten: nicht sehen. Und es gibt unter ihnen solche, denen es gelungen ist, den dreifachen Mangel allmählich zur Eigenart auszugestalten. So steht heute Herr Hevesi — das Schreiben hat er am schnellsten verlernt — als eine ausgeprägte Individualität da, die am klarsten an der Kritik der Werke unserer Secession in Erscheinung tritt. In seine Fußstapfen trat nicht ohne Glück Herr Servaes, bei dem aber die Fähigkeit des Nichtsehenkönnens am stärksten entwickelt ist. Schon in den ersten Zeiten seiner Wiener Wirksamkeit konnte Herr Servaes nicht sehen, und er hat sich damals durch die Verwechslung einer Schneelandschaft mit einer Wüste als Kunstkritiker einen Namen gemacht. Seither verwechselt er häufig und mit immer wachsendem Erfolge, und neulich hat er es soweit gebracht, einen Sessel für eine Druckerpresse anzusehen. Er beschrieb das Gutenberg-Denkmal in der ‚Neuen Freien Presse' vom 18. December und versicherte, die Linke Gutenbergs ruhe »auf dem neben ihm stehenden Object seiner Erfindung, der Druckerpresse«. Ursprünglich war vom Bildhauer in der That eine Druckerpresse in Aussicht genommen. Herr Servaes hatte dies in einer Beschreibung des ursprünglichen Entwurfes gelesen, und als er anlässlich der feierlichen Enthüllung als Kunstkritiker vor das fertige Denkmal trat, sah er, wo die Augen aller anderen Beschauer klar und deutlich einen Sessel wahrnahmen, noch immer die Druckerpresse. Herr Servaes war eben besonders gut disponiert. Ich würde ihn, bedauernd, ein optisches Opfer der Secession nennen, wenn ich nicht in dieser seltenen Fähigkeit, rasch zu verwechseln und ohne jede Vorbereitung sofort das Richtige zu verfehlen, eine höhere Kunstfertigkeit anerkennen müsste. Ich bin jetzt überzeugt, dass Herr Servaes, im Gegensatze zu Hamlet, auch wenn der Wind südlich ist, einen Kirchthurm von einem Leuchtpfahl nicht unterscheiden kann . . .

* * *

Die Tagespresse hat der Wiener Oeffentlichkeit unter den Weihnachtsbaum besondere Ueberraschungen gebreitet: Sie war nämlich in ihren Festnummern noch dümmer und widerwärtiger als sonst.

Das ‚Neue Wiener Tagblatt' liebt es vor allen anderen, bei feierlichen Gelegenheiten sich im vordern Theile mit fremden Federn

zu schmücken (der Hintertheil bleibt sich immer gleich). Am Weihnachtstage kam es seinen Lesern mit einem sonderbaren Gemisch. Vorne: Friede den Menschen auf Erden — rückwärts: Absteigquartiere, damit es ihnen wohlergehe. Aber der Vordertheil trug auch an sich das Gepräge wohlberechneter Abwechslung: Eduard Sueß, Ferdinand Saar, Mark Twain, Bret Harte u. s. w. Den kürzesten Beitrag hatte Mark Twain geliefert: eine Absage, die Herr Wilhelm Singer, um doch den Lesern etwas zu bieten, im Feuilletontheil veröffentlichte. Singer wollte zeigen, dass Mark Twain, der während seines Wiener Aufenthaltes von der ‚Neuen Freien Presse‘ förmlich in Pacht genommen war, auch für ihn zu haben sei; er wollte, da Loubet, Deschanel u. s. w. bereits ausgeschrotet waren, seinen Lesern einmal englisch oder gar amerikanisch kommen, und so lud er Herrn Mark Twain ein, etwas für die Weihnachtsnummer beizutragen. Der große Humorist aber sandte statt eines Artikels einen »Weihnachtsgruß« nach Wien, dessen kurzer Inhalt also lautete: »Glück und Wohlergehen allen meinen Freunden im ganzen Kaiserreich. Dasselbe wünsche ich meinen Feinden — am Weihnachtstag, aber nicht einen Tag länger.« Den Liebhabern jüdischer Anekdoten wird dieser Geistesblitz des amerikanischen Humoristen, der — wie man jetzt erkennt, nicht mit Unrecht — ursprünglich Samuel Longhorne geheißen hat, einigermaßen bekannt vorkommen; er erinnert auffällig an den frömmsten Wunsch der Bewohner des Schottenring: »Hundert Jahr' sollen Sie alt werden, aber gleich!« Bleibt nur zu untersuchen, ob Mark Twain schon durch den längeren Verkehr mit der ‚Neuen Freien Presse‘ auf diesen Ton gestimmt wurde oder ob ihm erst das Einladungsschreiben des Herrn Singer die entsprechende Inspiration gebracht hat.

Das ‚Extrablatt‘ — die schlecht illustrierte Hacke — gab vor, 130.000 Exemplare von der Weihnachtsnummer auf den schwer betroffenen Markt geworfen zu haben. Ein Füllhorn Julius Löwy'schen Volkshumors ward wieder einmal auf die ahnungslosen Familien unserer Einspännerkutscher und Wasserer ausgeleert. Diesmal gab's aber auch eine Separatbeilage: nur für Kinder! Hier war der rührenden und belehrenden Erzählungen kein Ende. Aber wenn das Kind schließlich umblätterte, gewahrte es den reich illustrierten Prospect des »Wiener Ballhauses«, worin die Herrlichkeiten dieser Stätte nächtlicher Freuden in hohen Tönen gepriesen waren.

Die ‚Neue Freie Presse': Ein vom Geiste Wippchens dictierter Leitartikel, in dem der Börsenwöchner die baldige Wiedergeburt des Liberalismus weihevoll ankündigt. Ein festlicher Staberl, mit einem bis zum Schwachsinn geschärften Erinnerungsvermögen. Ein echter st—g, an dem man erst seine Freude hatte, wenn man ihn zeilenweise zerlegte und den schönen Satz festhielt: »Ein besonders schönes Exemplar ... ist ein heiterer, ein lustiger Wurstel ... Ein Patent hat sich sein glücklicher Erfinder auf ihn genommen. Er ist dessen Lieblingswurstel, er ist ihm, wie jener erklärt, ans Herz gewachsen.« Aber das kann man schließlich jetzt jeden Sonntag haben. Der festliche Anlass verlangt etwas besonderes. Und so wurde denn eine literarische Beilage hergestellt, die oben ein Stimmungsgedicht an den Paprika-Schlesinger, unten eine Novelle von Arthur Schnitzler enthielt. Zur Erhöhung der Pikanterie fehlte in dem größten Theile der Auflage der Schluss der Novelle, und der Leser musste sich an dem Gedichte des Paprika-Schlesinger, das vollständig war, schadlos halten. Von einem Proteste des Dichters — oder seiner fünf Kritiker — gegen diese feinsinnige Placierung und die technische Sorgfalt, die der Novelle von der ‚Neuen Freien Presse' gewidmet ward, hat noch nichts verlautet. Dagegen soll der Paprika-Schlesinger sich bei der Administration über die seltsame Zusammenstellung beschwert haben. Die Stimmung, die das Gedicht erzeuge, werde durch den andern Beitrag zerstört. Die Ausfälle Schnitzlers gegen das Militär seien der Firma höchst peinlich gewesen. »Wie?« — schloss das Schreiben — »Oberm Strich müht sich unser Hausdichter ab, in klingenden Versen die Herren Officiere für unsere Reit- und Jagdstiefel zu interessieren, und unterm Strich deutet Schnitzler an, dass die Cadettenschüler hinausgeworfene Gymnasiasten sind? Möge die geschätzte Administration nicht vergessen, dass das Blatt ohne die Dichter leben kann, aber nicht ohne die großen Geschäftsfirmen!«

* * *

Ich erhalte die folgenden Zuschriften:

Geehrter Herr! Ihr geschätztes Blatt sollte sich doch einmal mit der Person des Herrn Regierungsrathes Neumann beschäftigen. Das ist doch entschieden eine der interessantesten Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft. Ein Leser.

*

Euer Wohlgeboren! Als guter Freund rathe ich Ihnen, Herrn Regierungsrath Neumann in ihrem gesch. Blatte nicht zu attaquieren. Es könnte vielleicht für Sie Folgen haben, die Sie selbst nicht voraussehen. Spectator.

Herr Regierungsrath Neumann: Ich bin nicht näher über ihn informiert. Aber gegen ihn spricht: 1. dass er Leiter des finanziellen Theiles des ‚Fremdenblatt' ist, 2. dass sich niemand in Wien erinnert, von ihm, der eine große Rolle in der ‚Concordia' spielt, schon zehn Zeilen Gedrucktes gelesen zu haben, 3. dass er der journalistische Vertrauensmann des Herrn v. Taussig ist, 4. dass er deshalb Regierungsrath wurde, 5. dass man sich in Wien darüber den Kopf zerbricht, in welchem Verhältnisse sein fürstliches Einkommen zur Dividende der »Elbemühl« steht, 6. dass er mich seit der Gründung der ‚Fackel' besonders freundlich grüßt, und endlich 7. der Brief des Herrn Spectator, in dem ich eine ganz neue Art, Angriffen oder — wie der Herr es nennt — »Attaquen« vorzubeugen, erblicke. Sonst ist mir über Herrn Regierungsrath Neumann nichts Nachtheiliges bekannt.

* * *

Liebe Fackel!

Gräfin Lonyay fuhr vor kurzer Zeit nach Pest und bestellte sich mit dem Rechte, das eben jeder dafür zahlende Passagier hat, ein reserviertes Coupé I. Classe.

Einige Tage später kam an die Direction der Staatseisenbahn-Gesellschaft ein geharnischtes, höchsteigenhändiges Schreiben des Grafen Lonyay, worin er sich bitter beschwert, dass seiner Gattin nicht der Hofwartesaal geöffnet wurde, sondern dass sie — horribile dictu — den »gewöhnlichen« I. Classe-Wartesaal benützen musste.

Um ein derartiges, wirklich höchst sonderbares Vorkommnis in Zukunft zu vermeiden, empfiehlt es sich, dass bei der nächsten Directorenconferenz die geschäftsführende Verwaltung den Antrag stelle: »Es seien auf allen Wiener Bahnhöfen zwei Hofwartesäle einzurichten, wovon einer im Sinne der diesbezüglich geltenden Bestimmungen für die Mitglieder des Kaiserhauses zu reservieren sei . . . . .« ?

*

Liebe Fackel!

Du hältst Herrn Noske nicht für einen berufenen Vorkämpfer des Liberalismus? Lass' ihn doch auch gelten! Herr Otto Erich Hartleben sagt ja nicht mit Unrecht in seinem »Rosenmontag«: »Es kann nicht bloß Officiere, es muss auch Versicherungsagenten geben.«

* * *

[Personal-Nachrichten.] Moriz Handl, der aus Nr. 47 der ‚Fackel' bekannte frühere Londoner Correspondent der ‚Neuen Freien Presse', wird den Neujahrstag in Wien bei Benedict & Bacher zubringen, um mit ihnen einig zu werden, ob seine derzeitigen Berichte aus Berlin des besseren Incognito wegen mit m. h., M. H. oder Dr. H—l signiert werden sollen. Die Rückreise wird Handl via London machen, um dort die stockbrokers J. Mayer and Co. bezüglich der Kleinigkeit von 8562 Pfd. Sterling 10 Shilling zu interviewen. — Am zweiten Weihnachtstage russischen Stils wird Angelo Eisner von Eisenhof in der russischen Kirche (Rennweg) anlässlich der Wiedergenesung des Zaren die russische Volkshymne singen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Jurist. Zu dem Geschwornenurtheil im Process Steinwender-Pacher und anderen Jury-Urtheilen der letzten Zeit bemerken Sie, es habe von allem Anfang an nicht an Warnern gefehlt, die das aus englischen Verhältnissen hervorgegangene, auf englischem Bürgersinn und Ordnungsprincip fußende Institut für das politisch und national zerklüftete Oesterreich als unannehmbar hinstellten. Der trostlose Zustand der josephinischen Criminalgerichtsordnung rief aber doch Reformbestrebungen hervor, die sich den französischen Strafprocess, wie er in dem Code d'Instruction criminelle von 1808 ausgebildet ist, zum Vorbilde nahmen. Zu positiven Erfolgen konnten indes diese Bestrebungen erst infolge der Bewegung des Jahres 1848 gelangen. Vorerst wurde die Jury in Presssachen eingeführt, dann stellte die Reichsverfassung vom 4. März 1849 die Principien des neuen Strafprocesses auf und gewährleistete die Schwurgerichte. Jedoch schon am 11. Jänner 1852 wurden die Schwurgerichte wieder abgeschafft; seit 1861 bis 1872 wurden dann nicht weniger als 10 neue Entwürfe einer Strafprocessordnung eingebracht, bis endlich Glaser die jetzt geltende Strafprocessordnung im Jahre 1873 durchsetzte. Wie wenig Vertrauen übrigens dieser berühmte Rechtslehrer den neu activierten Geschwornengerichten entgegen-

gebracht habe, gehe aus den folgenden charakteristischen Stellen seines bekannten Erlasses an die Staatsanwaltschaften vom 25. November 1873 hervor: Die Vorträge sollen auf den Verstand der Geschwornen einwirken, sie zur denkenden Beurtheilung des Beweismaterials anleiten ..... es muss ihnen immer von neuem eingeprägt werden, dass sie nicht das Recht haben, Willkür zu üben, vermeintliche Mängel der Gesetze zu verbessern, ihren politischen, nationalen, religiösen Anschauungen Geltung zu verschaffen ..... solle nicht die Sicherheit des Ganzen und die jedes Einzelnen schwer gefährdet werden.... — Die Erfahrung lehrt leider, meinen Sie, dass die Geschwornengerichte längst verlernt haben, die Glaser'schen Ermahnungen zu beherzigen. Es sei z. B. bei bäuerlichen Jurys zur Regel geworden, jeden wegen Brandlegung oder Pferdediebstahls Angeklagten unbedingt schuldig zu sprechen und auf diese Weise die theoretisch längst abgeschaffte, praktisch nicht umzubringende Abschreckungstheorie ausgiebigst anzuwenden. Dasselbe gelte in Städten für zweifelhafte Börsenoperationen, wogegen sich Defraudationen und Bauschwindel sehr weitgehender Rücksichtnahme erfreuen. In Presssachen gelte — siehe ‚Kikeriki' und ‚Glühlichter' — schon lange der römische Grundsatz: Si duo faciunt idem, non est idem. — Nun, im Falle Steinwender-Pacher ließe sich allerdings das Absehen von einem formal gelungenen Wahrheitsbeweis als ein gesundes Gefühl der Volksrichter rechtfertigen, die eben Uebertreibungen im Ton nicht ahnden wollen, wo ihnen eine gerechte Sache verfochten scheint. Herr Pacher hat wohl den stringenten Beweis, dass Herr Steinwender ein Mameluk der Regierenden sei, nicht erbringen können, und der Beweis einer derartigen Behauptung lässt sich wohl überhaupt nie erbringen. Aber das instinctive Erkennen, dass hier ein Abhängiger, der seit Jahren den Volksmann spielte, entlarvt worden sei, mag die Geschwornen bei ihrem Verdict wirklich geleitet haben. Und so ungeheuerlich es auch dem Juristen scheinen mag, ein Gericht, das kein Erkenntnisgericht ist, muss nicht immer aller Erkenntnisse bar sein .... Unanfechtbar bleibt, wie immer, nur die Schurkerei der liberalen Presse, voran natürlich der neuen freien. Der Gedemüthigte wird in den Staub getreten, der Verurtheilte erweckt ihre Entrüstung, und jetzt, da Steinwender »vom Blitze gefällt« ist, machen sie ihren Donner dazu.

Herrn Gemeinderath Lucian Brunner, Bekämpfer der Ausbeutung. Gestatten Sie mir, dass ich Ihre geschätzte Aufmerksamkeit auf die skandalösen Zustände in einer Wiener Zeitungsredaction lenke, deren Bekämpfung Pflicht eines jeden ehrlichen Demokraten ist. In dieser Redaction werden — ein Novum in der Geschichte der Ausbeutung durch die Presse — die Redacteure fast durchwegs nur von Woche zu Woche engagiert und wöchentlich bezahlt, so dass sie jeden Samstag gewärtig sein müssen, aufs Pflaster geworfen zu werden. Diese Wochenlöhne betragen — für eine vielstündige anstrengende Arbeit — 12 bis 14 fl. Einer der Herren, der täglich bis 8 Uhr abends in jener Redaction beschäftigt ist, erhält 10 fl. wöchentlich. Dem sauberen Chefredacteur fehlte ein Redacteur des Gerichts-

saales; er ließ sich einen — akademisch gebildeten und journalistisch versierten — Herrn kommen und bot ihm die Stelle an; aber gegen Zeilenhonorar. Dieses beträgt 2 bis 3 kr. Als der arme Teufel um ein — wenn auch noch so kleines — Fixum bat, schnauzte ihn der Chef an: »Ja, wollen die Herren auch noch einen Pensionsfonds?« Geradezu entsetzlich ist die Lage der Austräger. Sie erhalten für ihre vielstündige Tagesarbeit, die es ihnen unmöglich macht, einen Nebenverdienst zu finden, 3, sage drei Gulden für die Woche. Mit Thränen in den Augen erklärte jüngst einer von ihnen, ein verwendbarer und intelligenter Mensch, wenn es so weiter gehe, bleibe ihm nichts wie Selbstmord übrig. Nehmen Sie dazu, dass die Zeitung, von der hier die Rede ist, sich radical-demokratisch nennt und jede Ausbeutung rücksichtslos zu bekämpfen vorgibt, bedenken Sie ferner, dass der Chef vielfacher Millionär ist, dass er in seinem Organe die widerlichste Selbstberäucherung seiner Persönlichkeit betreibt, dass er selbst herumerzählt, er halte das Blatt in der gegenwärtigen Gestalt nur während der Wahlzeit, um ein Mandat zu kriegen — so werden Sie begreifen, dass hier sofort Remedur geschaffen werden muss. Sie, und kein anderer als Sie, hochverehrter Herr Gemeinderath, sind berufen, hier schleunige Abhilfe in echt demokratischem Sinne zu treffen, denn das erwähnte Blatt heißt ‚Volksstimme‘ und sein Chefredacteur und Eigenthümer **Lucian Brunner.**

Bürger in Holleschau. Sie fragen, wo die Fortsetzung des Gerichtssaalberichtes bleibt, den die ‚Neue Freie Presse‘ neulich über ein »Nachspiel zu den Holleschauer Excessen« gebracht hat? Zum Schluss fand sich damals die Bemerkung »Fortsetzung im Morgenblatt«. Da nun die Fortsetzung bisher nicht erschienen ist, möchten Sie am liebsten gleich allerlei vermuthen. Nun, es ist ja doch wirklich möglich, dass die ‚Neue Freie Presse‘ einmal nicht aus Unanständigkeit schweigt, sondern aus Schlamperei. Was sollte das Blatt in der Holleschauer Affaire geflissentlich zu verschweigen haben? Die Folgen eines Zwistes zwischen einem Bezirksadjuncten und einem jüdischen Ortsinsassen? In einer solchen Affaire ist doch die Stellung der ‚Neuen Freien Presse‘ von vornherein gegeben. Vielleicht befand sich der Schluss des Berichtes just auf jenem Blatte, das in einer der letzten Nummern der ‚Neuen Freien Presse‘ infolge eines technischen Malheurs einfach ausgefallen war.

Jingo. Im Anschluss an ein Citat aus einem Leitartikel, den die ‚Neue Freie Presse‘ über die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten gebracht hatte, schrieb die ‚Ill. Staats-Zeitung‘: »So viel Unsinn in so wenigen Zeilen! — — Ein Blatt von der Bedeutung der ‚Neuen Freien Presse‘ sollte besser unterrichtet sein und in ihrer Redaction wenigstens einen Menschen haben, welcher die amerikanischen Zustände und Einrichtungen genügend kennt, um sie vor so auffälligen Schnitzern zu bewahren, wie sie von diesem Weltblatt so häufig bei Besprechung amerikanischer Angelegenheiten gemacht werden.« Die Ansichten, die die ‚Neue Freie Presse‘ damals über die politische Stellung Ottendorfers geäußert hat, musste sie jetzt, da er gestorben, in einem

Feuilleton selbst berichtigen. Sie hatte ihn für einen Führer der ihr sympathischen corrupten Republikanerpartei gehalten, nahm aber neulich von Herrn Prof. Gomperz die Belehrung an, dass Ottendorfer die Candidatur des anticorruptionistischen Demokraten Cleveland unterstützt habe.

Herrn Palmer, Director der Länderbank. Bitte sich in Zukunft etwas mehr um die Bank und etwas weniger um Theaterangelegenheiten zu kümmern. Wenn Sie beweisen wollen, dass zwischen Ihnen und früheren Directoren der Länderbank ein Unterschied sei, so können Sie ja z. B. darauf dringen, dass die Achtmillionen-Affaire — oder fehlen neun? — endlich aufgeklärt werde, und müssen nicht gerade auf dem Gebiete des Theaters Ihren Einfluss entfalten. Lassen Sie sich's mit dem Ruhme genügen, dass es Ihnen gelungen ist, Frau Schratt, die Schmollende, aus Paris im Triumphe einzuholen und bis München zu bringen; Herr Wilhelm Singer ärgert sich ohnehin mehr als ihm zuträglich ist, dass er es bloß zu einem Brief der Frau Schratt gebracht hat. Können Sie sich mehr wünschen, als dass die Theatercensur Ihnen zuliebe, wie sie's kürzlich that, in einem Stück das Wort »Alpine Montan« streicht? Was geschehen ist, ist geschehen. Aber setzen Sie nicht Ihren Ehrgeiz darein, alle Fäden sämmtlicher Hoftheaterintriguen in Ihrer Hand vereinigen zu wollen. Neuestens scheinen Sie inofficiell gar die Leitung der Generalintendanz übernommen zu haben. Anstatt aber die faulen Zustände, die dort herrschen, zu sanieren, protegieren Sie die Nutznießer dieser Fäulnis. Mehr denn je treibt der bekannte Theaterpascha Wlassack sein Unwesen. Ein Eingeweihter versichert mir, man thue unrecht, die Cassiere der beiden Hoftheater dafür verantwortlich zu machen, dass Karten nie zu haben sind. Jedes von den Stammsitzabonnenten nicht behobene Billet muss zur Intendanz wandern, und Herr Hofrath Wlassack ist es, der darüber willkürlich verfügt. Während das Publicum für theures Geld keine Plätze erhält — es wird auch nach der Einführung des unsinnigen Postanweisungssystems keine erhalten —, theilt Herr Wlassack an seine Freunde und Freundinnen — man kann sie bei jeder Première auf den besten Plätzen sehen — Freikarten aus. Vor einiger Zeit wurde Herrn Wlassack nahegelegt, um seine Pensionierung anzusuchen. Er aber hatte die Geistesgegenwart, sich an Sie, den alles Ausgleichenden, zu wenden. Und Sie wussten auch hier Ihren Einfluss geltend zu machen. Es gelang Ihnen, die maßgebenden Personen zu bestimmen, von der sofortigen Beseitigung des Theaterpaschas abzusehen und ihm noch eine Frist von zwei Jahren zu gönnen, damit er nach Zurücklegung der vollen vierzigjährigen Dienstzeit die ganze Pension beziehen könne. Bis dahin müssen sich eben das Publicum und die Beamten der Generalintendanz noch manches gefallen lassen . . . Die Protection des Herrn Wlassack sei Ihre letzte theaterreformatorische That. Schon haben Sie sich eine Schlappe geholt, und Ihr Ehrgeiz, in Theaterdinge dreinzureden, ist an der harten Stirne des Directors Mahler gescheitert. Sie haben es trotz allem Wühlen beim Obersthof-

meisteramt nicht durchzusetzen gewusst, dass Herr Mahler sein Einlassverbot für Wagner-Opern zurückziehe oder wenigstens Sie als einzigen Störer auch nach Beginn der Vorstellung auf Ihren Orchestersitz lasse. Genug des Theatertreibens, und möge im Bereiche Ihrer Interessen die Coulisse wieder die Coulissen verdrängen! Wenn Sie nächstens zu einer Wagner-Oper zu spät kommen, soll man glauben, dass Sie sich im Bureau der Länderbank verspätet haben.

Wiener Kritiker. Der »Classicismus«, den Herr v. Wilamowitz bekämpft, ist das Verständnis griechischen Lebens und griechischer Kunst, das Winckelmann und Lessing den Deutschen erschlossen haben, Goethe ihnen vertiefte. Dass in der Aera Dukes', Mosses und Scherls dem Classicismus nicht mehr aufgeholfen werden kann, ist eine Ueberzeugung, die auch dann nicht erschüttert wird, wenn gerade in der Textbeilage zu Dukes' Annoncenanzeiger der Goethe'sche Geist unnütz citiert wird. Freilich muss nicht jeder zu Dukes' Fahne schwören, der uns die Griechen anders verstehen lehren will, als Goethe sie kannte; das hat ja auch ein Jacob Burckhardt, Nietzsche, Rhode versucht. Herrn v. Wilamowitz aber werfe ich eben vor, dass er ein Modernisierer der Griechen im Sinne seichter Anschauungen unserer Zeit ist. Von seinem Streben, dort oberflächliche Aehnlichkeiten hervorzuheben, wo es sich um die Erkenntnis tiefster Gegensätze handelt, zeugt jede seiner Schriften, die allerdings den Wiener Kritikern in vier Wochen unmöglich vertraut werden konnten. Von dem Laster moderner Analogien, die alles verdunkeln, haben sich wohl auch feinere Köpfe als Wilamowitz nicht strenge ferngehalten. Unangenehm genug macht es sich beispielsweise in den Anmerkungen breit, die Theodor Gomperz seiner glänzenden Abhandlung »Zu Heraklits Lehre« beigefügt hat. Aber nirgends ist diese gefährliche Neigung so sehr ausgeartet, wie in den Schriften des Herrn v. Wilamowitz. Und darum meinte ich: wenn wir schon die Griechen, die der große Heide Goethe liebte, nicht behalten sollen, so wollen wir jedenfalls keine mit Spreewasser getauften für sie eintauschen. Man konnte nicht ernstlich fordern, dass ich in einer kurzen Notiz über die Kritik der Orestie-Aufführung des Burgtheaters nebenbei auch noch den Laien über das Wesen des Griechenthums und die Wissenschaft des Herrn v. Wilamowitz belehre. Ich begnügte mich mit zwei Sätzen, die einen sachlichen Kern nur eben vermuthen ließen. Natürlich gibt es dann Leser, die sich auf ihre Weise dafür rächen, dass sie so harte Nüsse knacken sollen, und mich nicht verstehen. Ich nehm's nicht übel; ich weiß ja, es handelt sich um kein böswilliges Nichtverstehenwollen, sondern um ein ehrliches Nichtverstehenkönnen. Diese Ehrlichkeit will ich gerne damit lohnen, dass ich Ihre merkwürdige Zuschrift an mich, die S i e als vertraulich behandeln zu wollen geloben, auch meinerseits als vertraulich behandle und Ihren Namen nicht nenne.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

